UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Berthold Litzmann

Band 1

G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1911 ::

a.
16726

Ernst von Wildenbruch

Gesammelte Werke

Erste Reihe

Romane und Novellen

Erster Band

133673
24/8/14

G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1911 ::

Alle Rechte vorbehalten

Buchausstattung von
Hugo Steiner-Prag

Druck von Fischer & Wittig
:: in Leipzig ::

Vorwort

Durch die Gesamtausgabe der Werke Ernst von Wildenbruchs wird zum erstenmal auch denen, die die einzelnen Phasen seines dichterischen Schaffens miterlebt haben, die Möglichkeit geboten, seine Lebensarbeit als Ganzes zu überschauen und zu würdigen.

Nicht jedes Lebenswerk besteht vor solchem zusammenfassenden Überblick der Mit- und Nachwelt, und mehr als einem, den die Woge des Tages eine Zeitlang emportrug, ist die krönende Gesamtausgabe zu einem Stein geworden, der sich über dem Hügel eines Toten erhebt. Der aber, der hier spricht, lebt und wird leben, auch wenn wir, die seine Zeitgenossen und Freunde waren, nicht mehr von ihm und für ihn zeugen können. Sein Werk ist, mag man im einzelnen mit seinen Ausdrucksformen rechten, über den Wert dieser oder jener Dichtung verschiedener Meinung sein, als Ganzes so fest verankert in das deutsche Geistesleben der letzten vierzig Jahre, daß, wer den Herzschlag unseres Volkes in dem Menschenalter, das der Gründung des Reiches folgte, erlauschen will, immer wieder auf ihn wird zurückgehen müssen, auf ihn, nicht als Schöpfer eines einzelnen Werkes, sondern als Träger und Verkörperer der Ideen und Kräfte, die Deutschland groß gemacht haben.

In jeder großen Freude,
In jeder großen Not
Gewärtig seinem Volke,
Lebendig seiner Zeit.

Ihm selbst war es nicht beschieden, diese abschließende Arbeit der Sammlung seiner Werke auch nur in Angriff zu nehmen, und so blieb es dem überlebenden Freunde aufbehalten, ihm diesen letzten Liebesdienst zu erweisen.

Im Einverständnis mit seiner Witwe, der treuesten und verständnisvollsten Hüterin seines Erbes, sind in die „Gesammelten Werke“ alle diejenigen vollendeten Dichtungen aufgenommen worden, die er selbst bei seinen Lebzeiten im Buchhandel veröffentlicht und dadurch sich zu ihnen bekannt hat. Ausgeschaltet blieben infolgedessen jene — übrigens verhältnismäßig nicht zahlreichen — Dramen, die nur als Bühnenmanuskript gedruckt wurden.

Aus seinem Nachlaß erscheint zum erstenmal gedruckt das Trauerspiel „Ermanarich“, das als mächtiges, ihm tief ins Herz gewachsenes Zeugnis seiner letzten Lebensarbeit hier nicht fehlen durfte.

Die Anordnung ist im wesentlichen chronologisch. Dabei erschien es aber zweckmäßig, die Dramen für sich und die Romane und Novellen für sich in zwei Reihen zu ordnen, von je neun und sechs Bänden. In der Reihe der Romane und Novellen sind die, Motive aus dem Seelenleben des Kindes behandelnden, Erzählungen in einem Band für sich zusammengestellt. Der letzte Band der Dramen bringt außer den von ihm selbst veröffentlichten Jugendwerken noch einige Dramen und Dramenentwürfe der Frühzeit, die für die Entwicklung des Dramatikers bedeutsam und daher der Aufnahme in die Gesamtausgabe wert erschienen. Eine dritte Reihe bringt in zwei Schlußbänden außer den beiden Heldengedichten „Vionville“ und „Sedan“ die aus den Handschriften stark vermehrten nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordneten lyrischen Gedichte, ferner die Humoresken, eine Anzahl von Skizzen in Prosa und ausgewählte Reden und Ansprachen. Für den Text der Ausgabe war maßgebend der Druck der letzten Hand, d. h. die letzten zu seinen Lebzeiten erschienenen und von ihm selbst durchgesehenen Einzeldrucke. Zur Vergleichung aber wurden herangezogen die Handschriften — soweit sie erreichbar waren — und die ersten Drucke. Mit diesen Hilfsmitteln, über deren Bestand und Art am Schlusse jedes Bandes berichtet wird, war es möglich, viele eingeschlichene, zum Teil schon aus Verlesen der Handschriften stammende Druckfehler zu berichtigen. Im übrigen aber wurde der Text des letzten Druckes auch in solchen Fällen beibehalten, wo die ursprüngliche Fassung dem Herausgeber vielleicht glücklicher erschien, wenn aus dem Zusammenhang deutlich hervorging, daß es sich um eine, vom Dichter mit vollem Bedacht vorgenommene Änderung handelte. Über die im einzelnen hierbei befolgten Grundsätze und gemachten Beobachtungen wird noch an anderer Stelle zu berichten sein. Einen vollständigen kritischen Apparat, oder auch nur eine Auswahl der Lesarten regelmäßig zu geben, verbot sich mit Rücksicht auf die dieser Ausgabe räumlich gesteckten Grenzen. Doch sind gelegentlich, namentlich bei den Dramen, die häufig nach ihrem Erscheinen auf der Bühne oder im Druck tiefer greifende Umgestaltungen zu wiederholten Malen erfahren haben, auch in größerem Umfang frühere Fassungen und Parallelredaktionen anhangsweise mitgeteilt.

Haus Tanger, Neu Globsow i. d. M.
3. September 1911

Berthold Litzmann

Inhalt

Seite

Vorwort V
Einleitung VIII
Das Riechbüchschen 1
Der Meister von Tanagra 33
Franceska von Rimini 121
Vor den Schranken 217
Brunhilde 299
Die Danaide 353
Die heilige Frau 401
Der Astronom 465
Grundlagen des Textes 581

Einleitung

Die in diesem Bande vereinigten Novellen stammen, mit Ausnahme der ersten, aus den Jahren 1879—86.

Schon bei ihnen tritt, als für Wildenbruchs Novellen- und Romandichtung charakteristisch, das was ich das Gesetz der Traubenbildung nennen möchte, zutage. Es ist, als lösten sich bei ihm die epischen Keime gruppenweise aus dem Mutterschoße der Phantasie los und drängten in einer geschlossenen Reihe, wie Traubenbeeren um einen Blütenstiel gereiht, zum Licht. Hat dieser Prozeß sich abgespielt, so tritt eine längere oder kürzere Ruhepause ein, als müßten sich erst neue epische Keimzellen bilden, um, wenn ihre Zeit gekommen, wieder gruppenweis als Traube zu reifen.

Wildenbruchs Roman- und Novellendichtung seit dem Jahre 1879 zeigt drei solche Triebepochen. Die erste von 1879 bis 1886. Die zweite mit dem Anfang der neunziger Jahre einsetzend bis 1897. Nach einer Pause von drei Jahren reift die dritte und letzte Traube in den Jahren 1900—1909.

Aber auch schon für die siebziger Jahre läßt sich dieselbe Beobachtung machen. Das diesen Band eröffnende „Riechbüchschen" ist zwar erst 1885 in den „Neuen Novellen" in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es ist aber bereits im Sommer 1873 geschrieben und dieser selbe Sommer hat zwei weitere — bisher nicht gedruckte — Novellen gezeitigt, von denen gleich noch zu sprechen sein wird.

Mit dem genannten Jahr (1873) aber haben wir wohl auch den Ausgangspunkt seiner Novellendichtung überhaupt erreicht. Er hat als Epiker den Weg genommen, den die Epik des 18. Jahrhunderts gegangen war, d. h. dem Schüler Homers und Firdusis gestalteten sich epische Motive zunächst im Stil des Epos im engeren Sinne, in rhythmischer Form, im Vers. Bei den Papieren aus der früheren Zeit, d. h. vor 1873, ist mir neben zahlreichen mehr oder minder weit gediehenen epischen Entwürfen nur ein winziger Bruchteil aus einer Prosaerzählung zu Gesicht gekommen, der auf eine Rahmenerzählung im Stile von Tiecks Phantasus oder Hoffmanns Serapionsbrüdern schließen läßt, der Handschrift nach in die Burger Zeit (1865—67) etwa zu setzen, d. h. in seine Lehrjahre nicht nur im eigentlichen Sinne. Und für diese ist es charakteristisch, wie wenig dem starken, leiden-

schaftlichen Gestaltungsdrang das Gestaltungsvermögen entspricht, oder vielmehr, wie wenig Eigenes der junge Dichter zu sagen hat. Den eigenen Ton hat ihm erst das Jahr siebzig in die Seele gesungen, das ihm mit der einen Hand nahm, mit der andern gab; ihm in dem Grafen Wolf York den geliebten verständnisvollen Berater und vertrauten Freund, dessen kluges und teilnahmvolles Auge dem Ringenden Trost und Halt gewesen, raubte und ihm durch das Erlebnis der großen Zeit das Auge und das Ohr für seine eigentliche Aufgabe erschloß. Die Früchte dieser neu geweckten Erkenntnis reiften in den Jahren, die er als Referendar in Frankfurt a. O. verbrachte, von 1871—1877, langsam zum Licht. Wer Wildenbruch in seinem Besten und Eigensten verstehen will, wird daher immer die Blicke wenden müssen auf jenes stille Poetenstübchen, das er nachmals in der „Schwester-Seele" so genau und so liebevoll beschrieben hat, in jenem Haus unweit der Brücke am linken Oderufer, mit dem windenberankten Balkon, mit dem Blick auf den Strom, jene Stätte, an der eigentlich erst die Dichtung Ernst von Wildenbruchs geboren wurde.

Dieses Frankfurt, an dem sein Herz gehangen, solange er lebte, in dessen enge Gassen und bescheidene Häuser es ihn auch in den Tagen des Ruhmes und Glanzes immer wieder unwiderstehlich zurückzog, dieses Frankfurt und seine nächste Umgebung ist auch der Nährboden jener drei Novellen, die im Sommer und Herbst 1873 entstanden, demselben Sommer, der die ersten Gesänge von Vionville reifte.

Die künstlerisch wertvollste von den dreien ist das „Riechbüchschen", wenngleich auch sie den Vergleich mit den Novellen der achtziger Jahre nicht aushält. Das gilt nicht nur für die handschriftlich erhaltene erste Fassung, sondern auch für die Überarbeitung, in der sie in den Neuen Novellen 1885 erschien, die der Text unserer Ausgabe wiedergibt. Eine gewisse Schwerfälligkeit der Einfädelung verrät den Anfänger, der auf einem bisher unbetretenen Gebiet sich den Weg sucht. Charakteristisch ist aber schon, daß nachdem diese erste Unsicherheit überwunden, d. h. in dem Augenblick, wo die eigentliche Erzählung einsetzt, sich die Handlung beweglich und sicher zugleich entwickelt und auch von innen heraus die Gestalten wachsen und sich erschließen.

Die äußere Anregung für die Novelle wie für ihren Titel gab ein Bisambüchschen, das sich im Besitze einer ihm befreun-

deten Frankfurter Familie befand. Darauf weist noch nachdrücklicher als in der vorliegenden Fassung die ursprüngliche Eingangswendung: „In der Familie v. L. zu F. befindet sich eine Reliquie aus alter Zeit: ein kleines aus massivem Silber gearbeitetes Gefäß, das die etwas steife und schwerfällige aber anziehende Grazie aller solcher Gegenstände aus dem 16. Jahrhundert, dem großen Jahrhundert deutscher Kunstfertigkeit, zeigt."

Wenn auf diese und andere gelegentliche kulturhistorische Rück- und Ausblicke im weiteren Verlauf vielleicht die Lektüre W. H. Riehls nicht ganz ohne Einfluß gewesen ist, so wird es im übrigen schwer halten, der Novelle ihren literarischen Stammbaum zu zeichnen. Stofflich und hin und wieder auch technisch wird man an Willibald Alexis, daneben an Tieck und E. Th. A. Hoffmann erinnert, aber ein Nachweis im einzelnen würde kaum zu führen sein. Daß der damals eben erschienene erste Band von Freytags Ahnen, wenn auch unbewußt, bei der Gestaltung des Motivs eine treibende Kraft ausgeübt hat, möchte ich vermuten. Aber die Persönlichkeit des Dichters sucht und findet sowohl in der tragischen Einstellung des Problems, wie in der dramatischen Technik der Dialogführung schon ihren eigenen Weg. Bedeutsam ist ferner schon der für die ganze Novellendichtung Wildenbruchs so charakteristische dämonische Drang, Selbsterlebtes vom Fleck weg künstlerisch zu gestalten, Menschen und Verhältnisse der nächsten Umgebung als Motive zu verwerten; ein Drang, der ja naturgemäß bei dem Stoffkreis und den letzten Zielen des Dramatikers nur ausnahmsweise befriedigt werden konnte, dort künstlich zurückgestaut werden mußte, um dann im Roman und in der Novelle um so ungestümer sein Recht zu fordern. So ist auch wohl hier ein persönliches Erlebnis aus dem Frühling des Jahres, in dem das Riechbüchschen geschrieben wurde — ein Trauerfall in einer ihm nahestehenden Familie — Motiv und Vorbild für die an den Tod des alten Sparr sich anschließenden Szenen gewesen. Begonnen ward das Riechbüchschen schon im Juli 1873 in Frankfurt, vollendet aber erst im August in Crossen a. d. O., wo er damals für einen Monat beim Gericht ein Kommissorium hatte. In derselben Zeit entstand die humoristisch-phantastische Novelle „Die Reise nach Küstrin", die später den Titel „Die Taufe der Stadt" erhielt und „Das ewig Weibliche, eine märkische Dorfgeschichte". An künstlerischem Wert stehen wie gesagt beide,

wenn es auch in ihnen an einzelnen feinen Zügen (auf die ich aber in diesem Zusammenhange näher einzugehen mir versagen muß) nicht fehlt, hinter dem „Riechbüchschen" beträchtlich zurück. Und da Wildenbruch selbst weder die eine noch die andere später wieder herangezogen hat, so konnte und mußte ihnen die Aufnahme in die Ausgabe der Gesammelten Werke versagt werden. Aus den angegebenen Gründen war es auch kein Zufall, daß allein das „Riechbüchschen" seinen Weg in die Öffentlichkeit fand, noch vor der Aufnahme in die „Neuen Novellen", zu einer Zeit, wo der Name des Dichters ihm noch nicht die Türen der Bühnenleitungen und Zeitungsredaktionen erschloß. Nach manchen vergeblichen Versuchen glückte es ihm endlich, im Jahre 1876 sie durch Vermittelung der unter dem Namen Günther von Freiberg bekannten Schriftstellerin*), bei der im Verlage von Alexander Edelmann in Leipzig erscheinenden „Allgemeinen Modenzeitung" gegen ein Honorar von siebzehn Talern unterzubringen**). Der dort gedruckte Text — eine Umarbeitung der ursprünglichen Fassung von 1873 — ist auch im wesentlichen die Grundlage des Textes in den „Neuen Novellen" von 1885.

Der „Meister von Tanagra" ist fast genau sechs Jahre nach dem „Riechbüchschen" entstanden, im Sommer 1879. In die Zwischenzeit fällt die Arbeit am „Harold", dem „Menoniten", den „Karolingern", die Übersiedlung nach Berlin (1877); und als im Frühling 1880 der Meister von Tanagra als Buch erschien, lag schon wieder ein neues großes Drama vollendet auf dem Schreibtisch: „Väter und Söhne".

In einem Briefe, mit dem Wildenbruch die Sendung eines Exemplars der eben ausgegebenen Novelle an seinen ihm durch Freundschaft bis ans Lebensende verbundenen, ehemaligen Lehrer Frick begleitete, hat er sich selbst über die Vorgeschichte und die Voraussetzungen des Meisters von Tanagra eingehend ausgesprochen. „Um Sie," schreibt er am 7. März 1880, „ein wenig in die Genesis des Werkes einzuführen und zugleich, um Ihnen den tatsächlichen Hintergrund der Erzählung, soweit als möglich aufzuhellen, lassen Sie mich auf die Gefahr hin Ihnen Bekanntes noch einmal zu erzählen, folgendes bemerken.

---

*) Günther von Freiberg „Wildenbruchs erstes Honorar" Schlesische Zeitung 1909. Nr. 55, 23. Januar.

**) Allgemeine Modenzeitung 78. Jahrgang 1876. Nr. 1—4.

„Im Jahre 1873 wurden auf der Trümmerstätte der einstigen böotischen Stadt Tanagra Terrakottenfiguren in großer Anzahl ausgegraben. Die Schönheit der Figuren und zugleich ihre eigentümliche, von den Formen der bisher bekannten griechischen Plastik abweichende Gestalt lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit in so hohem Maße auf dieselben, daß sie sich in kürzester Zeit über ganz Europa verbreiteten. Einzelne derselben kamen bei der Gelegenheit auch nach Berlin, und hier war mir die Möglichkeit geboten, sie im Neuen Museum, wo sie zur Aufstellung gelangt waren, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Der Eindruck war ein gradezu überwältigender. Stellen Sie sich eine Anzahl kleiner kaum einen halben Fuß großer Figuren aus gebranntem Ton vor, die wunderbar gut erhalten, jede Einzelheit der wahrhaft entzückenden feinen Ausführung erkennen lassen. Die Gestalten, meist weibliche, die offenbar bemalt gewesen, denn sie zeigen noch jetzt den Abglanz der einstigen zarten Farben, stellen einfache Vorgänge des häuslichen Lebens dar, großenteils Mädchen und Frauen in den verschiedensten schreitenden, stehenden oder sitzenden Stellungen, alle in der eigentümlich reizenden Gewandung ihrer Zeit und ihres Ortes. Das Ganze wirkte auf mich vermöge der der Antike sonst so fremden Individualisierung der einzelnen Gestalten mit der Lebendigkeit einer verkörperten Idylle aus alter hellenischer Zeit; dazu kam die poetische Dunkelheit, in welche sich ihre Entstehung hüllt, da man den ursprünglichen Erfinder und Verfertiger der kleinen Kunstwerke nicht kennt, und so war mir mit dem ersten Anschauen derselben der Gedanke geboren, die Schöpfung und den Zusammenhang der Figürchen zu einer Novelle zusammenzuarbeiten. Daß dieselben zur Zeit des Praxiteles entstanden, nimmt man jetzt allgemein an; insofern beruht meine Erzählung auf historischer Grundlage, alles andere ist freie Erfindung."

Damit ist eigentlich alles, was zur Entstehungsgeschichte zu sagen wäre, gegeben, nur könnte vielleicht noch daran erinnert werden, daß das Kunstwerk des Praxiteles, das in der Novelle so eigentümlich zu dem Schöpfer der Tonfigürchen in Beziehung gebracht wird, der Hermes von Olympia, 1877 ans Licht kam, daß also wohl der Fruchtkeim der Idee des „Meisters von Tanagra" in das erste Jahr des Berliner Aufenthalts gesetzt werden kann. Wenn aber damals und später kritische Stimmen geneigt waren, die Novelle gewissermaßen als ein Opfer anzu-

sprechen, das Wildenbruch dem Modegötzen des Tages, dem historischen Roman jener Jahre, wie er vor allem von Georg Ebers gepflegt wurde, gebracht habe, so muß demgegenüber betont werden, daß, solange Wildenbruch denken konnte, bis an sein Lebensende für ihn die Antike ein zweiter Heimatsboden gewesen ist, auf dem seine Seele, dank den Erfahrungen seiner Kinderjahre, sogar früher Wurzeln geschlagen hatte als auf der deutschen Erde. Wenn er also mitten aus der großen gestaltenden Arbeit an Dramen der deutschen Geschichte für einen Sommer seine Phantasie an den Ufern des Ilissos zu den Füßen des Parthenon sich mit Myrtolaos und Hellanodike ergehen ließ, so war das ein aus tiefstem Heimatsgefühl heraus geborener Flug in das Land seiner ersten Kinderträume, die Heimat Homers.

Das muß auch jeder nicht am Stoff hangende Leser sofort spüren, und zugleich den Fortschritt, den der Gestalter in den sechs Jahren seit dem Riechbüchschen gemacht hat. Dort wie hier ist der Ausgangspunkt der gleiche: die Phantasie des Dichters wird gereizt und beschwingt durch den Anblick eines zierlichen Kunstwerks aus weit entlegener Zeit, das ein Zufall plötzlich wieder in den Gesichtskreis des modernen Beschauers rückt. Aber wie hier das Objekt von vornherein in sich selbst eine Offenbarung höherer künstlerischer Tätigkeit darstellt, so ist auch von der ersten Zeile an die Hand des Beseelers jener begrabenen Schätze von einer ungleich größeren formenden und gestaltenden Kraft und zugleich Zartheit. Keine tote Stelle mehr, kein mühsamer Übergang. Wie von feurigen Rossen getragen stürmt die Handlung — nur mit wenigen Ruhepunkten — dem gesetzten Ziel zu. Man spürt die wachsende Kunst der Dialogführung wie der Charakterzeichnung und fragt sich dabei vergebens nach Vorbildern. Der Erzähler hat eine eigene Sprache, die aber weniger in den einzelnen Worten als in dem eigentümlich federnden Rhythmus der Sätze und Dialogglieder liegt; auch die nur erzählenden Teile der Novelle gehorchen diesem rhythmischen Gesetz. Man denkt unwillkürlich an das Bild des Praxiteles am Eingang „wie die Wellen heranschäumen, einem schreitenden Heer gleich, Mann für Mann mit silbernem Helm und Schild".

Die in den letzten Augusttagen 1879 vollendete Novelle schien zunächst dasselbe Schicksal wie die Dramen ihres Verfassers zu teilen. Die Zeitschriften, denen sie angeboten wurde, lehnten sie ab, eine der angesehensten gab nicht einmal eine Antwort! Schließ-

lich fand sich ein Buchhändler, der so mutig war, sie als Buch zu verlegen. So erschien „Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt Hellas“ im März 1880 im Verlag von Hugo Steinitz in Berlin.

Im Herbst desselben Jahres begann endlich sich die Wandlung seines Geschickes vorzubereiten; zum erstenmal die sichere Aussicht in kurzer Frist mit zwei Dramen auf die Bühne zu kommen, mit den „Karolingern“ in Meiningen, mit „Vätern und Söhnen“ in Breslau. In den Tagen, da sich dies entschied, Mitte Oktober, lag eine neue Novelle vollendet auf dem Schreibtisch, und eine dritte begann schon die Phantasie des Schöpfers der eben beendeten „Franceska von Rimini“ zu bedrängen. „Ich habe genau vorhergesehen,“ schrieb er am 22. Oktober*), „daß der Auferstehungstag für meine Dramen kommen würde, wenn meine Seele nicht mehr bei der Dramatik sei; und so ist es jetzt, wo mich die Novellistik mehr und mehr in ihre Geleise hinüberzieht.“ ...

Auch „Franceska von Rimini“ ist auf eine Anregung durch ein Kunstwerk zurückzuführen, auf ein Gemälde von Hofmann-Zeitz, „Franceska von Rimini“. das im Jahre 1878 auf der großen Berliner Kunstausstellung am Cantianplatz viele Bewunderer fand, keinen aber tiefer erregte als Wildenbruch. „Entsinnst Du Dich,“ schrieb er mir fünf Jahre später, „des Bildes Francesca von Rimini, welches im Jahre 1878 auf der Ausstellung hier war und welches mir den Anstoß zu meiner gleichnamigen Novelle gab?“

Das Bild selbst begeisterte ihn unmittelbar zu einem Gedicht**), das er, ohne sich zu nennen, dem Maler sandte:

Francesca von Rimini

Horch — was war das — was grausend dort erklang
hinzitternd durch das Nacht-verhüllte Tal —
Ein Seufzer war's, ein Stöhnen dumpf und bang,
das bange Ächzen Tod-bedrängter Qual.

*) Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1878—80 herausgegeben von Berthold Litzmann in den „Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn“ 4. Jahrgang, Nr. 6, S. 159.

**) Ich verdanke den Text — von des Dichters Hand auf die Rückseite einer Photographie des Hofmann-Zeitzschen Bildes geschrieben — Fräulein Elisabeth Schwarze in Fürstenwalde.

Und was ist dort: ist eine Träne das,
was eisig blinkt im Auge jener Frau?
Kein lebend Auge weinte solches Naß —
das ist des Todes gramerstarrter Tau.

Und jene beiden, die im düstren Bund
dort lautlos schweben, Leib an Leib vereint,
den Mund geschlossen auf den bleichen Mund,
im Todeskuß gefesselt und versteint,
durchstoßen beide von demselben Schwert,
gewiegt auf ihres Leides Melodie —
o holdes Paar, das Schuld so süß verklärt,
sündige Kinder ihr von Rimini —

O Wunderblumen aus dem Paradies,
aus deren Kelch Lust und Verzweiflung haucht,
Liebe, warum erblühst du doppelt süß,
wenn deine Wurzel sich in Gräber taucht?
Engel der Wonne, der aus Himmelshöhn
dem Menschenherzen naht in reiner Huld
und Geist der Tiefe — flammend schön
und doppelt mächtig, wenn vermählt mit Schuld.

Zwei Jahre später wuchs aus diesem Bilde, dieser Vorstellung die Novelle, die den gleichen Namen trägt, die tragische Begebenheit von Franziska von Maienberg und Paul von Gartenhofen. Mit ihr setzt eine neue Epoche in Wildenbruchs Novellendichtung ein, ist ein neuer Typ geschaffen, der sich zwar schon im Meister von Tanagra ankündigt, aber erst hier in seiner Besonderheit rund und ganz in die Erscheinung tritt. Der im Leben, auch gegen die Allernächsten, Verschlossene und trotz einem impulsiven Temperament das letzte und tiefste Gefühl schamvoll in sich Verbergende, der bisher auch in der Lyrik sich nie ganz ausgeben konnte, hat die Form gefunden, in der er sagen kann, was er leidet. Die Novelle wird zum großen Selbstbekenntnis, nicht so sehr dessen, was er erlebt, jedenfalls dies nur nebensächlich, sondern dessen was er empfunden. Der Held der Franceska von Rimini, der stille, weltfremde Leutnant Paul von Gartenhofen, mit der leidenschaftlichen, schönheitsdurstigen Seele eines Künstlers, den sie spottweis den „Raffael" nennen, ist die erste jener Gestalten, in die er seine eigene Seele gießt, die mit seinen Augen sehen und mit seinen Worten sprechen, und durch diese Aussprache ihn freimachen.

Durch dies subjektiv-lyrische Element, das dank der starken

Männlichkeit und gesunden Herbheit des Menschen und der inneren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Gestalters aber nie ins Weichliche und Monotone ausartet, hat die Wildenbruchsche Novelle dieser Jahre, und noch darüber hinaus, nicht nur ihre Färbung, sondern auch ihre Struktur erhalten. Die Einstellung des Problems und seine Führung ist bedingt dadurch, daß die Vorgänge und die Menschen gesehen und bewertet werden mit den Augen und den Empfindungen des männlichen Helden, der wieder eins ist mit dem Dichter. Womit aber nicht gesagt ist, daß dieser männliche Held nun auch allemal der Held der jeweiligen Novelle ist, daß er das Problem, das künstlerisch gelöst werden soll, darstellt. Im Gegenteil. Grade für diesen neuen Typus ist ebenso charakteristisch, daß das Ziel, das er sich steckt, die Lösung eines Problems aus dem weiblichen Seelenleben ist. Die Psyche der Frau ist das unergründliche und unerschöpfliche Meer, über dessen Spiegel seine spürende und kombinierende Phantasie ruhelos wie ein Adler, der nach Beute ausschaut, ihre Kreise zieht. Für die vorliegende Novelle hat er das selbst in einem Briefe an den getreuen Frankfurter Freund Dr. Stange, der ihn diesmal mißverstanden und geglaubt hatte, der Gedanke der Novelle sei, „das Verhältnis zwischen Franziska und dem General darzustellen", in die Worte gefaßt*): „Die Idee ist, zu zeigen, wie in einem weiblichen Wesen, das sich in Folge bedeutender, namentlich intellektueller Veranlagung über die Bedürfnisse der Natur entrückt geglaubt, die Natur zum Durchbruch kommt und wie dieser Durchbruch zur Vernichtung jenes Weibes führen muß, wenn es, wie Franziska getan, eine der Natur widersprechende Stellung angenommen hat. Franziska ist Hauptperson und darum heißt die Novelle nach ihr" ... In demselben Briefe sah er sich aber auch genötigt, sich gegen einen Vorwurf zu verwahren, den der Freund wegen der allzu skrupellosen Benutzung von Modellen aus der Frankfurter Gesellschaft erhoben. Da hier an einen Lebensnerv der Novellendichtung Wildenbruchs überhaupt gerührt wird, mag gleich an dieser Stelle, was der Dichter selbst nicht nur in diesem einzelnen Falle der „Franceska", sondern grundsätzlich darüber zu sagen hatte, folgen, weil es für sein Verhalten bis an sein Lebensende entscheidend gewesen ist. ... „Was nun," heißt es da, „den Punkt der persönlichen gesellschaftlichen

*) In einem Briefe vom 22. Oktober 1880.

Bedenken anbetrifft, so muß ich demjenigen, der wirklich in dieser Geschichte nur eine ‚Klatschgeschichte' finden will, die Schuld ganz allein auf das eigene Haupt zurückschieben. Daß tatsächliche Vorgänge den Untergrund zu der Novelle bilden, habe ich Ihnen gesagt, und werde ich niemandem verschweigen; und daß in Frankfurt manche nur eine getreue Kopie der realen Ereignisse darin suchen werden und auch vielleicht Vorwürfe darauf gegen mich gründen werden, kann ich mir denken. Sollte ich mich dieser Anschauung aber beugen, so hieße das in der Tat die unveräußerlichen Rechte der Dichtung und Kunst unter die Forderungen der Trivialität und des Philistertums unterordnen. — Denn zunächst sind die tatsächlichen Verhältnisse mit so vielen Zutaten freier Phantasie versetzt, daß eben nur der äußerlichste Untergrund real geblieben ist ... Dann aber, und das ist die Hauptsache, ist es nicht nur das Recht, nein, es ist die Pflicht des Dichters, namentlich des erzählenden, modernen Dichters, seine Dichtung auf ‚Wirklichkeit' aufzubauen. Welches ist denn das Material, aus dem der Dichter seine Werke baut? Der Mensch. Und wenn er in seiner Umgebung lebendige Menschen sieht, die vor seinen Augen ein merkwürdiges und bedeutendes Geschick durchleben, soll er die Augen zumachen und sich abwenden aus Furcht, daß seine Wiedergabe zu reich an Fleisch und Blut werden möchte? Wer das überhaupt kann, ist gar kein Dichter, denn er besitzt nicht das, was den Dichter macht: das Seelenauge, in welches alle Gegenstände der umgebenden Welt hineinfallen, um in sein Herz, wie eine ewig rastlos arbeitende Retorte hinunter- und aus letzterem zum Kunstwerk kristallisiert wieder ans Tageslicht zu gelangen. — Wer dieses Auge besitzt, der mag sich sträuben, es wird ihm nichts helfen, er *muß* in den Menschen, die um ihn her sind, lesen, und das Gelesene der Welt wiedererzählen; und wenn die Menschen, die mit einem Dichter verkehren, sich darüber beklagen, so ist das ihre Sache. — Wollen Sie das Feuer aus der Welt verbannen, weil sich schon manchmal einer die Finger daran verbrannt hat?

„Alles was je Dichter geheißen hat, hat dieses Gesetz instinktiv befolgt — ich brauche Sie doch wohl nicht an Goethes Werther zu erinnern? Hat Kestners Unwille über die Darstellung seiner Lotte die Welt gehindert an seiner Lotte sich zu entzücken*)?

*) Vgl. auch das Gedicht: „Werthers Lotte in grauem Haar." Lieder und Balladen. 6. Auflage, S. 88.

Würde die Welt Goethe gedankt haben, wenn er, aus Furcht, daß einige Klatschbasen in moralische Entrüstung über seine Indiskretion gerieten, sein großes Werk unterdrückt hätte? — Täglich wiederholt man dem Dichter Goethes weises Wort: ‚Greif nur hinein ins volle Menschenleben,‘ und wenn er hineingreift, macht man ihm einen Vorwurf daraus! ... Was macht denn die heutigen deutschen Erzählungen meist so matt? Das, daß die Erzähler von den Kreisen, in denen das eigentliche Lebensblut, wenigstens in unserem engeren Vaterlande, pulsiert, den Beamtenkreisen, gar nichts wissen. Ich glaube sie im Laufe jahrelangen Verkehrs so ziemlich kennen gelernt zu haben — und nun da ich anfangen will, sie zu beschreiben, reißen Sie mir die Feder aus der Hand und sagen: Das darfst du nicht! — Nein, mein Lieber, Sie müssen mit dem Dichter nie über das rechten wollen, *was* er schreibt, sondern nur über das, *wie* er schreibt; und darin bin ich diesmal unbesorgt. Der General und keine Figur, die es verdient, ist unedel behandelt. Ich habe mich veranlaßt gesehen ... mein von der Natur mir verliehenes Recht Ihnen gegenüber so ausführlich zu verteidigen, nicht nur um Sie zu überzeugen, sondern um Ihnen zu sagen, was Sie in meinem Namen allen denen erwidern sollen, welche dereinst vielleicht kommen und Steine auf meine Novelle werfen werden.“

Franceska von Rimini erschien zuerst im Januar 1881 im Feuilleton der „Schlesischen Zeitung“, allerdings mit einer Reihe eigenmächtiger Streichungen und Änderungen, zu denen sich der Chefredakteur mit Rücksicht auf den Leserkreis berechtigt und verpflichtet gehalten hatte, ohne dadurch zu verhindern, daß sie auch in dieser „verschlimmbesserten“ Gestalt bei manchen aus eben diesem Leserkreis ein Ärgernis erregte*). Als die Novelle 1882 im Herbst in den „Novellen“ zuerst allgemein bekannt wurde, war inzwischen schon der „Dichter der Karolinger“ berühmt geworden und das Erstaunen doppelt groß, ihn hier von einer ganz neuen Seite, als Schilderer der modernen Gesellschaft kennen zu lernen. Auch das Ärgernis am Stoff zog weitere Kreise. Die meisten begrüßten jedoch den Sittenschilderer der Gegenwart mit ungeteilter Freude, zumal die Novelle technisch die gleichen

*) Vgl. Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1881 und 1882. Mitgeteilt von Berthold Litzmann. „Deutsche Rundschau“ 38. Jahrgang. Oktober 1911. S. 60.

Vorzüge aufwies, wie ihr Vorgänger aus Tanagra. Eine kleine technische Entgleisung auf einer der letzten Seiten — der plötzliche Wechsel des Blickpunktes bei der nächtlichen Erscheinung von Gartenhofens Wirtin — wird kaum einer bemerkt haben.

„Vor den Schranken" ward im Herbst 1880 begonnen, aber erst im Frühling 1881 vollendet. Trotz den dunkeln Abgründen des Verbrechertums, in die der Dichter den Leser führt, trotz der Schatten, die Gefängnismauern und Schwurgerichtsverhandlungen über die Vorgänge und Gestalten der Erzählung breiten, liegt über ihr etwas von dem Morgenschein, den der erste Bühnenerfolg — die Aufführung der Karolinger in Meiningen am 6. März — in seine von den Enttäuschungen langer Jahre verdunkelte Seele hatte fallen lassen. Man spürt an der, die Gestalt des Helden wieder in die Sonne rückenden, Schlußwendung, daß sie ein gegenwartsfroher Mann geschrieben; zugleich aber, daß diese Stimmung ihm etwas Ungewohntes ist und daß sie aus der ursprünglichen, auf einen rein tragischen Ausgang hindrängenden Konzeption nicht organisch herausgewachsen ist. So stark und so festgefugt der Unterbau ist, so geschlossen die innere und äußere Handlung sich bis zu der Katastrophe im Hause Marie Lückes entwickelt, so konventionell, fast schwächlich berührt die Idylle, die sich auf den letzten Seiten der Novelle ausbreitet. So zerfällt die Novelle in zwei Teile, deren erster in jeder Zeile die gesteigerte künstlerische Kraft ihres Schöpfers verrät — ganz eigen in der Erfindung, eigen in den Darstellungsmitteln — deren zweiter nur als subjektives Glücksbekenntnis des Urhebers einen biographischen Wert hat. Die Identifikation des Dichters mit dem Helden — die Porträtähnlichkeit im ersten Teil ist noch größer als in der „Franceska" — ist hier dem Kunstwerk zum Verhängnis geworden. Das psychologische Problem ist auch diesmal wieder das Weib. Es ist, als habe es ihn gereizt, dem durch Kultur und überstarken Intellekt geschwächten Typ, wie er ihn in der Franziska gezeichnet, den schroffst entgegengesetzten weiblichen Typ gegenüber zu stellen: die ganz ungebrochene, nur aus den ursprünglichsten instinktiven Trieben der weiblichen Natur heraus, wie unter einem Zwang handelnde Frau, die als reiner Instinktmensch wehrlos im Kampfe mit dem höheren Intellekt, wie er sich in den verschiedenen Gesellschaftsschichten der modernen Kultur ausbildet, ebenso zum Opfer fällt, wie ihre vornehmere und bedeutendere Schwester dem mißachteten, inneren Naturgesetz

unterliegt. Und zwar ist in der psychologischen Analyse dieses Charakters eine überzeugende, zwingende Kraft entwickelt, die in diesem Punkte einen entschiedenen Fortschritt gegenüber der „Franceska" darstellt.

Die äußere Anregung hatte diesmal ein Vorfall während seiner Tätigkeit bei dem Gericht in Eberswalde Anfang 1877 gegeben, wo er in einer Mordsache die Untersuchung zu führen, den Mörder zu verhaften gehabt hatte. Der Anblick des blutigen Leichnams hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Für die Gestalt des Schomburg bot das Urbild der berüchtigte Räuber Masch, der in den sechziger Jahren der Schrecken der Mark gewesen und von dem man heute noch sich in jenen Gegenden Schauergeschichten erzählt. Die Novelle erschien zuerst im Berliner Tageblatt im September 1881, was ihm im auswärtigen Amt sehr verübelt wurde. Einen Augenblick schien es sogar, als sei damit seine Stellung dort überhaupt verscherzt.

Die im Frühling 1882 entstandene „Brunhilde" ist in der Problemstellung ihren beiden Vorgängern, vor allem der Franceska von Rimini, sehr nahe verwandt, aus derselben Wurzel sich bildend; eine neue virtuose Variation des Themas des durch einen inneren oder äußeren Gewaltakt entarteten Frauentypus, der bei den krampfhaften Versuchen zur eigensten Natur sich zurückzufinden sich selbst und den Mann, der die Weibnatur in ihr geweckt und erschlossen hat, vernichtet. Kann bei Franceska von einer Hypertrophie des Intellekts, der geistigen Natur auf Kosten der sinnlichen gesprochen werden, so handelt es sich in Brunhilde um eine Hypertrophie des Animalischen, und zwar des zunächst geschlechtlich undifferenzierten animalischen Trieblebens, das in dem Augenblick, wo Eros erwacht, sich wider sich selbst kehrt. Das Ganze in Anlage und Durchführung ein Virtuosenstück, das aber zunächst von den wenigsten als solches erkannt und daher von vielen, die den Dichter des „Harold" und „Väter und Söhne" darin suchten, hoffnungslos mißverstanden wurde. Zum erstenmal erfuhr er schmerzlich „die Unfähigkeit der meisten Beurteiler, sich in den Lebensprozeß des schaffenden Geistes zu versetzen". „Sie fassen es nicht," klagt er nach dem Erscheinen der Brunhilde, „daß die Phantasie eine Naturkraft ist und daß eine Naturkraft nur ein Bedürfnis kennt: zu erzeugen. Jedes Werk des Dichters erscheint ihnen gewissermaßen wie ein Schlußakkord in seiner Tätigkeit, während er weiß,

daß es nur ein Ton in der fortlaufenden Symphonie seines Geisteslebens ist" *). Aus dieser Stellung des Hauptproblems erklärt sich auch, daß, obwohl der Dichter persönlich als Erzähler auftritt, der männliche Gegenspieler, nicht wie in den beiden vorangehenden Novellen mit seinen Augen sieht und mit seinen Worten spricht, sondern, daß hier ein Dritter als Träger der Handlung dient, der in seinem Innenleben für ihn als Mann ebenso ein psychologisches Problem darstellt, wie die weibliche Hauptgestalt.

Betrachtet man die Novelle unter diesem Gesichtspunkt, so hat sie starke künstlerische Qualitäten und es ist wohl verständlich, daß grade von den anspruchsvollsten Kritikern manche geneigt waren, die Brunhilde als das Beste überhaupt zu bezeichnen, was der Dichter bisher geschrieben. Am bewundernswertesten ist — abgesehen vom Aufbau — vielleicht die Kraft der Veranschaulichung an der weiblichen Gestalt; wie er es verstanden, dieses in jeder Beziehung abnorme Geschöpf seelisch und körperlich dem Leser nahe zu bringen, innerlich glaubhaft zu machen, jedenfalls solange als dieser sich im Bannkreis der vom Dichter geschilderten Menschen und Begebenheiten befindet. Das ist um so beachtenswerter, als ihm dafür, soviel ich weiß, keinerlei Modell aus eigener Anschauung zu Gebote stand, während für den blonden Holsteiner ihm die allerdings idealisierte Erscheinung seines nächsten Freundes nolens volens eine Reihe von porträtähnlichen Zügen liefern mußte. Den Keim aber zu dem nächtlichen Abenteuer des jungen Benno Rother mit dem entsprungenen Panther auf der Treppe dankte er einem eigenen Erlebnis, allerdings viel harmloserer Natur. Das geheimnisvolle Tier, dessen Sprünge und Tritte auf der zu seiner Wohnung emporführenden Treppe einmal den nächtlich heimkehrenden Dichter erregte und beunruhigte, erwies sich nämlich bei Licht als ein harmloser, riesiger Kater. Der Dichter aber machte für die Novelle von seinem Recht Gebrauch, das zahme Haustier in die Gestalt seines wilden Anverwandten zu verwandeln, in der ihn seine Phantasie in jener Nacht gesehen. Die Verlegung des Schauplatzes im letzten Teil der Novelle nach Kopenhagen ist auf eine im September 1879 dorthin unternommene Reise zurückzuführen.

Mit der „Brunhilde" erntete der Novellist Wildenbruch die

*) In einem Brief an Dr. Stange vom 11. September 1882.

ersten Früchte seines jungen Ruhmes als Dramatiker. Die Erzählung ward von der Redaktion von „Nord und Süd", ohne daß ihr das Manuskript vorgelegen hätte, erworben, während kaum zwei Jahre vorher eine Anfrage, ob sie geneigt sei das Manuskript des „Meisters von Tanagra" zu prüfen, nicht einmal einer Antwort gewürdigt worden war*)! Die Novelle erschien im Septemberheft 1882, und noch im selben Jahr zusammen mit „Franceska" und „Vor den Schranken" in einem Bande „Novellen" im Verlage von Freund & Jeckel in Berlin**).

Zeitlich würden sich hier anreihen die im Sommer 1882 entstandenen „Kindertränen", die aber in unserer Ausgabe mit den übrigen aus dem Seelenleben des Kindes geschöpften Novellen zusammen ihren Platz im sechsten Bande gefunden haben.

„Die Danaide" ist im Sommer 1883 geschrieben. Ich finde sie zuerst erwähnt in einem Briefe an mich vom 24. Juli 1883: „Eine neue Novelle habe ich in diesen letzten Wochen geschrieben — ich hatte sie jemanden versprochen." Am 28. Juli las er sie der Frankfurter Tafelrunde bei Lienau vor, jener ältesten und treuesten stillen Gemeinde, die sich in den dunklen Frankfurter Jahren schon gläubig um ihn geschart hatte. Über ihrem weiteren Schicksale ruht ein gewisses Dunkel. Es scheint, daß sie zuerst in einer Zeitungskorrespondenz gedruckt worden ist. Im Januar 1884 las sie der Wiener Hofburgschauspieler Baumeister in einem Zyklus von Vorlesungen des deutsch-österreichischen Lesevereins an der Wiener Universität im Bösendorfer Saal und erzielte eine große Wirkung. Eine Vorlesung Wildenbruchs selbst im Freundeskreise im Mai begeisterte Ernst Curtius zu tief empfundenen Versen. Im Herbst 1885 erschien sie zuerst gedruckt in den „Neuen Novellen" (Berlin, Freund & Jeckel). Im Oktober erbat sich Paul Heyse „die treffliche Novelle" für den „Neuen deutschen Novellenschatz". Und wenn eine verdiente sie dort den Platz.

Die „Danaide" ist die reifste und schönste Frucht des Novellentriebs der achtziger Jahre. Glücklich in der Stoffwahl,

*) Vgl. Briefe von Ernst von Wildenbruch aus den Jahren 1881 und 1882. Deutsche Rundschau 1911 (November) S.

**) Jetzt wie die übrigen Dichtungen (mit Ausnahme des „Wandernden Lichts" und der „Schwesterseele") im Verlage der Groteschen Verlagsbuchhandlung. 10. Auflage 1906.

glücklich in der Erschließung des psychologischen Problems, glücklich in der leichten und sicheren Führung der äußeren Handlung. Und vor allem zum erstenmal ein Frauencharakter, der aus derselben Wurzel wachsend, wie die unglückliche Marie Lücke, in „Vor den Schranken", durch die Aufgabe, die ihr gestellt wird, ohne in einem einzigen Wort oder Ton aus den Geleisen der weiblichen Natur herauszutreten, zu einer schlichten Größe emporwächst, sich entfaltet wie eine wundervolle Blume. An der armen Reine Gouyou erfüllt sich in der Tat das nachdenkliche Wort Hebbels: „Des Weibes Größe blüht über dem Abgrund." Und das alles ohne jede Spur von Pathos oder gar Pose. Ein Naturprozeß, der sich vollzieht, schlicht, notwendig, grausam; Frauenlos, das aber durch die Einstellung in die großen Verhältnisse eines zwei Völker zerfleischenden Krieges über alles Kleinliche und Zeitliche hinaus erhoben ist.

Hier ist wirklich ein großes Finale, der triumphierende Schlußsatz der tragischen Symphonie, die von Franziska von Maienberg über Marie Lücke und Brunhilde zu der armen Reine Gouyou führt. Ob und welche Motive und Modelle, sei es in der Fabel oder den Charakteren, benutzt wurden, muß dahingestellt bleiben. Der namenlose männliche Träger der Handlung gleicht in einigen feinen Zügen seinem Schöpfer und erinnert dadurch von ferne an die Gartenhofen und Heidenstein; aber die Felduniform gibt ihm etwas Männlicheres, etwas Heroisches. Wir sind im Krieg und: inter arma silent Musae.

„Die heilige Frau" ist im Juni und Juli 1884 geschrieben, unmittelbar nach dem am letzten Mai vollendeten Drama „Christoph Marlow". Und man möchte sagen: das spürt man. Es ist wie ein mit präludierender Hand gespielter Zwischenakkord, der von Höhen der Leidenschaft wieder ins Tal hinüberleiten soll, ein Ausruhen von der großen Arbeit, ein instinktives Bestreben sich wieder der umgebenden Welt anzupassen. Es ist zugleich die erste Dichtung, die aus dem Boden und der Atmosphäre der Großstadt ihre geheime Nahrung gesogen hat, die erste der langen Reihe von Wildenbruchs Berliner Romanen und Novellen. Der Eingangsakkord mit den Antithesen: „Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich" — „Großes furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal das Herz wieder zusammen", gibt dem Leser sofort den Ton und die Richtung. Es ist die erste dichterische Reaktion auf die Eindrücke, die seit seiner Rückkehr

nach Berlin, im Jahre 1877, auf ihn eingestürmt waren, und wenn selbstverständlich auch der etwas streberhafte Referendar Kurt von Steigendorf innerlich und äußerlich nur eine sehr entfernte Ähnlichkeit mit seinem geistigen Vater hat, die Perspektive, aus der er Menschen und Dinge sieht, ist, wenn nicht immer, so doch häufig die gleiche. Ein Alltagserlebnis, die Geschichte eines „Verhältnisses", ohne aufdringliche realistische Kleinmalerei, aber auf scharfer Beobachtung der Umwelt beruhend, lebendig, knapp, sicher, anschaulich geschildert. Alltagsmenschen, das Leben leicht nehmend, mit leichtem Reisegepäck in jeder Hinsicht:

„Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen".

Mancher andere hätte das auch so, vielleicht noch besser, schreiben können. Dann aber kommt der Ausflug nach Charlottenburg und „die heilige Frau". Mit einem Schlage ist die Situation verändert, nicht die Menschen; aber der Leser sieht sie auf einmal anders. Auf die kleine leichtsinnige Hildegard fällt ein Abglanz von jenen tragischen Frauengestalten, die wir schon kennen, und wir spüren, auch sie ist die Schwester von Marie Lücke und Reine Gouyou, eine schwache, törichte, aber auch sie zum Leid geweiht und durch ihr Leid geadelt. Das Vorbild — ich glaube es aus einigen Briefen zu kennen — ist aber sicher nicht den Weg ihrer Namensschwester gegangen; was in dieser Novelle lebt, ist „aus eigenem Herzen geboren". Wer einmal die Geschichte der Berliner Novelle im 19. Jahrhundert schreibt, wird dieser ersten Berliner Novelle Wildenbruchs einen besonderen Abschnitt widmen müssen, als einem Typus, der viele Nachahmer gefunden hat. „Die heilige Frau" erschien zuerst 1884 im Oktober- und Novemberheft von „Nord und Süd", darauf in den „Neuen Novellen".

Die letzte der Novellen dieses Bandes, „Der Astronom", ist ein Spätling des Novellentriebs der achtziger Jahre; sie ist 1886 entstanden und 1887 zuerst in „Westermanns Monatsheften" — Januar und Februar — mit einigen vom Verleger aus eigener Machtvollkommenheit vorgenommenen Streichungen erschienen. Schon diese verhältnismäßig lange Pause (in diese Zeit gehört sonst nur noch das im Februar 1885 geschriebene „Märchen von den zwei Rosen", das im sechsten Bande unserer Ausgabe seinen Platz gefunden hat) deutet auf ein Stocken der

novelliſtiſchen Ader hin. Zwei Ereigniſſe traten in dieſer Zeit in ſein Leben, die eine völlig neue Einſtellung des inneren und äußeren Menſchen bewirkten. Im November 1884 hatte er ſich mit Fräulein Maria von Weber verlobt und dadurch — die Vermählung fand im April 1885 ſtatt — den Grundſtein zu einem häuslichen Glück gelegt, das bis zu ſeinem letzten Atemzuge für ihn ein ſtarkes und feſtes Heiligtum geweſen iſt, in dem er immer wieder Frieden ſuchte und Kraft fand, um den Stürmen, die das Rauſchen der geſchäftigen Welt in ſeine Seele trug, Trotz zu bieten. Um dieſelbe Zeit ſetzte ſich der Dramatiker ein neues hohes Ziel: durch eine Reihe von Dramen den Fortgang der deutſchen Geſchichte zu erläutern. Und der Gott, der dieſer Stunde gebot, war ein ſtarker und eifriger Gott, der keine anderen Götter neben ſich duldete. Schon ſeit dem Frühling 1885 war er „auf der Fährte eines großen mächtigen Dramas", das im Herbſt vollendet wurde: „Das neue Gebot". Mitten unter den ſtürmiſchen Erregungen, die dieſes Drama und ſeine Schickſale in ihm aufjagten, ward der „Aſtronom" geſchrieben. Eine neue Saite iſt aufgezogen und es gibt einen anderen Klang. Das Franceska von Rimini-Motiv klingt an, aber mit einem ſtarken ſinnlichen Einſchlag; auch hier die Frau, „die ſich über die Bedürfniſſe der Natur entrückt geglaubt" und die dafür büßen muß, die jedoch, anders als jene, zunächſt für das verſcherzte Glück mit dem „Anderen" ſich ſchadlos hält. Und auch der Andere, ebenſo wie die Frau intellektuell entlaſtet, aber nach der ſinnlichen Seite geſteigert. Die Leidenſchaft, die dort nur von ferne an das Tor pocht, ſchlägt hier über den Häuptern der beiden glücklich Unſeligen zuſammen. Der Dritte aber, der Gatte, wird nicht wie der Gatte Franziskas, eigentlich innerlich anteillos in die Kataſtrophe hineingezogen, ſondern ſchlingt ſelbſt die Fäden, die Frau und Bruder in Schuld verſtricken müſſen. Die Handlung infolgedeſſen ungleich ſtraffer als dort und zugleich der Pulsſchlag fieberhafter. Der Verſuch einer neuen Löſung des alten Problems, aber nur ein Ton, kein Schlußakkord.

Das Riechbüchschen

Eine Geschichte aus alter märkischer Zeit

An einem Winterabende war es, als ich mich im Kreise einer befreundeten Familie befand. Der Abend war einer von jenen, an denen die Menschen sich aufgelegt fühlen, sich mit alten Geschichten zu unterhalten, und so kam es, daß meine Wirte aus dem Familienschranke ein Stück hervorholten, das auf sonderbare Weise in ihre Hände gelangt war und nun wie eine Art von Reliquie aufbewahrt wurde.

Es war ein kleines silbernes Gefäß von altertümlicher, aber geschmackvoller Arbeit, am oberen Knopfe mit einem Ringe versehen, der darauf hindeutete, daß es vorzeiten an dem Gürtel oder Täschchen einer Frau getragen sein mochte, von außen mit altmodischen, in das Silber eingegrabenen Bildchen geschmückt, die dem Ganzen ein phantastisches Aussehen gaben, das noch vermehrt ward durch einzelne, unregelmäßig darüber hinlaufende Risse, die offenbar nicht von der Hand des Künstlers herrührten.

Als ich am oberen Knopfe drehte, klappte das kleine Gefäß auf und ich sah, daß ich ein Büchschen vor mir hatte, wie man sie einst zur Aufbewahrung von Narden und duftigem Gewürzkraut verfertigte, ein sogenanntes Riechbüchschen.

Vor einigen Jahren war dasselbe tief im Walde zwischen Wriezen und Freienwalde, bedeckt von Moos und Steinen, aufgefunden worden, niemand wußte, wie und durch wen es dahingekommen war.

Wie nun aber dies Stückchen alter Zeit in meinen Händen lag, war es mir, als stiege wieder ein süßer Duft aus dem Büchschen herauf, der mich in die Zeiten zurückversetzte, in denen die Menschen noch lebten und fühlten, die sich einst an seinem Dufte erquickt hatten, deren Leiden und Freuden es vielleicht, wie ein stummer Zeuge, begleitet hatte, und aus dem Schleier der Vergessenheit, den die Zeit, jene milde und doch zugleich grausame Macht, über alle Qualen und Freuden der vergangenen Geschlechter webt, traten diese Menschen mir lebendig entgegen, ließen mich noch einmal in ihre Herzen blicken, und so erfuhr ich von ihnen die Geschichte des alten Riechbüchschens.

Kurfürst Joachim der Erste, den man wegen seiner eifrigen Strenge auch Nestor benannte, war vor nicht langer Zeit gestorben und ihm war in der Mark sein Sohn Joachim der Zweite, den man wegen seiner jugendlich männlichen Herrlichkeit auch Hektor nannte, gefolgt.

Das Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, hatte sich bei diesen beiden Herren nicht bestätigt; denn war der Vater finster, zurückgezogen, kalt und abweisend gewesen, so war der Sohn leutselig, offen, freundlich und freigebig; war jener ein grimmig fanatischer Katholik, so war der Sohn der protestantischen Lehre zugeneigt, die er freilich zurzeit noch nicht umfaßt hatte, wie seine Mutter und sein schneller handelnder Bruder Hans von Küstrin.

War also für jetzt der Herr selbst auch noch Katholik, so wuchs doch an seinem Hofe von Tag zu Tag die Schar der Protestanten, denen kein Hindernis mehr im Wege stand, wie zu Lebzeiten des alten finstern Nestor, der noch auf dem Totenbette durch einen eisernen Schwur seine Söhne an den alten Glauben zu schmieden versucht hatte.

Es versteht sich aber, daß es aus der Zeit dieses Herrn auch noch eine beträchtliche Zahl alter Katholiken gab, die finster auf die neuen Dinge und voll Grimm auf das neue, junge Protestantengeschlecht sahen, das sie zu verdrängen begann, denn damals war der Glaube der Menschen der Inbegriff all ihres Gefühls und Seelenlebens, und Geister, die sich darin nicht fanden, die platzten eben, wie Herr Martinus sagte, aufeinander, und da die Menschen damals derb waren in ihrem Fühlen und Tun, so gab es dann leicht Beulen, vielleicht auch tiefe Wunden.

Der prachtliebende Kurfürst Joachim hatte soeben in der Gegend von Freienwalde ein glänzendes mehrtägiges Jagdfest gegeben.

Es war am letzten Tage desselben, als zwei junge Ritter des Hofes, halb ermüdet von der eben vollendeten Jagd, nebeneinander her durch den Wald geritten kamen. Der eine von ihnen war ein junger Graf Schelia, der vor kurzem erst aus Franken an den brandenburgischen Hof gekommen war und dessen mißmutigem Gesichte man es ansah, daß er über den märkischen Heiden noch wenig sein schönes Heimatsland vergessen hatte. An einer Stelle, wo eine Quelle murmelnd aus dem Dickicht hervorrann, hielten die beiden Reiter an und stiegen ab; sie führten ihre Pferde an das klare Wasser, daß sie ihren Durst löschten, banden sie an einen Baum in der Nähe und lagerten sich dann selbst in das weiche Moos, indem sie die Augen träumerisch durch die Baumwipfel emporschweifen ließen. Im Augenblicke aber, als Schelia den Kopf niederlegen wollte, fühlte er

sich durch einen Gegenstand, den er für einen Stein halten mußte, unsanft berührt.

Er griff mit der Hand danach, ihn fortzuräumen, rief aber im nämlichen Augenblicke: „Was habe ich denn da?“ und hielt einen silberglänzenden Gegenstand empor. „Sieh nur her,“ rief er dem Begleiter zu, der langsam den Kopf zu ihm herumdrehte, und nun zeigte er ihm ein zierlich gearbeitetes silbernes Büchschen, dessen Oberfläche seltsam mit eingegrabenen Zeichen und Figuren verziert war. Der Freund nahm es ihm aus der Hand, und indem er es stillschweigend beobachtete, drehte er halb zufällig an dem oberen Knopfe des Büchschens, worauf dieses plötzlich aufklappte und einen berauschenden Duft von sich gab, der von mehreren Stückchen Riechkrautes, die in dem Gefäß enthalten waren, ausströmte.

„Meiner Seele,“ rief Schelia, „das ist ein Stück von einem Damengürtel! Wie kommt das in diese Wildnis?“ Und während noch beide ihre Gedanken über den seltsamen Fund austauschten, erschien am Ende des Waldweges die Gestalt eines alten Mannes, dessen Kleidung ihn als Diener eines vornehmen Herrn verriet und der, sein Pferd am Zügel führend, die Blicke auf den Boden geheftet, dahinging, gerade so, als wenn er mit aller Emsigkeit nach etwas Verlorenem suchte. Als er die beiden Ritter und das silberne Büchschen in ihrer Hand gewahrte, ward er aufmerksam, trat näher und sagte zu dem Grafen Schelia, der eben wieder kopfschüttelnd dasselbe betrachtete:

„Mit Verlaub, gnädiger Herr, laßt mich sehen, was Ihr da habt;“ und als jener es ihm mit ausgestrecktem Arme vor die Augen hielt, ohne daß er die Hand davon gelassen hätte, rief er ganz erfreut: „Wirklich, es ist's, bitte, gebt mir das Büchschen, Herr; ich weiß, wem es gehört!“

„Ho, alter Fuchs!“ erwiderte Schelia lachend, „die Trauben sollen Euch sauer bleiben, bis Ihr uns hübsch berichtet, wer der oder wer die ist, der dies Büchschen gehört und die es hier an unwirtlicher Stelle verlor.“

Der Alte schwieg, und man sah es seinem mürrischen Gesichte an, wie ungelegen ihm die Frage kam; er sah die beiden Ritter nacheinander an; Schelias Begleiter schien ihm weniger fremd, als dieser, er näherte sich demselben, während sein Mund und sein Gesicht so zuckten, daß man es ihm anmerkte, welch ein Kampf in ihm vorging, ob er reden solle oder nicht.

Der Begleiter Schelias, dem das nicht entging, machte ihm Mut, zu reden, und hielt ihm, da er sah, daß der Alte leise sein wollte, das Ohr hin, in welches dieser nun einige für Schelia unverständliche Worte hineinflüsterte. Während er aber sprach, nahmen die Züge des Freundes den Ausdruck überraschten Erstaunens an, und als der Alte wieder zurücktrat, sagte er zu Schelia: „Ei, Freund, hier bietet sich dir ein Abenteuer so seltsamer und vielleicht so bedenklicher Art, daß ich nicht weiß, ob ich dir nicht raten soll, dem Alten das Büchschen zurückzugeben und nicht weiter danach zu fragen."

„Nun, das nenn' ich einen ritterlichen Rat!" rief Schelia mit spöttischem Gelächter; „nenne mir wenigstens das furchtbare Abenteuer, das dich so in Schrecken versetzt, daß du dem Schelia davon abzuraten wagen darfst!"

Der andere zuckte bei dieser Prahlerei halb ärgerlich die Achseln, aber weil er älter und vernünftiger war und überlegte, daß jugendlicher Mut sich beinahe immer etwas prahlerisch äußert, auch wenn es echter Mut ist, so überhörte er es und begann so:

„Dies Büchschen gehört also wirklich, wie wir vermuteten, einer Dame, und zwar einer jungen und schönen."

„Ei!" fiel ihm Schelia ein. —

„Ja, ei," versetzte der andere, „höre nur erst zu Ende: Diese Dame ist aber niemand anders, als die Tochter des alten, als halbtoll bekannten Herrn von Sparr, des Jägermeisters weiland Kurfürsten Joachims des Ersten, genannt Nestor."

„Nun, und weiter?" fragte Schelia, als sein Freund schwieg und ihn prüfend ansah.

„Hast du denn nie von dem alten Sparr gehört?" fragte dieser, „von dem, den man allgemein nur den tollen, närrischen Sparr nennt?"

„Nein, nie," versetzte Schelia; „was sollten wir im schönen Franken wohl viel nach euren märkischen Maulwürfen fragen?"

„Besagter Herr von Sparr," fuhr der andere fort, „ist nämlich bekannt als der größte Menschenhasser, den je die Erde trug; und war er es schon zu weiland Nestors Zeit, so ist er nun zu Hektors Zeit zum völligen Menschenfresser geworden. Das einzige Wesen, an dem er das Bedürfnis, zu lieben, befriedigt, ist seine Tochter, eben die Besitzerin dieses Büchschens. Ganz nah von hier, bei Lichterfelde, hat der alte Murrkopf sich und

seiner Tochter ein Schlößchen gebaut, das nur er und sie und ein alter Graubart bewohnen dürfen —"

„Welch letzteren," rief Schelia, „wir hier leibhaftig vor uns sehen?"

„Freilich," entgegnete der Freund; „nun soll es aber nicht nur schwer, sondern geradezu mit Leibes- und Lebensgefahr verbunden sein für jeden, der es unternimmt, die Behausung des alten Sparr zu betreten." — „Darum, Freund Schelia, rate ich dir," fiel dieser spottend ein, „dein teures Leben nicht in so große Gefahr zu begeben —"

„Der Herr hat recht," sagte der Alte mit rauhem Tone; „darum bitte ich noch einmal, gebt mir das Büchschen zurück und laßt mich gehen."

„Nun und nimmer!" rief Schelia; „ich selbst will nicht ruhen, bis ich das Kleinod dem Fräulein von Sparr in die zierlichen Hände gedrückt habe. Geht nur heim, Alter, ich bin vielleicht früher zur Stelle, als Ihr selbst."

Der Alte stand noch einen Augenblick unschlüssig, dann wandte er sich kurz um und sagte mit zornigem Tone: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt!" Er bestieg sein Pferd und ritt eilend in der Richtung zurück, in der er gekommen war.

„Also willst du dennoch?" fragte der Begleiter den Grafen Schelia, als der Alte sich entfernt hatte.

„Ei," entgegnete dieser, „du hast auch gerade den rechten Weg eingeschlagen, um mich von meinem Abenteuer abzubringen! Bei allen Heiligen, die im Kalender der Papisten stehen, ich will hin zu der schönen Sparr und ihr ins Gesichtchen sehen und ihr das Büchschen in die Hand drücken! Mag doch der Alte ein Werwolf sein, der alle Nächte den Mond anheult, das soll mich nicht abhalten! Die Töchter bärbeißiger Alten sind oft die allerschönsten! Jawohl, wir haben Erfahrung!"

Darauf banden beide ihre Pferde los, und während Schelias Begleiter zum Hofe des Kurfürsten zurückkehrte, machte jener sich auf den Weg nach des alten Sparrs Hause. Ein breiter Graben trennte die Behausung des alten Menschenfeindes von der übrigen Welt; hinter dem Graben befand sich die hohe steinerne Mauer des Gartens, die auch dem begehrlichsten Auge den Einblick verwehrte.

An der Zugbrücke, die den einzigen Zugang zum Gartentor bildete, scharrte des Grafen Schelia Pferd; er stieg ab und zog

an einem Glockendraht, der zur Seite herabhing. Von dem laut und dumpf erschallenden Ton der Glocke gerufen, näherten sich von innen Schritte der Pforte und jener Alte aus dem Walde öffnete ihm schweigend das Tor.

Schelia wollte ihn halb zutraulich begrüßen, aber der Alte verbeugte sich stumm und kalt und sah ihn mit einem so gleichgültig fremden Gesicht an, als sähe er ihn zum erstenmal in seinem Leben.

„Nun?" rief Schelia, „ist das gnädige Fräulein zu sprechen?"

Der Alte zuckte schweigend die Achseln.

„Ei, du alter Murrkopf," sagte Schelia lachend, „so werde ich sie mir selber suchen müssen." Und damit wollte er dem Alten die Zügel des Pferdes zuwerfen; dieser aber, sich bei jedem Wort mit einer beinah höhnischen Höflichkeit verneigend, sagte:

„In des gnädigen Herrn von Sparr Stall darf kein fremdes Pferd untergestellt werden."

„So nimm's und führe es herum, bis ich zurückkomme," rief ihm Schelia donnernd zu.

Der Alte nahm auch wirklich sogleich die Zügel über den Arm und führte das Pferd in den Garten hinein, hinter Schelia her, der nun mit erhobenem Haupte in die langen, von hohen Baumwänden beschatteten Gänge des Gartens eintrat. Er war noch nicht weit gegangen, als es ihm schien, als sähe er hinter einer Hecke einen Kopf erscheinen, der zu ihm herüberblickte und ebenso schnell wieder verschwand.

Mit schneller Berechnung schlug er sich in den Gang, der zur Seite abbog, und nach wenigen Schritten schon sah er in einem auf diesen einmündenden dunkelschattigen Wege die schlanke Gestalt eines Mädchens in dunkler Kleidung, die bei seinem Anblick wie festgebannt am Boden stehen blieb und ihn, starr die Augen auf ihn gerichtet, näherkommen ließ.

Ein Blick auf diese Erscheinung genügte, um ihn nicht länger zweifeln zu lassen, daß er vor der Tochter des seltsamen Hauses, vor dem edlen Fräulein von Sparr, stand. Er lüftete das Barett und trat mit feinem Gruß näher, während sie regungslos stehen blieb und die großen Augen wie in sprachlosem Staunen auf ihm ruhen ließ, ohne im geringsten seinen Gruß zu erwidern. Schelia, der unter diesem wunderbaren Blick seine Sicherheit beinahe schwinden fühlte, zog nun sogleich das Büchschen hervor und indem er es überreichte, sagte er:

„Wollet mir den Schreck verzeihen, den Euch offenbar mein plötzliches Eindringen verursacht; hier dies Büchschen, das Ihr draußen im Wald verloren und das ich wiederfand, möge Euch alles erklären."

Sie nahm das Büchschen entgegen, während ihre Augen noch immer auf ihm ruhten; dann sagte sie, indem sie wie ein Kind lächelte: „Woher wußtet Ihr denn aber, daß es gerade mir gehörte?"

„Euer alter Diener verriet es mir," versetzte Schelia.

„Der hat es Euch gesagt?" rief sie mit heller Stimme.

„Gern freilich tat er es nicht," antwortete Schelia, „auch sah er das Büchschen unwillig in meinen Händen."

„Das will ich wohl glauben!" sagte sie wieder mit jenem kindlich unschuldigen Lachen; „aber wisset Ihr denn auch, wo Ihr seid?" fuhr sie, plötzlich ganz ernst werdend und im Ton des Schreckens fort.

„Im Hause des Herrn von Sparr, wie ich denke," versetzte Schelia lächelnd.

„Freilich doch," rief sie; „aber um des Himmels willen, wenn mein Vater käme und Euch hier fände!"

Schelia mußte unwillkürlich lachen, denn es klang, als wäre das Mädchen eine verzauberte, unter dem Banne eines bösen Zauberers stehende Prinzessin, als sie von ihrem Vater sprach; aber der Blick ihrer Augen bei diesen Worten war so angstvoll, daß ihm selbst ganz ernst zumute ward.

„Geht, mein Herr," sagte sie flehend, „bitte, geht, daß er Euch ja nicht hier finde!" Und dabei schlug sie, an seiner Seite hingehend, den Weg nach der Gartenpforte ein und Schelia sah den Augenblick nahe, wo sein Abenteuer ein allzu schnelles Ende erreicht haben würde. „Ach," sagte sie, während sie gingen, „nun habe ich Euch aber in meiner Angst gar nicht einmal gedankt, daß Ihr mir das Büchschen wiedergebracht habt; nun, ich danke Euch recht von Herzen dafür, es liegt mir viel daran." Dabei reichte sie ihm die Hand, wie eine Schwester dem Bruder, und Schelia konnte nichts anderes, als sie ihr treuherzig wieder zu schütteln, denn ein unnennbares Gefühl sagte ihm, daß es nicht angebracht gewesen wäre, höfische Sitte zu zeigen und die dargebotene Hand zu küssen. Das Mädchen blieb plötzlich stehen und sagte: „Wie heißt denn der Herr eigentlich?"

Schelia nannte ihr seinen Namen.

„So seid Ihr auch gewiß vom Hofe?“ fuhr sie fort.

„Ja,“ sagte Schelia, „aber ich bin vor kurzem erst hierhergekommen, aus Franken her, wo meine Heimat ist.“

„So weit kommt Ihr her?“ rief sie, indem sie die Hände zusammenschlug. „Ei, da ist es wohl schöner in Eurer Heimat, als bei uns? Nicht wahr?“

Schelia erzählte ihr nun von seiner schönen Heimat, und unvermerkt, wie er die strahlenden Augen des Mädchens sah, die mit unschuldiger Neugier auf ihn, den weitgereisten Mann, blickten, tauchten ihm die alten Stätten, wo er in der Sonne der Mutterliebe aufgewachsen war, lebendiger als je zuvor in seiner Seele auf, daß er davon erzählte, so schön und blühend, wie nie zuvor. „Ach, mein Gott,“ sagte das Mädchen, als er innehielt, „wie schön muß das sein, einmal so in die weite Welt hinaussehen zu können! Wie wundervoll muß sie sein; denn seht, Euer Land muß ja schon herrlich und lieblich sein, und doch hörte ich immer, daß, je weiter man nach Süden zu kommt, die Erde immer schöner und schöner wird. Glaubt Ihr das auch wohl?“

„Das ist gewißlich wahr,“ sagte Schelia, der sich zum erstenmal in seinem Leben als Lehrmeister empfand und ganz ernsthaft in seiner neuen Würde fühlte. „Aber Ihr, mein Fräulein, seid wohl noch nicht weit hinaus gewesen in der Welt?“

„Ich?“ sagte sie lachend; „ach, mich läßt der Vater ja nicht über den Garten hinaus; kaum, daß ich einmal mit ihm ein wenig spazieren reiten darf.“

„O, wie dauert Ihr mich!“ entgegnete Schelia; „da führt Ihr freilich ein trauriges Leben.“

„Ja, aber der Vater will es ja so,“ sagte sie und sah ihn ganz erstaunt an, als verstände sie ihn nicht; „so muß es doch am besten für mich sein?“

„Freilich wohl,“ sagte Schelia verlegen; „aber ich meine nur —“

In diesem Augenblick ließen sich aus der Ferne die Huftritte eines Rosses vernehmen, das geradeswegs auf das Gartentor zugeschritten kam. Das Mädchen blieb einen Augenblick horchend stehen, sah Schelia leichenblaß an und vermochte nichts weiter zu sagen als: „Der Vater!“

Schelia wollte sie beruhigen und sagte: „Laßt doch, ich will ihm entgegengehen; ich habe ja nichts Böses getan.“

Sie aber rief: „Ihr kennt ihn nicht!“ Und indem sie plötzlich mit Heftigkeit seinen Arm ergriff, sagte sie leise stammelnd:

„Wißt Ihr denn auch, daß es Euer Tod sein könnte, wenn er Euch hier bei mir träfe?"

Schelia erschrak, denn diese Worte waren im Ernst gesprochen, das hörte man ihnen an.

„Kommt," sagte das Mädchen plötzlich entschlossen, „es kann nun nicht anders sein;" zugleich drehte sie um und ging geradeswegs auf das Haus mit ihm zu, indem sie immer noch seinen Arm festhielt, was sie in ihrer Erregung gar nicht bemerkte. Sie führte ihn, der beinahe willenlos folgte, darauf durch die altertümlichen Zimmer des Schlosses, mehrere Treppen hinauf bis in ein Kämmerchen, das durch seine Einrichtung verriet, daß es eines Mädchens Zimmer war.

„Hier," sagte sie, „müßt Ihr bleiben, Herr; es ist mein eigenes Zimmer, da geht der Vater nicht hinein, sonst durchsucht er das ganze Haus; habt Geduld, so wird sich vielleicht alles gut machen." Dann schloß sie die Tür und ließ ihn allein.

„Mein Abenteuer," dachte Schelia, „läßt sich ja gut an: sieh da, allein in eines Mädchens Zimmer!" Dennoch wunderte er sich beinahe über sich selbst, daß er durchaus nicht lachen konnte, sondern im Gegenteil mit einem beinahe ehrfürchtigen Gefühle setzte er sich auf einen der Stühle und besah die Einrichtung, mit der seine seltsame Wirtin ihr kleines Gemach ausgestattet hatte.

Unterdessen war der alte Herr von Sparr in den Garten getreten, und da er nicht, wie gewöhnlich, seine Tochter im Garten fand, ging er schnurstracks auf das Haus zu. Als er den Saal im Erdgeschosse betrat, kam ihm die Tochter, die eben den jungen Schelia in Sicherheit gebracht, von oben entgegen und grüßte ihn mit dem gewohnten Gruße.

Der Alte sah ihr von unten mit den glühenden, mißtrauischen Augen entgegen, schlug, statt allen Grußes, einmal kurz mit der Hand durch die Luft und sagte: „Nun, Tochter?" Dann begann er, wie er dies jeden Tag tat, die sämtlichen Gemächer des Erdgeschosses auf das sorgfältigste zu untersuchen. Die Tochter sah ihm schweigend zu; zum erstenmal in ihrem Leben erschien ihr das Tun des Vaters unheimlich, zum erstenmal sah sie, wie schrecklich der Blick aus seinen weit hervortretenden Augen war. Es war im August und ein heißer Tag, so daß das Gesicht des Alten in der Anstrengung dunkelrot zu glühen begann; als er daher die Treppe betrat, um nun die

oberen Stockwerke in gleicher Weise abzusuchen wie das unterste, hing sich die Tochter an seinen Arm und bat ihn, heute sich die Mühe des Suchens zu ersparen. „Ja doch!“ gab der Alte in knurrendem Tone zur Antwort, „daß mir die Hunde, die nach meinem Glück und Leben stehen, das Dach oben anzünden, wenn ich unten faulenze? Fort!“ Mit diesen Worten drängte er die Tochter unsanft genug zur Seite und bestieg die ersten Stufen der steinernen Treppe. Kaum aber war er deren etwa fünf gestiegen, als er zu straucheln begann, auf den ausgetretenen Steinen ausglitt und mit schwer dröhnendem Falle bis an den Fuß der Treppe hinabstürzte. Die Tochter stieß einen gellenden Hilferuf aus, ächzend und stöhnend lag der Alte am Boden und versuchte vergebens, sich aufzurichten; plötzlich legte er die Hand ans Bein, streckte sich lang hintenüber auf die Steinplatten des Fußbodens und sprach mit tonloser Stimme in die Luft: „Entzwei.“ Das Mädchen schob die Hände unter den Oberleib des Vaters und versuchte ihn aufzurichten; er machte nur eine ungeduldige Bewegung mit der Hand und sagte ebenso wie vorher: „Ruf Martin!“ Im Fluge war das arme Kind durch den Garten hin und kam mit dem Alten, den wir schon früher kennen lernten, zurück. Der alte Martin umfaßte, ohne ein Wort zu sagen, ohne daß eine Miene seines Gesichts zuckte, den Leib seines Herrn, hob ihn ein wenig auf und legte ihn ebenso wieder nieder: er war ihm zu schwer, er konnte ihn nicht tragen.

Mit einem Gesichte, bleich wie Schnee, die Hände in stummem Jammer gerungen, stand das Mädchen neben dem Alten, der wieder lang ausgestreckt auf dem Rücken lag und vor sich hin emporstierte, regungslos und wie ein Mensch, der sogleich erkannt hat, daß aus dem Unheil, das ihn betroffen, kein Ausweg mehr ist, und der aller Hoffnung entsagt. Denn die einzige Möglichkeit, den Alten vom Flecke zu bewegen, wäre gewesen, wenn man einen Bauern aus der Gegend herbeigerufen hätte; man hätte aber für alles Gold der Erde keinen vermocht, den Fuß in das Haus zu setzen, da der alte Sparr ringsum im Rufe stand, ein Hexenmeister zu sein, dessen Haus zu betreten mehr als Tollheit gewesen wäre.

Eine totenstille Viertelstunde verging, während welcher der alte Mann dort am Boden wohl Zeit hatte, zu erkennen, daß, wer die Menschen in guten Stunden von sich weist, sie in bösen

Stunden, die doch für jeden einmal kommen, auch nicht an sich ziehen kann, und wenn er es mit Haken und Ketten versuchte. Als nun das Mädchen gar keine Hilfe aus dieser schrecklichen Lage sah, kniete sie nieder, während ihre Brust in innerem Kampfe zu wogen begann, näherte ihren Mund dem Ohre des Alten und flüsterte: „Vater!“ Der Alte wandte den Kopf zu ihr hin. „Vater,“ sagte sie, und sie faltete die Hände vor der Brust, als wollte sie sich durch diese fromme Gebärde gegen mögliche äußerste Gefahr waffnen, „es ist einer da — der Euch tragen könnte.“ Der Alte wandte langsam den Kopf zu ihr herum und sah sie an; sie schloß die Augen, aber es war ihr, wie wenn man die geschlossenen Augen auf ein Feuer richtet, das unmittelbar vor uns lodert, dessen Glut durch die Augenlider hindurchbrennt.

Als sie die schwere Hand des Vaters fühlte, die sich auf ihre Schulter legte, öffnete sie langsam und bange die Augen, die denen des Vaters nicht mehr begegneten, denn er hatte den Kopf wieder nach oben gewendet, ins Leere starrend, wie vorher, nur daß der erst so steinerne Mund seltsam wie in stummen Worten zuckte. Dann tat er die Lippen auf und sagte mit dumpfer Stimme: „Ruf ihn!“ Wie ein Sturmwind flog das Mädchen die Treppe hinauf, bis zu ihrer Kammer, an deren Tür, als sie sie aufriß, Schelia ihr bleich und verstört entgegentrat. Er hatte den dumpfen Schall beim Sturze des Alten, den Hilferuf des Mädchens, dann die Stille gehört, die nach solchen Unglück verkündenden Geräuschen eintritt und schlimmer ist, als der Schreckensschrei selbst, und dunkle, schreckensvolle Vermutungen zogen durch sein Haupt.

Das Mädchen, ohne zu erschrecken, daß sie dem Fremden so nahe gegenüber stand, sah ihn mit den schönen, großen, von der tiefen Seelenangst doppelt weit geöffneten Augen flehend an, faßte mit ihren beiden Händen die Rechte des Jünglings und sagte mit gepreßter Stimme: „Um Gottes und der Heiligen willen, kommt herunter und helft meinem Vater!“

Es war gewiß nicht der Augenblick, an verliebte Spiele zu denken, auch war Schelias Herz viel zu bieder und wahrhaft warm, jetzt an anderes zu denken, als an des verlassenen Mädchens Not, aber dennoch zuckte es ihm durchs Herz, als er ihre Hände so fest in der seinigen fühlte, eine augenblickliche Röte flammte über sein Gesicht und einen Augenblick ruhten

seine Augen auf den Zügen des Mädchens; im nächsten Moment stand er neben ihr auf der Schwelle und sagte fest und entschlossen:

„Führt mich zu Eurem Herrn Vater; so Gott will, helfe ich ihm!"

Als Schelia, von dem Fräulein geführt, die Treppe hinabstieg, wandte der alte Sparr die Augen auf ihn, ein Paar schreckliche Augen. Schelia war ein beherzter, ritterlicher Mann, aber vor der Fülle von Grimm und Haß, die aus diesen Augen wie ein breiter Feuerstrom auf ihn zufloß, erbebte sein Herz, denn er glaubte wirklich nicht anders, als daß es wahr sei, was die Leute munkelten, daß der alte Sparr ein finsterer, verderblicher Zauberer und Hexenmeister sei.

Dennoch verneigte sich Schelia grüßend vor dem alten Manne und sagte bescheiden:

„Laßt mich Euch nachher erklären, edler Herr, wie ich in Euer Haus gekommen, und laßt mich zuerst wissen, wie ich Euch helfen kann."

Der Alte gab ihm keine Antwort, aber die Tochter trat dicht zu ihm heran und flüsterte ihm zu, was dem Vater geschehen sei und daß man von ihm hoffe, er würde ihn hinauftragen können bis in den ersten Stock, wo das Bett des Vaters stände.

Schelia erwog die Schwere des Körpers, den er tragen sollte, und neigte halb zustimmend, halb bedenklich das Haupt. Da sah er wieder des Mädchens große Augen angstvoll bittend auf sich gerichtet, und plötzlich überkam ihn eine wunderbare Freudigkeit, ein Gefühl, als gälte es eine heilige und unendlich süße Pflicht zu erfüllen, und indem er vorsichtig beide Hände um den Oberleib des alten Sparr legte, der ihn lautlos gewähren ließ, hob er ihn mit jugendlich gewaltigen Kräften empor und trug ihn, vorsichtig von Stufe zu Stufe steigend und jeden Schritt voraus mit den Augen prüfend, die Treppe hinauf bis in den weiten, gewölbten Saal, wo in einem Erker das Lager für den Verletzten bereit stand. Vorsichtig, wie er ihn aufgehoben hatte, legte er den schweren Körper nieder, und als er sich nun zurückbog und sich aufrichtete, sah man es der arbeitenden Brust an, wie gewaltig die Anstrengung gewesen war.

Mit geschlossenen Augen, bleichen Angesichts lag der Herr von Sparr auf seinem Bette, während der alte Martin daran

ging, an dem gebrochenen Beine seine Heilkünste zu erproben, denen das Fräulein in stummer Aufmerksamkeit folgte.

Schelia hatte sich in die eine tiefe Fensternische des Erkers zurückgezogen, und während er den großen, öden Saal mit den Blicken überflog und die seltsame Gruppe vor ihm und das schöne, bleiche Mädchen, die Bewohnerin dieser finsteren Behausung, betrachtete, stiegen nie gekannte, dunkle Gefühle in ihm auf und begannen in rätselhaften Schwingungen seine Seele zu durchwogen. Plötzlich, als er aus seinen Gedanken aufsah, stand das Mädchen dicht bei ihm; er sah, wie in ihrem Gesichte ein Entschluß kämpfte, dann streckte sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Hand hin. Es war nur Dank, was diese Bewegung hervorrief; Schelia fühlte es wohl, aber als er diesmal die schlanke Hand ergriff, drückte er sie an die Lippen. Sein Antlitz färbte sich mit purpurner Glut, und länger als das erstemal ruhten seine Augen in denen des Mädchens, aber mit einem so treuherzigen Blicke, daß das Mädchen nicht erschrak, sondern ebenso lange in die jungen blauen Sterne hineinschaute, die ihr wirklich wie himmlische Tröster und Helfer in der Not erschienen. So hätte es für einen Dritten, der mit lebendigeren Augen, als der alte versteinerte Martin sie besaß, gesehen hätte, wie die beiden standen, Hand in Hand und staunend vor sich selbst, ein schönes, bedeutungsvolles Bild sein müssen, wie am Lager, auf dem ein altes, haßverzehrtes Herz den letzten Augenblicken entgegenschlug, in zwei jungen Herzen sich von neuem die göttliche, Leben und Welt erhaltende Kraft zu regen begann, die in ewigem himmlischem Kampfe mit den finsteren Gewalten des Hasses immer und immer siegreich daraus hervorgeht. Nun hatte der alte Sparr die Augen wieder geöffnet, er regte sich auf seinem Bette und sprach mit halblauter Stimme zu seiner Tochter, die sogleich zu ihm getreten war:

„Wie ist jener Mann hereingekommen?"

Sie mochte ihm wohl nicht schnell genug Antwort gegeben haben, denn mit lauterer Stimme, die ganz den rauhen Klang der gesunden Tage hatte, sagte er:

„Was sucht dieser Mann bei dir, Gertrud?"

Gertrud, daß sie so hieß, hatte nun auch Schelia gehört, erzählte dem Vater darauf halblaut, daß sie das Riechbüchschen verloren hatte und daß Schelia es ihr zurückgebracht habe und so in das Haus gekommen sei. Als sie geendet hatte, hob der

Alte die rechte Hand empor und sagte mit feierlich drohendem Tone:

„Tochter! so hast du das teure Kleinod, das ich dir als Erbstück deiner Mutter einst mit höchstem Ernste empfahl, schlecht bewahrt, da du es verlorst! Tochter, ich sage dir, wer ein Kleinod verliert, bei dem sind auch andere, heiligere Kleinodien schlecht bewahrt! Hüte dich, Jungfrau!"

Starr vor Staunen hörte Schelia diese seltsamen Worte des Greises, der nun langsam wieder zu ihm hinüberblickte und ihn zu sich heranwinkte.

Mit einem durchbohrenden, prüfenden Blicke sah er den Jüngling lange Zeit ohne Laut an, dann begann er langsam und feierlich, wie zu seiner Tochter, zu ihm:

„Daß Ihr zu mir gekommen seid in mein Haus, das danke ich Euch nicht, fremder Herr; doch ich will nicht, wenn ich zur Grube fahre, daß man hinter mir herschreie: Seht, er war auch undankbar, wie das ganze Menschenvolk es ist — ja, das ganze Menschenvolk!" brüllte er plötzlich, wütend die Faust ballend und schüttelnd. „Denn ich weiß, daß nichts so giftig das Herz zerfrißt, wie der verdammte Undank der Menschen! Darum sage ich Euch Dank, denn Ihr habt meiner Tochter ein wertes Kleinod wiedergebracht, das sie in törichtem Leichtsinn verlor. Auch mir habt Ihr Euch hilfreich erwiesen, darum will ich, daß Ihr von mir erbittet, was ich Euch zum Danke dafür geben könnte."

„So bitte ich, Herr," sagte Schelia, „daß Ihr mir vergönnen wollet, wiederzukommen und zu fragen, wie es Euch ergeht."

Der Alte wandte die Augen von ihm ab, und, als hätte er ihn nicht gehört, sagte er:

„Ich habe ein schönes, altes Schwert, eines Ritters wohl würdig; wollt Ihr das von mir haben?"

„Ich bitte Euch," antwortete Schelia bescheiden, aber fest, „gestattet mir, wiederzukommen."

Wieder trat ein augenblickliches Schweigen ein; dann sagte der alte Sparr mit einer Stimme, die grollend aus der tiefsten Brust hervorkam:

„Glaubt Ihr, ich wüßte nicht, warum Ihr wiederkommen wollt? Meinetwegen etwa? O ich kenne Euch — alle, alle!" und dann ging sein Sprechen in ein unverständliches Murmeln

über, so daß man nur an den zuckenden Lippen, die ein böses, höhnisches Lächeln umspielte, wahrnahm, daß er noch sprach. Aber es mochte ihm wohl in dem Augenblicke das Gedächtnis an jene Minute wiederkehren, da der junge Schelia ihn in seinen Armen die Treppe hinaufgetragen hatte, es mochte wohl das eigentümliche, wohltuende Gefühl sich wieder in ihm regen, das er empfunden hatte, als die starken jungen Arme so sorgsam sich um ihn schlangen, wie es nur die Arme dessen können, der dem Hilfsbedürftigen mehr entgegenbringt, als die allgemeine Menschenliebe; plötzlich rollten seine Augen von dem jungen Manne zu seiner Tochter und von ihr zu jenem zurück, die beide mit niedergeschlagenen Blicken dastanden, und von einem Gefühl getrieben, das seinem Herzen selbst unverständlich scheinen mußte, faßte er des Grafen Schelia Hand, um sie ebenso schnell wieder fahren zu lassen, und sagte kurz:

„Kommt morgen wieder!"

Schelia verbeugte sich stumm und wandte sich, nachdem er ehrerbietig auch das Fräulein gegrüßt, zum Gehen. Die Nacht war mittlerweile eingebrochen, darum sagte der Alte, als er sah, wie Schelia sich in die Dunkelheit hinein entfernen wollte, zu seiner Tochter:

„Leuchte ihm!"

Am obersten Absatze der Treppe, die in den Flur führte, aus welchem man dann unmittelbar in den Garten trat, blieb Gertrud stehen, während Schelia hinunterstieg. Im Flur angelangt, wandte er sich noch einmal zurück, ihr Lebewohl zu sagen; er sah sie an das holzgeschnitzte Treppengeländer angelehnt stehen, in der Rechten, die sie hoch aufgehoben hatte, die Leuchte emporhaltend, daß sie den Flur und jeden Schritt, den er bis in den Garten zu tun hatte, mit ihrem Licht erhellte. Unwillkürlich blieb er einen Augenblick stehen und sah zu dem Mädchen hinauf, welches ihm wie ein Cherub des Himmels erschien, der seinen Pfaden leuchtete; er wollte ihr „gute Nacht" zurufen, aber sein Mund blieb stumm, und er vermochte nichts, als die Hand auf das Herz zu legen und sie mit einer tiefen Neigung des Hauptes in stummer Huldigung zu grüßen; dann trat er in den nachtdunklen Garten, wo Martin ihm das Pferd vorführte. Während er aber durch die Nacht langsam dahinritt, trat immer wieder leuchtend und deutlich das wunderbare Bild vor seine Seele, das er soeben gesehen: er sah die schlanke

Gestalt des Mädchens im dunklen Kleide, wie sie das Licht hoch über den lieblichen, sanft herabgeneigten Kopf emporhob, und es war ihm, als blickten die schönen, ernsten Augen kraft eignen warmen Lichts durch die Schatten der Nacht zu ihm herüber. —

Es war noch früh am nächsten Morgen, als der Graf Schelia durch den Garten hereinritt, in dem der Tau in dicken blitzenden Tropfen lag und die Vögel in tausend zwitschernden Stimmen den Überschwall von Lebenslust austönten, durch den sie des Menschen Herz zur neuen Lebenslust erwecken. Sobald er sich dem Schlosse näherte, hob er die Augen auf und suchte an allen Fenstern, und fand endlich, daß jemand dort oben seiner wartete.

An einem Fenster des ersten Stocks tauchte ein Gesicht auf, um gleich darauf zu verschwinden, es war Gertrud von Sparr. Nur eine Sekunde lang hatte Schelia sie gesehen, kaum mit ganzem Gesichte hatte sie über die Fensterbrüstung hinübergeblickt, und dennoch reichte dieses Teilchen eines Augenblicks hin, um des jungen Schelia Brust in ein Meer von hoffnungsstrahlender Glückseligkeit zu verwandeln.

Als Schelia in den Saal trat, sah er den Alten auf dem Bette liegen, starr wie am Tage zuvor, doch waren die Züge des Gesichts tiefer eingefallen und ebenso die Augen. Gertrud machte sich am Bette des Vaters zu schaffen, ihre Wangen waren mit glühender Röte übergossen. Mit tiefem Gruße verneigte sich Schelia vor dem Kranken, dessen Augen auf ihm ruhten, als wundere er sich, daß ihm, dem finstern Menschenhasser, in letzter Stunde ein Mensch nahe getreten war, den er nicht hassen konnte; denn unvermerkt hatte Schelias treuherziges Wesen sein Herz, oder das, was von seinem Herzen noch übrig geblieben war, angezogen mit der wunderbaren Gewalt, die ein guter Mensch auf den anderen Menschen übt. Nachdem Schelia den Alten gegrüßt hatte, verneigte er sich vor der Tochter, die seinen Gruß erwiderte, ohne die Augen zu ihm zu erheben. Wieder flogen einen Augenblick die Augen des alten Sparr von einem der jungen Leute zum andern und verrieten, als sie zurückkehrten, daß sie wußten, was da vor sich ging.

Mit einer hastigen Handbewegung wies der Herr von Sparr dem Gast einen Stuhl neben seinem Bett an, sich darauf zu setzen, dann winkte er seiner Tochter, daß sie hinter ihn trat und ihm den Kopf höher legte durch ein Kissen, das sie darunter schob; dann lag er wieder ein Weilchen stumm da, während die rechte

Hand, indem sie sich ballte und öffnete und auf und ab bewegte, verkündete, daß er mit sich rang, ob er von Dingen reden sollte, von denen er lange nicht, vielleicht nie gesprochen, und von denen zu reden es doch jeden Menschen einmal, namentlich in solcher Stunde drängt.

„Hört," sagte er endlich, „Ihr seid vom Hofe des neuen Kurfürsten; ich weiß wohl, Ihr habt auch von mir reden gehört, ich weiß wohl, dies und das von dem alten Zauberer und Hexenmeister, dem bösen, alten Sparr! Nun sitzt Ihr vor mir und seht mich und betrachtet mich, so wie die jungen Leute die alten ansehen, und meint, so wie ich nun vor Euch liege, alt und verdorrt, aller Welt verhaßt, voll Haß gegen alle Welt, so sei ich immerdar gewesen. Denn der junge Mensch, in dem die Anlage der Geburt allein erst mächtig ist, kann es anders nicht denken, als daß der Alte gerade so aus Gottes Hand und aus der Mutter Schoß gestiegen sei, wie er ihm nun erscheint, denn der junge Mensch weiß nichts von dem, was den andern zum alten gemacht hat, von dem schweren, schweren Leben, das mit tausend grimmen Erfahrungen an dem Menschen formt und ätzt, bis alles anders geworden, als es zu Anfang war. Darum steht Ihr vor dem Alter wie ein Unerfahrener vor dem Werke des Künstlers, der auch meint, so wie es nun fertig dasteht, sei es aus des Meisters Kopf gesprungen, der die Stunden nicht sieht, da es langsam, Zug auf Zug, unter Qualen des Erzeugers heranwuchs. Denn auch der Mensch, müßt Ihr wissen, junger Mann, ist gerade solch ein Kunstwerk, und zwei gewaltige Bildner stehen immerdar mit Hammer und Meißel und schaffen unabläßig an seiner Seele: das ist die Zeit und das Schicksal. Die Zeit, seht Ihr wohl, führt einen stumpfen, schweren Meißel und gräbt unmerklich langsam Linie um Linie in die Seele hinein, so langsam, daß man das Bild erst sieht, wenn es fertig geworden und sich im runzligen Antlitz widerspiegelt. Das Schicksal dagegen führt den gewaltigen Hammer, den hebt es nur zuzeiten, dann aber reißt es seine großen Striche in ebensovielen Wundenmalen in die Seele hinein, und dessen Züge sind bald kenntlich. Nun will ich Euch denn von mir sagen, daß ich beides, den Meißel und den Hammer, wohl an mir erfahren habe, denn ich habe das Leben wohl kennen gelernt, das schlimme Leben, ich habe nicht viel Gutes gesehen in diesem Leben, ich habe nicht viel Gutes erfahren am Menschen! Ich sage Euch, und Ihr sollt mir

glauben: die Menschen sind schlecht und böse und elend!" Der Alte rief dies mit dröhnender Stimme, die rechte Hand drohend und feierlich erhoben, die glühenden Augen ins Leere gerichtet, als sähe er auf viele dunkle, schreckliche Dinge zurück, die er vorzeiten mit leiblichen Augen geschaut hatte. Schelias junges Herz fühlte sich wie vom Hauch des Todes berührt und sein Blick ging hilfesuchend zu der hinüber, die, gleichen Alters wie er, seinem Herzen entsprechender fühlen mochte, als der furchtbare Greis.

Gertrud hatte das Haupt geneigt und saß, in sich versunken, am Lager des Vaters. „Nur einen Menschen," fuhr der Alte fort, „habe ich in diesem Leben gesehen, der ein Mann war, wie ihn mein Herz sich wünschte: das war mein teurer seliger gnädiger Herr und Kurfürst Joachim. Doch weil er streng war und gerecht und die Gerechtigkeit höher achtete, als das schnöde Blut der Menschen, so haben sie ihn gehaßt und geflohen, daß er einsam ward, einsam wie sein treuer Diener, der alte Sparr!"

Plötzlich faßte der Alte des Jünglings Hand mit eisernem Griff, seine Augen bohrten sich vernichtend in die seinen und zischend kamen die Worte aus den zusammengebissenen Zähnen hervor:

„Als ich aber sah, wie seine eigene Gattin, die ihm Treue und Gehorsam vor Gottes Antlitz gelobt hatte, untreu wurde, weil das Gift der verfluchten neuen lutherischen Lehre ihre Seele benagt hatte, als ich vernahm, daß sie heimlich zur Nacht ihren Herrn und Gatten verlassen hatte, um die alte Gotteslehre umzutauschen für die neue, als ich's mit Augen sah, wie sein edles Herz zerriß in jener Stunde, um bis zur letzten Stunde nicht wieder zu heilen, da schwur ich mir's mit heiligem Eide, meine Tochter, mein von Gott mir verliehenes Heiligtum, zu wahren vor solch unerhörtem Frevel. Darum schloß ich sie hier ein in dieses einsame Haus, daß sie mir rein bliebe vor der bösen neuen Lehre, die heutigentags wie ein brüllender Löwe in den märkischen Landen umgeht und die Seelen der Menschen verschlingt; mag sie fern sein von den Menschen, hier ist sie nahe bei Gott, denn der wohnt nicht da draußen bei den verderbten Menschen!"

Waren es nur die finsteren Worte des Greises, oder war es noch etwas anderes, was Schelias Inneres so tief erregte, daß sein Antlitz leichenblaß geworden war? Daß er mit einem scheuen, fragenden Blick zu der Geliebten hinüberschaute? Der Alte, erschöpft zurückgesunken, hatte die linke Hand auf das Haupt

der Tochter gelegt, die kniend an seinem Lager hingesunken war, und er erschien dem Jünglinge wie Elias, der furchtbare Prophet, da er die Baalspriester mit eigener Hand geschlachtet hatte und dieselbe Hand auf des Knaben Elisa Haupt legte, des einzigen menschlichen Wesens, das seiner Seele nahestand.

In diesem Augenblick trat der alte Martin in das Zimmer, ging mit leisem aber schnellem Schritt bis zum Bett des alten Sparr bei Schelia vorüber, mit einem Ausdruck des Gesichts, als sei nur er und sein Herr in der Stube, bog sich bis zum Ohre des letzteren herab und begann mit häßlicher Geschäftigkeit einen längeren Bericht hineinzuflüstern. Es mußte wohl eine böse Kunde sein, denn des alten Sparr Augen nahmen mehr und mehr einen schrecklichen Ausdruck an. Als Martin geendet hatte, rang der Alte einen Augenblick nach Atem, dann erhob er die Hand wie zu feierlichem Eidschwur und rief:

„Und ob er jetzt auch mein Herr und Kurfürst ist, so strafe ihn Gott und verfluche ihn und vertilge ihn für seine schändliche Absicht! Höre, Tochter, und auch Ihr, Graf Schelia, hört es, was jener treue Mann mir berichtet: daß Kurfürst Joachim, uneingedenk des Schwurs, den er seinem sterbenden Vater abgelegt, die heilige, alte Lehre nicht zu verlassen, nun seinem Eid untreu zu werden gedenkt und gleich der Mutter tun und sich der neuen Lehre zuwenden will!"

Schelia hatte am Hofe Joachims schon vielfach von dessen Absicht, den lutherischen Glauben anzunehmen, gehört, so daß ihn diese Nachricht wenig in Erstaunen versetzte.

Der Alte bemerkte es und sagte:

„Euch scheint das wenig zu erstaunen, junger Mann? War Euch die böse Absicht Eures Herrn bekannt?"

„Ja," sagte Schelia; „man sprach bei Hofe seit längerem davon."

„Ha, dieser Hof!" schrie der Alte; doch plötzlich unterbrach er sich, richtete den Oberleib mit ungeheurer Anstrengung starr aufrecht, und indem seine Augen, die rot mit Blut unterliefen, sich fürchterlich stierend auf Schelia richteten, sprach er in rauhem Ton: „Auch Ihr lebt ja an diesem Hof, Graf Schelia! Wie steht es mit Euch? Seid auch Ihr etwa schon ein Lutheraner?"

Wie das Krachen des einschlagenden Blitzes dennoch schrecklich tönt, auch wenn das Ohr durch manche voraufgehende Donnerschläge gewarnt war, so schlug dies Wort in Schelias Ohr und

Seele. Aber ohne einen Augenblick zu zaudern und obgleich ihn plötzlich ein Vorgefühl namenlosen Wehs durchzuckte, erhob er sich von dem Sessel, wandte sein bleiches Antlitz festen Blickes auf das glühende des Alten und sprach:

„Ja, Herr von Sparr, ich bin ein Lutheraner."

Ein heiserer Schrei brach aus dem Munde des Alten hervor, seine Hand ballte sich krampfhaft, er wollte offenbar Verwünschungen gegen Schelia schleudern, aber die geöffneten Lippen gaben keinen anderen Laut mehr von sich, als ein dumpfes Ächzen, dann fiel er schwer auf das Kissen zurück, das Antlitz wie mit Blut übergossen, und während der Körper schon regungslos lag, flog die Rechte von hüben nach drüben durch die Luft, stumm und doch vernehmlich redend ein schreckliches: „Nein, in Ewigkeit nein!"

Endlich sank auch die Hand nieder, der alte Sparr dehnte sich noch einmal und war tot.

Jammernd fiel Gertrud über des Vaters Leib und ihre Tränen flossen in seinen grauen Bart. Schelia stand regungslos, wie eine Bildsäule, ohne Haß gegen den schrecklichen, unglückseligen alten Mann, und sah, wie die Tochter am Totenbette des Vaters verzweifelte.

Nach einer langen Pause, die nur vom Schluchzen des Mädchens erfüllt war, trat er dicht an sie heran; er stand hinter ihr, über sie gebeugt und sagte ganz leise:

„Gertrud!"

So leise der Ton war, vernahm sie ihn doch und wandte das Gesicht zu ihm empor; als sie aber sein Gesicht über sich gebeugt und die Tränen sah, die still und unaufhaltsam ihm aus den Augen rannen, da war alles, was eben Schreckliches zwischen ihm und dem Vater geschehen, da war auch das fürchterliche: „Nein, in Ewigkeit nein!" des Sterbenden vergessen; sie warf sich in seine Arme, die er weit, weit gegen sie auftat, und indem sie ihr Antlitz und sich selbst an der treuen Brust des starken Mannes barg, trank sie in tiefen Zügen den Becher des Trostes, den Gott in solchen Stunden dem Menschen im Herzen des Nebenmenschen bereitet. Fest hielt er sie umschlungen und küßte sie in das von Tränen überströmte Antlitz, und sie küßte ihn wieder und erschauerte an seinem Herzen, das sie vor so kurzer Zeit erst gefunden hatte, und das nun das Letzte und Einzige war, was sie auf der Erde noch besaß, und sicherlich ward nie

ein heiligerer erster Kuß zwischen Liebenden gewechselt, als dieser es war.

Schelia blieb in den nächstfolgenden Tagen im Sparrschen Hause und half der Verwaisten bei der Bestattung ihres Vaters und all den anderen traurigen Verrichtungen, die den Verlust geliebter Menschen doppelt schmerzlich machen, weil sie das große Leid mit dem Ekel der Nüchternheit vermengen. Sie hatte niemanden, als ihn, der ihr hätte helfen können, und darum blieb er und wohnte Tag und Nacht unter demselben Dach mit ihr, unbekümmert um die giftigen Blicke, mit denen der alte Martin an ihm vorüberging, seiner selbst sicher und gewiß durch seine tiefe, innige und darum reine Liebe zu dem Mädchen.

Die ganze Welt lag für ihn innerhalb der vier Mauern des einsamen Hauses, und eine selige Vergessenheit kam über ihn; seine Seele, durchwogt von einer Fülle nie geahnter Gefühle und Hoffnungen, glich einem tief erregten, in wundervollen Wellen- und Schaumgebilden sich entfaltenden Meere, über das nur ganz zu Zeiten aus einer fernen Wolke ein unheimliches Wetterleuchten fährt, denn nicht anders und nicht öfter traten die letzten Augenblicke mit dem alten Sparr vor seine Seele.

Eines Morgens aber raffte er sich auf und machte sich nach Berlin auf, um sich wieder an dem lange vernachlässigten Hofe des Kurfürsten zu zeigen. Schon am nächsten Tage kehrte er zurück; Gertrud empfing ihn auf der Treppe, er kam ihr mit ernstem Antlitz entgegen und mit dem Aussehen eines Menschen, der zu ernstem Vorhaben gefaßt ist.

„Fräulein," sprach er, indem er ihre Hand mit sanftem Drucke faßte, „ich kehre von kurzer Trennung zurück, um Euch zu sagen, daß wir auf längere, vielleicht lange Zeit voneinander gehen müssen."

Gertrud sah ihm erschreckt in das blasse Gesicht und er fuhr fort:

„Es ist Botschaft vom Kaiser gekommen, daß die Türken wieder eingebrochen sind in Ungarn und daß ein Reichsheer gegen sie zu Felde ziehen soll. Zum Führer dieses Heeres aber ist Kurfürst Joachim von Brandenburg erwählt — und Ihr wißt," fuhr er leiser fort, „daß ich in Kurfürst Joachims Gefolge bin."

„Bis Ungarn?" stammelte Gertrud mit bleichen Lippen, „o weh, wie weit ist das!"

„Ja, Fräulein," sagte Schelia, „es ist weit von hier, Ihr habt recht; aber wollten wir darum verzagen? Wisset Ihr nicht, daß auf die Mark allhier und auf Ungarn, auf Euch und mich das Auge unseres Gottes herabsieht, der über uns wacht?"

Er hatte das Mädchen bei diesen Worten fester an sich gezogen; jetzt löste sie sich langsam aus seiner Umarmung und indem sie das Haar aus der schneeweiß erblichenen Stirn zurückstrich, sagte sie mit verlorener Stimme:

„Unser Gott, Graf Schelia?"

Schelia verstand ihre Worte nur halb, dennoch überlief ein eisiger Schauer seine Brust, denn es war ihm, als trete ein Gespenst zwischen ihn und das geliebte Mädchen. „Fräulein," sagte er, indem er rasch ihre Hand von neuem ergriff, die aus der seinen geglitten war, „wenn zwei Menschen so voneinander scheiden müssen, wie wir es nun tun, dann ist es gut und recht, wenn sie zum Bande, das die Herzen zueinander schlingt, noch ein zweites erwählen, welches auch die Hände ineinander bindet."

Gertrud schwieg.

„Fräulein Gertrud von Sparr," sagte Schelia mit heißer, zitternder Stimme, „versteht Ihr meine Worte nicht?" Sie hatte ihn aber wohl verstanden und wollte ihm Antwort geben, doch ihre Lippen bewegten sich ohne Laut. Schelia aber, der auf diese Lippen mit dem Blicke eines Tauben hinstarrte, welcher mit den Augen hören muß, verstand die tonlose Sprache derselben und hörte ihre Worte: „Ihr seid ja ein Lutheraner." Dann wankte sie zu einem Sessel und setzte sich so, daß sie gerade zu der Stelle hinübersah, wo einst das Bett des Vaters gestanden hatte; da blieben ihre Augen starr und tot hangen, als erschiene ihr von neuem die Hand des Alten, wie sie durch die Luft fahrend das schreckliche: „Nein, in Ewigkeit nein!" sprach. Schelia aber, den eine seltsame, beinahe kühle Ruhe überkam, wie es in äußerster Gefahr dem Menschen geschehen soll, trat zu ihr, und indem er aufrecht vor ihr stand, sagte er:

„Gertrud, kein Gebot Eurer Kirche wehrt Euch, mein Weib zu werden."

Sie sah noch immer starr vor sich hin, wie ein Steinbild.

„Gertrud," fuhr er immer ruhig bleibend fort, „das Zeichen Eures sterbenden Vaters kann keines von uns mit Sicherheit deuten, mit keinem Worte seines Mundes verbot er Euch, meine Gattin zu werden."

Sie schwieg, als hörte sie ihn nicht.

Da war es, als versänke er, so hastig kniete er vor ihr nieder; und indem er seine Hände vor ihr faltete und mit einem verzweifelnden Blick in ihr Antlitz emporsah, sagte er mit tiefer, bebender Stimme:

„Gertrud! Willst du mich so ins Ungarland gegen den Türken ziehen lassen?"

Als sie ihm so in das Gesicht sah und seine Worte hörte, war es, als käme sie aus einem tiefen, bösen Traume zu sich, und es erging ihr wie damals, als sie, in dieses selbe Antlitz schauend, die feindlichen Mächte vergaß, die zwischen sie treten wollten. Leidenschaftlich warf sie ihre Arme um seinen Hals, ihr Haupt fiel auf seine Schulter und gellend schrie sie: „Nein, bleib, Schelia! Bleib, bleib!"

Wie der Schrei einer Gefolterten klang es durch den öden Saal, und er kam ja auch aus einer gefolterten Seele! Dem Jünglinge aber ertönte der Ruf wie eine frohe Botschaft zu neuer Hoffnung; sanft hob er das geliebte Mädchen von dem Stuhle auf und führte sie in ein Nebengemach, wo sie die Stelle voll düsterer Erinnerungen nicht vor Augen hatte.

Da setzten sie sich Arm in Arm nieder; zitternd und unter Tränen lächelnd schmiegte sich das Mädchen an ihn, und es entstand unter Küssen und Lachen und Weinen das wunderbare, flüsternde Gespräch, das die Liebenden miteinander reden, das nur der versteht, der es spricht, und nur der, dem es gilt, das aber auch kein anderer zu verstehen braucht.

Es war später Abend geworden, und Schelia, der andern Tages schon am Hofe des Kurfürsten sein mußte, wollte die Nacht hindurch reiten. Die Abschiedsstunde war gekommen, Arm in Arm geschlungen gingen die beiden Liebenden bis zur Treppe; dann blieb Gertrud stehen und erhob die Kerze, dem Geliebten leuchtend, als er langsam und schweren Schrittes über Treppe und Flur dahinging. An der Pforte, die in den Garten führte, angelangt, wandte er sich um, sah zurück und hinauf zu ihr und sah sie stehen, wie an jenem ersten Abende, da sie ihm ebenfalls geleuchtet hatte.

An das Geländer gelehnt, hoch den Arm emporgereckt, der die Kerze trug, das liebliche Haupt sanft geneigt, stand sie da, und wieder legte sich unwillkürlich seine Rechte auf das Herz; lautlos sah er empor in ihre großen reinen Augen, die so in-

brünstig auf ihn niederblickten, als wollten sie bis in sein Herz dringen, um da auf ewig zu sein.

Aber um den liebevollen Mund des Mädchens war ein Zug gebreitet, verzweiflungsvoll, starr wie der Tod, als laste schon auf ihr ein unnennbares Leid, das von ferne, aber unabweislich auf sie und ihn und alles Glück und Leben und Lieben zwischen ihnen herangeschritten kam. Und, war es der kalte Hauch, den das Verderben weit voraus in die Menschenseelen zu senden pflegt, oder was war es, das plötzlich auch Schelias Herz so mit Klammern der tiefsten Angst zusammendrückte? Das Dunkel der Nacht, fast noch lastender durch den flackernden Schein des Lichtes in ihren Händen, erschien ihm wie das Grabesdunkel, das den Rachen gegen sie aufsperrte, und plötzlich, wie von einem Sturmwinde gefaßt, flog er die Stufen zurück und hinauf zu ihr. Gertrud sah ihn kommen, sie setzte mit fliegender Hast die Leuchte in eine Fensternische, sprang wie ein Reh ihm zwei, drei Stufen entgegen und flog mit einem unbeschreiblichen Aufschrei in seine Arme und an seine Brust. „Gertrud," sagte er mit heiserer, stammelnder Stimme, „bleibe mir treu! Schwöre mir's, bleibe mir treu!"

„Keinem will ich gehören," rief sie, und sie erhob ihr Haupt wie ihrer selbst vergessend, „wenn nicht dir!"

Als sie diesen Schwur getan, preßte er sie an sich, in so wilder Liebe, daß sie an seinem Herzen stöhnte; da fühlte er das Riechbüchschen, das ihr vom Gürtel niederhing, und mit schnellen Händen hatte er es losgelöst.

„Sieh dieses teure Zeichen, Gertrud," rief er, „das mich einstmals zu dir hinführte, gib es mir in dieser Stunde auf den Weg mit, daß es mich zurück zu dir führe, daß du mich wiedererkennest, wenn ich es dir zeige, heimgekehrt von Kampf und Krieg im Ungarland!"

Schnell riß sie das Büchschen noch einmal an den Mund und drückte dreimal die Lippen darauf, dann preßte sie es in seine Hand und sprach, indem das Lächeln einer Sterbenden ihr Gesicht verklärte:

„Nimm es, nimm es, was bätest du wohl umsonst von mir?"

Dann trennten sie sich; Schelia sprang aufs Pferd, und indem er das Büchschen tief im Busen barg, flog er durch die Nacht dahin.

Als Gertrud sich umwandte, in ihr Zimmer zurückzugehen, trat ihr aus dem Dunkel eine Gestalt entgegen: es war der alte

Martin. Er nahm ihr die Leuchte aus den Händen, indem er den durchbohrenden Blick nicht von ihr abwandte, dann schritt er ihr voran, ihrem Zimmer zu, aber nicht auf dem nächsten Wege, sondern so, daß er sie durch eine Reihe selten, in letzter Zeit gar nicht mehr betretener Gemächer führte. In dem letzten derselben, einem kleinen eckigen Raume, in welchem eine dumpfe Luft herrschte, blieb er plötzlich dicht vor Gertrud stehen, hob das Licht und leuchtete ihr damit ins Gesicht. Dann trat er an die Wand, zog an einer dort niederhängenden Schnur: ein Vorhang tat sich auseinander und es erschien ein Bild, das Bild von Gertruds Vater. Finster wie im Leben blickte der alte Sparr herab auf die Tochter, die mit geisterhaft geöffneten Augen zu ihm emporstarrte.

Der alte Martin trat dicht zu dem Bilde heran, blutrot fiel sein Licht auf das düstere Gesicht, und indem er sich lang in die Höhe reckte, schrie er mit einer gellenden, durch alle Räume des Hauses hintönenden Stimme:

„Wehe dem, der um irdisches Gut sein Kleinod dahingibt, das man dort drüben einstmals fordern wird! Wo ist dein Kleinod, Jungfrau? Hüte dich, denn die Ewigkeit ist lang!"

Einen Augenblick stand das Mädchen und sah diesen Menschen an, der plötzlich in einen Würgeengel des Jüngsten Gerichts verwandelt erschien; seine Stimme traf sie wie die Posaune des Jüngsten Tages, welche, die Erde und mit ihr die irdischen, sündigen Träume der Erdenkinder zerreißend, die Menschen zu schrecklich klarem Wachen erwecken wird; es war ihr, als hebe der Vater dort oben drohend die Hand, als blicke er suchend auf ihren leeren Gürtel, und hinter den Bildern des Grausens, die wie höllische Scharen vor ihre Seele traten, verblich das Bild dessen, der zu ferne war, um ihr in diesem letzten, schwersten Kampfe beizustehen. Aber so tödlich war der Schmerz, so ringend war der Kampf ihres schwellenden Herzens, daß sie in die Knie fiel und kraftlos immer tiefer sank, bis sie mit aufgelösten Haaren, machtlos, hoffnungslos, zerbrochen am Boden lag und den Teppich mit ihren Tränen badete, die mit einem dumpfen Schluchzen ihrer Brust dahinströmten.

Hinter ihr stand Martin und sah über sie hinweg auf das Bild und seine Lippen bewegten sich hastig, stumm und schauerlich, als führte er ein Gespräch mit seinem toten Herrn.

Der Krieg in Ungarn gegen die andringenden Türken nahm ein rasches und klägliches Ende; denn das deutsche Reichsheer, von den protestantischen, kaiserfeindlichen Ständen höchst dürftig beschickt, zerbrach in des Reichsfeldherrn Hand wie eine Waffe, die aus zu vielen Gliedern und Gelenken besteht und darum keine Kraft zum einheitlichen Hiebe oder Stoße besitzt. Nach allen Himmelsrichtungen strömten die Söldnerscharen von Ungarn aus nach Deutschland zurück.

Das letzte gelbe Laub rauschte schon knisternd durch die Wälder, immer hagerer wurden die Bäume, immer früher sank die Nacht herab, als wollte die Natur das Leidwesen der herannahenden Winteröde nicht mit ansehen, und der ganze Trübsinn des Spätherbstes lag belastend auf Land und Flur. Da erschien an einem Nachmittage, als es schon dunkelte, am Gartentore des Sparrschen Hauses ein Reiter, der den Hut tief ins Gesicht gedrückt, den Mantel fest um sich gewickelt hatte und durch lautes Klopfen die Aufmerksamkeit der Hausbewohner erweckte. Eine munter und freundlich aussehende Frau öffnete das Tor und fragte nach dem Begehr des Reiters, dessen Gesicht sie im Zwielichte nicht mehr erkennen konnte. Aber statt zu antworten, fragte er seinerseits: „Seid Ihr bei dem Fräulein von Sparr im Dienst?"

Die Frau sah überrascht auf und erwiderte: „Nein, wie sollte ich dazu kommen?"

Der Reiter war einen Augenblick stumm, dann sagte er: „Wohnt denn Fräulein von Sparr nicht mehr hier?"

„Bewahre," versetzte die Frau, „die ist ja fort." Es fiel der Frau auf, daß der fremde Reiter vor jeder Frage eine sehr lange Pause machte und daß ihm die Worte schwer aus dem Munde zu kommen schienen. So dauerte es jetzt wieder lange, bis er fragte:

„Wo ist sie denn hin? Wißt Ihr das?" Während er dies sprach, saß er regungslos, nur das Pferd schnaubte, zusammengedrängt von dem furchtbaren Schenkeldrucke des Mannes.

„Sie ist ja da hinüber," sagte die Frau und zeigte mit der Hand nach einer bestimmten Himmelsrichtung.

„Da drüben?" fragte der Reiter langsamer denn je; „liegt da nicht — Zehdenick?"

„Freilich," antwortete die Frau, „und da ist sie ja auch." —

In Zehdenick aber war ein großes, weitbekanntes Nonnenkloster. Als die Frau dieses gesagt hatte, wandte der Reiter

stumm sein Pferd und ritt fort, ohne ein Wort zu äußern, ohne Dank, ohne Abschied. Die Frau sah ihm nach. Zuerst ritt er langsam und im Schritte, wie jemand, der nicht weiß, wohin er reiten soll; dann hielt er sein Pferd mit einem plötzlichen Rucke an, drehte es herum und sauste in wahnsinniger Hast in der Richtung auf Kloster Zehdenick dahin.

In jener Nacht hatte die Pförtnerin des Klosters zu Zehdenick eine seltsame Erscheinung: aus halbem Schlafe wurde sie durch den Hufschlag eines ansprengenden Pferdes geweckt; sie sah zum vergitterten Fenster hinaus und gewahrte im falben Lichte des Mondes die dunkle Gestalt eines Reiters, der den Hut tief ins Gesicht gedrückt und den Mantel fest um sich gewickelt hatte.

Die Pförtnerin sah den Reiter regungs- und bewegungslos vor dem Tore halten; dann gewahrte sie, wie derselbe sein Roß nach links herumwarf und davonritt, und zwar im wildesten Rosseslauf; bald darauf kamen von der andern Seite die Hufschläge zurück, der Reiter war wieder da: er war offenbar um das Kloster herumgesprengt. Und so war es wirklich gewesen. Und noch einmal wiederholte der Reiter sein rätselhaftes Beginnen und kehrte zurück, und noch ein drittes Mal ritt er um das Kloster, und jedesmal schneller, rasender als das vorige Mal, in verzweifelter, keuchender Eile. Als die Pförtnerin ihn zum drittenmal zurückkommen und stehenbleiben sah, schlug sie ein großes Kreuz über sich und freute sich des Gitters vor ihrem Fenster, denn sie war nun ihrer Sache gewiß: der dunkle Mann da draußen war ein böser Geist, vielleicht gar der Böse selbst, der dem heiligen Orte Schaden zufügen wollte und seine rätselhaften Zauberkreise um denselben zog.

Aber die Pförtnerin irrte sich: denn der da stand, war kein böser Geist, sondern ein Mensch, war der Graf Schelia, heimgekehrt von Ungarn und von den Türken, um vor die zu treten, auf deren Wort er baute, vor die er hintreten wollte mit dem Zeichen, an dem sie ihn erkennen sollte, und die er nicht mehr fand, weil sie, ein unglückseliges Kind, geglaubt hatte, Gott hinter den kalten Mauern eines Klosters suchen zu müssen und nicht geahnt hatte, daß sie ihm eben dicht vorübergegangen war, an der Stätte, wo er immer und ewig und ganz allein wohnt: in einem liebeerfüllten, liebebeseligten menschlichen Herzen.

So stand Schelia vor der Klosterpforte, einsam in der öden Nacht, und wie das Leben im letzten Augenblick krampfhaft auf-

zuckt, so durchflog ihn noch einmal eine wahnsinnige Hoffnung, als müsse sie es ahnen, daß er gekommen sei und draußen harre, und darum gab er seinem Pferde die Sporen und jagte um das Kloster, als glaubte er wirklich, sie irgendwo dort oben zu erblicken.

Er sah aber nichts; kein Leben regte sich in dem öden Grabe der Lebendigen, in dem sein Alles und nun sein eigenes Leben eingesargt lag.

Als er das drittemal um die Mauern geritten war, stand er noch lange regungslos wie eine Bildsäule in der öden, einsamen Nacht. Lautlos flossen einzelne Tränen aus seinen Augen, schreckliche Tränen, die schwer auf seine Brust tropften; in der Rechten aber hielt er das Riechbüchschen, und wie seine Hand sich krampfhaft darum ballte, drückten sich die Fingernägel in das Metall, so tief, daß die Spuren blieben: das sind jene unerklärlichen Zeichen, die man noch heute an dem Büchschen wahrnimmt. Alsdann drehte er sein Roß zur Rückkehr herum; als er sich aber nun auf ewig von dem Flecke abwandte, wo sie noch lebte und war, da breitete er die Arme aus, fiel auf den Hals seines Pferdes, den er umschlang, und drückte sein Haupt daran, als suchte er nur etwas, um sein Herz zu füllen, und wäre es nur die Liebe seines treuen Tieres gewesen, denn in seine Seele zog jenes gräßliche Gefühl der Öde, dessen Spur nicht wieder schwindet, wenn es dagewesen, sondern wie ein grauer Fleck in der Seele bleibt, wo keine Farbe mehr haften will, jenes Gefühl, das die junge Seele alt macht und von den Menschengesichtern das Lächeln der Jugend abwischt, wie eine rauhe Hand den Staub vom Schmetterlingsflügel. Er ritt dahin, er wußte nicht, ob langsam, ob schnell, und er kam durch einen Wald, der ihm bekannt erschien; durch Moos und raschelnde Blätter floß ein Quell dahin, in den ein großer Baum seine Wurzeln tauchte.

Da wußte er, wo er war: an der Stelle, wo er einstmals das Riechbüchschen gefunden hatte, und es war ihm, als hörte er die warnenden Worte des Freundes und die drohenden des Alten: „Daß Ihr es nicht einmal bereuen mögt“; auch sich selbst sah er wieder und hörte sich, wie er keck und prahlerisch das Abenteuer herausforderte, und zwischen jenem Tage und diesem Abende schienen ihm zehn Jahre zu liegen.

Als er aber an der Stelle war, wo er damals im Moose geruht hatte, hob er die Hand, die noch immer das Büchschen

hielt, öffnete sie und warf das Riechbüchschen weit von sich, daß es mit einem leisen, metallischen Klange, beinah als rief es ihm ein letztes, wehevolles Lebewohl zu, auf die Kiesel schlug und im Gesträuch liegen blieb. Dann drückte er seinem Pferde die Sporen tief in die Weichen und flog klirrend durch die Finsternis dahin; als er aber aus dem Walde in das Freie kam und den weiten Sternenhimmel über sich sah, legte er die geballte Faust aufs Herz, hob die Hand dann feierlich empor und tat im Angesichte des Himmels einen stummen, furchtbaren Schwur, um also Eid gegen Eid einzusetzen. —

Wenige Jahre später zog der Schmalkaldische Bund der Protestanten zu Felde gegen Kaiser Karl, den Katholiken. Kurfürst Joachim war nicht auf ihrer Seite; da erbat Graf Schelia seinen Abschied von ihm, um mit den Schmalkaldenern ziehen zu dürfen. Als der Kurfürst ihn fragte, was ihn so gewaltig treibe, erwiderte er, indem sein Auge unheimlich aufblitzte: daß ein heiliger Eid ihn zwinge, gegen die Katholiken zu kämpfen.

Darauf entließ ihn der Kurfürst von Brandenburg und er trat in Dienst des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Da fand er denn bald die Stunde und den Ort, wo er den geschworenen Eid redlich erfüllen konnte und wacker erfüllte: Bei Mühlberg, auf der Lochauer Heide, da ist der Graf Schelia gefallen und liegt er begraben, erschlagen von spanischen Reitern, gegen die er die Furt durch die Elbe wie ein grimmiger Bär verteidigt hatte; zwölf Spanier, von seiner Hand gefällt, trieben den Strom hinunter und färbten seine Wellen mit ihrem Blute.

Mehr als dreihundert Jahre später aber fanden an jener Stelle des Waldes, wo Schelias Hand es hingeschleudert, Arbeitsleute das Riechbüchschen zwischen Moos und Steinen verborgen auf, und brachten es aus seiner Verlorenheit und Vergessenheit in die große neue Welt, die das Stück der alten Zeit mit staunenden Augen ansah und nicht mehr verstand.

Wer aber nun gehört hat, welche Bewandtnis es mit dem Riechbüchschen gehabt hat, der wolle daraus lernen, daß man die Dinge der alten Zeit lieben und ehren soll, weil niemand wissen kann, ob sie nicht einstmals unseren Vorfahren durch Lust und Leid an das Herz gewachsen waren, und weil ein jeder bedenken soll, daß auch nach uns eine Zeit kommt, die ebenso mit unseren teuren Gegenständen verfahren wird, wie wir mit denen unserer Altvorderen.

Der Meister von Tanagra

Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas

„Wir haben nicht mehr weit bis Tanagra, und der schönere Teil unseres Weges liegt vor uns," sagte ein schwarzlockiger, schlankgebauter Mann, der sich am nördlichen Ausgange von Oropos, einem Städtchen, das hart auf der Grenze von Attika und Böotien lag, zu dem harrenden Gefährten auf den Reisewagen schwang.

Der Stachelstock flog auf die Pferde herab, und klappernd rollte das leichte Gefährt unter dem niedrig gewölbten Stadttore hinaus ins Freie.

Mit einer Leidenschaftlichkeit, die seiner Gebärde etwas von der Bewegung eines Panthers verlieh, schnellte der Mann vom Wagensitze empor und trank mit halb geöffneten Lippen den Strom erquickender Morgenluft, der in breiter, duftender Welle den beiden Reisenden entgegenschlug. Der Wind war frisch und feucht, denn er kam von dem Euböischen Meere herüber, das zur Rechten des Weges, in langen Wogen an das Ufer spülte; und mit dem Hauche des Meeres vermischte sich der berauschende Duft blühender Olivenbäume, die rechts und links die Straße umsäumten und nach Norden zu, soweit der Blick reichte, die Hügel des böotischen Landes mit dichter Waldung bekleideten.

„Dort blicke hin, Mnemarchos," rief der Dunkellockige, indem er nach rechts über das Meer hinzeigte, wo hinter den verschwimmenden Küsten Euböas die ersten Strahlen der Sonne gleich den Zacken eines ungeheuren Diadems emporflammten, „sieh, wie Helios sein geliebtes Attika begrüßt! Und wie die Wellen heranschäumen, einem schreitenden Heere gleich, Mann für Mann mit silbernem Helm und Schild; und dort zur Linken, Parnes und Kithäron, die ihre kahlen Bergeshäupter in die Lüfte recken, und vor uns das silbern strömende Band des Asopos — siehe das alles, atme, trinke, das ist Freiheit, das ist Schönheit, und das alles zusammen ist Hellas!"

In den dunklen Augen des Mannes brannte ein verzehrendes Feuer; dichter flogen die Streiche auf die Pferde herab, so daß sie schließlich in gestrecktem Galopp dahinsausten, und mit rauhen, abgebrochenen Zurufen feuerte er sie zu immer größerer Eile an. Endlich fiel sein Blick auf den Gefährten, und indem er in ein schallendes Gelächter ausbrach, zwang er die Rosse nun zu ruhigerer Gangart.

Den Mantel bis unter das Kinn zusammengezogen, den Ausdruck besorgten Ärgers auf dem Gesichte, saß Mnemarchos stumm und blaß da. „Ich Unvorsichtiger," sagte er, „der ich

vergessen konnte, daß mit Praxiteles dem Bildhauer reisen, sich einem Rasenden bedingungslos in die Hände geben heißt. Es ist ausgemacht, daß ihr Künstler Freunde der Götter und Feinde der Menschen seid; eure Sinne sind heiß und eure Herzen kalt."

„Du könntest recht haben," sagte Praxiteles, indem ein eigentümliches Zucken über sein Gesicht dahinflog.

„Ich weiß, daß ich recht habe," versetzte der andere. „Noch immer aber weiß ich nicht, zu welchem Zwecke ich eigentlich diese halsbrecherische Fahrt mit dir unternehmen muß."

„Meine Augen sind durstig geworden," rief der Bildhauer, „und verlangen nach neuen Gestalten."

„Seine Augen sind wieder einmal durstig," erwiderte achselzuckend Mnemarchos, „wann werden die sich satt trinken?"

„Es ist dir bekannt," sagte Praxiteles, „daß die Sikyonier dem Zeus in Olympia ein Standbild des Hermes gelobt und daß sie mich beauftragt haben —"

Jetzt kam die Reihe des Lachens an Mnemarchos.

„Und darum," rief er, „eine Reise über Hals und Kopf nach Tanagra! Darum muß ich abscheulichen sauren Landwein trinken, ungesalzenen Ziegenkäse in mich hineinstopfen, damit Praxiteles unter glattköpfigen, dickbäuchigen böotischen Bauern ein Modell zu seinem olympischen Hermes suche."

„Vielleicht," entgegnete der andere, „führt mich ein richtiger Instinkt. Die Tanagräer, mußt du wissen, feiern heute das Fest des Hermes, welcher vorzeiten die Stadt Tanagra von einer schweren Seuche dadurch befreit haben soll, daß er einen Widder um die Mauern derselben herumtrug."

„Hatte Hermes nichts Vernünftigeres zu tun, als die einfältige Stadt zu retten," murrte der andere.

„Die Bürger sammeln sich vor den Toren, der schönste Jüngling der Stadt übernimmt die Rolle des Gottes und trägt auf seinen Schultern den Widder um die Mauern, worauf das Tier in feierlichem Opfer geschlachtet wird."

„Ich fange an zu begreifen," antwortete Mnemarch, „o Bildhauer meiner Seele, Praxiteles, deine Freundschaft ist der Ruhm meines Daseins, aber die Götter wissen, dieser Ruhm muß teuer erkauft werden."

Bei diesen Worten rollte der Wagen aus einem dichten Olivenhaine in die offene Landschaft hinaus, und „Tanagra!" riefen die beiden Reisenden wie aus einem Munde.

Heiß und grell lag die Morgensonne auf den weißen Mauern der Stadt, welche den Gipfel eines nicht unbeträchtlichen, gerade vor den beiden Athenern aufsteigenden Berges krönte, an dessen Abhängen die Fahrstraße sich emporschlängelte. Das Fest schien bereits im Gange zu sein, denn auf den obersten Abhängen des Berges lagerten in dichten Scharen buntgekleidete Menschen, welche dem farblosen Kalkgesteine ein heiteres Aussehen verliehen. Der Stachelstock mußte wieder seine Pflicht tun, und so rasch als es der steile Weg erlaubte, klommen die Pferde den weinbergumgrünten Pfad empor. Sie hatten kaum die oberste Fläche erreicht, als mit Brausen, Jauchzen und Klingen der festliche Zug geradeswegs auf sie zugeschritten kam. Eröffnet wurde er von Flötenbläsern, deren eintönig feierliche Weise den Rhythmus für die im Zuge sich Bewegenden abgab; dann folgten Festordner, welche das herandrängende Volk abhielten, und nachdem diese vorüber waren, erhob sich ein allgemeines tobendes Freudengeschrei: „Heil dem Hermes von Tanagra, Heil dem schönen Myrtolaos!“ Zugleich wälzte sich die ganze Masse des zuschauenden Volkes auf denjenigen zu, dem dieser Zuruf galt, und umringt, beinahe getragen von einem Gewölk von Menschen kam ein blühend schöner, hoch und schlank gewachsener Jüngling des Wegs herangeschritten. Das leichte Gewand, das auf der linken Schulter durch eine Agraffe gehalten wurde, ließ den rechten Arm frei, mit dem er einen schneeweißen, an Vorder- und Hinterbeinen gefesselten Widder auf der Schulter trug, während die linke Hand das Attribut des Gottes, den Hermesstab, regierte. Leicht und frei bewegte er sich unter der mächtigen Last des Tieres, das Haupt war zurückgeneigt, so daß die dunklen, von einer Goldschnur über der Stirn zusammengehaltenen Locken in den Nacken herabflossen, und indem er so, nicht rechts noch links blickend, sondern die Augen in träumerischer Selbstvergessenheit in den tiefblauen Himmel richtend, bei den Fremden vorüberschritt, gewährte er diesen ein ebenso neues, wie anmutiges Bild. Kaum daß sie jedoch Zeit gehabt, den Eindruck der schnell vorüberrauschenden Erscheinung in sich aufzunehmen, so verriet ihnen das Nachdrängen des Volkes, daß das Fest noch nicht zu Ende sei. Mit einem schnellen Rucke der Zügel warf Praxiteles die Pferde in der Richtung hinter dem Abgehenden herum und indem er aus der Masse der Fußgänger herauslenkte, bog er in raschem Trabe um die nächste Ecke der vorspringenden Stadt-

mauer. Auf dem weiten freien Platze, der sich hier vor seinen Augen auftat, sollte offenbar der Haupt- und Schlußakt der Festlichkeit vor sich gehen. Die Mitte des Platzes nahm ein breiter Felsblock ein, zu dem einige flache Stufen emporführten, und rings um denselben herum waren steinerne Sitze angebracht, auf denen Greise und angesehene Männer der Stadt in beschaulicher Ruhe saßen. Der Platz war für gewöhnlich den Volksversammlungen Tanagras bestimmt, heute jedoch mußte er anderen Zwecken dienen, denn an Stelle eines Redners, der mit kühnen Augen die Versammlung zu seinen Füßen beherrscht und sie durch den Klang seiner Rede bewegt hätte, stand heute mit schamhaft gesenktem Haupte eine zarte jugendliche Mädchengestalt auf dem Felsen. Sie war nach der kleidsamen Art der thebanischen Frauen gekleidet; von den entblößten Schultern floß ein weißes, langes, nach hinten in einer Art von Schleppe endigendes Gewand; das dunkelbraune Haar war über dem Scheitel zu einem zierlichen Knoten emporgewunden, und aus Sandalen von feinem roten Leder blickten die Füße nackt hervor. In den Händen trug sie eine goldene mit Erdbeeren gefüllte Schale.

„Was bedeutet das, und wer ist dieses Weib?“ fragte Mnemarch einen der nahestehenden Tanagräer.

„Du scheinst fremd zu sein,“ erwiderte dieser, „sonst würdest du wissen, daß Hermes, nachdem er den Widder um die Mauern der Stadt getragen, von den Frauen Tanagras mit Erdbeeren erquickt wurde. Zur Erinnerung daran wird jährlich die schönste von unseren Jungfrauen ausersehen, den Hermes-Jüngling mit der heiligen Frucht zu speisen.“

„Und wer ist diese schönste von euren Jungfrauen?“

„Hellanodike, die Tochter des reichen Myronides, den du dort drüben sitzen siehst.“

Hermes Myrtolaos war unterdessen bis an den Fuß der Felsenstufen gelangt; er warf den Widder, der sogleich von den Händen der Festordner ergriffen und zur Opferung getragen wurde, von den Schultern und bestieg die erste Stufe. Das Mädchen wandte die Augen auf ihn, und eine tiefe Röte überfloß ihr liebliches Gesicht und breitete sich in purpurner Welle über Hals und Nacken aus, als der Jüngling vollends die Stufen erstieg und die Hände nach der Schale in ihren Händen ausstreckte.

„Näher heran!“ rief Praxiteles seinem Genossen zu, welcher die Zügel der Pferde an sich genommen hatte, da sie dem in tiefes Anschauen versunkenen Künstler entglitten waren.

„Wir können mit dem Wagen nicht weiter,“ sagte Mnemarch, „das Volk steht zu dicht.“

„So bleibe beim Wagen,“ gab der andere zur Antwort, und mit einem jähen Sprunge war er mitten unter der Menge, durch die er sich mit Armen und Ellenbogen hindurchkämpfte, bis daß er am Fuße des Felsblockes zu stehen kam.

Dort oben waren sie nun dicht beieinander, die beiden schönen jugendlichen Gestalten, und wenn zwei Götter zur Erde herabgestiegen wären, so hätten sie nicht anders aussehen können als diese zwei. Von der Anstrengung des Weges war das Antlitz des Jünglings dunkel erglüht, und die schwarzen feurigen Augen hingen in tiefer verzehrender Traumseligkeit an den lieblichen Zügen des Mädchens, das sich über ihn herabbeugte. Ein glückseliges Lächeln umspielte dabei ihre Lippen und ihr Antlitz zeigte den Ausdruck eines freudig befriedigten Stolzes. Leise bewegten sich ihre Lippen, und der athenische Bildhauer, der mit weit vorgebeugtem Oberleibe und brennenden Augen jeden Zug und jeden Laut des entzückenden Gemäldes einsog, vernahm, wie sie flüsternd sagte:

„Hast du gefunden, Myrtolaos?“ Und ebenso von ihm zu ihr zurück:

„Noch nicht, Hellanodike.“

Noch einen Augenblick standen die beiden, des Volkes um sie her nicht achtend, ganz nur für sich und ineinander versunken, dann erhoben sich aus der Menge, die ungeduldig zu werden begann, Zurufe.

„Speise den Hermes, Hellanodike!“ hieß es von hier, und „Iß, Hermes!“ von dort. Die Angerufenen fuhren aus ihren Träumen auf; Myrtolaos griff in die Schale und führte ein paar Erdbeeren zum Munde. Dann nahm er das Gefäß aus Hellanodikes Händen und stieg die Stufen herab, um den Inhalt desselben an die Zunächststehenden zu verteilen; denn der Gebrauch des Festes schrieb dies vor, weil der Glaube den Früchten eine besondere heilsame Wirkung beilegte. Einer der ersten, zu denen er hierbei gelangte, war der Athener. Die Augen träumend zur Erde gesenkt, reichte er ihm die Schale, als er fühlte, daß diese festgehalten wurde, und zugleich vernahm,

wie eine Stimme „Ich grüße dich, Hermes“ flüsterte. Er blickte auf, und in demselben Augenblick durchzuckte ihn ein unbeschreibliches Gefühl; er empfand sich unter dem Banne einer fremden, gewaltigen Persönlichkeit, durchlodert von dem Feuer der strahlenden Augen, die wie zwei durstige Sonnen sein ganzes Wesen zu zerschmelzen und in sich aufzunehmen schienen. Einen Augenblick starrte der schöne Tanagräer den wunderbaren Fremdling sprachlos an, dann öffneten sich seine Lippen, als wollten sie einen Laut, ein Wort hervorbringen, doch bevor dies geschehen konnte, hatte ihn die Welle des umdrängenden Volkes erfaßt und hinweggerissen. Praxiteles schaute ihm nach. Noch einmal tauchte Myrtolaos aus dem Schwarme auf, noch einmal wandte er das Haupt, und noch einmal begegneten sich die Augen beider; dann schlug das Gewühl über und hinter ihm zusammen. Als der Bildhauer sich nach Hellanodike umwandte, hatte diese ihren Standort bereits verlassen — das Fest des Hermes war beendet. —

Im Hause des reichen Myronides zu Tanagra sollte sich, wie es schien, ein häusliches Fest an das öffentliche anschließen. Sklaven waren damit beschäftigt, an den Säulen und Giebeln des Vorhofes Kränze und Gewinde zu befestigen, und der Lärm, den ihr Gelächter und Geschwätz dabei verursachte, war so groß, daß sie es gänzlich überhörten, wie ein Wagen an dem Tore vorfuhr und eine ungeduldige Stimme nach Myronides, dem Herrn des Hauses, fragte. Es waren die Reisenden aus Athen, deren Ankunft nunmehr dem im Innern verweilenden Gebieter mitgeteilt wurde. Als dieser, ein stattlicher Mann mit stark ergrautem Haupt- und Barthaare, auf der Schwelle erschien, traten ihm die Athener mit vornehm höflichem Anstande entgegen und Praxiteles überreichte ihm die Hälfte eines durchgefeilten Goldringes.

„Sei gegrüßt, Myronides,“ sagte er dazu, „dies sendet dir Dexippos aus Athen.“ Mit schnellem, scharfem Blicke prüfte Myronides das dargebotene Wahrzeichen, dann sagte er:

„Und wen begrüße ich in Euch, Ihr Fremden?“

„Dies hier,“ sprach der Bildhauer, „ist Mnemarchos aus Athen, und ich bin Praxiteles.“

„Praxiteles, der Bildhauer?“

„Der Bildhauer.“

„So sei Dexippos gesegnet,“ rief Myronides, indem er beide Hände des Atheners ergriff, „daß er meinem Hause den Ruhm verleiht, den Stern von Attika beherbergen zu dürfen.

Tretet ein, werte Gäste, und laßt Euch verraten, daß Ihr zu guter Stunde kommt. Ich erwarte einige Freunde meines Hauses zum Mittagsmahle, damit sie mit mir den Tag begehen, der unserer Stadt Freude und meinem Hause Ehre gebracht hat."

„Da er Hellanodike, dein liebliches Kind, zur Königin des heutigen Hermesfestes machte?" fragte Mnemarchos.

„Wißt Ihr es schon?" erwiderte der Hausherr mit zufriedenem Lächeln; „kommt, ein Bad nach ermüdender Fahrt wird Euch wohltun, nach demselben findet Ihr uns im Speisesaale."

Der Raum, dahin die Ankömmlinge geführt wurden, nachdem sie Hitze und Ermüdung der Reise abgespült hatten, war festlich geschmückt, die Gäste waren versammelt und teilweise bereits auf den Polstern, die den Speisetisch umgaben, gelagert. Als jedoch der Name Praxiteles genannt wurde, fuhr es wie ein Schlag durch alle Anwesenden, es entstand ein Aufspringen und alles umdrängte den berühmten Mann. Aus einer entfernten Ecke des Saales aber richteten sich zwei dunkle Augen mit großem staunendem Blicke auf den, der diesen Namen trug. Praxiteles fühlte sich von diesem Blicke getroffen, sah auf und erkannte Myrtolaos. Mitten durch die übrigen Gäste ging er auf den Jüngling zu, faßte den Errötenden an beiden Händen und sagte:

„Hermes von Tanagra, der du einst wohnen wirst bei dem olympischen Zeus, ich grüße dich zum zweiten Male."

Die Gäste sahen sich bei diesen seltsamen Worten fragend an; bevor sie aber noch Zeit gehabt, ihre Gedanken flüsternd auszutauschen, erschienen auf einen Wink des Hausherrn Sklaven, die an silbernen Stäben Kränze von weißen und roten Rosen trugen, die sie den Gästen auf das Haupt setzten. Eben näherte sich einer von ihnen dem athenischen Künstler, als Myrtolaos, der bis dahin mit seiner Schüchternheit gekämpft hatte, plötzlich herantrat und, nachdem er Praxiteles einen Augenblick wie prüfend mit den Augen gemustert hatte, einen Kranz von purpurroten voll aufgeblühten Rosen wählte, mit dem er zu jenem herankam.

„Gesegnet seien meine Hände," sprach er mit bebender Stimme und so leise, als wollte er seine Worte vor den Ohren der übrigen hüten, „daß sie dich kränzen dürfen, großer, herrlicher Praxiteles." Dabei drückte er ihm den Kranz auf die

Locken, und der Athener fühlte, wie die Hände des Jünglings auf seinem Haupte zitterten. Er wollte etwas erwidern, indem er jedoch in die großen, dunklen Augen blickte, die sich voller Bewunderung zu ihm erhoben und dennoch so ganz im eigenen Reiche ihrer Träume zu leben schienen, verstummte er und ließ den Jüngling schweigend gewähren. Myrtolaos trat bescheiden zurück, und als man sich an der Tafel niederließ, nahm er an deren unterstem Ende seinen Platz.

Die Mahlzeit war reichlich und währte lange. Endlich ging sie zu Ende, und in großen Mischkrügen ward der Wein zum Nachtisch aufgetragen. Myrtolaos erhob sich und verließ den Saal, die Männer sich und ihren Gesprächen überlassend.

Sobald er hinausgegangen, wandte sich Praxiteles an den Hausherrn.

„Sage mir," so begann er, „du überreicher Myronides, sind diese beiden jungen Rosen, Hellanodike und Myrtolaos, in deinem Garten gewachsen? Sind sie beide deine Kinder?"

„Ich betrachte sie beide als solche," versetzte der Tanagräer, „wenngleich nur Hellanodike mein leibliches Kind ist."

„Und wer und woher ist dieser Jüngling, den ich beim Hermesfest bewundert und in deinem Hause wiedergefunden habe?"

„Es sind nun zehn Jahre her," sagte Myronides, „als in unserer Stadt, von Norden kommend, ein Greis erschien, in dessen Gesellschaft ein auffallend schöner Knabe sich befand.

Der Alte, von langer, mühseliger Wanderung erschöpft, brach zusammen, und da es gerade vor meiner Schwelle war, so nahm ich ihn in mein Haus und pflegte ihn in seinen letzten Stunden. Als er keine Rettung mehr vom Tode sah, ließ er mich an sein Lager rufen, der Knabe saß neben ihm, und mit unendlicher Zärtlichkeit streichelte die welke Hand des Sterbenden die dunklen Locken des jungen Hauptes.

„Geh hinaus," sagte er zu ihm, „Myrtolaos, mein Liebling, bis daß ich dich wieder rufen lasse" — er hat ihn nicht wieder rufen lassen.

„Ich sterbe," wandte er sich dann zu mir, „und kann dir nichts zum Danke für deine Wohltat hinterlassen, da ich wie ein Bettler in dein Haus gekommen bin; nur ein Kleinod besitze ich, und ich lasse es gern in deinen Händen, da ich dich für einen edlen Mann halte: es ist jener Knabe. Glaube mir — es ist etwas Wunderbares mit ihm. Ich bin aus Lokris, er aber stammt aus

Athen, von wo seine Eltern zu der Zeit, als die dreißig Tyrannen daselbst regierten, mit ihm entflohen waren. Seinem Vater gab ich Arbeit auf meinem Felde, und sie wohnten in einer Hütte, die auf dem Felde lag; es war eine elende Hütte; aber ich war arm und hatte nichts Besseres. Der Vater starb, und das Weib blieb wohnen, zur Arbeit zu schwach, mir eine Last. Ich bekümmerte mich wenig um sie. — Da kam mir in einer Nacht ein wunderbarer Traum: Ich sah das Innere jener Hütte, und mitten darin stand, von Staub bedeckt, ein erhabenes Marmorbild. Die Augen des Bildwerks waren auf mich gerichtet, seine Lippen öffneten sich und mit feierlichem, klagendem Tone sprach es zu mir:

„So lässest du den Schatz verkommen, den dein Haus besitzt?"

Ich erwachte, und sobald der Tag gekommen war, begab ich mich in die Hütte, die sie bewohnten. Ich fand die Frau tot auf ihrem Lager ausgestreckt und ihr zur Seite stand der Sohn. Als ich eintrat, wandte der Knabe das Haupt und sah mich an — und in jener Stunde beschloß ich, ihn nie mehr zu verlassen. — Du hast gehört, fuhr der Greis fort, daß in alten Zeiten die Götter des Olymps zur Erde herabgestiegen sein sollen; du hältst es für Sage; und so tat auch ich. In jenem Augenblicke aber sah ich, daß es geschehen könne, denn vor mir stand leiblich und wahrhaftig einer der Bewohner des Olymp. Nicht heiter, nicht fröhlich, wie wir uns die Bewohner der ewigen Heiterkeit denken; ein träumender, junger Gott, und sein Antlitz verriet das Leiden ob seiner Verbannung in die Qualen des Menschenlebens.

„Myrtolaos," sagte ich, und mir war, als berührte ich ein Heiligtum, indem ich die Hand auf sein junges Haupt legte, „willst du bei mir bleiben und daß ich dein Vater sei?"

Er hob die Augen zu mir auf, dann neigte er das Haupt, und ohne Zudringlichkeit und ohne Scheu ergriff er meine rechte Hand. Ich schlug meinen Mantel um ihn, denn es war Winter, und die Winter in den lokrischen Bergen, weißt du, sind kalt, und führte ihn, indem ich ihn an mich drückte, über die Straße in mein Haus, wo mir nicht Weib noch Kinder lebten. „Sieh dieses Haus," sagte ich zu ihm, da wir eintraten, „du wirst es bewohnen, solange du willst, und du wirst wissen, daß es dir gehört." Darauf schlang er die Arme um meinen Hals, und lautlos flossen zwei große Tränen über die edlen, vom Schmerze

nicht verzerrten Züge des schönen Angesichts herab. Ich bereitete ihm ein Lager, denn er kämpfte mit der Müdigkeit, und bettete ihn so weich ich vermochte und hüllte ihn warm in schützende Decken. Dann, nachdem er eingeschlummert, stand ich lange Zeit vor ihm und staunte über das Menschenschicksal, das diese edle Blume vom heimatlichen Boden losgerissen hatte, damit sie in meiner fernen, bescheidenen Hütte neue Wurzeln schlüge. Fünf Jahre," fuhr der Alte fort, „haben wir nun zusammengelebt, und in dieser Zeit war keine Stunde, in der er mich betrübt hätte. Er half mir in allen Hantierungen des alltäglichen Lebens, ging mir zur Hand im Hause und auf dem Felde und erfreute mich durch alle jene unscheinbaren und doch so wohltuenden Liebesbezeugungen, mit denen ein edles Menschenherz uns zu beschenken weiß. Nur einen Kummer bereitete er mir, er ward nicht fröhlich, und die Schwermut wollte aus seinen Augen nicht weichen. Auch bemerkte ich wohl, daß er ein zwiefaches Leben führte, denn immer, wenn die Arbeit des Tages vollbracht war, trieb es ihn in die Einsamkeit hinaus, und er war dann stundenlang ganz mit sich allein. Ich störte ihn nicht, aber einstmals folgte ich ihm und beobachtete ihn, ohne daß er es ahnte. Ich fand ihn auf einer vorspringenden Klippe des Gebirges, die einen weiten Umblick nach Süden gewährte. Dort saß er, anfänglich in tiefer Träumerei; dann erhob er sich und aus einer nahebei gelegenen Tongrube sah ich, wie er sich mit den Händen Ton brach, mit dem er zu seinem Lieblingsplätzchen zurückkehrte." — Praxiteles, der dem Erzähler mit tiefem Ernst gefolgt war, lauschte bei diesen Worten auf.

„Er brach sich Ton?" fragte er.

„So erzählte mir der Alte, und mit dem Ton begann er zu spielen, er drückte und knetete ihn, und ich bemerkte, daß seine Augen während dieser Tätigkeit ihren träumerischen Ausdruck verloren und den der gespanntesten Aufmerksamkeit annahmen; von Zeit zu Zeit ließ er die Hände ruhen, blickte hinaus, als suche er sich die Linien des Vorbildes zusammenzustellen, das er nachahmen wollte, und dann kehrte er zu seiner Tätigkeit zurück. Er betrachtete das Gebilde seiner Hände, schüttelte wie unwillig das Haupt und warf alles über die Klippe hinweg in die Tiefe. Ich hütete mich, ihm zu verraten, daß er beobachtet worden; doch als er in das Haus zurückgekehrt und die Abendmahlzeit eingenommen war, sagte ich sanft: „Nicht wahr, Myrtolaos, du bist

unglücklich, daß du hier bei mir wohnen mußt?" Er sah mich groß und ernst an. „Nein," sprach er, „nicht unglücklich, aber ich sehne mich." „Du sehnst dich? Und wonach?" „Ich kann es dir nicht sagen," erwiderte er, „denn ich weiß es nicht zu beschreiben, aber manchmal zieht es durch meine Seele, dann glaube ich es zu wissen, und dann ist es mir, als hätte ich einstmals vor langer Zeit einen Traum gehabt von wunderbaren und wundervollen Dingen. Männer stehen um mich her und Frauen, schön wie ich sie hier niemals gesehen, doch es sind, glaube ich, keine wirklichen Menschen, denn sie stehen immer stumm, immer regungslos" — „Du meinst Bildwerke," unterbrach ich ihn, „wie sie die Künstler gestalten?" Sein Auge leuchtete heiß auf und er rückte dicht zu mir heran: „Sage mir, mein Vater, gibt es Menschen, die es vermögen?" „Gewiß," sagte ich, „die großen Bildhauer in Athen sind dafür berühmt." „O," rief er, „so hat mich meine Ahnung doch nicht getäuscht." — „Möchtest du diese Kunst erlernen?" fragte ich ihn. Er bebte von innerer Erregung, und so leise, als vertraute er mir ein heiliges Geheimnis an, sagte er: „Ja, mein Vater, ich glaube, ich möchte es gern. Denn wenn jener Traum kommt, siehst du, dann stellen sich die Gestalten um mich her, ich sehe sie ganz nahe, ganz deutlich, und dann erfaßt es mich — ich weiß nicht, was es ist — es legt sich mir schwer auf die Brust, bis daß ich versuche, sie nachzubilden." — „In geknetetem Ton?" unterbrach ich ihn forschend. — „Ja, ja," rief er, sich selbst ganz vergessend, „weißt du es auch? Hast du es auch versucht? Ach, nicht wahr, wie das seltsam ist und herrlich, wenn man den Ton so in den Händen fühlt, wenn man fühlt, daß man daraus Menschen und Tiere und die ganze Welt bilden könnte, wenn man die Kunst nur verstände — o mein Vater" — und er umarmte plötzlich meine Knie — „lehre mich diese Kunst!" — Ich mußte lächeln, fuhr der Alte fort, obschon mir sehr ernst zumute war. „Diese Kunst," sagte ich zu ihm, „vermag ich dich nicht zu lehren." Er sah mich erstaunt an und mit einem Ausdrucke, als begriffe er nicht, warum ich ihm den Wunsch seines Herzens nicht erfüllen wolle." —

„Er soll ihm erfüllt werden," rief plötzlich Praxiteles, der mit schwer atmender Brust den Worten des Erzählers gefolgt war, „und er ist da, der sie ihn lehren wird." Vom Sitze aufspringend ging er im Saale auf und nieder, sein großes Auge

leuchtete wie ein glühender Brand, und das Herz schlug ihm schwer an die Brust.

„Ruf' mir den Knaben herein, Myronides," wandte er sich an diesen, „ich will ihm sagen, daß Praxiteles selbst es sein wird, der ihn die ersehnte, die heilige Kunst lehrt!" Der Anblick des leidenschaftlichen Mannes, seine stürmischen Worte wirkten zündend auf die übrigen Gäste. Alle sprangen auf, drängten sich um Myronides und den athenischen Künstler, und es entstand ein summendes Geräusch von glückwünschenden Stimmen. Nur ein einziger hielt sich fern und beobachtete mit scharfen Blicken die Entwicklung der Dinge. Es war ein jüngerer Mann von wenig einnehmendem Gesichte, der sich während der ganzen Mahlzeit schweigsam und verschlossen gezeigt hatte.

„Laß mich zu Ende erzählen," sagte lächelnd Myronides. Ungeduldig aber fiel ihm Praxiteles in das Wort.

„Was ist noch zu erzählen — Zukunft ist alles übrige. Der Greis, von dem du uns erzählt, war mit ihm auf der Reise nach Athen, nicht wahr? Und unterwegs überfiel ihn der Tod?"

„Du hast es erraten," erwiderte der Hausherr.

„Heil seinem Andenken," rief der Bildhauer, „daß er die Stimme der Götter verstand, und Heil dir, Myronides, daß du dem Knaben ein gastlich Dach gewährtest — aber von nun an," und die Stimme des Künstlers ward langsam und feierlich, „ist er nicht mehr der deine, er hat dir gehört, Myronides, von nun an gehört er den Göttern und mir." Es lag etwas so königlich Beherrschendes in der Gebärde, welche die Worte begleitete, diese Worte selbst, der Ausbruch einer gewaltigen Natur, trugen so das Gepräge siegreicher, innerer Berechtigung, daß sie überwältigend auf alle wirken mußten, die sie vernahmen. Dennoch stand Myronides einen Augenblick in tiefen Gedanken versunken. Nun trat der schweigsame Gast an den Wirt heran, und indem er ihn einige Schritte von den übrigen hinwegführte, sagte er leise und eindringlich:

„Was überlegst du? Ist auf diese Weise nicht allen am besten geholfen?" Myronides sah ihm prüfend in das Gesicht.

„Dir, Phayllas," sagte er ebenso leise, „freilich wohl."

„Und dir nicht?" fragte dieser scharf zurück, „und Hellanodike, deiner Tochter, nicht?" Ohne zu antworten, senkte Myronides das Haupt, dann trat er auf Praxiteles zu.

„Du forderst viel von mir," sagte er, und in seiner Stimme war ein leises Zittern, „ich lasse ihn nicht leicht ziehen, er ist mir an das Herz gewachsen und hat Wurzeln geschlagen in diesem Hause, und wenn du ihn herausreißest, wird Erde an den Wurzeln bleiben, und mehr als einer wird es schmerzlich spüren. Denn wenn er auch nicht selber einer der Göttlichen ist, so ist er doch einer ihrer Lieblinge, und sie gaben ihm das Geschenk, das sie ihren Lieblingen geben, den unsichtbaren Zauber, Beliebtheit bei den Menschen. — Laß," — sagte er, als Praxiteles ihn unterbrechen wollte, „ich weiß, was du mir sagen willst, und fühle, daß ich seinem Schicksal nicht in den Weg treten darf. Aber vergib dem älteren Manne seine Frage, Praxiteles, wirst du ihn glücklich machen?"

„Ja," rief der Athener mit feierlich erhobener Hand, „ist er das, was ich glaube, daß er ist, so werde ich ihn glückselig machen."

„So sprichst du," entgegnete der andere, „weil du Praxiteles, der von den Göttern begnadigte Künstler bist, aber was weißt du von ihm? Einige Worte eines phantasierenden Greises, sind sie dir Gewähr, daß er das besitzt, was einzig das Leben des Künstlers erträglich macht, wahrhafte Begabung?" Praxiteles sah ihm mit tiefer Rührung in die Augen.

„Du fragst mich zuviel, Myronides," sagte er, „kann ich dir mehr sagen, als dies: ich glaube an ihn? Ich glaube an mein Gefühl, das mich ergriff, als ich die dunklen, sehnsüchtigen Augen zum ersten Male sah, ich glaube an ihn, seit ich die Geschichte seiner Jugend kenne."

„Wohlan," entgegnete Myronides, „so will ich ihn zu dir führen, und er selbst soll über sein Schicksal entscheiden."

Mit seinen übrigen Gästen verließ Myronides den Saal, Praxiteles blieb allein zurück. In tiefen Gedanken durchmaß er den Raum, während Sklaven beim Scheine der Fackeln die Überreste der Mahlzeit samt den Tafeln abzuräumen begannen.

„Hört," sagte Praxiteles, als der letzte von ihnen den Saal verlassen wollte, „habt Ihr Ton in Eurem Hause?"

„Ton?"

„Ja, Töpferton." Es fand sich, daß zufällig ein Haufe davon im Hofe lag, und Praxiteles befahl dem Sklaven eine Schüssel voll zu bringen. Erstaunt folgte dieser dem Befehle. Sobald das Gewünschte erschienen war, winkte der Bildhauer

den Sklaven hinaus, dann warf er das Oberkleid ab, und mit leidenschaftlicher Hast griff er mit beiden Händen in die weiche Masse hinein. Er knetete und formte, seine Augen gingen über seine Hände hinweg, als wollten sie den Gegenstand festhalten, nach dem er arbeitete, und mit erstaunlicher Geschwindigkeit entstand unter seinen Händen ein menschliches Haupt. Ganz in sein Werk versunken, mit zuckenden Lippen und brennenden Augen schaffte er unablässig an seinem Werke fort, so daß es bald soweit gediehen war, daß er den in Lebensgröße geformten Kopf, dem er einen Ansatz des Halses angefügt hatte, aufstellen konnte. In diesem Augenblicke kam Myronides mit Myrtolaos und Mnemarch zurück; hinter ihnen trat Phayllas ein. Überrascht blieben sie stehen, denn das erste, was sich ihren Blicken bot, war, vom flackernden Lichte der Fackeln beleuchtet, das Werk des Praxiteles. — Myrtolaos aber stieß einen lauten Schrei aus, stürzte bis dicht an die Tafel, auf welcher der Bildhauer sein Werk aufgestellt hatte, und blieb dort lautlos und mit wogender Brust stehen.

Trotz der Schnelligkeit, mit der er entstanden, war der Kopf in der Tat von wunderbar ergreifender Schönheit. In sanfter Neigung beugte der Hermes, den das Werk darstellte, das Haupt vornüber, und die Züge des Antlitzes erinnerten, in himmlischer Verklärung, an die Züge des Hermes von Tanagra.

Praxiteles stand hinter der Tafel und betrachtete mit scharfen, prüfenden Blicken den Jüngling, dem er Zeit ließ, sich von seinem Erstaunen zu erholen. Dann wandte er sich lachend zu den anderen.

„Ich habe mir in Eurer Abwesenheit ein wenig die Zeit vertrieben," sagte er, und er machte eine Bewegung, als wollte er sein Gebilde wieder zerdrücken. In dem Augenblick stürzte Myrtolaos auf ihn zu und sagte mit flehender Stimme: „Nicht zertrümmern, — o, nicht vernichten!" In den Augen des Atheners flammte es heiß und seltsam auf.

„Myrtolaos," sagte er mit tiefer Stimme, „möchtest du solche Dinge selbst schaffen können?" Der Jüngling sah ihn an, unfähig eines Wortes.

„Willst du es lernen, Myrtolaos? Willst du es von Praxiteles, dem Athenienser, lernen?"

„Lehre mich deine Kunst," rief der Jüngling, und wie von einer übermächtigen Gewalt ergriffen, sank er vor dem großen

Meister in die Knie, „lehre mich deine Kunst, herrlicher, großer Praxiteles."

„Wenn du mein Schüler sein willst," sagte Praxiteles, „so mußt du mir nach Athen folgen — bist du bereit?"

„Ich bin bereit, laß mich dir folgen, wohin du gehst."

„Du mußt dies Haus, Myronides, deinen Vater und alles, was sonst dir lieb gewesen in diesem Hause, verlassen, willst du?"

„Ich will," sagte Myrtolaos und sah den Bildhauer mit leuchtenden Augen an.

„Wohlan," rief Praxiteles, indem er die Hand auf des Jünglings Haupt legte, „so nehme ich von dir Besitz, Myrtolaos, und weihe dich dem Dienste der Götter, die deine junge Brust unverstanden und unbegriffen bewohnt haben; ich will deine Augen öffnen, damit du deine Götter erkennst."

Myronides hatte mit keinem Worte den feierlichen Auftritt unterbrochen. Als er nun alles entschieden sah, trat er auf Myrtolaos zu, breitete schweigend die Arme aus, und der Jüngling warf sich an die Brust des edlen Mannes.

„Er ist nun dein," wandte sich Myronides an Praxiteles, „nimm ihn mit dir, wann es dir gefällt."

„Dann also morgen," sagte der Bildhauer.

* * *

Es war spät geworden; die Insassen des Hauses begaben sich zur Ruhe, auch Praxiteles suchte sein Gemach auf.

Mnemarchos aber trat, ehe er dem Beispiele der anderen folgte, in den Garten, der sich weitläufig hinter dem Hause ausbreitete. Die Nacht war warm, ein leichter Wind jedoch, der von dem fernen Meere aus Südosten herüberwehte, kühlte die schwüle Luft und trug den Duft der Olivenbäume aus der Landschaft daher. Von dem hochgelegenen Garten hatte das Auge einen weiten Umblick in die Ferne; der beinahe volle Mond stand in der lautlosen Luft und ließ die nackten Häupter der Gebirge glänzend hervortreten, während er die Olivenhaine zu ihren Füßen mit dämmernden Schatten umwob. Nicht das schöne, schweigende Landschaftsbild aber war es, was die Gedanken des Mannes erfüllte, der mit heißen Schläfen den Garten durchwandelte, ein anderes, lebendigeres Bildnis trat vor seine Seele, und indem es sich tiefer und tiefer in seine Phantasie drängte,

machte es sein Blut in heißer Gärung wallen. Er dachte an Hellanodike. Seit dem Augenblicke, da er sie heute beim Hermesfeste gesehen, verließ ihn das Bild nicht mehr, und ein wildes Begehren nach dem schönen, jungen, blühenden Weibe wuchs in seinen Sinnen empor.

Da, als er einen dunklen Laubgang beinahe bis zum Ende durchschritten hatte, vernahm er ein Geräusch von Stimmen, und vor sich, vom hellen Mondschein beleuchtet, sah er zwei jugendliche Gestalten, die sich mit umschlungenen Armen hielten; es waren Myrtolaos und die Tochter des Myronides. Der Athener drängte sich in das Dunkel des Gebüsches.

„So hast du nun gefunden, was du suchtest, Myrtolaos?" sagte das Mädchen mit ernster, beinahe trauriger Stimme zu ihrem Begleiter.

„Ja, Hellanodike," gab der Jüngling zur Antwort, „meine Ahnung, daß ich an diesem Tage die Erfüllung meines Lebens finden würde, hat mich nicht getäuscht; ich habe gefunden." Hellanodike blickte stumm in die dämmernde Landschaft hinaus.

„Siehe, wie der Kithäron im weißen Mondlicht schimmert," sagte sie, „das ist die Pforte Attikas — und dahinter, weit, weit dahinter liegt Athen und dort wirst du nun sein — und ich hier." Ein Schluchzen quoll in ihrem Busen empor, und indem sie in Tränen ausbrach, schlang sie die Arme um den Nacken des geliebten Jünglings, und die Lippen beider fanden sich im langen, schmerzensfüßen Kusse.

Mnemarch drückte die Stirn an den Baum, der ihn verbarg. Er hörte nicht das rührende Stammeln des Herzens, das in seinem Liebeskummer brach, er war nur heißer entflammter Sinn, und er sah nur, wie das leichte Gewand von den erhobenen Armen zurückfiel, daß sie leuchtend im Mondlichte ihre weiche Fülle enthüllten, sah nur, wie das losgebundene Haar in den herrlichen Nacken hinabfloß, sein Begehren wurde Verlangen, und er begann über Pläne zu sinnen, wie er sein Verlangen sättigen könnte.

„Myrtolaos," rief das Mädchen mit erstickter, leidenschaftlicher Stimme, „du, dessen Wünsche meine Wünsche waren, bei dessen Trauer ich trauerte, muß es sein, daß du mich verläßt? Mußt du gehen?"

„Hellanodike," erwiderte er zitternd und drückte sie heiß und wild an sich, „warum haben es mir die Götter auferlegt, daß

ich die Menschen, die ich liebe und die mich lieben, unglücklich machen muß durch diesen dunkeln Drang, der mich beseelt? Hellanodike, ich kann nicht bleiben, ich muß mit ihm nach Athen gehen, ich muß!"

„Ich weiß wohl," gab sie klagend zurück, „du kannst nicht leben wie die andern Menschen allhier, sonst weißt du, hätte der Vater dir seine Tochter nicht versagt; aber du hast es mir gesagt, die engen Mauern Tanagras ersticken dich, darum mußt du hinaus in das große strahlende Athen — dort wirst du unter deinen Göttern und Göttinnen leben und schaffen und über ihnen derer vergessen, die deiner hier gedenken. Und Hellanodike wird nun das Weib des Phayllas werden — o Phayllas," rief sie schauernd und barg ihr Antlitz an der Brust des Geliebten. — In stummer Qual stand Myrtolaos neben ihr, er vermochte ihr nichts zu sagen, denn in seiner eigenen Seele dämmerte, vielleicht zum ersten Male, ein Bewußtsein auf, welche Fülle von Schönheit, Liebe und sicherem Lebensglück er dahingab für ein dunkles in Zukunft gehülltes Leben — und dennoch, während er das süße lebendige Herz an seiner Brust klopfen fühlte, war es ihm, als schwebte aus Attika ein feierlicher Zug erhabener Gestalten daher, als winkten sie mit den ernsten Häuptern und flüsterten ihm zu: Du gehörst zu uns; und er schwieg, und vermochte nicht zu sagen: Hellanodike, ich will bleiben.

In diesem Augenblicke knisterte es im Gebüsch, und zu den zweien, die erschrocken auffuhren, trat ein dritter. Es war Mnemarchos.

„Erschreckt nicht," sagte er zu ihnen, „es ist ein Freund, der Euch naht; erkennt Ihr mich?"

„Mnemarchos, der Athener," sagte leise Myrtolaos, „der Freund des Praxiteles."

„Und Euer Freund," wiederholte jener, „der Euch zu sagen kommt, daß Ihr unnötig klagt, da Ihr Euer beider Wünsche erreichen und dennoch ungetrennt bleiben sollt."

Hellanodike sah ihn staunend mit den großen unschuldigen Augen an:

„Wie meinst du das, fremder Mann?" sagte sie zögernd.

„Ich meine," erwiderte Mnemarch, „daß Phayllas, den du nicht liebst, dein Gatte nicht werden soll, daß du mit uns hinweggehen sollst von hier, hinüber nach Athen." Sie zuckte auf; „aber mein Vater," sagte sie schüchtern.

„Das, was ich dir vorschlage," sagte der Athener, „wird deinem Vater in erster Zeit freilich einigen Schmerz bereiten, denn da er seine Einwilligung nicht geben würde, muß es ohne sein Wissen geschehen. Aber er ist ein edler Mann und ein Freund der Kunst; und hierauf baue ich meinen Plan: Wenn Myrtolaos ein Künstler und Bildhauer wird, wie wir es hoffen — und aus der Werkstatt des Praxiteles ist noch keiner als Stümper hervorgegangen —, wenn ihm sein erstes großes Werk gelungen, dann wird er mit dir vor deinen Vater treten, ihm sein Werk zu Füßen legen und sprechen: ich tat unrecht an dir, Myronides, aber ich tat es, weil ich nicht lassen konnte von meiner Kunst und nicht von Hellanodike, deinem Kinde, und hier ist der Preis, mit dem ich deine Vergebung und dein Herz mir zurückerkaufen will; und Myronides wird ihm und dir verzeihen." Die Worte waren mit solcher überzeugenden Beredsamkeit gesprochen, daß sich die jungen Leute tief davon ergriffen fühlten.

„O Hellanodike," flüsterte Myrtolaos, indem er sie sanft an sich drückte, „hättest du dazu den Mut?"

„Sie wird den Mut haben," nahm Mnemarch statt ihrer das Wort, „wenn sie wahrhaft liebt und wenn sie in Wahrheit will, daß du ein Künstler werdest; denn nur in der Nähe der Geliebten gehen dem Künstler die Sinne zum großen lebendigen Kunstwerk auf — oder glaubt Ihr, daß Praxiteles und die andern großen Meister ohne die belebende Nähe ihrer Geliebten zu schaffen vermocht hätten, was sie schufen?" Unwillkürlich klang ein zynischer Laut durch diese letzten Worte, aber die beiden keuschen jungen Seelen hörten und verstanden ihn nicht.

„Welchen Freund haben uns die Götter zu guter Stunde gesandt!" rief der Jüngling; „o Hellanodike, Geliebte, sein Plan ist schön und verheißungsvoll, sage, daß du willst?" Sie schauerte und bebte und von einem unbestimmten Gefühl getrieben, drängte sie sich fester in seine Arme.

„Aber mein Vater," sagte sie leise, „wird mich suchen und finden?" Mnemarch schien einen Augenblick zu überlegen.

„Auch hierfür," sagte er, „ist gesorgt. Ich weiß einen Ort, wo er dich nicht suchen wird; wohne bei mir, in meinem Hause."

„In deinem Hause?" und sie trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Du mußt nicht erschrecken," versetzte er mit einschmeichelnder Stimme; „ich wohne allein mit meiner Mutter, du wirst in ihrer Obhut sein."

„Laß deine Sorgen fahren," rief Myrtolaos, der zu neuem Leben erwacht schien; „hörst du nicht, daß dieser Mann uns wirklich Rat erteilt wie ein Freund? Sage, daß du mit uns gehen willst?" Ein letzter stummer Kampf schien ihre Seele zu bewegen, als sie stumm, mit überströmenden Augen zum Hause ihres Vaters zurückschaute, dann sprach sie mit klarer, ruhiger Stimme:

„Ja, Myrtolaos, ich will." Und indem sie sich zu Mnemarchos wandte, fügte sie leise hinzu: „Und so begebe ich mich in deinen und deiner Mutter Schutz — bis daß wir zum Vater zurückkehren, nicht wahr, Geliebter?"

„Bis daß wir zu ihm zurückkehren!" rief dieser frohlockend und küßte ihr die Tränen aus den Augen. —

Es ward nun beschlossen, Praxiteles vorläufig nichts von dem Plane mitzuteilen, und zugleich wurde ein Tag in der nächsten Zeit festgesetzt, an welchem Hellanodike sich in den am Fuße des Stadtberges gelegenen Olivenhain begeben sollte; in dem Haine würde Mnemarch mit einem Wagen ihrer warten und sie nach Athen entführen.

„O komm du auch," sagte sie zu Myrtolaos, als sie diesen letzten Vorschlag hörte, und es klang wie Angst aus ihren Worten. Mnemarch biß sich auf die Lippen.

„Er soll mich begleiten," sagte er rasch, „und du sollst mit uns beiden zusammen die Reise machen."

So trennte man sich, und Mnemarch suchte sein Gemach auf.

Als Hellanodike und Myrtolaos schüchtern die Schwelle des Hauses überschritten, in dem kein Laut sich regte, sank das Mädchen in plötzlicher Bewegung in die Knie.

„Komm," sagte sie und zog den Geliebten zu sich hernieder; „es war uns so lange ein gütiges Haus — wir wollen zu den Göttern beten, daß es dereinst uns wieder aufnehme in seine Arme." —

* *
*

Wie goldne Schmetterlinge kamen die ersten Strahlen der Frühsonne in die Werkstatt des Praxiteles zu Athen hereingehüpft. Sie huschten umher, verteilten sich, fanden sich wieder

zusammen und umflatterten, als getrauten sie sich nicht heran, die Blumen dieses Gartens, Bildwerke, Statuen und Büsten, die ausgeführt oder im Werden begriffen, an den Wänden entlang, zwischen den Säulen verstreut in unendlicher Fülle standen. Endlich faßte ein kleiner vorwitziger Sonnenstrahl sich ein Herz und setzte sich mitten in das krause Lockengewirr auf dem Haupte eines träumerisch holdseligen jungen Faun, ein zweiter, schon etwas begehrlicherer Sohn der Sonne, hing sich naschend an die blühenden Lippen der schönen Aphrodite daneben, ein dritter warf sich der Göttin an den Busen und sog sich mit glühendem Kusse zwischen ihren quellenden Brüsten fest. Und die holde Göttin fühlte in ihrem marmornen Leibe die süße Glut der küssenden Lippen; sie lächelte, und an ihrem Lächeln entzündeten sich die steinernen Angesichter rings umher, eine göttliche Heiterkeit wallte und wogte durch den kunstgeschmückten Raum, es sah aus, als höben sich die Glieder, als reckten sich die Arme, und die Geschöpfe des Praxiteles begrüßten ihre und ihres Erzeugers himmlische Mutter, die strahlende junge Sonne von Athen.

Mitten unter allen diesen Herrlichkeiten stand Myrtolaos, ganz in staunendem Anschauen verloren. Rätselhafte Gefühle mischten sich in seiner Brust. Die Traumgebilde seiner jungen Tage hatten Körper und Gestalt gewonnen; aber das, was er um sich her erblickte, war so überwältigend, erschien ihm als der Ausdruck einer Natur, die so übermächtig über seiner eigenen stand, daß er sie wie eine fremdartige empfand und daß ein Gefühl lähmender Bewunderung vorläufig jede andere Empfindung erdrückte. Ganz besonders war dies der Fall gegenüber einem Werke, das, wie es schien, soeben erst unter dem Meißel hervorgegangen war und das sich von den übrigen etwas abgesondert unweit der Stelle erhob, wo einige Stufen aus der Werkstatt in die Wohnräume des Künstlers hinaufführten. Es stellte Aphrodite dar, die sich anschickte in das Bad hinabzusteigen, und was noch kein Bildhauer gewagt hatte, hier war es vollbracht: die Göttin war jeglicher Gewandung entledigt, und der weibliche Körper bot sich in unverhüllter Nacktheit dem Auge dar. Welche Ströme lodernder Sinnlichkeit mußten die Brust durchrauschen, die diesen im Licht der Schönheit gebadeten Leib zu erwecken vermocht; und zugleich, welche allmächtige Selbstbeherrschung mußte das Haupt regieren, das von dieser Schönheit jeden Hauch niederer Lüsternheit fern zu halten gewußt hatte.

Unwillkürlich schüttelte er das Haupt — und es war ihm, als richte sich eine unüberwindliche Schranke vor ihm auf, als blickte er in ein Land hinein, das er nie betreten würde.

Da plötzlich erweckte ihn ein leises Geräusch; ihm gerade vor die Füße fiel eine voll aufgeblühte dunkelrote Rose, die von hinten her über sein Haupt geworfen sein mußte, und während er sich erstaunt danach bückte, erscholl hinter seinem Rücken ein silberhelles schelmisches Lachen. Er wandte sich und blickte in die schönen Augen eines reizenden Weibes, welches Arm in Arm mit Praxiteles auf den Stufen stand, die zu des Bildhauers Gemächern führten.

Die beiden mußten den Träumer schon eine Zeitlang beobachtet haben, denn nur so ließ sich der schalkhafte Mutwille erklären, mit dem die fremde Schöne den errötenden Myrtolaos ziemlich keck und prüfend musterte. Aber auch das Gesicht des Praxiteles zeigte einen anderen Ausdruck als früher: der feierliche Ernst, wie ihn Myrtolaos im Hause des Myronides an ihm gesehen, war dahin, und aus den dunklen Augen sprühte heißer, lachender Frohsinn.

Mit unnachahmlicher Grazie schlang das Weib den schönen Arm um den Nacken des Bildhauers und indem sie sich an seine Brust schmiegte, sagte sie:

„O Praxiteles, du Vielgepriesener, jeder Tag beginnt mit einer Huldigung für dich; und wenige, glaube ich, werden so innig empfunden sein, wie die stumme, verschwiegene, die wir hier belauschten. Komm her, du schöner Knabe," wandte sie sich zu Myrtolaos und streckte ihm, der sich schüchtern näherte, die Linke entgegen. Sobald er ihre Hand berührt hatte, hielt sie dieselbe fest, beugte sich von den Stufen herab und drückte einen herzhaften Kuß auf die Lippen des schönen Tanagräers. Dieser zeigte ein so erstauntes Gesicht, daß Praxiteles und seine Freundin unwillkürlich in helles Gelächter ausbrachen.

„Fürchte dich nicht," sagte das Weib; „es ist keine Schande, von Phryne, der Aphrodite von Knidos, geküßt zu werden." Myrtolaos wandte sich nach der Aphrodite um und dann mit einem leisen Rufe der Überraschung zurück: das Urbild der schönen Göttin stand leibhaftig vor ihm.

„Erkennst du sie?" rief Praxiteles mit freudig triumphierendem Lächeln, „und ist sie würdig, daß die Bewohner von Knidos, bei denen sie fortan wohnen wird, zu ihr aufblicken und sprechen:

sie stammt aus dem Olymp?" Phryne verschloß ihm den Mund, indem sie die üppigen Lippen auf die seinigen drückte.

„Du unheiliger Prometheus," rief sie, „der du nicht nur Menschen, der du Götter aus so unheiligen Stoffen zu schaffen vermagst —"

„Nein, sprich nicht so," rief Myrtolaos plötzlich, „nenne diesen Leib, der Vorbild zu solchem Bildwerk geworden, nicht unheilig!" Seine Augen leuchteten, und wie zu einem höheren Wesen blickte er zu Praxiteles empor.

„Wie ernst er redet und wie ernst er blickt," sagte Phryne. „Das Weib, das er dereinst seine Geliebte nennt, wird anders sein müssen, als deine Phryne, Praxiteles, denn er wird sie anbeten und von ihr heischen, daß sie anbetungswürdig sei. Oder wie" — unterbrach sie sich, als sie Myrtolaos heiß erröten sah — „sollte der junge Schmetterling schon die Blume gefunden haben, in deren Kelch er sich fing? Heraus mit der Sprache, du Selbstverräter, hier steht Praxiteles, dein Meister, vor dem du keine Geheimnisse haben darfst." Myrtolaos wandte sich ab; ein unerklärliches Gefühl machte es ihm unmöglich, Hellanodikes Namen vor Phrynes Ohren zu nennen.

In diesem Augenblicke teilte sich der Vorhang, der die Werkstatt schloß, und Mnemarch trat grüßend ein. Er hatte, sobald er die Reisekleidung abgelegt, die Gewohnheiten seines athenienſischen Lebens wieder angenommen und erschien in ziemlich stutzerhaftem Aufzuge. Die übertrieben jugendliche Tracht ließ freilich die Verwelktheit seines Gesichts um so schärfer hervortreten.

„Laß mich deinen Fuß küssen, göttliche Phryne," sagte er, „seitdem Praxiteles ihn auf den Olymp gestellt hat, ist es ein frommes Werk."

„Da ich weiß, wie sauer dir das Bücken wird, will ich dich beim Worte nehmen," sagte lachend Phryne — „küsse mir den Fuß." Sie schob den Saum des Gewandes ein wenig zurück und zeigte den klassisch geformten nackten Fuß. Mnemarch beugte sich und drückte flüchtig die Lippen darauf.

„Nun, Myrtolaos," wandte er sich an diesen; „der Tag ist gekommen und Hellanodike erwartet uns; bist du bereit?"

„Was bedeutet das?" sagte Praxiteles, aufmerksam werdend, während Myrtolaos den Sprecher mit einem vorwurfsvollen Blicke traf.

„Ei, bei den Göttern," sagte leichthin Mnemarchos, „du brauchst nicht zu erröten, Tanagräer, daß du Künstlerblut in den

Adern hast, und Praxiteles wird nicht zürnen, wenn er hört, daß du sie beredet hast, dir nach Athen zu folgen, damit du ein würdiger Schüler deines Meisters werdest."

„Und wußte Myronides hiervon?" fragte Praxiteles ernst.

„Er wird es erfahren," rief jetzt Myrtolaos; „wenn ich vor ihn hintrete mit dem ersten Werke, das ich unter deinen Augen gefertigt, Praxiteles."

„So habt Ihr Euch ohne sein Vorwissen beredet?" sagte der Bildhauer. „Eure Liebe ist also sehr mächtig und tief?"

„Hört ihn an," rief lachend Phryne dazwischen. „Praxiteles setzt sich auf den Philosophen-Stuhl. O, du gehörst nicht dahin, aber mich, das verlange ich, sollst du abbilden als Pythia, auf dem prophetischen Dreifuß sitzend, denn ich habe recht prophezeit, als ich diesem da in das Gesicht sah." Ihr Scherz fand aber diesmal kein Echo, denn Praxiteles blieb sinnend und ernst.

„Hat sie Befreundete in Athen?" wandte er sich an Myrtolaos, „wo und bei wem wird sie wohnen?"

„Bei deinem Freunde, bei Mnemarchos," erwiderte schüchtern der Jüngling, „der ihr freundlich sein Haus zum Wohnen angeboten hat." Praxiteles zuckte unwillkürlich auf, und eine Falte legte sich zwischen seine Augen. Es schien, als wollte er etwas sagen; Mnemarch hatte sich in scheinbarer Gleichgültigkeit abgewandt und machte sich an einem Satyr zu schaffen, der seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln schien; Praxiteles blieb stumm. In seltsamer Erregung ging er in der Werkstatt auf und nieder, dann trat er zu Mnemarch, und beide unterhielten sich eifrig und leise. Unter Mnemarchs eindringlichen Worten verlor sich allmählich der düstere Zug in Praxiteles' Gesicht, und endlich trat er, lächelnd wie vorher, auf Myrtolaos zu.

„Du hast deine neue Laufbahn," sagte er, „mit einem kecken Streiche begonnen; und mich soll der Zorn des Myronides nicht treffen, da ich von deinem Vorhaben nichts wußte — indessen, wenn sie aus freien Stücken dir zu folgen beschloß, so will ich nicht hindernd zwischen Euch treten; zeige nun, daß du ein Künstler bist, denn an dem edlen Hengste liebt man, was man an dem gemeinen Rosse bestraft."

„Gut gesprochen," rief Phryne, „und recht gehandelt, Tanagräer! Bringe diese Spange von Phrynes Arm Hellanodike, deiner Geliebten, sie soll ihr ein Einlaßzeichen sein, wenn sie anklopft an den Toren, wo die Götter wohnen."

„In Athen wohnen sie," rief Myrtolaos, und beim Anblicke des herrlichen Weibes, das eine breite Goldspange vom Oberarm gelöst hatte und sie in seine erhobenen Hände gleiten ließ, überkam ihn ein Gefühl von Lebensfreudigkeit, wie er es nie zuvor geahnt hatte. Wie ein Blitz schlug es in seine Seele, und in dem heißen Feuer, das sein ganzes Wesen bis in das Innerste durchströmte, war es ihm, als gingen ihm jetzt erst die Augen auf für die Werke des Meisters, dem er sich gelobt hatte.

„Gebt mir Kraft, Ihr Götter," rief er, die Arme erhebend, „laßt diese Glut, die mich jetzt durchlodert, stark bleiben in mir, dann, Praxiteles, ringe ich dereinst mit dir selbst."

„Komm, du Schwärmer," sagte Mnemarch; und wie im Rausche befangen ging Myrtolaos mit ihm hinaus.

Zwei Tage später setzte vor dem Hause Mnemarchs ein Reisewagen seine Insassen ab, den Hausherrn, Myrtolaos und eine dritte, die mit bangem, klopfendem Herzen die fremde Schwelle überschritt, Hellanodike.

Bittre Stunden waren es gewesen, als sie, mit dem Bewußtsein der Täuschung im Herzen, sich wie zu harmlosem Spaziergange ankleidete; die Tränen, die sie aus ihren Augen fernhalten mußte, hatten ihr fast das Herz abgestoßen, als sie die Schwelle des Vaterhauses verließ und nun, zum letzten Male vielleicht, den altgewohnten Pfad am Berge hinabwandelte; aber ihr Herz blieb mutig in seinem Leiden; sie hatte versprochen zu kommen, und sie kam.

In dem Olivenhaine am Fuße des Stadtberges wartete, der Verabredung gemäß, der Wagen; Mnemarch, der sie von fern hatte kommen sehen, eilte ihr entgegen. Ein Schauer überlief sie, als sie ihn gewahrte, sie lehnte schweigend die dargebotene Hand ab, und ihr pochendes Herz begann erst ruhiger zu werden, als sie Myrtolaos erblickte, der beim Wagen geblieben war und die Pferde hielt.

In ihrem langen, bis zu den Füßen niederwallenden Kleid, das sich dem lieblichen Wuchse in weichen Falten anschmiegte, den Kopf mit einem flachen Hute, der das Gesicht weit beschattete, bedeckt, so kam sie langsam zwischen den Bäumen heran. Dem Jüngling war es, als sähe er sie zum ersten Male, und in der Tat sah er sie zum ersten Male neben einer andern, denn unsichtbar trat ihm Phrynes Bild neben Hellanodike. — Wie schön beide, und wie ganz verschieden!

Es war ein schweigendes Wiedersehen; denn Myrtolaos erkannte an den tränenverschleierten Augen, daß sie noch zu tief

im Kampf begriffen war, um sprechen zu können; zudem war Vorsicht und Schweigen geboten. Mnemarch ergriff die Zügel, und hastig als gälte es, einen Raub in Sicherheit zu bringen, trieb er die Rosse zu geschwindestem Laufe an.

Die Fahrt ging schnell, aber stumm vonstatten. Was sollte sie auch sprechen, da die rollenden Räder laut genug sagten, daß eine Meile nach der anderen sich zwischen sie und zwischen den schob, der heute abend in Schmerzen ihrer warten würde, Myronides, ihren Vater.

Endlich war man in Athen, und die lärmende Menge des Volkes auf den Gassen, die Pracht der öffentlichen Gebäude, die Fülle nie gesehener Herrlichkeit, die sich ihren staunenden Augen überall darbot, wirkten überwältigend auf die Tochter des stillen Tanagra. Sie schmiegte sich an Myrtolaos.

„Ich ängstige mich," sagte sie leise, „ich glaubte, Athen sei eine andere Stadt als die unsere; aber es ist eine andere Welt."

Das Haus, in welches Mnemarchos seinen schönen Gast einführte, war geräumig und deutete auf den Reichtum des Besitzers. Sobald sie eingetreten waren, kam ihnen aus dem Inneren desselben ein altes Weib entgegen, das mit schmeichelnder Geschäftigkeit Hellanodikes Hände ergriff, sie an das Herz drückte und sich eifrig nach dem Ergehen der „süßen Taube" erkundigte, wie sie Hellanodike in aufdringlicher Zärtlichkeit betitelte.

„Nun, Mutter," sagte Mnemarch laut, „ist alles besorgt, was ich befahl? Hast du die Frauengemächer für unsere holde Besucherin wohl eingerichtet und geschmückt?" Bei dem Worte „Mutter" zuckte eine widriges Lächeln über die Züge des alten Gesichts, um ebenso rasch vor dem drohenden Blicke Mnemarchs zu verschwinden.

„Alles besorgt," sagte sie, „so wie es dem süßen Täubchen gefallen wird; es wird ihr behagen, Mnemarchos, und sie wird sagen, daß die alte Timoessa weiß und versteht, was die süßen jungen Herzen sich wünschen." Sie kicherte, und Hellanodike entzog unwillkürlich ihre Hände den knochigen Fingern, welche dieselben wie die Krallen einer Eule umspannt hielten. War ihr Mnemarchos wenig angenehm gewesen, so erschien ihr dessen Mutter unheimlich.

„Die Nacht bricht herein," sagte Mnemarchos, „und Hellanodike wird der Ruhe bedürfen; wir wollen sie der Sorgfalt meiner Mutter überlassen und morgen fragen, wie sie die erste

Nacht in Athen verbracht hat." Mit diesen Worten wollte er Myrtolaos mit sich hinausziehen; Hellanodike aber hielt diesen an der Hand fest.

„Bleibe noch," sagte sie, und ihr Blick war angstvoll auf ihn gerichtet.

„Er wird bleiben, solange du es wünschest," versetzte Mnemarchos, „nur bedenke, daß meine Mutter eine strenge Wächterin ist." Er winkte der Alten und verließ mit ihr den Raum.

„Habe acht," sagte er draußen zu ihr, „daß er nicht zu lange bleibt und beobachte sie unterdessen genau; du wirst mir jedes Wort wiederholen, das sie gesprochen."

Sie rieb sich die Hände.

„Tust du doch, als wäre ich ein unerfahrenes Püppchen und wüßte nichts von den Winkeln und Winkelchen deines Hauses, wo Platz für ein Paar aufmerksame Ohren ist."

„Und übrigens," sagte er unwirsch, „halte dein Gesicht besser im Zaum! Du lachtest vorhin, als ich dich Mutter nannte."

„Man ist die Ehre noch nicht gewöhnt," gab sie häßlich kichernd zur Antwort.

Sobald Hellanodike sich allein mit dem Geliebten sah, verließ sie ihre lang bewahrte Kraft, und sie brach in einen Strom von Tränen aus.

„Es ist nicht gut in diesem Hause," rief sie, „und es bringt uns kein Heil, daß ich darin wohne! In den Gesichtern dieser Menschen, in der Luft hier um mich her ist etwas, das mir ein Grauen einflößt, vor dem ich mich nicht zu retten vermag." Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen und sah ihn an wie eine Gazelle, die von Panthern verfolgt wird.

„Das ist die Angst der Neuheit," erwiderte Myrtolaos beschwichtigend, „sind diese Leute nicht freundlich und wohlwollend zu dir? Du wirst dich hier zurecht finden, Hellanodike, wie ich mich gefunden habe." Sie blickte ihm fragend in die Augen. „Hast du dich hier zurecht gefunden, Myrtolaos?"

„Ja," rief er, und vor seiner Seele erschien Phrynes lachender Mund, „und damit du siehst, daß man dich hier freundlich erwartet, nimm dies," und er reichte ihr Phrynes goldene Armspange.

„Von wem kommt das?" fragte sie erstaunt.

„Von Phryne, der Freundin des Praxiteles."

Sie legte die Spange um den Arm.

„Sie ist zu weit," sagte sie mit traurigem Lächeln, „und paßt nicht für mich."

Es war so, wie sie sagte; der Abstand zwischen den zarten Formen des jungfräulichen Mädchens und den entwickelten des vollerblühten Weibes war zu groß. —

„So bewahre sie als Geschenk," sagte Myrtolaos, „denn dazu ward sie mir gegeben."

Sie hielt den goldenen Zierat nachdenklich in den Händen. „Die Freundin des Praxiteles?" fragte sie, „wie verstehst du das, Myrtolaos?"

Er wußte keine rechte Antwort und schwieg.

„Sind sie Mann und Frau?"

„Nein," gab er kurz zur Antwort.

„Aber sie werden es künftig werden?"

„Ich weiß nicht," sagte er, „aber ich glaube nicht."

Sie sah ihn schweigend und erstaunt an.

„Die Freundinnen der Künstler," sagte er errötend, „sind durch Geistesband mit ihren Freunden verknüpft; sie nehmen teil an ihrem Schaffen, sie begeistern ihre Gedanken und bereichern ihre Augen, die nach Schönheit verlangen."

Sie lächelte.

„Schön müssen sie also sein, die Frauen, von denen du sprichst?"

Er umfaßte ihren schlanken Leib, zog sie an sich und küßte sie.

„Und bist du nicht schön, Hellanodike?" rief er. Ihre Wange lag an der seinen und ihre Lippen waren dicht an seinem Ohre.

„Myrtolaos," flüsterte sie, und es war, als fürchte sie sich vor ihm, als sei in dem Kusse, den er auf ihre Lippen gedrückt, eine fremdartige Glut gewesen, „ich möchte deine Freundin nicht sein."

Er trat zurück. „So möchtest du nicht, daß ich ein Künstler werde, den man rühmt in Griechenland?"

Sie sah ihn mit stummem Vorwurfe an, und die ganze Glut seiner Liebe kam über ihn.

„Nicht meine Freundin sollst du sein," stammelte er, „meine Geliebte bist du und mein Weib sollst du werden."

Das alte süße, kindliche Lächeln kehrte auf ihr Antlitz zurück, und sie ließ es gern geschehen, daß er sie, Abschied nehmend, noch

einmal an das Herz drückte und auf die Augen küßte. Dann verließ er sie. Im nämlichen Augenblick erschien Timoessa, um sie in die für sie bestimmten Frauengemächer zu führen.

Diese lagen um einen kleinen viereckigen Hof herum, der zum Garten gemacht war und in dessen Mitte eine aus künstlichen Felsen hervorsprudelnde Quelle ihr gleichmäßig melodisches Geplätscher hören ließ. Ein offener, von bunt bemalten Säulen getragener Gang lief im Viereck herum und bildete den Vorflur zu den Zimmern, die durch leichte Binsenmatten gegen den Hof, von dem sie Luft und Licht empfingen, verschlossen werden konnten. Zur warmen Jahreszeit aber, die jetzt herrschte, standen sie offen, und aus einem derselben floß ein sanft gedämpftes Licht, das von einer Ampel ausging, die von der Decke des Gemachs herniederhing. An der Schwelle des Zimmers stand ein junges, schlankes Mädchen, das mit großen, neugierigen Augen der Kommenden wartete.

„Auf, Chlenusa," rief ihr die Alte zu, „hier ist deine neue Gebieterin; pflege sie wohl, denn deine Pflicht wird es sein, daß es ihr wohlgefalle in diesem Hause. Hast du das Lager bereitet?"

Das Mädchen wies stumm in das Zimmer. Beim Scheine der Ampel sah man, daß es mit allem ausgestattet war, was der Luxus damaliger Zeit zu ersinnen vermochte; in der Mitte des Raumes, mit weißen Linnen und leichten Decken bedeckt, stand das Lager bereitete.

Timoessa zog sich zurück, und Hellanodike setzte sich auf das Bett, indem sie träumerisch in den dunklen Garten hinausblickte und den süßen Duft atmete, der von dort hereinzog.

Mit heißen, schwarzen Augen blickte Chlenusa, die am Türpfosten lehnte, zu ihr hinüber.

„Soll ich dir ein Lied singen?" fragte sie, ohne ihre Stellung zu verändern; „ich weiß deren viele und schöne." Hellanodike wandte die Augen auf sie. „Oder soll ich dir in der Hand lesen?" rief sie, und mit einer jähen Gebärde kniete sie zu Hellanodikes Füßen nieder. Mit leiser Hand strich diese über ihr dunkles, weiches Haar.

„Verstehst du solche Kunst?" fragte sie.

„Ich verstehe es wohl; und ich werde Gutes in deiner Hand lesen und ich möchte es dir verkünden."

Hellanodike lächelte ungläubig.

„Gutes? Glaubst du das? Möchtest du das?"

„Weil du so schön bist," sagte das Mädchen, dessen Augen wie schwarze Diamanten glühten; „die Schönen sind glücklich in Athen! Ihnen streut man Blumen auf den Weg und Reichtum und Ruhm; ihnen erlaubt man, was man anderen verbietet; ihnen beugen sich die Gesetze und ihnen die Richter selbst!"

Hellanodike hörte staunend zu. „Bist du eine Athenerin?"

„Ich weiß es nicht," sagte das Mädchen und schüttelte das Gewirr ihrer Locken, daß sie dunkel über das gebräunte Antlitz herabfielen; „sie sagt es zwar, denn sie ist aus Athen und nennt sich meine Mutter — aber ich glaube ihr nicht."

„Wer? Von wem sprichst du?" fragte Hellanodike.

„O still," rief Chlenusa, wie in plötzlichem Erschrecken und drückte Hellanodikes Knie an ihr pochendes Herz — „wie du schön bist," rief sie, „und wie ich dich liebe! O, daß ich auch so schön wäre, nur halb so reizend, so schön wie du!"

„Du Sonderbare," sagte Hellanodike, die bei dieser leidenschaftlichen, seltsamen Huldigung schamhaft errötete.

„Es gibt viele schöne Frauen in Athen," fuhr jene fort, „aber sie blicken verachtend auf die anderen herab, und darum hasse ich sie, hasse sie!" Sie sprang empor, und ihr Gesicht war, wie ihre Worte, von Haß und Zorn erfüllt; „aber deine Augen sind so schön und sanft," und sie kniete wieder zur Erde nieder, „du wirst die braune Chlenusa nicht verachten, schöne Gebieterin? Du wirst nicht zürnen, wenn Chlenusa dir sagt, daß sie dich liebt?"

„Ich liebe alle, die mich lieben," versetzte Hellanodike, „und ich glaube wohl, daß du mich liebst; wir werden Freundinnen sein."

Das Mädchen sprang empor, ergriff ein in der Ecke stehendes Tamburin, und indem sie ein jauchzendes Lied, das den Liebesgott Eros verherrlichte, zum Klange der Schellen anstimmte, begann sie vor den Augen der staunenden Hellanodike einen wilden Tanz, in dem der geschmeidige Körper ein wunderbares Gliederspiel entwickelte. Sie sprühte ein dämonisches Feuer und schüttelte die Locken wie eine Bacchantin. Dann schleuderte sie das Instrument in die Ecke und kehrte in ihre vorige Stellung zurück.

„O, wie ich dir dienen will," sagte sie, noch atemlos von dem Tanze, „wie ich dir zeigen will, was alles ich weiß und kann

— komm, komm, laß mich lesen und dir sagen, was in deiner Hand geschrieben steht." Abermals griff sie nach Hellanodikes Hand, und diese vermochte sich dem rätselhaften Wesen nicht zu entziehen.

Chlenusa öffnete die kleine weiße Hand, die in ihren fieberglühenden Händen lag, und beugte sich tief auf die Linien in deren innerer Fläche. Sie murmelte halblaut vor sich hin, abgerissene, hastige Worte, dann blickte sie Hellanodike von unten auf in das Gesicht.

„Wie du berühmt werden wirst vor allen Frauen deiner Vaterstadt," sagte sie mit beinah ehrfürchtigem Tone, „aber du bist nicht aus Athen?"

„Lasest du das in meiner Hand?" fragte Hellanodike.

Das Mädchen senkte das Haupt: „Ich sehe es aus ihr. Und wie er dich liebt," fuhr sie langsam fort.

„Wer?" rief Hellanodike plötzlich, „wer ist der, von dem du mir sagst? Wer liebt mich?"

„Nicht einer allein liebt dich; es sind ihrer viele; aber zwei stehen voran; sie ringen miteinander um dich — laß mich sehen" — und sie beugte sich tiefer, und es war Hellanodike, als zittere die Hand, die die ihrige hielt — „laß mich sehen, wer den Sieg davontragen wird —"

Hellanodike entriß ihr die Hand. „Willst du aus meiner Hand lesen," rief sie, „was in meinem Herzen geschrieben steht? Willst du mir prophezeien, was ich selbst entschied?"

Das Mädchen blieb kauernd am Boden und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Zürnst du Chlenusa?" fragte sie nach einer Pause, und als sie die Hände sinken ließ, hatten ihre leidenschaftlichen Augen einen flehenden Ausdruck angenommen und schwammen in feuchtem Glanz. Hellanodike fühlte sich unter dem Banne des unerklärlichen Wesens.

„Kannst du mir die beiden nennen?" fragte sie zögernd. Wieder ergriff Chlenusa ihre Hand. „Ich kann ihre Namen nicht finden," sagte sie, „aber der eine ist ein Künstler — o, was ist das," unterbrach sie sich plötzlich — „kennst du Praxiteles?"

Hellanodike lächelte trotz des Schauers, der bei der geheimnisvollen Handlung sie überkam.

„Praxiteles? Meinst du den?"

„Nein," stammelte sie, „doch ist es ein so großer Künstler, daß ich meinte, es müsse der göttliche Praxiteles sein."

„O, Myrtolaos," seufzte Hellanodike in seligem Selbstvergessen, „und er liebt mich?" flüsterte sie, indem sie die süßen Lippen tief zum Haupt der Wahrsagerin ihr zu Füßen niederbog. Chlenusa blickte nicht auf.

„Ja," sagte sie, „aber es ist einer, der dich noch mehr liebt als er."

„In meiner Vaterstadt lebend?" fragte Hellanodike leise und dachte an Phayllas.

„Nein, denn Athen ist deine Vaterstadt nicht, und er lebt in Athen."

Jene ward aufmerksam. „In Athen?"

„Ja, — ich kann ihn nicht näher beschreiben, — nur eins sehe ich, du fürchtest dich jetzt vor ihm — obschon er dir Gutes sinnt; er liebt dich heiß, verzehrend; er ist dir treuer als der andere, denn zwischen diesem und dir steht ein Weib, dessen Schönheit ihn bestrickt." —

Hellanodikes Augen begannen zu funkeln. —

„Eine andere? Die er mehr lieben könnte als mich?"

„Ja," sagte das Mädchen, und ihre Worte wurden immer hastiger, „denn sie ist eine Zauberin, wer sie gesehen, muß in ihrer Schönheit versinken — hast du nie von Phryne gehört?"

„Phryne? Die Freundin des Praxiteles?" schrie Hellanodike auf, indem sie an die Spange dachte, die Myrtolaos ihr gebracht.

„Es ist so, es ist so," flüsterte Chlenusa, „aber der andere denkt nur an dich, sucht und verlangt keine andere als dich, und wenn du seine Liebe erwiderst, wirst du herrlich, glänzend und glücklich werden."

„Geh hinweg von mir, bestochene Betrügerin, der ich zu meinem Schaden vertraute," rief Hellanodike, zornig aufflammend. Sie riß ihre Hand aus Chlenusas Händen und hob den Fuß, als wollte sie das Mädchen hinwegstoßen; dann sank sie auf das Bett zurück und brach in Tränen aus. Plötzlich fühlte sie ihre Füße umschlungen, Chlenusas heiße Lippen drückten sich in leidenschaftlichen Küssen darauf, und sie fühlte, wie die Tränen des Mädchens darauf niederfielen.

„Weine nicht," stammelte sie, „weine nicht, süße Gebieterin! Wenn Chlenusa dir weh getan, wird sie es büßen; in deinen

Händen steht Glück geschrieben, du wirst einst leben in Frieden und Glückseligkeit." Sie lag am Boden und krümmte sich, wie ein tödlich getroffenes, schönes, wildes Tier. Hellanodike winkte ihr schweigend, hinweg zu gehen; gehorsam erhob sie sich und verschwand in dem dunklen Garten.

In schmerzlichen Gedanken blieb Hellanodike zurück.

Was ihr ein dunkles Gefühl vom ersten Augenblicke gesagt hatte, war ihr durch die Worte des Mädchens zur Gewißheit geworden; denn wenn jene auch keinen Namen genannt hatte, so wußte sie, daß Mnemarch es war, der sie mit seiner Liebe verfolgte. Sie dachte daran, gleich am nächsten Tage das Haus wieder zu verlassen, zum Vater zurückzukehren, aber dort trat ihr Phayllas' abstoßendes Gesicht entgegen und flößte ihr neues Entsetzen ein; und wenn sie ging, und wenn es denkbar war, was jene angedeutet hatte, wenn sie ihn allein ließ mit Phryne — sie wagte und vermochte nicht zu Ende zu denken, denn sie fühlte etwas wie Wahnsinn bei diesem Gedanken aufsteigen. Als sie so, das Haupt in den Händen bergend, zurückgesunken lag, erhob sich aus dem Garten ein leiser, wehmütiger, aber unendlich lieblicher Gesang. Es konnte niemand anders sein als Chlenusa, und das Lied, das sie gewählt, stimmte wunderbar zu Hellanodikes trauriger Verfassung, es war ein altes Lied des Simonides und sein Inhalt die Klage der von ihrem Vater verstoßenen Danae. Eine tiefe Traumseligkeit überkam Hellanodike, indem sie der alten Weise mit geschlossenen Augen lauschte, dann endigte der Gesang, und sie hörte, wie Chlenusa vorsichtig in das Zimmer hereinschlüpfte. Sie behielt die Augen geschlossen und stellte sich, kaum wußte sie selbst weshalb, schlafend. Nun fühlte sie, wie jene ihr mit äußerster Sorgfalt die Schuhe von den Füßen löste und vorsichtig und sanft eine Decke über sie hinbreitete; dann trat das Mädchen näher an sie heran, ihre Lippen hauchten einen leisen Kuß auf ihre Stirn, und sie hörte, wie sie flüsterte: „Schlaf, du Unschuldige, die Sünde wird dich beschützen." Mit diesen sonderbaren Worten huschte Chlenusa hinaus und verschwand wie ein Schatten in den Schatten des Gartens.

Kaum hatte sie die Tür hinter sich geschlossen, die aus den Frauengemächern in die vorderen Räume des Hauses führte, so kam ihr Timoessa mit brennender Lampe entgegen.

„Nun, du wilde Schlange," sagte sie, „hast du deine Eier in ihr Herz gelegt? Ihr seid ja lange zusammen gewesen?"

In den finstern Augen des Mädchens zuckte ein unheimliches Feuer auf, dann aber schien sie sich eines anderen zu besinnen. „Es ist alles geschehen, was du verlangtest," sagte sie kurz.

„Hast du sie empfänglich gefunden? Zappelte das böotische Püppchen?"

„Höre," sagte Chlenusa mit heiserer Stimme, „wenn du Fische fangen willst, so rate ich dir, wähle einen besseren Köder."

„Wen meinst du damit?" fragte die Alte giftig.

„Nun wen, Mnemarch; hältst du sie für so einfältig, solchen Mann zu lieben?"

„Zügle deine vorwitzige Zunge," versetzte Timoessa, „vergiß nicht, daß ich jetzt seine Mutter bin."

Das Mädchen brach in häßliches Lachen aus. „Du hast Übung darin, Mutter von Menschen zu sein, die deine Kinder nicht sind, nicht wahr?"

„Was soll das?" fragte die Alte drohend und trat auf Chlenusa zu, mit halb erhobener Hand, als ob sie zuschlagen wollte. Das Mädchen stand ihr wie eine Tigerkatze gegenüber; ihre Augen rollten in dem todbleichen Gesicht und ihre Hände öffneten sich wie Krallen. So standen die beiden Frauen einige Sekunden lautlos; dann trat die Alte brummend zurück.

„Wenn ich nicht an wichtigeres zu denken hätte," sagte sie, „solltest du nicht ungestraft mir deine Frechheiten ins Gesicht sagen."

Mit kaltem Hohne lächelte Chlenusa; sie schien an derartige Auftritte und Drohungen gewöhnt.

„Daß du uns nicht unser Spiel zerstörst," sagte Timoessa, indem sie die knochige Faust ballte, „du weißt, worauf es ankommt und was für uns zu gewinnen ist, wenn es so gelingt, wie Mnemarch es wünscht."

„Wäre es das erstemal, daß ich dir die Netze gestellt habe, in denen du dein Wild fingst?" erwiderte Chlenusa mit der Überlegenheit eines Verbündeten, der seine Unentbehrlichkeit für den anderen kennt.

„Schon gut; ich weiß, daß du eine listige Schlange bist," murrte die andere, „aber Schlangen traut man nicht; hast du ihr in den Händen gelesen und so prophezeit, wie ich es dir befahl?"

„Ich hab' es dir gesagt," erwiderte das Mädchen, indem es, wie widerwillig, die schwarzen Locken schüttelte.

„Es ist eine Böotierin," fuhr Timoessa, über ihren Schlachtplan nachsinnend, fort, „hübsch genug, das ist wahr, und wenn sie eine Athenerin wäre, so müßte sie bald die erste aller Hetären sein; aber dazu fehlt ihr der Geist; sie wird ewig zu stumpf dazu bleiben; sie hat keinen Ehrgeiz. Also bleibt nur die Angst; durch Furcht muß sie kirre gemacht werden, bis daß sie nicht mehr anders zu wollen wagt, als Mnemarchos will. Laß dir das gesagt sein," wandte sie sich wieder an Chlenusa, „und nun zu Bett und spioniere mir nicht im Hause umher."

Sobald sie hinausgegangen, stürzte Chlenusa hinter ihr her bis zur geschlossenen Tür, und indem sie die geballten Hände schüttelte, spie sie auf die Stelle aus, wo Timoessa zuletzt gestanden. Der Ausdruck maßlosen Hasses verzerrte ihr Gesicht.

„Du Diebin," flüsterte sie mit bebenden Lippen, „du Kröte, willst du wieder den Saft deiner schmutzigen Seele in das Herz eines Menschen spritzen, bis du es in deinen räuberischen Fingern zusammenpressen kannst wie einen Schwamm, aus dem Goldstücke in deinen Sack träufeln? O, alle Flüche auf dich, du Verderberin meiner Seele, die du dich meine Mutter nennst, was du nicht bist! Nein," ächzte sie, indem sie zur Erde fiel und die Hände flehend erhob, „laßt es nicht also sein, Ihr Götter, laßt es nicht wahr sein, was sie sagt, daß sie, dieses Weib, meine Mutter sei!" Sie lag, wie gebrochen, am Boden, und ihre Augen suchten unwillkürlich den Weg zu dem Gemache, wo das schöne, gefahrbedrohte Mädchen aus Tanagra lag. Das wilde Gesicht ward sanft und die Tränen flossen darüber hin. In Timoessas kupplerischem Gewerbe zu den schnödesten Handlangerdiensten gemißbraucht, war sie bisher wie eine wilde Katze allem nachgeschlichen, was Schönheit und Glanz hieß, den Haß, den sie dafür erntete, hatte sie mit Haß vergolten und ihre Seele war ganz von Neid gegen alles vergiftet, was sie über sich empfand. Heute beim Anblick des schönen, vertrauensvollen Wesens, das sie wieder aus ihrer reinen Welt in den Kot hinabziehen helfen sollte, der sie selbst umgab, erfaßte sie ein Gefühl, das sie nicht begriff und dem sie sich doch nicht entziehen konnte, weil es sie mit einer dunklen, ungeahnten Wonne erfüllte. Sie schüttelte, wie über sich selbst erstaunt, das Haupt, als suchte sie nach einer Erklärung, denn sie wußte noch nicht, daß Liebe sich nicht erklären läßt.

* *
*

„Heda, Polymakron," so rief in der Werkstatt des Praxiteles, in der sich die zahlreichen Schüler des Meisters an der Arbeit befanden, ein schwarzlockiger, wilder Bursche einem der Genossen zu, „was sitzest du mit lässigen Händen da? Soll der Satyr durch Anschauen fertig werden? Da nimm dir ein Beispiel an der böotischen Biene; sieh ihn an, den Tanagräer, wie er an seiner Aphrodite herumschnörkelt, emsig, ohne rechts und links zu blicken, ohne an eine Kephisias zu denken, die dir, heilloser Liebling des Eros, nicht aus den Gedanken weicht, weil er nur an seinen Ruhm denkt, mit dem er uns alle dereinst überstrahlen wird, uns armselige Athenienser!" Diese, auf Myrtolaos gemünzten Worte, die mit lärmendem Gelächter der übrigen Genossen aufgenommen wurden, bezeichneten die Stellung, in der er sich, seitdem er bei Praxiteles war, den Kameraden gegenüber befand.

„Er ist ein pfiffiger Kopf," gab Polymakron zur Antwort, „er will seinen Ruhm plötzlich und überraschend aufgehen lassen, darum hält er jetzt mit seinen Talenten so vorsichtig zurück, daß man schier glauben könnte, sie wären gar nicht da." Abermaliges Gelächter belohnte den Scherz, der auf Myrtolaos Rechnung ging.

Schweigend ließ dieser die Spott- und Hohnwellen über sich hinrauschen. Sie würden ihn wenig gekränkt haben, denn zum größten Teile, das wußte er wohl, verdankten sie ihren Ursprung dem Neide seiner Genossen über die bevorzugte Stellung, die er vor ihnen bei Praxiteles genoß; aber das war es, was jenen Worten einen bitteren Stachel verlieh, daß sein eigenes Bewußtsein auf die Seite der Spötter trat und Partei nahm gegen ihn selbst.

Mit glühendem Eifer hatte er sich an die Arbeit gemacht, und dieser Fleiß war es, der ihm bei seinen Genossen den Spitznamen der „böotischen Biene" eingetragen hatte, der erste Anlauf, den er genommen, schien das beste zu versprechen, denn zu seinem eigenen Erstaunen und zur gerechten Bewunderung des Meisters entwickelte er ein so angeborenes Talent in der äußeren Technik, daß er mit spielender Leichtigkeit über die ersten Anfangsgründe hinweggekommen und zu größeren Aufgaben gelangt war, aber nun trat ein verhängnisvoller Zustand ein: seine Phantasie ging nicht gleichen Schritt mit seiner Fertigkeit, er kam über die äußerliche Nachbildung der Praxitelischen Vorbilder nicht hinweg, mit

ihrem Geiste vermochte er sich nicht zu erfüllen. Immer und immer wieder trat jener Augenblick vor seine Seele, als er zum ersten Male in der Werkstatt des Praxiteles dessen Gebilden gegenübergestanden hatte, und was damals ein dumpfes, unverstandenes Gefühl der Beängstigung gewesen, trat ihm mit immer schreckhafterer Klarheit entgegen: das Bewußtsein, daß sein Geist keine Verwandtschaft mit dem des Meisters besaß, daß dessen Wege nicht die seinen waren und daß infolge davon die Kluft zwischen ihnen breiter und immer breiter ward. So bemächtigte sich eine tiefe Verzagtheit seiner Seele, das Gefühl eines verfehlten Daseins begann seine Schatten in seine Seele zu verbreiten, und unter dem grauen Himmel, den dieses Bewußtsein im Gemüte des Menschen ausspannt, treibt die Schaffenskraft keine Blüten mehr.

Dem Meister entging dieses alles nicht, aber er hielt sich zurück, denn es gibt Zeiten, da der Mensch sich selbst beraten muß. Für Myrtolaos aber waren es Augenblicke der verzweiflungsvollsten Selbsterniedrigung, wenn er Praxiteles in unbewachten Augenblicken beobachtete, wie derselbe mit kummervollem Erstaunen die Werke dessen betrachtete, von dem er so viel erwartet hatte und so wenig empfing.

Dann geschah es, daß der Jüngling aus der Werkstatt hinausstürzte, dann verwünschte er seine Hände, die ihn durch ihre Geschicklichkeit zu dem Wahne verleitet hatten, daß sie die Instrumente eines schaffenden Geistes seien, dann schrie er in seiner Not zu den Göttern, denen er einstmals geglaubt hatte, und flehte sie um ein Zeichen an, ob er dem Berufe des Künstlers treu bleiben oder ihn mit raschem Entschlusse von sich werfen sollte. Und mitten in diesen qualvollen Kämpfen regte sich dann wieder, mächtig wie am ersten Tage, der unauslöschliche Drang zum Schaffen und Bilden, und während er sich zu entsagen bemühte, entstanden in seinen Händen, beinahe unbewußt, neue Gestalten und Figuren. Aber so eng in der Auffassung, so dürftig in allen Verhältnissen erschienen sie ihm, wenn er im Vergleich damit an die mächtigen, blühenden Formen dachte, die unter Praxiteles Händen entstanden, daß er ingrimmig seine Erzeugnisse zertrümmerte und zerstampfte, um sie nie mehr vor Augen zu sehen. Alle die Stimmen, die ihm in früheren Tagen zur begeisterten Seele gesprochen, verlachte er mit grimmigem Hohne, denn sie waren es ja, die seiner Natur die Eigen-

schaften aufgeprägt hatten, die unfähig machten für die große, freie Kunst des Praxiteles; sie hatten ihn zum Schwärmer, zum weltabgeschlossenen Träumer gemacht, sie hatten sein Auge blöde gemacht, so daß er aus der sinnlich rauschenden Welt, die ihn umgab, keine Nahrung zu finden vermochte — und darum beschloß er nun, ein Ende zu machen mit den Erinnerungen früherer Tage, seine innerste Natur abzutun und alles das zu suchen, was er bisher aus törichter Scheu vermieden hatte.

Das Leben und Treiben seiner Genossen, die im zügellosen Strom des atheniſchen Lebens dahinschwammen, war ihm zuwider gewesen; von nun an beschloß er, einer der ihrigen zu werden, hinabzutauchen in den Strom, mochte er ihn treiben, wohin er wollte, und wenn er keine Kephisias besaß, so hatte er ja Hellanodike.

Als ihm dieser Gedanke, der sich tastend und scheu wie ein Verbrecher aus den Tiefen seines verdüsterten Innern erhoben hatte, zum ersten Male deutlich wurde, erging es Myrtolaos wie einem Menschen, der zum ersten Male die Wirkung eines Erdbebens verspürt. Das Gefühl, daß der Grund und Boden, auf dem sich wie auf einer unanfechtbaren Grundlage das Gebäude des menschlichen Bewußtseins erhebt, selbst der Vernichtung anheim fallen könne, entwurzelt den Menschen und versetzt ihn mit lebendigen Sinnen in die Vorempfindung des Todes. Wirre Bilder durchzuckten sein Gehirn. Er sah plötzlich in greifbarer Lebendigkeit eine Statue vor sich von fleckenloser Weiße: es war Hellanodike. Dann kamen zwei Hände, die sich heiß um das schöne Gebilde herumschlangen, wo sie gelegen, erschienen schwarze widrige Flecke, und er sah, wie das marmorne Antlitz sich schmerzlich verzog. Dann wieder war es ihm, als reckten sich zwei weiße hilfesuchende Arme nach seinem Halse aus; er schüttelte sie von sich, und während die Arme versanken, hörte er deutlich eine klagende Stimme, die seinen Namen rief. Auch des Myronides mildes Angesicht erschien ihm und sah ihn mit einem Ausdrucke an, wie er ihn nie gekannt: sein greiser Bart war zerzaust und geschändet. —

Aber der Gedanke war geboren, er blieb und wuchs, und es kam ein Ereignis, das ihn plötzlich und unerwartet zur Reife bringen sollte.

Bald nach den oben geschilderten Vorgängen erschien in der Werkstatt des Praxiteles ein Mann, der nach Myrtolaos

von Tanagra fragte, es war Phayllas. An dem hastigen Auftreten des Fremden, an dem rauhen Tone seiner Stimme und dem bleichen Gesichte bemerkten die Schüler des Praxiteles, daß etwas Besonderes im Werke sei. Er brauchte nicht lange zu suchen, denn Myrtolaos stand an seiner Arbeit.

„Myrtolaos," sagte er, indem er ohne Gruß auf ihn zutrat, „du weißt, warum ich komme." Der Jüngling sah auf; ein finsterer Trotz lagerte sich auf seinem Gesicht; er schwieg.

„Du willst mir nicht Rede stehen," fuhr der andere fort; „aber du sollst; im Namen des Myronides, du sollst mir sagen, wo sie ist, wo du sie verbirgst."

Ein allgemeines „Hoho" erhob sich bei diesen Worten unter den Kunstschülern; die Köpfe wurden zusammengesteckt, man lachte, man freute sich, daß man der böotischen Biene hinter ihr Geheimnis gekommen war.

„Ich weiß, daß sie dir nachgelaufen ist," rief Phayllas, durch des andern Schweigen zur Wut gereizt, „und ich sage dir, ich gehe nicht ohne sie zurück! Räuber und Entführer, wo hast du Hellanodike? Gib sie mir heraus!" Er hatte Myrtolaos an der Schulter gepackt und schüttelte ihn. Mit einem plötzlichen Ruck richtete dieser sich auf, warf die Hand des Gegners von seiner Schulter und indem er ihm mit flammenden Augen in das blasse Gesicht blickte, rief er: „Nie sollst du Hellanodike zurückhaben, nie!"

In seiner schlanken Schönheit stand er da, jung und herrlich, wie ein zürnender Apoll.

Unberechenbar, wie Menschen es sind, doppelt unberechenbar, wie Athenienser damaliger Zeiten, schlug plötzlich die Stimmung der Kunstgenossen zugunsten des schönen Tanagräers um.

„Seht ihn an," rief der schwarze Lysias, „bei den Göttern seht den Tanagräer an, welch ein herrliches Gewächs er ist! Bleib so stehen, Preis meiner Augen, und ich mache einen Dioskuren aus dir, der dich und mich unsterblich machen soll."

„Brav, Myrtolaos," rief Polymakron, „laß dir dein Mädchen nicht nehmen, wir stehen dir bei für Hellanodike." Ein wildes, jauchzendes Gelärm war die zustimmende Antwort der übrigen.

„Ihr Jünglinge von Athen," wandte sich Phayllas, bleich und zitternd vor Aufregung, an die Schüler, „Ihr würdet nicht also sprechen, wenn Ihr wüßtet, was er getan; wenn ich Euch

sage, daß er seinem Pflegevater, der ihn jahrelang an seinem Tische essen, in seinem Hause wohnen ließ, das einzige geliebte Kind raubte —"

„Wer sagt dir, daß ich das getan? Wer gibt das Recht, mich zu verleumden?" rief mit donnernder Stimme Myrtolaos. „Nicht geraubt habe ich sie, freiwillig ist sie mir gefolgt, um dir zu entfliehen, dir, den sie haßt."

„Sie zeigt Geschmack und ich muß sie loben," schrie Lysias dazwischen, „wenn sie ihn dir vorzieht, du eifersüchtiger Liebhaber."

„Glaubt Ihr, ich werde es mit ansehen," sagte Phayllas, der statt des einen plötzlich so viele Feinde sich gegenüber sah, „daß er das Mädchen, die ich zu meinem Weibe zu machen gedachte, zu seiner Buhlerin erniedrigt?"

„Wer sagt dir das?" rief Myrtolaos und ballte die Faust gegen sein Gesicht.

„Das weiß ich," schrie ihm Phayllas zurück, „denn ich kenne dich und weiß, daß du ein Betörer und Verführer der Herzen bist." Der lang gehegte Neid brach wie ein Dolch, der endlich das ersehnte Ziel findet, schneidend aus seinen Worten hervor.

„Hört mich," wandte er sich noch einmal an die Schüler des Praxiteles, „Ihr hört die Stimme der Gerechtigkeit: führt mich zu Praxiteles, er ist ein rechtlich denkender Mann, er wird mir sagen, wo ich das betörte Mädchen finde."

„Praxiteles?" rief höhnend der schwarze Lysias; „glaubst du, er hätte Zeit, sich um unsere Geliebten zu kümmern? Mach', daß du heim kommst, rate ich dir, Böotier, und vergiß nicht, daß hier Athen ist und daß du ein Fremder in Athen. Praxiteles ist über Land."

„Wenn Ihr dem Fremden sein Recht verweigern wollt, so bedenkt," sagte Phayllas, „daß auch dieser hier und daß auch jenes Mädchen Fremde in Athen sind, es ist ein Streit zwischen Fremden."

„Fehlgeschossen, Böotier," höhnte Polymakron, „er ist ein Schüler des Praxiteles, und wer sich einen solchen nennen darf, der ist Athener geworden."

„Er ist Athener!" schrie das ganze Chor, „Myrtolaos ist ein Athener."

„Und die Schüler des Praxiteles stehen einer für den andern, das merke dir," sagte ein starkgliedriger Geselle, der drohend aus der Schar der übrigen auf Phayllas zutrat.

„Und alles mag man ihnen nehmen," rief ein anderer, „nur ihre Mädchen nicht."

„Nein, bei den Göttern, wer mir an meine Kephisias rühren wollte —" lachte Polymakron.

„Und kurz und gut," entschied Lysias, „Hellanodike ist sein und also bleibt's."

Ein jauchzendes Hohngeschrei übertäubte die Worte des Phayllas. Tränen der ohnmächtigen Wut flossen ihm über das Gesicht, denn er sah keine Aussicht, zum Ziele zu gelangen.

Er schüttelte die Faust gegen Myrtolaos.

„Nun denn," rief er, „wenn es wahr ist, daß jene Dirne so tief gesunken ist, daß sie dir aus freien Stücken gefolgt ist, so geh zu ihr und bringe ihr den Fluch ihres greisen Vaters, den sie zum Gespött seiner Stadt gemacht und den sie in Kummer und Verzweiflung gestürzt hat um deinetwillen, du Lotterbube."

„Höre nicht auf diesen krächzenden Raben," schrie der schwarze Lysias, „und hinaus mit dir, du neidischer meckernder Ziegenbock!"

„Hinaus mit ihm" — der ganze wilde Schwarm war plötzlich über Phayllas her, „hinaus und zurück mit ihm nach Böotien, wo er Disteln fressen kann, der schreiende Esel!"

Kräftige Fäuste griffen von allen Seiten zu, einen Augenblick später befand sich Phayllas außerhalb der Werkstatt, drehte sich wie ein Kreisel um sich selbst und schlug der Länge nach in den Staub der Straße hin. In der Tür stand Lysias und drohte hinter ihm her: „Wenn wir dich hier länger umherschleichen sehen, oder wenn du es versuchen solltest, hinter unserm Rücken zu Praxiteles zu gelangen, dann sieh dich nach einem andern Schädel um, denn den, den du jetzt auf den Schultern trägst, bringst du dann nicht heil nach Hause zurück."

Phayllas erhob sich, klopfte seine Kleider ab und ging, ohne zurückzublicken, lautlos davon wie eine böse Spinne.

Myrtolaos war mit einem Schlage der Held des Tages geworden. Er, den man für einen Kopfhänger gehalten, hatte ein Abenteuer aufzuweisen, wie keiner seiner Genossen, das machte Eindruck; und während die anderen nicht laut genug mit ihren Geliebten prahlen konnten, hatte er sein Besitztum mit vornehmer Ruhe geheim gehalten — das riß hin.

Und wie er seinen Genossen plötzlich als ein anderer erschien, so hatte sich auch seine Empfindung ihnen gegenüber gewandelt,

seitdem er sie so tatkräftig für seine Wünsche hatte eintreten sehen. Er war ein Gleicher unter Gleichen und das Kraftgefühl, welches das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Gleichgestimmten verleiht, kam zum ersten Male mit voller Gewalt über ihn. Ein unbestimmter Drang erfaßte ihn, seinem wachsenden Herzen Luft zu machen, er sprang auf seinen Arbeitsschemel und „Evoe Hellanodike!" schrie er wild jauchzend in den Saal hinein.

„Evoe Myrtolaos und Hellanodike!" scholl es lachend und jauchzend zurück.

„Heute nichts mehr von Arbeit," sagte Polymakron, indem er den Meißel in die Ecke warf, „in der Schenke draußen am Ilissos ist junger Wein aus Thasos angekommen, ein Schwarm von Krammetsvögeln ist heute morgen dem Phaedimos, dem trefflichen Wirt, ins Garn gegangen, kommt, laßt uns hinausziehen, unseren Sieg durch ein Gastmahl zu feiern."

Der Gedanke fand rauschenden Beifall; das Arbeitszeug ward abgetan, und bald darauf zog die ganze Schar auf dem Weg zum Stadttore dahin, der außerhalb der Mauern gelegenen Schenke zu.

Unterwegs machte Polymakron halt.

„Brüder," sagte er, „sollen wir wie Skythen oder Paphlagonier ohne die Würze schöner Weiber tafeln? Ich hole Kephisias ab, tue ein jeder desgleichen, und Myrtolaos mache uns mit seiner Hellanodike bekannt."

Dieser Vorschlag leuchtete um so mehr ein, als selbstredend nach den heutigen Vorgängen alle gespannt waren, Hellanodike von Angesicht kennen zu lernen. Myrtolaos schien einen Augenblick zu überlegen; allein es gab keine Möglichkeit, dem Wunsche seiner Kameraden, die gewissermaßen ein Recht an seiner Geliebten erworben hatten, auszuweichen, und außerdem befand er sich in einem Zustande innerer glücklicher Berauschtheit, der kein Bedenken aufkommen ließ.

„Geht voran," rief er, „wir werden Euch finden," und er machte sich nach dem Hause des Mnemarchos auf, welches unweit des Fußes der Akropolis lag.

Er traf es günstig; Mnemarch, der ihm die letzte Zeit, so oft er Hellanodike zu besuchen kam, ein wenig freundliches Gesicht gezeigt hatte, war nicht zu Hause. Hellanodike hatte sich soeben im Bade erquickt, und so reizend und schön war sie ihm noch nie erschienen als jetzt, da sie, fröhlich bei seinem Ein-

tritt in den Gartenhof auffauchzend, auf ihn zu und in seine Arme flog.

Er drückte sie an sich und küßte die letzten Wasserperlen, die wie Tautropfen an ihren braunen Locken hingen, hinweg; und indem er daran dachte, daß dieses entzückende Geschöpf, von Vater und Vaterstadt geschieden, nun ganz und ausschließlich nur sein noch war, fühlte er sein Herz von namenloser Wonne schwellen.

„Hellanodike," sagte er, „meine Schöne, Geliebte, nun endlich habe ich dich mir ganz erobert; weißt du, wer heute bei mir war?" Sie sah ihn fragend an. „Phayllas, der von mir verlangte, daß ich dich ihm zurückgeben sollte."

„Phayllas?" erwiderte sie erschrocken, „was hast du ihm zur Antwort gegeben?"

„Kannst du danach fragen? Daß er dich nie haben sollte, habe ich ihm gesagt, nie! Oder hätte ich ihm etwas anderes sagen sollen?" fuhr er fort, da er sah, wie ihr Auge plötzlich von stummen Tränen überfloß.

„Nein," sagte sie leise, indem sie sich enger an ihn schmiegte, „nein, aber du weißt — mein Vater —" und ihre Tränen flossen reichlicher.

„Weine nicht," sagte er zärtlich, „es mußte kommen, wie es gekommen ist; deinem Vater, das weißt du, will ich dich nicht rauben, aber daß wir von dem Verhaßten befreit sind, darüber wollen wir uns freuen."

„Und er weiß nicht, wo ich mich befinde?" fragte sie schüchtern.

„Er weiß es nicht und wird es auch niemals erfahren," sagte er zuversichtlich; „und nun komm, sieh dort —" und er zeigte über die Mauer des Gartens hinweg zur Akropolis hinüber, wo die goldene Lanzenspitze der Athene Promachos flimmernd emporragte, „sieh, wie sie emporweist zum warmen, strahlenden Himmel, als wollte sie sagen: seht ihn an und genießt; die Welt liegt offen vor uns, ein weiter, herrlicher Tummelplatz für unsere Liebe, komm, wir wollen wie ein Paar glücklicher, verliebter Tauben durch sie hinflattern, ich werde sie dir zeigen, und du sollst jauchzen, wenn du erkennst, wie schön das Leben mundet, wenn man es in Athen genießen kann."

Die Freude machte ihn beredt und der Abglanz derselben strahlte von seinem Gesichte auf Hellanodike hinüber.

„O du treuloser, geliebter Myrtolaos," rief sie mit reizendem Lächeln, „so hast du Tanagra schon über Athen vergessen? Wer weiß, du bringst es fertig und schwatzest mir mit deinen süßen Worten die eigene Vaterstadt aus der Seele?"

Sie gingen mit verschlungenen Armen um den Hof herum, als Chlenusa hastig eintrat. Sie warf einen scharfen, prüfenden Blick auf Myrtolaos, dann sagte sie kurz: „Timoessa kommt."

Im nämlichen Augenblicke trat die Alte ein und näherte sich den beiden mit kriechender Artigkeit.

„Besuch gekommen, wie ich sehe? Der schöne Schüler des Praxiteles wieder einmal hier? Das ist recht, unser Täubchen lebt einsam, denn mein Sohn hält auf ein ehrsames Haus. Nun, wie geht es dem göttlichen Meister Praxiteles und Phryne, seiner angebeteten Freundin?"

Mit Genugtuung bemerkte sie, daß Myrtolaos errötete und daß ein Schatten über Hellanodikes Antlitz flog.

„Gute Mutter," unterbrach sie Myrtolaos, „ich komme, dir deinen Schützling zu rauben, und ihr Athen ein wenig zu zeigen."

„Das ist recht," sagte Timoessa aufmerksam werdend, „was habt Ihr vor? Wo wollt Ihr hin?"

„Bei Phaedimos draußen am Ilissos haben wir ein kleines Fest bereitet, du wirst nichts dawider haben, und Mnemarch, dein Sohn, hoffentlich auch nicht, daß ich Hellanodike zu dem Feste einlade?"

Um die gekniffenen Winkel des zahnlosen Mundes spielte ein augenblickliches grinsendes Lächeln.

„Zu Phaedimos am Ilissos? Ah — ich weiß nichts von ihm, aber ich hörte ihn manchmal rühmen; Ihr werdet Euch einen lustigen Tag machen, Ihr Söhne des Praxiteles? He? Nun, Hellanodike ist frei, frei wie der Vogel, der hinfliegen kann, wohin es ihm beliebt; geh mit ihm, mein Täubchen, sei fröhlich und guter Dinge, das Leben ist kurz und man muß hinter den guten Stunden her sein; ich werde meinem Sohne Bescheid geben, und er wird sich freuen, wenn er hört, daß unser Täubchen sich in guter Gesellschaft einen guten Tag macht."

Sie schien ganz entzückt, und nur die ungeduldige Gebärde des Jünglings verhinderte, daß sie ihrer Schwatzhaftigkeit noch einmal freien Lauf ließ.

„Ihr habt es eilig," sagte sie mit unterwürfiger Gebärde, „und ich will nicht aufhalten." Damit verschwand sie und ließ die beiden in Verwunderung zurück.

„Nach dem Ilissos willst du mich führen?" rief Hellanodike, fröhlich wie ein Kind; „komm, ich mache mich fertig." Sie verschwand in ihrem Gemache und kam gleich darauf, im langen Oberkleide, das zierlich bis zu den Füßen niederfloß, und den runden, flachen Hut auf dem Haupte, zu ihm zurück.

„Ich werde mich vor den Athenern schämen müssen," sagte sie, „wenn ich mich mit meinem tanagräischen Hute vor ihnen zeige."

Statt aller Antwort schlang er den Arm um sie, führte sie an den Rand des Wasserbeckens und zeigte ihr auf dem dunklen Spiegel desselben ihr Abbild.

„Glaubst du, daß diejenige, die so aussieht, sich vor einem Menschen auf der Welt schämen müßte?" Sie betrachtete vergnügt ihr liebliches Konterfei; dabei erschien auch sein Antlitz im Wasser, sie winkte ihm zu, er nickte zurück, sie fielen sich in die Arme und waren zwei glücklich lachende Kinder.

Chlenusa hatte sich unterdessen, scheinbar ohne auf das, was gesprochen und getan ward, zu achten, mit ihrem Spinnknäuel beschäftigt. Als jetzt Myrtolaos mit Hellanodike den Garten verlassen wollte, trat sie plötzlich, indem sie ihren Knäuel fortwarf, auf beide zu.

„Ich habe dich etwas zu bitten," sagte sie zu Hellanodike. Diese blickte sie erstaunt an.

„Ich bitte dich," und sie stockte ein wenig, „geh nicht zu Phaedimos an den Ilissos."

„Warum soll sie nicht?" rief Myrtolaos.

„Weil —" und sie blickte ihm scharf und starr in die Augen, „weil schlechte Leute dorthin kommen."

„Was für Leute meinst du?" fuhr der Jüngling auf.

„Es ist besser, wenn du danach nicht fragst; aber glaube mir, daß es Leute sind, in deren Mitte sie nicht gehört, glaube mir, daß ich es weiß, denn ich bin manches Mal und öfter wohl als du in der Schenke am Ilissos gewesen."

„Dann freilich," sagte er ärgerlich, „mag die Gesellschaft schlecht genug gewesen sein;" und er blickte wegwerfend auf das braune Mädchen herab. Eine düstre Röte überflammte ihr Gesicht.

„Du tust unrecht, mich zu kränken," sagte sie, die blitzenden Augen auf ihn gerichtet, „da ich dir zu deinem Besten rate,

denn ihr Bestes" — und sie wies mit dem Haupte nach Hellanodike hin — „ist doch auch das deinige, nicht wahr?" Sie sprach das letzte langsam mit seltsam abwägendem Tone. Unwillkürlich errötete er.

„Hast du nicht gehört, was Timoessa gesagt hat? Wird sie Phaedimos weniger kennen als du?"

Das Mädchen brach in ein rauhes Lachen aus. „Timoessa," rief sie, „Timoessa! Ah —" sie schüttelte ungeduldig das Haupt und sah ihn an, wie man jemanden anblickt, von dem man nicht weiß, ob er nicht verstehen kann, oder nicht verstehen will.

„Komm fort," sagte Myrtolaos ungeduldig, „ich weiß nicht, was dieses Mädchen will." Er wollte mit Hellanodike an ihr vorübergehen, Chlenusa aber vertrat ihnen zur Tür den Weg.

„Höre mich," sagte sie, und ihre Stimme klang gellend vor innerer Erregung, während sie, wie um Hellanodike festzuhalten, beide Ellbogen der letzteren mit ihren Händen berührte, „gehe nicht an den Ilissos, denn wenn du gehst —" sie verstummte, es war, als würgte ihr das Wort den Hals.

„Nun was endlich, wenn sie geht?" rief Myrtolaos, während Hellanodike sprachlos auf das leidenschaftliche Mädchen blickte; „was, wenn sie geht? Sprich deutlich endlich!"

Mit einem Sprunge war Chlenusa an der Ausgangstür, beugte lauschend den Kopf, dann legte sie den Finger auf den Mund, und den Saum an Hellanodikes Kleid erfassend, zog sie dieselbe und Myrtolaos mit ihr hastig bis an den fernsten Teil des Hofes. Ihre Brust arbeitete wie im Krampfe, ihre Augen suchten angstvoll umher.

„Verloren ist sie," flüsterte sie mit heiserer Stimme, „preisgegeben ohne Hilfe und Rettung, und ich will es nicht, will es nicht." Sie fiel zu Hellanodikes Füßen nieder und verbarg ihr Gesicht, das jetzt in Tränen gebadet war, in den Falten ihres Kleides.

„Warum verloren? Preisgegeben wem?" fragte Myrtolaos rauh.

„Preisgegeben dem Herrn dieses Hauses," erwiderte sie, die Augen auf die Ausgangstür gerichtet, als fürchtete sie jeden Augenblick, daß dort jemand hereintreten und sie bei ihrem schrecklichen Geheimnis überraschen würde.

„Mnemarchos," schrie Hellanodike entsetzt auf.

„O, bei den Göttern, sprich leise," flehte sie, „ja, Mnemarch: höre mich, du mußt es nun erfahren: jenes Weib, Timoessa, ist nicht seine Mutter; wie ein Wolf schleicht er um dich her; seine unreinen Gedanken haben den Weg schon tausendmal gemacht, den er selbst noch nicht gemacht hat, weil er sich scheut vor dem keuschen Weibe und dem Urteil des Volkes, das ihn strafen würde für eine Gewalttat an dem unbefleckten Weibe." —

„Welchen Weg meinst du?" fragte Hellanodike zitternd. Chlenusa sprang auf und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr; eine tödliche Blässe lagerte sich auf Hellanodikes Antlitz; sie zitterte und wankte.

„Was hat sie dir gesagt?" rief Myrtolaos, sie in seinen Armen haltend.

„O, still," flüsterte sie, „still, es ist zu schrecklich, es zu sagen."

„Noch hat er es nicht gewagt," fuhr Chlenusa leidenschaftlich eindringlich fort, „aber wenn du zu Phaedimos hinausgehst, wird er es wagen. Wisse, die Schenke am Ilissos ist bekannt in ganz Athen; Hetären sind es, die dort verkehren."

„Hetären?" — und Hellanodike trat schaudernd zurück.

„Ja, ja, Hetären! Und wenn er erfährt, daß du unter ihnen gewesen bist, dann braucht er sich vor niemandem länger zu scheuen, dann wird er dich behandeln wie eine Hetäre und dann — dann —"

„Es ist genug, schweig," unterbrach sie Myrtolaos. Er ging im Hofe auf und nieder; ein dunkler Sturm wühlte in seinem Herzen; dann trat er auf Chlenusa zu.

„Weißt du, was ich nun tun werde," sagte er mit verschränkten Armen, „alles, was du uns gesagt hast, werde ich Mnemarch wiederholen."

Sie sah ihn starr, mit einem seltsamen, kalten Lächeln ins Gesicht.

„Du willst es Mnemarchos wiederholen?"

„Das will ich; und was meinst du, wird die Folge sein?"

„Ich will es dir sagen," erwiderte sie tonlos; „dann werden sie mich peitschen."

„Sehr möglich," sagte er.

„Und vielleicht," fuhr sie fort, „werden sie es so lange tun, bis ich davon sterbe."

„Und gewiß wirst du es verdient haben," sagte er zornig. Ein rauher, abgebrochener Schrei entwand sich ihrem Busen; sie schüttelte die schwarzen Locken um das braune Gesicht.

„Du Tor," rief sie, „denn ich glaube noch, daß du nur töricht bist, nicht schlecht, und dann wird niemand mehr sein, um sie zu schützen, die dich liebt und die du preisgibst, wie ein Elender! Niemand, niemand!" Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in ein furchtbares Weinen aus.

Es entstand eine schweigende, ängstliche Pause.

Dann knüpfte Hellanodike langsam den Hut vom Haupte und trat zu Chlenusa.

„Weine nicht," sagte sie, und ihre weiße Hand legte sich sanft auf das dunkle, wirre Haar, „ich werde nicht zu Phaedimos gehen; und er wird nichts zu Mnemarch sagen; geh jetzt hinaus."

„Du willst nicht?" sagte Myrtolaos, nachdem Chlenusa gegangen.

Sie senkte das Haupt. „Ich glaube, es ist besser, wenn ich nicht gehe."

Sein Gesicht verdüsterte sich; er biß sich stumm auf die Lippen.

„Myrtolaos," sagte sie, indem sie die Hände auf seine Schultern legte und ihm in die Augen blickte, „könntest du es noch wollen?"

„Warum öffnest du Herz und Ohren den Phantastereien eines tollen Mädchens?" sagte er unwirsch.

„Aber wenn es denkbar wäre, daß sie die Wahrheit gesprochen? Wenn wirklich — solche Frauen —" ihr keusches Gesicht erglühte, und sie vermochte das Wort nicht auszusprechen.

„Es sind keine Hetären," rief er, „es sind Freundinnen der Künstler; mögen die Menschen, die es nicht verstehen, falsch von ihnen denken, ich habe dir gesagt, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen." Sie beugte das Antlitz und ihre Brust rang in stummem Kampfe. Er trat dicht an sie heran und faßte sie an beiden Händen.

„Hellanodike," sagte er, „wer die Kunst des Praxiteles lernen will, muß sich hinauswagen in das Meer des Lebens und darf sich nicht fürchten, wenn die Ufer ihm auf Augenblicke entschwinden. Sieh die Werke dieses Mannes an, sie haben nur ein Gesetz und eine Grenze: die, welche die Natur ihnen vor-

schreibt. Aber den engen Geist, der vor ihnen erschrickt, verlachen sie, denn sie sind wie die Natur, die sich in sich selbst bespiegelt und nicht fragt, ob wir sie mit reinen oder unreinen Augen betrachten. Hellanodike," und in seinen dunklen Augen flackerte ein verzehrendes Feuer empor, „ich kann nicht hinaufgelangen in den olympischen Äther dieser Kunst, wenn ich nicht, gleich den anderen, trinken darf aus dem Quell des Lebens, nach dem mich verlangt. Mich dürstet danach, denn ich sehe ihn vor mir, atme seinen Duft, aber wenn ich mich hinabbeugen will, entflieht er vor meinen brennenden Lippen." Er hatte den Arm um sie geschlungen und fühlte, wie ihr zarter Leib an seinem Herzen bebte.

„Ach," stammelte sie, „daß ich dich verstände."

Er ließ den Arm sinken und trat einen Schritt zurück.

„Du verstehst mich nicht?" sagte er, „fühlst du nicht, daß ich nicht länger so leben kann, immer von dir getrennt, nur auf Augenblicke bei dir? Daß du ganz bei mir, mit mir sein mußt, weil ich deiner bedarf, wie der Lebensluft, von der ich mich nicht auf Sekunden trennen darf, wenn ich leben soll?"

Sie hob die großen hilfesuchenden Augen zum Himmel und rang die Hände ineinander.

„Daß ich in Athen geboren und in seiner Luft erwachsen wäre," sagte sie, „oder daß du mich nie in Tanagra gesehen und gekannt hättest, es wäre besser für dich und mich!"

„Nein," sagte er, „denn nur von deinem Willen hängt es ab, ob es uns Glück bringen soll."

„Habe Erbarmen mit mir," rief sie, „ich wollte alles, was du verlangst, aber ich kann es nicht, Myrtolaos, ich kann es nicht!"

Ihre Brust hob und senkte sich wie im Krampfe, und man sah, daß sie an einer Grenze stand, über welche auch die Liebe nicht hinwegträgt, an den Schranken angeborener Natur.

Er wandte sich schweigend zum Gehen.

„Myrtolaos," schrie sie in schneidendem Jammer.

Er blieb stehen, sie stürzte auf ihn zu und fiel ihm um den Hals.

„Du gehst," schluchzte sie, „wann wirst du wiederkommen?"

Betroffen schaute er sie an.

„Ich sehe dein Herz," sagte sie verzweiflungsvoll, „wie es sich abwendet von der, die dich nicht verstehen kann, ich weiß,

daß du aufhören wirst, mich zu lieben, um bei den Athenerinnen zu finden, was sie dir nicht zu geben vermochte, und was bleibt dann für die, die dir aus Tanagra folgte, weil sie an dich glaubte, den sie geliebt?"

Von Schmerz überwältigt hing sie in seinem Arme, kraftlos wie eine Blume, die der Gewitterregen zur Erde beugte. Er blickte auf sie herab und sah die Fülle von Liebreiz, die in seinem Arme ruhte, reich, wie ihn keine Phryne zu bieten vermochte. Aber Tränen — die Götterwerke des Praxiteles weinten nicht, und Kummer und Jammer waren die Vorbilder nicht, an denen sie gereift waren.

„Weine nicht," sagte er, und doch hatte er ein Gefühl, als stände ihm kein Recht zu, diesen Tränen Einhalt zu gebieten; „die Götter mögen uns einen Weg zeigen in diesen Wirrnissen und Qualen."

Er löste ihre Arme von seinem Nacken und ging.

Am Rande des Wassers, an der Stelle, wo sich ihr Spiegelbild mit dem seinigen begrüßt hatte, saß Hellanodike nieder, und das teilnahmlose Element trank ihre Tränen so ruhig, wie es ihr Lächeln wiedergegeben hatte.

Mit dumpfem Herzen und wild entflammten Sinnen begab sich Myrtolaos zur Schenke am Ilissos.

Ein finsterer Groll gegen Hellanodike stieg in seiner Seele empor, denn er begann sie wie eine Last zu empfinden, die seine Phantasie in Fesseln schlug. Er dachte an ihre Tränen; aber sie rührten sein Herz nicht mehr, da sie ihm nur wie der Ausdruck der Angst erschienen, welche kalte Seelen vor der nahenden Liebe empfinden; er fühlte sich getrennt von ihr, die Böotierin bleiben und nicht Athenerin werden wollte, und er gedachte ihrer Worte, daß er bei Athenerinnen Ersatz suchen würde. Er stampfte mit dem Fuße auf:

„Deine Prophezeiung," murmelte er vor sich hin, „kann in Erfüllung gehen."

Bei Phaedimos war das Fest bereits in vollstem Gange, und er sah sich sofort in den wilden Strudel hineingerissen. Die erste Frage war natürlich, warum er Hellanodike nicht mitgebracht habe.

„Sie ist krank," gab er zur Antwort.

„Krank?" rief ein üppiges Weib, das sich neben ihn setzte und ohne Umstände den Arm um seinen Nacken schlang. „Ich

will dich trösten, du einsamer Knabe," und auf seinen Lippen, die noch den Druck des süßen Mundes empfanden, der sie vorhin berührt hatte, brannten die glühenden Küsse der Hetäre. Die Schönheit des Jünglings zog Augen und Sinne der Weiber so unwiderstehlich an, daß er sich bald von einem Schwarme derselben umgeben sah und sich ihrer Liebkosungen schier gewaltsam erwehren mußte.

Ein Becher thasischen Weines ward vor ihn hingeschoben; er stürzte ihn hinunter, um einen zweiten und dritten folgen zu lassen, und in der süßen, heißen Flut gingen die finstern, quälenden Zweifel unter, die ihn auf dem Wege herbegleitet hatten.

Er fuhr plötzlich wie aus einem Traume empor, und indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, rief er: „Bei den Göttern, dies ist Athen!"

Ein Gelächter erhob sich unter den Anwesenden.

„Hast du daran gezweifelt, schöner Tanagräer?" sagte die schwarzäugige Kephisias, indem sie sich auf seine Schultern lehnte und ihm mit lachenden Augen ins Gesicht sah.

„Bevor ich dich gesehen hatte, ja," versetzte er; „aber von nun an, siehst du, zweifle ich nicht länger." Er umfing den üppigen Nacken des Weibes und bedeckte ihre Wangen und Augen mit Küssen, bis daß Polymakron, der am anderen Ende des Tisches saß, ihn mit einem „Holla!" unterbrach.

„Laß gut sein," beschwichtigte ihn Lysias, „du wirst dich an seiner Hellanodike schadlos halten."

Ein wieherndes Gelächter erschallte, und Myrtolaos lachte am lautesten mit.

Man tafelte und zechte in geschlossenem Raume, und allmählich verbreitete sich eine schwüle Hitze. Myrtolaos, des Trinkens weniger gewöhnt als seine Kameraden, ging hinaus, um an den Ufern des Ilissos einige Kühlung zu suchen.

Es war später Nachmittag geworden, und als er jetzt etwa hundert Schritte am Bache hinaufgegangen war und über denselben hinsah, stand er plötzlich, wie angewurzelt vor einem wunderbaren Bilde, das sich vor ihm entfaltete.

Gerade vor ihm lag die Akropolis, und hinter ihren Zinnen tauchte die Sonne in das eleusische Meer hinab.

Mit einer Purpurglut war der Himmel bedeckt, daß es aussah, als loderte eine verbrennende Welt zu ihm empor, und aus

dem leuchtenden Hintergrunde trat markig und gewaltig der mächtige Felsen hervor, der die Heiligtümer Athens trug.

Er stand und schaute, keiner Bewegung fähig — da schlug der tobende Lärm aus der Schenke des Phaedimos an sein Ohr, und er floh den Bach weiter hinauf, denn unerträglich erschienen ihm diese Laute im Angesicht des feierlichen Schauspiels.

Endlich blieb er stehen; lautlose Stille war um ihn her, und in schweigender Majestät erhoben sich drüben die Säulen des Parthenon, des Erechtheus-Tempels und die ragende Gestalt der Pallas Athene. Und als er diese Säulen, Giebel und Bildwerke anschaute, die wie ein marmornes Gewebe sich auf dem goldigen Grunde abzeichneten, und die emporstrebten in den unermeßlichen Abendhimmel, ein verkörpertes Bild des Menschengeistes, der in die Geheimnisse der Ewigkeit zu tauchen begehrt, da überkam es ihn wie eine Offenbarung; die alten sehnsüchtigen Träume wachten wieder auf, die er vorzeiten als Knabe in den lokrischen Bergen geträumt, es war ihm, als erhöbe sich vom fernen Meere herüber eine brausende Stimme, die ihm zurief: „Dies ist das Athen, nach dem du mit ahnender Seele verlangtest;" und indem er der Worte gedachte, die er vorhin in der weindunsterfüllten Schenke des Phaedimos gesprochen, sank er in die Knie und schlug die Hände vor das Gesicht, als wollte er den Myrtolaos von jetzt vor dem Myrtolaos der einstigen Zeiten verbergen.

Der Morgen des nächsten Tages war angebrochen, als er nach langer, ungestümer Wanderung nach Hause kam. Bis zum Ufer des Meeres am Phaleron hatte ihn seine Unruhe getrieben, seine Glieder waren tödlich ermattet, aber Ruhe hatte er nicht gefunden. Alles was ihn gequält, war mit verdoppelter Gewalt wiedergekehrt: er hatte seine Natur abwerfen wollen, und jener Augenblick hatte ihn belehrt, daß es ein nutzloser Frevel war, da sie sich nicht abwerfen ließ. Seine Natur aber, das wußte er nun aus Erfahrung, brachte ihn da nicht hin, wo Praxiteles stand.

Er sah keinen Ausweg mehr, und Verzweiflung kam über ihn. An der Schwelle des Hauses begegnete er sich mit Praxiteles, und beide blieben, beim gegenseitigen Anblick, betroffen stehen.

Wie ein dämonisches, mit übernatürlichen Kräften begabtes Wesen erschien der Meister dem Jüngling. Was er mit Aufopferung seiner selbst nicht zu erreichen vermochte, dieser Mann

besaß es alles, und der feurige Blick des klaren Auges verriet, daß er nichts hatte aufgeben, nicht hatte unrein werden müssen, um es zu erlangen. Hatte auch er dereinst in Kämpfen gerungen, wie jetzt sein Schüler sie erleiden mußte, oder konnte es Naturen geben, die so gänzlich von der seinigen verschieden waren, daß Glut der Sinne sich ihnen unmittelbar in Glut des Gefühls umwandelte?

Und nicht minder überrascht blickte Praxiteles auf Myrtolaos, in dessen Antlitz die Seelenerregung der vergangenen Stunden tiefe, wunderbare Spuren gezeichnet hatte. Das schöne Knabengesicht war zu schwerem Ernste gereift, aus den einst so glücklich träumerischen Augen blickte stumme, klagende Erkenntnis und auf der Stirn lagerte sich der Unmut in tiefer, breiter Falte.

„Wie Hermes," sprach Praxiteles vor sich hin, „der aus der Unterwelt zurückkehrt und an ihre Schauer zurückdenkt."

Er trat auf Myrtolaos zu und faßte ihn an der Hand. „Komm," sagte er, „diese Stunde ist die rechte; heute muß der Hermes von Olympia werden."

Der Jüngling folgte ihm schweigend; er hatte gegen diesen Mann keine Fähigkeit zum Widerstande in sich. Aber ein Gefühl trostloser Vereinsamung zog in sein Herz. Er hätte Praxiteles zu Füßen fallen und ihn um Hilfe anflehen mögen in seiner Bedrängnis, und er war ihm nichts als eine Studie für seinen künstlerischen Gedanken; und jede Linie, die der Schmerz auf sein Antlitz grub, machte diese Studie nur um so wertvoller.

In der Werkstatt des Meisters, welche von der der Schüler entfernt lag, angekommen, hieß ihn Praxiteles die Gewandung ablegen und dann gab er ihm die Stellung, in der er ihn darzustellen gedachte. Der Geist des Künstlers schien seinen Händen vorgearbeitet zu haben, denn in kürzester Zeit war die denkbar schönste Haltung gefunden, die der schöne Körper anzunehmen vermochte. Der linke Arm ruhte leicht auf einen Säulenstumpf gelehnt, während die erhobene Rechte den Hermesstab halten sollte; der Kopf war träumerisch ein wenig gesenkt. Und nun ging es ans Werk.

Myrtolaos hatte Praxiteles noch nicht arbeiten gesehen; mit Staunen sah er es jetzt: Mit einer Rastlosigkeit und zugleich mit einer Sicherheit, als würde jedes Glied an seinem Körper von

stählernen Federn regiert, griff er den Ton an, aus dem er zu modellieren begann; und wenn er die Augen auf den Jüngling richtete, um die Linien von seiner Gestalt abzulesen, so glaubte dieser, körperlich die sengende Gewalt dieser Augen zu fühlen; sie waren wie Diamanten, die das Glas zerschneiden.

Stunde zog nach Stunde hin, und rastlos arbeitete Praxiteles.

Kein Wort wurde gesprochen, und der einzige Laut, den man vernahm, war das leise Stöhnen des Jünglings, in dem die Aufregung der schlaflosen Nacht eine tiefe Ermattung hervorgerufen hatte.

Praxiteles hörte es nicht und sah nicht sein bleich und bleicher werdendes Gesicht. Stumm und beinahe mit Grausen blickte Myrtolaos auf den Mann, der an seinem Werke wie der Tiger über seinem Raube saß.

So unerbittlich gegen sich und andere mußte also der Mensch beschaffen sein, der Werke schaffen wollte, wie Praxiteles; eine Ahnung kam ihm von der Furchtbarkeit der Kunst, die so milde in ihren Zielen und so grausam in der Verfolgung ihres Zieles ist; er fühlte, daß sein weiches Herz diese stählerne Härte nicht besaß; eine düstere Wahnvorstellung schwamm wie ein graues Gewölk aus seinem Herzen zu seinen Augen empor: es war ihm, als würde er, wie Metall, aus dem man ein Bildwerk gießen will, in die Glut einer feurigen Esse geschoben — er fühlte die Qual der Vernichtung. —

„Ich kann nicht mehr," sagte er plötzlich mit lallender Stimme; sein Haupt senkte sich, und in der Ohnmacht, die ihn befiel, wäre er schwer zur Erde niedergeschmettert, wenn Praxiteles ihn nicht aufgefangen hätte.

Indem er ihn auf ein Ruhebett legte, blickte der Bildhauer zum ersten Male zur Sonne auf; sie war längst über den Mittag hinüber.

Als Myrtolaos aus seiner Ohnmacht zu sich kam und die noch verschleierten Augen halb öffnete, sah er ein weibliches Antlitz auf sich gebeugt und eine weiche Hand stützte sein müdes Haupt.

„Hellanodike?" flüsterte er leise.

„Nicht Hellanodike," gab eine lachende Stimme zur Antwort; er blickte auf und erkannte Phryne.

„Armer Hermes," sagte sie, „ich weiß, was es heißt, in die Hände jenes Schrecklichen zu fallen; er tötet uns, damit er uns

unsterblich mache." Sie hob einen Becher an seine Lippen und flößte ihm einige Tropfen Wein ein, so daß er die erloschenen Kräfte allmählich wiederfand.

„Ist er wieder bei uns?" fragte Praxiteles, der sich von seinem Werke erhob. Er trat heran und legte die Hand auf die bleiche Stirn des Jünglings.

„Armer Junge," sagte er lächelnd, „es war dir zu viel geworden, du hattest noch keine Nahrung zu dir genommen."

„Und wovon lebst du?" rief Phryne, indem sie die Augen zu Praxiteles erhob, „denn ich weiß, daß auch du noch keinen Bissen heute genossen hast."

„Ich?" rief Praxiteles. Er lachte jauchzend auf und fiel wieder über seine Arbeit her.

„Bei den Göttern," sagte das Weib, „er ist kein Mensch, er ist einer von den Dämonen."

Sie trat hinter ihn, und da er von seinem Werke nicht aufsah, legte sie die Hände auf seine Schultern und blickte über dieselben hinweg auf die Wunderblume, die unter seinen Händen entstand.

„Du Zauberer," flüsterte sie mit tiefer Bewunderung und schmiegte ihre Wange an die seinige. Jetzt sah er auf, warf den braunen sehnigen Arm um ihre Hüfte und zog sie auf sein Knie. Indem er in ihr Antlitz schaute und in den geistvollen Zügen desselben die Wonne las, die ihre Seele mit allen Poren aus dem Anblick des aufdämmernden Kunstwerkes sog, sprang er empor und mit einem Schrei des Entzückens, der rauh und wild aus seinem Busen brach, faßte er das schöne Weib in seinen kraftvollen Armen, warf sie, leicht wie ein Kind, empor und ließ sie an sein hochaufklopfendes Herz zurücksinken, an dem sie hangen blieb, indem sie sein Antlitz mit bacchantischen Küssen bedeckte. Staunend sah der bleiche Myrtolaos von seinem Lager diesem Schauspiele zu; wie ein spielendes Löwenpaar, das seiner Freiheit genießt, so erschienen ihm die beiden, einer Freiheit, die allem, was nicht Löwe ist, wie Wildheit erscheint.

Endlich kam Phryne mit heißen Wangen und fliegendem Atem zu ihm zurück. „Hermes," sagte sie, „nun noch ein Wort und einen Trost für dich: morgen feiern wir ein Fest. Die Abgesandten von Knidos kommen, um die Aphrodite abzuholen, die Praxiteles für sie geschaffen; wir werden sie bewirten und dazu Mnemarch einladen und noch eine — weißt du wen?"

Er senkte schweigend die Augen.

„Schwermütiger Tanagräer," sagte sie und nahm sein lockiges Haupt zwischen ihre Hände, „morgen sollst du wieder heiter werden."

* * *

Es war am Vormittag des nächsten Tages, als vor dem Hause des Mnemarchos das Volk zusammenlief.

„Was gibt's?" fragten die Vorübergehenden.

„Sie ist in dies Haus gegangen," war die Antwort.

„Sie? Wer?"

„Nun wer? Phryne."

Das genügte, und wie die Fliegen am Stocke blieben die schönheitsdurstigen Athener an der Tür hängen, um den Augenblick zu erlauern, wo sie aus derselben wieder heraustreten würde; denn der Tag, da man Phryne, den schönen Liebling der Stadt, gesehen, war kein verlorener, und wenn man deshalb von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf dem Straßenpflaster hätte herumstehen müssen.

Im Gartenhofe stand Hellanodike und lauschte auf den dumpfbrausenden Lärm draußen; und jetzt fuhr sie auf, denn in den Garten trat ein Weib, wie sie nie eines gesehen. Von der schlanken Sohle bis zum lachenden Auge hinauf war alles sprühendes Leben, Duft und Schönheit, und wenn sie nicht geahnt hätte, wer die Fremde wäre, so hätte sie es aus Mnemarchs Munde erfahren, der seinen Gast begleitete und sie mit faden Schmeicheleien überschüttete.

„Göttliche Phryne," rief er, „du begnadigst mein Haus. Man wird sagen, daß die Sonne sich mit dem Morgenstern in meinem Hause ein Stelldichein gegeben habe;" er schaute blinzelnd zu Hellanodike hinüber, die beklommen im Hintergrunde des Hofes stehen geblieben war.

Ohne auf ihn zu achten, ging Phryne geradeswegs auf Hellanodike zu.

„Hellanodike," sagte sie, „die Tochter des Myronides aus Tanagra?" und sie bot ihr grüßend die Hand.

Leise legte die andere die ihrige hinein.

„Ich sehe," sagte sie, „daß du mich kennst." Sie erhob die Augen, und die beiden Frauen sahen sich einen Augenblick schweigend an. Es war ein bedeutungsvoller Blick. Schöne

Frauen können nicht gleichgültig nebeneinander hergehen; sie werden Freundinnen oder Feindinnen werden, und der Instinkt des Herzens, jene Naturmacht, die der Frau stärker innewohnt als dem Manne, weil sie von der unbewußten Natur noch weniger losgelöst ist als dieser, verleiht ihrem Herzen ein rascheres Verständnis für die Schwingungen des Nebenherzens, als dies dem Manne gegeben ist.

Stolz und überlegen, fast um eine halbe Kopfeslänge größer und in entwickelterer, vollerer Schönheit stand Phryne neben der zarten jungfräulichen Gestalt, und dennoch, während sie auf das bescheiden geneigte Haupt niederblickte, empfand sie, daß im verborgensten Grund dieser schüchternen Seele ein Etwas war, das ihr, der siegreichen Phryne, ein „zurück von mir" zurief, jene Kraft, die aus Schwäche geboren, einer Welt Widerstand leistet, Jungfräulichkeit. Dieses empfinden, und zugleich unbewußt beschließen, diesen Widerstand zu brechen, war in der Seele des sieggewohnten Weibes ein einziger Moment.

„Ich komme, dich einzuladen," sagte sie; „Praxiteles gibt den Abgesandten von Knidos ein Fest, und Myrtolaos, deinem und unserm Freunde, würde die Mahlzeit nicht munden, wenn du uns dabei fehltest."

Hellanodike errötete von der Stirn bis in den Nacken. In dem Tone dieser Worte, die ihre Liebe zu Myrtolaos so leichthin wie etwas alltäglich Selbstverständliches behandelten, lag etwas, das sie abstieß und empörte. Das keusche Geheimnis ihres Innern war kein Geheimnis mehr; fremde Augen hatten darin gelesen und sich daraus die Schlüsse gezogen, die ihnen die richtigen erschienen.

„Frauen an der Tafel mit Männern?" fragte sie mit erzwungenem Lächeln. Im Hause ihres Vaters wäre ihr das unmöglich erschienen.

„O ich weiß," erwiderte Phryne, „daß es den griechischen Frauen wie eine Verletzung ewiger Gesetze erscheint, wenn sie das Frauengemach verlassen und sich unter Männer begeben sollen. — Welche Torheit; sind wir nicht aus den Händen einer und derselben Natur hervorgegangen, und heißt Verschiedenheit der Geschlechter Feindschaft zwischen ihnen? Nimmermehr; sondern Ergänzung heißt das Gesetz, das über Mann und Weib regiert. Ja, ich liebe die Männer, denn ich sonne mich gern in den Strahlen, die aus dem Auge des geistesgewaltigen Mannes

leuchten, ich zittre gern vor der ungestümen Kraft, und ich lache der Frauen, die mich tadeln, weil ich so denke, wie ich spreche, und tue, wie ich denke; und ich liebe das Weib, denn in seiner Schönheit verehre ich das sichtbar gewordene Gesetz der großen Harmonie, die den zügellosen Mann bändigt und den trägen zur Tat erweckt. Und so wie ich den Mann verachte, der solcher Macht sich entzieht, so zürne ich den griechischen Frauen, die sich in törichter Scheu vor den Männern verstecken, statt daß sie die Weisung verstehen lernen, die die Götter mit leuchtender Schrift auf ihre prangenden Glieder geschrieben, statt daß sie heraustreten unter die Männer und die Wilden zu Gesitteten, und diese Menschenwelt zu einem Elysium machen, in dem die Leidenschaften nur noch erwärmen, aber nicht mehr verzehren, die Kräfte wetteifernd ringen, nicht aber mehr in tödlicher Fehde sich zerstören. Komm doch," ihre Stimme ward sanft, einschmeichelnd, und sie schlang den Arm um den immer noch glühenden Nacken des Mädchens, „warum willst du dich fürchten? Furcht ist solch ein häßlicher Wurm in der süßen duftenden Rose der Lebensfreude. Komm, geh mit mir, fühle den Reiz, den es gewährt, wenn die Augen edler Männer an deiner Schönheit aufleuchten und du zwischen ihnen stehst, wie ein Gestirn, dessen Dasein schon genügendes Verdienst ist — oder glaubst du," und ihr Ton ward ernster, „daß andere als edle Männer im Hause des großen Praxiteles verkehren dürfen? Oder sollte er es dir noch nicht gesagt haben, daß du es wagen darfst, vor das Auge aller Preisrichter der Schönheit zu treten und zu sagen: Richtet?"

Sie hatte die Hand unter Hellanodikes Kinn gelegt und hob ihr Antlitz empor, indem sie ihr schalkhaft lächelnd in die Augen sah.

Unwillkürlich lächelte Hellanodike wieder, als sich die sprühenden dunklen Augen in die ihrigen tauchten; und Phryne hatte gewonnen.

Sie klatschte vergnügt in die Hände.

„Mnemarchos," wandte sie sich an diesen, der mit gespitzten Ohren der Verhandlung gefolgt war, „sammle allen Witz und Geist, über den du gebietest, damit du heute würdig seiest in der Gesellschaft der zwei schönsten Frauen von Athen zu speisen." Mnemarch verneigte sich mit süßlichem Lächeln.

„Und nun kein Säumen," fuhr Phryne zu Hellanodike fort; „ich nehme dich stehenden Fußes von hier zu uns hinüber und werde selbst die Zofe spielen, die dich geziemend kleidet."

„Du selbst wolltest?“ fragte Hellanodike.

„O, du sollst sehen, daß ich bei den Bildhauern gelernt habe.“

Während Mnemarch sich entfernte, begaben sich die Frauen in Hellanodikes Gemach und suchten die Kleider und Schmuckstücke hervor, die Phryne für das heutige Fest passend schienen. Sie nahm die Sache ernst und es währte geraume Zeit, bis daß sie ihr Werk zu ihrer Zufriedenheit vollbracht hatte. Endlich war es beendet, und kein Künstler hätte vermocht, die schöne, junge Gestalt reicher und angemessener zur Geltung zu bringen, als Phrynes Hände.

„Nun fehlt uns noch ein Schmuck,“ sagte sie, indem sie sich vor sie hinstellte und das lichtblaue Obergewand, das Hellanodikes schlanke Figur umfloß, in die letzten Falten rückte; „wie ist es, brachte er dir nicht die Spange, die ich ihm für dich mitgab?“

„Sie war zu weit für meinen Arm,“ erwiderte Hellanodike errötend; „dort liegt sie.“

In Phrynes Augen zuckte ein böser Blick. „Ei wie, zu weit,“ sagte sie, „ihr habt nicht zugesehen, sie läßt sich enger machen.“

Die Spange, aus feinstem Golde gearbeitet, ließ sich in der Tat zusammendrücken, so daß die Schlußplatten, statt aneinander zu stoßen, einander überragten. In dieser Weise schlang Phryne den Schmuck um Hellanodikes linken Oberarm, kalt fühlte diese das Metall auf ihrer Haut, und ein Schauer überlief sie.

Phryne hielt den schönen Arm einen Augenblick in der Schwebe.

„Du Reizende,“ sagte sie, indem sie ihn sinken ließ und einen plötzlichen Kuß auf die runde, weiße Schulter drückte, die voll und weich aus der Gewandung hervorblickte.

Die Pforten öffneten sich, und den Arm um ihre Schulter geschlungen, trat Phryne mit Hellanodike auf die Straße hinaus.

Unwillkürlich schrak diese zurück, als sie das tobende Jubelgeschrei vernahm, das ihnen entgegenschlug.

„Nur Mut,“ flüsterte ihr Phryne lächelnd zu; „die guten Athener sind nun einmal ein wenig laut, wenn sie sich freuen.“

Mit königlichem Anstande schritt sie durch die umdrängende Volksmasse hin.

Ein dunkelgebräunter Bursche, halb Knabe, halb Jüngling, machte sich durch seinen Eifer besonders bemerkbar. Er ging vor den Frauen wie ein Herold einher, indem er sich von Zeit zu

Zeit mit leuchtenden Augen umsah und lachend seine weißen Zähne zeigte.

„Heil der göttlichen Hetäre, Heil der schönen Phryne!“ schrie er mit einem Male mit fanatischem Jubel, und sofort pflanzte sich der Ruf durch die Masse fort: „Heil der göttlichen Hetäre!“

Hellanodike zuckte zusammen. „Die Kecken,“ flüsterte sie, „hörst du, was sie sagen?“

Phryne lachte und schlang den Arm fester um ihre Schultern.

„Wer mag die andere sein, die mit ihr geht?“ sagte ein älterer Mann so laut zu seinem Begleiter, daß Hellanodike jedes Wort vernahm; „sie ist kaum minder schön als Phryne.“

„Ich weiß nicht,“ versetzte der Angeredete; „jedenfalls eine neue Hetäre, die den Olymp des Praxiteles bevölkern soll.“

„Glückseliger Olympier,“ sagte der erste; und beide lachten. Hellanodikes Antlitz war wie mit Blut übergossen; der Boden, über den sie schritt, erschien ihr wie glühendes Metall, und sie wagte die Augen nicht mehr zu erheben.

Wie eine Erlösung erschien es ihr, als sie endlich das Haus des Praxiteles erreicht hatten.

Die Abholung des Kunstwerkes durch die Gesandten von Knidos war ein Ereignis, denn sie offenbarte von neuem die geistige Überlegenheit Athens über das übrige Griechenland; in den Vormittagsstunden hatte daher vor dem versammelten Rate der Stadt ein feierlicher Akt stattgefunden, in welchem die Gesandten begrüßt wurden; das Fest bei dem Künstler und die eigentliche Übergabe des Werkes sollten den Schluß machen, und die ersten Bürger der Stadt waren als Teilnehmer des Festes geladen.

Jetzt kamen von der Akropolis Sklaven herbeigestürzt, die die Nachricht brachten, daß der feierliche Zug unterwegs sei; im Hause des Praxiteles ertönte der laut hallende Schlag eines messingenen Beckens, das im Vorderraume hing; die Sklaven sammelten sich, festlich geschmückt, an der Pforte des Hauses, und dann kamen, begleitet von den drei Archonten, den Oberhäuptern der Stadt und von anderen ansehnlichen Bürgern, die knidischen Gesandten an.

Auf der Schwelle des Hauses trat ihnen der Hausherr entgegen und begrüßte sie mit stolzer Höflichkeit.

Der Duft von frischen Blumen wogte durch das ganze Haus, im Vorraume, der die Eintretenden empfing, waren die

erlesensten Bildwerke des Meisters aufgestellt, und wohin das Auge sich wenden mochte, begegnete es Anordnungen eines so überlegenen Geschmackes, daß die Gäste sich in eine höhere geistige Welt versetzt fühlten.

Praxiteles schritt voran, und sie betraten den von Säulen umgebenen, oben offenen Mittelraum des Gebäudes. Zwischen den Säulen, dem Eingang gegenüber, so daß er den Hintergrund verdeckte, war ein Vorhang von schwerem, dunklem Stoffe angebracht und vor demselben Sessel aufgestellt, auf denen die Eintretenden sich niederließen. Der Hausherr verschwand hinter dem Vorhange, und gleich darauf ertönte eine sanfte Musik von Flöten und Saiteninstrumenten; der Vorhang rauschte langsam und geräuschlos an den Säulen nieder, und wie gebannt saßen die Gäste bei dem unaussprechlich schönen Anblick, der sich ihnen bot:

Inmitten des Raumes, schneeweiß sich abhebend von dem dunklen Hintergrunde, den dichte grüne, zwischen den Säulen aufgerankte Blumen- und Laubgewinde bildeten, stand die Aphrodite des Praxiteles.

Eine lautlose Pause tiefsten Schweigens trat ein, dann aber sprang alles von den Sitzen auf, und ein wirres Durcheinander entzückter Ausrufe verkündete den Eindruck, den das wunderbare Kunstwerk hervorgerufen hatte.

Die Archonten vergaßen ihre staatliche Ehrwürdigkeit; die Gesandten ihre amtliche Zurückhaltung, alles drängte sich an Praxiteles, und jeder wollte der erste sein, der ihn umarmte und an das Herz drückte. Einzelne gingen in ihrer Begeisterungswut soweit, daß sie das leuchtende Marmorbild umarmten und mit Küssen bedeckten, so daß der Meister ihnen lachend Einhalt tun mußte.

So war schon alles in begeistertster Stimmung, als jetzt die Sklaven erschienen und, indem sie die Gäste mit Rosenkränzen schmückten, das Zeichen gaben, daß die Mahlzeit bereitet war.

Man trat in den Speisesaal, und ein neuer Ausruf des Staunens und der Überraschung rauschte durch die Versammlung.

An der den Eintretenden gegenüberliegenden Hinterwand des Saales waren Stufen, und auf der obersten derselben stand ein Weib, das in den schönen nackten Armen einen zweihenkligen Krug emporhielt, während ihr zu Füßen ein Jüngling und ein Mädchen auf den Stufen saßen, die jedes einen Becher zu ihr emporhoben.

Die lachenden Augen des Weibes, die tief errötenden Wangen des Mädchens und des Jünglings, und das leise Zittern, das den Leib des Mädchens bewegte, verrieten, daß dieses Dreigestirn von Schönheit und Lieblichkeit nicht aus Marmor, sondern Fleisch und Blut war.

„Aphrodite! Aphrodite!“ so erscholl es unter den Gästen, denn man hatte in dem schönen Weibe das Urbild des eben gesehenen Marmorwerkes erkannt. „Aphrodite, welche dem Ganymed und der Hebe den Becher füllt,“ erklärte einer der Archonten.

„Nicht Hebe, sondern Iris,“ sagte ein anderer; „darauf deutet das lichtblaue Gewand, in dem ihr sie erblickt.“

Phryne-Aphrodite neigte den Krug, füllte die erhobenen Becher und die zwei ersten Archonten traten heran, um die Pokale in Empfang zu nehmen.

Nachdem die Becher die Runde durch die Versammelten gemacht hatten und jeder einen Zug daraus getrunken, sprang Phryne lachend von ihrem Piedestal herab und trat zu Praxiteles heran, während Myrtolaos und Hellanodike sich gleichfalls erhoben.

„Bist du zufrieden? Und habe ich in deiner Schule gelernt?“ fragte sie den Bildhauer mit leuchtenden Augen.

„Ihr Männer von Knidos,“ sagte dieser, indem er den Arm um ihre Hüfte legte, „wenn ihr in eure Heimat zurückkehrt, werdet ihr sagen können, daß ihr Phryne gesehen habt, der Aphrodite ihren Leib, Pallas ihren Geist —“

„Und Praxiteles seinen Meißel lieh,“ unterbrach ihn das Weib mit zärtlichem Stolze.

Im Sturm hatte Phryne Sinne und Herzen der Anwesenden erobert, und einstimmig ward beschlossen, ihr das Amt des Symposiarchen, d. h. des Festordners, zu übertragen. Diese Stellung gab ihr die Befugnis, alles dasjenige anzuordnen, was zur Unterhaltung der Gäste und Erhöhung der Festfreude dienen konnte; der Geist des Festes ruhte in ihren Händen.

Mit glänzendem Geschick entledigte sie sich ihrer Aufgabe, und staunend sah und hörte ihr Hellanodike zu, welche schüchtern und schweigsam in der ungewohnten Männergesellschaft saß. Niemand schenkte ihr besondere Aufmerksamkeit, denn alles hing an Phryne. Myrtolaos hatte fern von ihr am anderen Ende der Tafel seinen Platz, und nur einer war in der ganzen Versammlung, dessen Augen an Phryne vorübergingen, um an

Hellanodike hangen zu bleiben. Es war Mnemarch. Er sprach wenig, und seine stummen Blicke nahmen, je mehr er von dem feurigen Weine genoß, einen immer heißeren, verzehrenderen Ausdruck an. Nie war ihm das Mädchen so schön und begehrenswert erschienen wie heute.

Nachdem man bereits einige Stunden getafelt und die Stimmung der Anwesenden ihren Höhepunkt erreicht hatte, winkte die schöne Festordnerin einen der aufwartenden Sklaven zu sich heran und flüsterte ihm einige Worte zu. Gleich darauf öffneten sich die Pforten des Saales, und mit rauschendem Lärm, mit Flöten und rasselnden Tamburinen kam ein Schwarm von Mädchen und Jünglingen hereingestürmt. Alle Gespräche verstummten, und alles wandte seine Aufmerksamkeit den neuen Ankömmlingen zu, die sich zum Tanze ordneten.

Anfänglich war der Reigen gemessen und die Bewegungen der Tanzenden zurückhaltend; mit zunehmender Wärme aber wurden die Verschlingungen kühner, die Jünglinge griffen fester zu und ließen ihre Tänzerinnen höher im Schwunge emporfliegen; einzelnen der Mädchen lösten sich die Haare, anderen rissen die Tänzer die Bänder auf, welche das Haar auf ihrem Haupte zusammenhielten, und so raste der wilde Schwarm wie eine Schar von Mänaden jauchzend und tobend durcheinander.

Die Augen der Gäste glühten, Phryne stand aufgerichtet am Ende der Tafel und blickte mit ruhigem Lächeln auf das wilde Schauspiel.

„Haltet ein!“ rief sie plötzlich mit heller Stimme in den Haufen hinein, und unverzüglich leistete man ihrem Gebote Folge. „Euer Tanz wird zu wild,“ sagte sie, „und es fehlt ihm das Beste. Ist keine unter Euch, die uns durch einen Einzeltanz erfreuen könnte?“

Eins der Mädchen trat vor.

„Schöne Phryne,“ sagte sie, indem sie das lange Haar aus dem erglühenden Gesichte strich, „bei anderen Festen bin ich es, die den anderen vortanzt; hier aber darf ich mich dessen nicht unterfangen.“

„Weshalb nicht hier?“

„Weil Phryne anwesend ist, vor der meine Kunst zuschanden werden müßte, denn jedermann in Athen weiß, daß niemand zu tanzen versteht wie sie.“

Die Gäste sprangen von ihren Sitzen auf.

„Zeige uns deine Kunst, Phryne," hieß es, „Phryne soll tanzen."

Sie schien einen Augenblick zu überlegen, dann trat sie mitten in den Saal; die Mädchen, sowie die Jünglinge wichen zurück, um ihr Platz zu machen. Sie winkte dem einen der Flötenspieler zu, und zum Rhythmus, den er blies, begann sie einen der Musik entsprechenden, langsamen, feierlichen Tanz. Das lange Gewand, das bis auf ihre Füße ging, hinderte sie an schnelleren Bewegungen, und ihr Tanz bestand wesentlich nur in einem abgemessenen Schreiten, einem Neigen des Körpers, einem Aufraffen und Wiederfallenlassen des Gewandes. Trotzdem waren ihre Bewegungen von solcher Anmut, daß sich ein Beifallsgeschrei unter den Anwesenden erhob.

„Ihr seid zu nachsichtig," sagte Phryne lachend, „wenn Ihr Euch mit solch schläfrigem Tanze begnügt."

„So zeige uns einen munterern," rief Praxiteles, vom Wein erhitzt.

Die Augen des Weibes blinkten in einem seltsamen Feuer auf.

„Wartet einen Augenblick," rief sie und verschwand aus dem Saale.

Ein gespanntes Schweigen trat ein, flüsternd unterhielten sich die Gäste, und alle Augen waren erwartungsvoll auf die Pforte gerichtet, durch welche Phryne gegangen war. Plötzlich schlugen die Vorhänge zurück, und ein Schrei des entzückten Staunens brach aus allen Kehlen.

Das Obergewand hatte sie abgeworfen, das Unterkleid von feinstem weißen Linnen, das sich eng um die üppigen Formen des Oberleibes schloß, war bis zu den nackten leuchtenden Knien aufgeschürzt, und auch der Sandalen hatte sie sich entledigt.

Elastisch wie ein Panther war sie mit einem Sprunge unter den Mädchen, riß dem einen derselben das Tamburin aus der Hand und indem sie sich selbst begleitete, begann sie einen wilden bacchantischen Tanz.

Jede Linie des reizenden Leibes war Wollust der Bewegung, und wie sie die Augen der Männer mit verzehrender Glut auf sich gerichtet fühlte, überkam sie die Wonne vergangener wilder Tage; sie war wieder Phryne, die Hetäre, und ihre Augen, die bald in wilder Glut aufloderten, bald in süßem Schmachten erloschen, bekundeten den üppigen Rausch, in dem sie mit Leib und

Seele aufgegangen war, ihrer selbst vergessend, umrauscht vom Beifallsgejauchze der Männer, der Weiber und aller, welche zuschauten; immer wilder ging der schwärmende Tanz, immer enger schloß sich das zarte Gewand an den fliegenden Busen und ließ die Geheimnisse des schönen Leibes mehr und mehr erraten; plötzlich brach sie den Tanz ab, und während alles in Ekstase war und sich nicht zu fassen vermochte, stand sie, die Versammlung lächelnd überblickend, scheinbar die einzige, die ganz ruhig und ihrer selbst mächtig war.

Sie machte eine Bewegung, als ob sie schauerte, und hob den einen der unbeschuhten Füße von den Marmorfliesen des Bodens.

„Dieser Boden ist kalt," sagte sie, „mich fröstelt; bei wem finde ich Schutz?"

„Bei mir!" und „bei mir!" scholl es lachend von allen Seiten zur Antwort, und dieser und jener reckte die Arme verlangend nach der schönen Schutzbedürftigen.

Sie achtete nicht darauf.

„Bei dem Schönsten!" rief sie mit einem hellen, klingenden Schrei und jählings, bevor die verblüfften Gäste sich dessen versahen, sprang sie auf das Polster, auf welchem Myrtolaos ruhte, und schmiegte sich eng an den schönen überraschten Jüngling.

Hellanodike flog halb von ihrem Sitz empor.

Phryne hatte es bemerkt; mit wildem, tollem Lachen schlang sie die Arme um Myrtolaos, während ihre Augen mit herausforderndem Hohne zu dem Mädchen hinüberzuckten.

Sie ergriff den Becher, der vor ihr stand.

„Füllt die Becher, Ihr Sklaven," rief sie, „und gebt auch jenen Mädchen und Knaben dort Wein, daß niemand hier sei, der mit kalter Nüchternheit auf die Trunkenheit der Seligen blicke!"

Die Sklaven gehorchten; Phryne hob den Pokal empor.

„Hört, was die Festordnerin gebietet, sterben soll die Nüchternheit, sterben die Kälte und die Ehrsamkeit."

„Sterben sollen sie, sterben," scholl es im wilden Chor.

„Und leben soll der heilige Wahnsinn, die göttliche Raserei."

„Leben sollen sie," erklang es als Antwort.

Ein wildes, sinnentaumelndes Bacchanal begann, und während die Männer die Dirnen an sich heran und auf den Schoß rissen, beugte Phryne die Lippen dicht zu Myrtolaos Ohr.

„Hör' mich an, du schöner, törichter Knabe," flüsterte sie mit heißer Stimme, „dem ich wohl will, obgleich du so wenig nach mir fragst, ich sehe dir an, daß du leidest, und ich weiß, was dir fehlt: du möchtest ein Künstler sein, wie Praxiteles, und kannst es nicht werden, weil du ein heißes Herz an eine kalte Geliebte geknüpft hast."

Myrtolaos sah sie betroffen an und verstummte.

„Siehst du, daß ich in deinen Gedanken lese," fuhr Phryne leise triumphierend fort — „wohlan, ich will dir helfen, ich will dich zu einem Künstler und deine Böotierin zu einer Athenerin machen."

„Wie meinst du das?" fragte er staunend.

„Du wirst es sehen," versetzte sie hastig; „laß mich gewähren und störe mich nicht; bedenke, daß alles zu deinem Wohle geschieht."

Bevor er noch den Sinn ihrer Worte zu fassen vermocht, erhob sie sich auf dem Polster, darauf sie lag.

„Gebt Frieden!" rief sie in den tosenden Schwarm, und ein augenblickliches Schweigen trat ein.

„Ihr Männer," sagte sie mit heller Stimme, „Ihr kennt das Urbild, nach welchem Praxiteles seine knidische Göttin schuf — ist einer unter Euch, der Phryne tadelt, daß sie dem Meister dazu ihren Leib geliehen?"

„Wer das täte," sagte einer der Gesandten von Knidos mit lallender Zunge, „den sollte man zu den Paphlagoniern schicken und Eicheln essen lassen."

„Sei nicht zu streng," wandte sich Phryne lächelnd an den Gesandten, „denn dein Wort möchte ein Weib treffen, und dann wäre es nicht zart."

„Eine Frau?" sagte Praxiteles.

„Hört denn," und Phrynes Stimme wurde schärfer, „es ist eine unter uns, die im Innersten ihres Herzens Phrynes Tun verdammt; die Freundin eines Künstlers, wie Phryne die Freundin eines solchen ist, die ihrem Freunde verweigert, was Phryne dem ihren gewährt."

„Wen meinst du?" scholl es jetzt von allen Seiten.

„Dort — Hellanodike, die Tochter des Myronides aus Tanagra."

Aller Augen wandten sich auf Hellanodike, die zitternd an allen Gliedern, wie in Feuer gebadet saß.

„Seht sie an," fuhr Phryne fort, „saht Ihr je eine Gestalt, die Pallas mehr nach ihrem Ebenbilde erschuf? Ist es recht, was sie tut, daß sie ihrem Freunde verweigert, sich als Pallas zu zeigen?"

Myrtolaos fuhr auf —

„Was tust du?" sagte er halblaut zu Phryne.

Sie legte die Hand auf seine Schulter und drückte ihn lächelnd nieder.

„Dort sitzt der Gebieter im Reiche des Schönen," sagte sie, indem sie auf Praxiteles zeigte. „Wohlan denn, sprich, ob die Kunst ein Recht hat an diesem Weibe, und ob sie der Kunst ihr Recht noch länger verweigern darf?"

Praxiteles erhob sich lachend von seinem Sitze.

„Dazu bedarf es keines Meisters der Kunst," sagte er, „um zu erkennen, daß dieses schöne Kind —"

„Pallas, sie soll sich als Pallas zeigen," unterbrach ihn ein wüstes Geschrei aus zwanzig Kehlen. Die Gäste hatten Phrynes Meinung erkannt und ergriffen den Gedanken mit Begierde.

„Du hörst," wandte sich Phryne an Hellanodike, „du mußt dich ihrem Gebote fügen; dort steht der Paris, zeige dich ihm so, wie Pallas vor dem Sohne des Priamus stand."

Das geängstigte Mädchen drückte beide Arme auf die Brust.

„Nimmermehr," keuchte sie hervor, „nimmer, nimmermehr!"

„Du mußt," schrie Phryne mit scharfer, schneidender Stimme. Sie war zu Hellanodike geeilt, und mit einem Griffe hatte sie die Agraffe, die das Kleid auf der Schulter hielt, gefaßt und gelöst. Mit der Kraft der Verzweiflung sprang Hellanodike auf, stieß die Angreiferin zurück und wollte aus dem Saale entfliehen.

„Helft mir," schrie Phryne den Tänzerinnen zu, und wie ein Schwarm von Dämonen fielen sie über Hellanodike her, der sie den Weg zum Ausgang versperrten.

Es bildete sich ein dichter, wirrer Knäuel um sie, und die schönen, entsetzten Augen irrten in stummer Not im Kreise ihrer Peinigerinnen umher, während sie krampfhaft das Gewand auf der Schulter festzuhalten versuchte.

„Haltet den Böotier fest," ertönte jetzt plötzlich Mnemarchs Stimme, welcher bemerkt hatte, wie Myrtolaos von seinem Polster aufsprang.

Zwei Sklaven warfen sich über ihn, faßten ihn an den Armen und Schultern und drückten ihn mit Aufbietung aller Kraft auf den Sitz nieder.

„Laßt mich," schäumte Myrtolaos, aber sie ließen ihn nicht, sondern hielten ihn wie mit eisernen Fäusten fest.

Dies war die Losung zum Äußersten und Letzten.

Die Dirnen verwandelten sich in rasende Mänaden; sie faßten Hellanodike an Händen und Armen, und ein Triumphgeschrei ertönte, als das blaue Gewand zerrissen von ihren Schultern herniederflatterte. Schneeweiß leuchtete es inmitten des dunklen Gewirrs von schwarzen Locken und glühenden Gesichtern auf, und mit der Anstrengung der letzten Todesangst preßte sie die Arme auf den entblößten Busen, um das sinkende Kleid zu halten.

Jetzt stürzte Mnemarch, dessen Gesicht den Ausdruck eines Raubtieres angenommen hatte, mitten in den Schwarm und auf Hellanodike zu; mit einer Hand faßte er die schönen, nackten Arme, um ihren Widerstand zu brechen, mit der anderen griff er in den Busen ihres Gewandes, um es mit einem letzten frechen Griffe vollends herunterzureißen.

„Myrtolaos!" gellte ein zitternder, verzweifelter Schrei.

Da erscholl am andern Ende des Saales ein wild aufheulender Schmerzensschrei, über den Tisch hinweg kam es mit einem gewaltigen Sprunge mitten in den tobenden Haufen hinein, die Dirnen taumelten rechts und links zur Seite, und rücklings fühlte sich Hellanodike von einem riesenstarken Arme umfaßt. Im nächsten Augenblicke fiel es krachend auf Mnemarchs Scheitel nieder, sein Haupt knickte auf die Brust, seine Hände sanken herab, und von einem Faustschlage getroffen, der mit der Gewalt eines Schmiedehammers geführt zu sein schien, stürzte er ächzend zur Erde.

Eine heisere, rauhe Stimme flüsterte zu Hellanodikes Ohren, sie verstand nicht, was sie sagte, denn die wütende Erregung brach die Worte in Stücke, bevor sie die Lippen verlassen, aber den Ton der Stimme erkannte sie, und mitten in Angst und tödlicher Verzweiflung durchschauerte sie ein Gefühl namenloser Wonne.

Sie schlang die Arme um seinen Nacken, drängte sich an ihn, so dicht, daß sie das stürmende Klopfen seines Herzens an ihrer Brust empfand, und blickte in Myrtolaos' wilde, schöne, geliebte Augen empor.

Mit der Linken hielt er sie an sich gedrückt, während er mit der Rechten einen der schweren Mischkrüge ergriffen hatte, die

leer am Boden standen, und indem er ihn wie eine Waffe drohend am Henkel emporschwang und mit zuckenden Lippen und flammenden Augen die Versammelten maß, glich er einem jungen Theseus, der mit den Kentauren kämpfte.

Am andern Ende des Saales krümmte sich, nach Luft ringend, der eine der Sklaven, welche Myrtolaos gehalten hatten und der durch einen Fußstoß des Jünglings bis an die Wand geflogen war. —

Einen Augenblick war alles in lautloser Betroffenheit zurückgewichen, auch Phryne stand, von ihrer Geistesgegenwart auf Augenblicke verlassen, schweigend unter den übrigen. Ihre finster gefalteten Brauen, die krampfhaft geballten Hände verrieten indessen den Sturm des Grimmes, der ihr Inneres durchtobte. Da bemerkte sie, wie es sich hinter dem Rücken des Jünglings am Boden regte; Mnemarch war zu sich gekommen. Sein erstes Lebenszeichen war ein Blick voll tödlichen, unersättlichen Hasses auf Myrtolaos. Phrynes scharfem Auge entging dieser Blick nicht, und zugleich bemerkte sie, wie die Hand Mnemarchs krampfhaft unter seinem Gewand zu nesteln begann. Sie wußte, was er suchte, und ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihr rachedürstendes Herz. Es kam darauf an, Mnemarch Zeit zu verschaffen und Myrtolaos zu verhindern, daß er sich nach dem Gegner umblickte. Plötzlich trat sie auf den Jüngling zu.

„Was unterfängst du dich im Hause des Praxiteles?" rief sie, und der Zorn gab ihrer Stimme einen kreischenden Ton — „was tust du, Böotier?"

„Ich schütze sie vor dir," gab er zur Antwort, und seine Hand griff den Henkel des Mischkruges fester.

In diesem Augenblick geschah etwas, das allen Anwesenden Atem und Besinnung raubte.

Mit rasender Hast stürzte sich Praxiteles auf Myrtolaos zu, und mit ungeheurer Kraft riß er ihn, indem er ihn mit beiden Armen umschlang, zwei Schritte zur Seite.

„Schurke!" rief er, seine Stimme klang mächtig wie der Donner, und im nächsten Augenblick hatte er den, dem dieser Zuruf galt, Mnemarch, am Halse gepackt und hielt ihn zappelnd wie eine Eidechse schwebend in der Luft.

Ein langes, zweischneidiges Messer blinkte in Mnemarchs Hand, und jetzt, von Praxiteles eiserner Faust gewürgt, ließ er die Mordwaffe kraftlos zu Boden fallen.

Der Bildhauer ließ die Hand von seiner Kehle, und Mnemarch brach keuchend zusammen.

Praxiteles stand über ihm — eine tiefe, düstre Falte, wie mit dem Meißel gerissen, legte sich zwischen seine Augen — und es sah aus, als ob er den Fuß erheben und Mnemarch in den Staub treten würde. Der letztere kauerte am Boden und hob den Blick nicht empor.—

Ein tödlich schweigendes Entsetzen herrschte im Saale; es war, wie wenn ein Löwe in die Versammlung eingebrochen sei und zu brüllen begonnen hätte. —

Hellanodike bebte, wie vom Fieber geschüttelt, in Myrtolaos' Arm.

„Komm," hörte sie jetzt des Geliebten hastig flüsternde Stimme, „komm."

Willenlos schmiegte sie sich an ihn, der für sie handelte und dachte. Aller Augen und Ohren waren auf Praxiteles und Mnemarch gerichtet; niemand beachtete die zwei, die lautlos hinter den übrigen verschwanden. —

Nun trat Praxiteles zurück, und der Bann löste sich, der die Umstehenden in atemlosem Kreise zusammengehalten hatte.

Eilend, in erschrecktem Durcheinander drängten die Tänzer und Tänzerinnen zum Ausgange, und das Licht der Fackeln, welche Sklaven jetzt in den dunkelnden Saal trugen, fiel auf blasse, verstörte Gesichter.

Mnemarch raffte sich auf und wollte sich, gesenkten Hauptes, davonmachen.

„Nimm dein Messer mit," rief ihm Praxiteles nach, und bei dem furchtbaren Tone dieser Worte kehrte Mnemarch, gehorsam wie ein Hund, zurück, nahm das Messer vom Boden auf und schlich hinaus. —

Phryne war mitten in dem Tumult lautlos verschwunden.

„Kommt, laßt uns hinausgehen," sagte der Bildhauer zu seinen Gästen; „es tut mir leid, daß unser Fest solche Störung erlitten hat."

Sie verließen den Saal; aber es wollte kein Gespräch mehr aufkommen, und wie in stummer Verabredung nahmen sämtliche Gäste gleichzeitig und plötzlich Abschied. — Im Hause des Praxiteles ward es still. —

Er sah sich um — er schien etwas zu suchen. —

„Habt Ihr Myrtolaos gesehen?" fragte er die Sklaven.

Keiner hatte den Jüngling bemerkt; er winkte die Sklaven hinweg. —

Mit der Fackel in der Hand ging er durch sein Haus, seine Schritte widerhallten mit ödem Klange. Er trat in die Kammer, die er Myrtolaos zum Wohnen eingeräumt hatte, sie war leer; er ging in seine Werkstatt. Aus dem halben Lichte, das die Fackel verbreitete, trat in dämmernden Umrissen die Gestalt des Hermes hervor. —

Im eisernen Haken, der aus der Wand ragte, befestigte er die Fackel, dann stand er in dunklen Gedanken vor dem Bildwerk. In seiner Erinnerung erschienen die beiden schönen, unschuldigen Kinder, wie sie am Hermesfeste zu Tanagra vor ihm gestanden hatten, und er dachte an das Schauspiel von heute. — Das Licht der Flamme spielte über das schöne Gesicht des Bildwerks; die starren Züge wurden lebendig, und es sah aus, als neigte der Hermes in stummer Trauer das Haupt gegen ihn. — Der Abschiedsgruß des Hermes von Tanagra. — Dumpf sank Praxiteles auf seinen Sessel, eine Empfindung, die er noch nie gekannt, zog dunkel und schwer durch seine Seele — er blickte umher und fühlte, daß er einsam war. —

Finsternis lag über die Gassen Athens gebreitet, als Myrtolaos mit Hellanodike das Haus des Praxiteles verließ.

Ohne zu zögern, ohne rechts noch links zu blicken, überschritten sie die Schwelle. Stumm und hastig schritten sie ihren Weg; sie fragte nicht, wohin der Weg sie führte, sie wußte nur, daß es hinwegging von dem Orte des Schreckens und daß sie bei ihm war, von seinem Arm noch immer umschlungen.

„Es ist kalt, und du schauerst," sagte er leise zu ihr, denn er fühlte, wie ihr Leib, den nur das leichte Festgewand vor der kühlen Nachtluft schützte, in seinen Armen bebte.

„Nein," sagte sie, „mich friert nicht," und sie ging mit verdoppelter Schnelligkeit neben ihm her.

Einige hundert Schritt mochten sie so gegangen sein und eben waren sie um eine Ecke des Weges gebogen, als sie hörten, wie jemand hinter ihnen hergelaufen kam, atemlos keuchenden Laufs.

Hellanodike zuckte zusammen.

„Nur fort," sagte Myrtolaos und riß sie weiter.

„Nicht diesen Weg!" tönte es heiser an ihr Ohr. —

„Chlenusa," sagten beide wie mit einem Munde — im nächsten Augenblicke war Chlenusa an ihrer Seite. Der lange

dunkle Mantel, der sie vom Hals bis an die Füße umhüllte, flatterte hinter ihr her.

„Warum nicht diesen Weg?" fragte Myrtolaos; „ist dies nicht die Straße zum nördlichen Tore?"

„Sie sind hinter Euch her," sagte sie stöhnend vor Atemlosigkeit, „Ihr rennt in ihre Hände."

„Wer verfolgt uns?" fragte Myrtolaos.

„Timoessa mit den Knechten — hier herein." Bei diesen Worten faßte sie Myrtolaos' Hand und riß ihn mit der Energie der Verzweiflung in eine Seitengasse, die eng und finster ihnen entgegengähnte.

„Weiter, nur weiter," schrie sie, als sie bemerkte, daß Myrtolaos stehen bleiben wollte — und der Ton der halberstickten Stimme deutete auf eine so schreckliche Gefahr, daß der Jüngling ihr blindlings folgte. Die Gasse endigte in einen Sack, sie konnten nicht weiter.

„Bleibt hier und gebt keinen Laut," sagte Chlenusa; „und du nimm dies," wandte sie sich zu Hellanodike, indem sie den Mantel von ihren Schultern riß und ihn dem zitternden Mädchen umhing, „die Nacht wird kalt und Ihr müßt noch weit in dieser Nacht."

„Aber du?" fragte Hellanodike.

„Ich brauche keinen Mantel mehr," — in ihrer Stimme war ein dumpfer Jammer — „und leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl," und indem sie Hellanodikes Antlitz in der Dunkelheit mit den Lippen suchte, küßte sie sie bei jedem Worte auf Augen, Mund und Wangen. Dann verließ sie die beiden und eilte aus der Gasse hinaus auf die Hauptstraße zurück. In dem Augenblicke kam ein dumpfes Getrappel von Schritten um die Ecke der Straße, Lichtschein drang in die Gasse hinein, und Timoessa, von zwei mit Fackeln versehenen Sklaven begleitet, erschien vor der Mündung der Gasse.

Die qualmende Glut der Fackeln beleuchtete das Megärengesicht der Alten und die vertierten Gesichter der Knechte mit blutigem Rot. Der eine von diesen trug einen Pack Stricke um den Arm geschlungen, in des andern Hand funkelte ein nacktes Schwert. An der Gasse machten sie Halt, und bis in die Gasse hinein tönte das Geschnauf ihrer schwer nach Atem ringenden Brust.

„Sie sind vom Wege ab," sagte einer der Knechte, „und ich hatte sie auf dem Wege vor uns gesehen."

„Dann haben sie uns bemerkt und sich hier irgendwo versteckt," entschied Timoessa, „laßt uns suchen."

Hellanodike sank an Myrtolaos' Brust, und auch ihm schlich der eisige Frost durch Mark und Gebein.

Plötzlich fuhr der, welcher das Schwert trug, auf.

„Seht da," rief er — und von der andern Seite der Straße her trat Chlenusa in den Kreis des Fackellichtes.

Wie ein Geier stürzte sich Timoessa auf das Mädchen zu.

„Wo sind sie? Du weißt es!" schrie sie, und ihre Hände krallten sich um den Hals des Mädchens.

Chlenusa sank in die Knie.

„Wirst du sprechen," sagte der Knecht, der mit dem Schwerte zum Stoß ausholend auf sie zutrat; jeder Nerv des sehnigen Armes zitterte in satanischer Mordlust. —

„Laßt mich leben," erwiderte Chlenusa, „ich will alles gestehen. Ihr sucht falsch — sie sind dort hinunter" — und sie zeigte in der entgegengesetzten Richtung — „um die Akropolis herum wollen sie zum Hause des Praxiteles zurück — ich habe sie gewarnt."

„Du hast sie gewarnt?" schrie Timoessa; „lauft ihnen nach," wandte sie sich an die Sklaven, „fangt sie, greift sie, wenn sie Praxiteles' Haus erreichen, sind sie für uns verloren!"

„Und diese hier?" fragte der Sklave, das Schwert über Chlenusa erhebend.

„Gib deinen Strick her," sagte Timoessa; sie riß dem anderen eines der Seile vom Arme, die er trug, und mit Hilfe des Sklaven warf sie Chlenusa auf den Boden.

„Mit dieser rechnen wir nachher ab," sagte sie, während sie dem Mädchen auf dem Rücken kniete und ihr die Hände rücklings zusammenband.

„Hinweg, hinter ihnen drein, und wenn Ihr sie habt, schafft sie beide hierher!"

Die Sklaven wandten sich, und wie zwei blutdürstige Panther stürmten sie durch die gegenüberliegende Gasse davon.

Timoessa blieb auf Chlenusa kniend zurück; die gepreßte Brust des gemarterten Mädchens ächzte, halberstickt.

„Habe Erbarmen," seufzte sie, „bist du nicht meine Mutter?"

„Ich deine Mutter?" und Timoessas Zähne schlugen knirschend aneinander — „an der Straße habe ich dich gefunden und aufgelesen, du —"

Sie konnte nicht vollenden, denn eine schwere Hand griff plötzlich aus der Dunkelheit heraus und legte sich wie ein eiserner Riegel vor ihren zuckenden Mund. —

Sie wollte aufschreien, aber nur ein gurgelnder Laut ward vernehmbar; sie wollte aufspringen, aber von der dunklen, gewaltigen Faust im Nacken gefaßt, taumelte sie um sich selbst und schlug krachend auf das Pflaster nieder.

Im nämlichen Augenblick war ein Fetzen aus ihrem Kleide gerissen und ihr als Knebel in den Mund gestopft, in der nächsten Sekunde war der Strick von Chlenusas Händen gelöst, und während bisher alles in lautlosem, furchtbarem Schweigen vor sich gegangen war, vernahm Timoessa jetzt eine nur zu bekannte, wutbebende Stimme.

„Kennst du mich, Kupplerin? Räuberin? Verdammte? Nimm das und das, und bringe das an Mnemarch," und gleichzeitig prasselte der Strick, von Myrtolaos' Hand geschwungen, in grimmigen, zischenden Streichen ihr auf Gesicht und Hände und Schultern nieder. Sein Grimm schäumte wie ein reißender Strom aus seinem Herzen, und er peitschte auf sie los, bis daß sie dumpf heulend sich am Boden wälzte und der Strick sowie das Pflaster umher von ihrem Blute besprengt war. —

Endlich warf er das Strafinstrument auf Timoessa und beugte sich zu Chlenusa.

„Kannst du stehen?" fragte er. Sie raffte sich, von seinem Arme unterstützt, mühsam vom Boden auf.

„Komm," sagte er, „du gehst mit uns," und er hob die schlanke Gestalt in seinen Armen empor. —

Hellanodike faßte Chlenusas herabhängende Hand, und ein leises Lächeln umspielte die Lippen des armen Geschöpfes. Wenige Schritte, und das Stadttor war erreicht, und sie traten in die Freiheit hinaus. — Schwer atmeten sie auf — sie waren gerettet. —

Rings um sie her lag die feierlich schweigende Nacht, und über ihnen blinkten die ewigen Sterne; im Norden, in der Richtung etwa, wo Tanagra lag, stand ein leuchtendes Gestirn, schimmernd in sanftem, zitterndem Lichte.

„Wohin nun?" fragte Hellanodike leise, als Myrtolaos stehen blieb und Chlenusa sanft aus seinen Armen ließ.

„Zu deinem Vater," antwortete er.

Da fiel sie ihm um den Hals, und ihre stummen Tränen mischten sich mit den seinigen.

* * *

Es war einige Tage später.

Still und heiß lag die Mittagssonne über dem Berge von Tanagra, die Häuser der Stadt flimmerten im grellen Lichte und blickten in die schweigende Landschaft zu ihren Füßen wie ebensoviele neugierige Augen herab.

Und jetzt sahen sie, wie an dem Saume des Olivenwaldes dort unten, der wie eine grüne, schattige Insel inmitten der glutgedörrten Felder und Berge lag, eine Gestalt erschien, eine schöne, schlanke Mädchengestalt, wie sie den breiten, schattenden Hut tiefer in das Gesicht zog, damit ihr die Sonnenstrahlen nicht verwehrten, hinüberzuschauen zu den bekannten, geliebten Mauern und Toren; und die Häuser von Tanagra hatten sie erkannt, und wenn sie gekonnt hätten, so hätten sie sich angestoßen und zugeflüstert: „Sie ist wieder da, sie, die wir in unseren steinernen Armen hielten und die uns treulos entwich, unser Liebling Hellanodike."

Noch andre Augen aber hatten Hellanodike betrachtet, während sie so, vom Lichte, das Sonnenstrahlen und Baumesschatten um sie her woben, umspielt am Saume des Gehölzes stand, und diese Augen hatten mit tiefer Zärtlichkeit und Trauer auf ihr geruht. Hinter ihr, am Rande eines Baches, der sich durch das Gehölz drängte, saß Myrtolaos, und sah sie an und ward nicht satt, sie anzusehen, denn er wußte, daß es heute zum letzten Male geschah. Wenn es dunkel sein würde, wollte er sie nach Tanagra und zum Hause des Myronides führen, denn vor dem Tageslichte scheuten sie sich. Wie hatte er einst zu diesem Hause zurückzukommen gedacht, und wie kam er nun in Wirklichkeit zurück — ein bitterlicher Schmerz drängte sich in seinem Herzen empor, und in düstern Gedanken senkte er das Haupt.

Ein leichter Schritt rauschte hinter ihm, Hellanodike berührte seine Schulter.

„Chlenusa ist noch nicht zurück," sagte sie, „sie wollte uns Brombeeren pflücken. Ich bin müde von unserem heutigen Weg."

„Ruhe dich," erwiderte er; „ich werde wachen."

An der grasigen Böschung des Baches lagerte sich Hellanodike; er schob Blätter und Moos unter ihr Haupt, damit es weicher läge, und setzte sich an ihre Seite. Wie ein Kind, das

im Einschlafen nach seinem liebsten Spielzeug greift, faßte sie seine Hand, sah ihn mit den schlaftrunkenen Augen noch einmal freundlich an und war entschlummert. —

Er saß neben ihr und blickte auf sie herab. Der Anblick der Vaterstadt hatte die Züge des holden Gesichtes in aller unschuldigen Lieblichkeit früherer Tage wiederhergestellt und die Erinnerungen der letzten schrecklichen Tage lagen wie ein ferner Schatten darüber hingebreitet.

Da fiel sein Auge auf das Wasser, das zu seinen Füßen plätscherte, und siehe da, unter der klaren Flut leuchtete ein Geschiebe des schönsten goldbraunen Tons hervor.

„Wie sich damit bilden und formen lassen müßte," dachte er bei sich, und er zürnte, als er sich bei diesem Gedanken ertappte, denn der Kampf war nun zu Ende, er wußte, daß er zum Künstler nicht geboren war.

Dennoch zog ihn die alte Gewohnheit; vorsichtig löste er die kleine Hand, die noch in der seinigen lag, von sich los und brach, halb in Gedanken, von dem Tone im Bette des Baches. Er fühlte die weiche, durchfeuchtete Masse in seiner Hand, er sah auf Hellanodike herab, die sanftatmend in tiefem Schlummer vor ihm hingegossen lag, so daß es aussah, als wollte sie ihm Muße gewähren, jede Linie ihrer Gestalt, jeden Zug ihres Gesichtes zu bleibender Erinnerung in sich aufzunehmen. Da regte sich, aller Vernunft zum Trotz, die alte Lust mit unwiderstehlicher Kraft in seiner Seele, und er beschloß, mit dem letzten Werke seiner Hände sich ein Erinnerungsmal des geliebten Mädchens zu schaffen. Kein Bildwerk sollte es werden, wie sie aus Praxiteles Händen hervorgingen und wie er sie in qualvollem Kampfe vergebens zu gestalten versucht hatte, nichts weiter als ein Abbild Hellanodikes; aber ähnlich, so ähnlich als er nur irgend vermochte, wollte er es machen, in jeder Falte des Gewandes, mit dem breitrandigen Hute, den sie so gerne trug, und mit jenem Lächeln, das jetzt so geheimnisvoll über das süße Gesicht hinhuschte, als wenn ein glückseliger Traum ihr von ungeahnter Freude und Zufriedenheit erzählt hätte.

In der Haltung, wie er sie zuletzt am Saume des Olivenwaldes nach Tanagra hinüberblickend belauscht hatte, so beschloß er sie darzustellen, und ohne Säumen ging er an das Werk.

Als er zu arbeiten anfing, überkam ihn eine innere Glückseligkeit, wie er sie nie gekannt; alles Leid vergangener Stunden,

alle Sorgen zukünftiger waren vergessen; ein leiser Wind zog duftend durch den Wald, und es war ihm, als tauchten die kleinen Waldgötter und Liebesgötter hinter den Bäumen empor und träten hinter ihn und blickten leise flüsternd über seine Schulter auf sein Werk. Und als nun wirklich der formlose Ton sich zu einem schlanken Figürchen gestaltete, als jeder Druck und Strich seiner Hände ein neues wärmeres Leben in den zierlichen Körper und die Gewandung hineinzauberte, die den Körper umgab, und als endlich, in kleinstem Maßstabe und dennoch deutlich erkennbar, Hellanodikes Antlitz selbst heraustrat, da mußte er an sich halten, um nicht in lauten Jubel auszubrechen; er murmelte nur ganz leise ihren Namen vor sich hin und schaute sie an, und sah, daß sie noch immer schlummerte und noch immer lächelte, und es überkam ihn eine schier unwiderstehliche Lust, sie mit seinem Kusse zu wecken — aber er tat es nicht, denn sie mußte schlafen, bis die Figur ganz fertig war. Und so arbeitete er weiter und weiter, jeder Falte des zarten Gewandes gab er ihren Platz, jedes Gekräusel der dunklen braunen Locken deutete er mit der feinen Spitze eines Astes, den er zu dem Behufe zurechtgeschnitten hatte, an, und so bemerkte er nicht, daß hinter ihm jemand durch den Wald dahergeschlendert kam. Es war Chlenusa, welche Brombeeren gesucht hatte und mit ihrer Ausbeute zurückkehrte. Als sie dicht herangekommen war, bemerkte er sie und legte den Finger an den Mund, daß sie Hellanodikes Schlummer nicht störte; dann zeigte er ihr das Figürchen, das nun fertig geworden war. Sie nahm es mit gleichgültigem Blick in die Hand; kaum aber hatte sie es angesehen, so verwandelte sich ihr Gesicht, die dunklen Augen blitzten auf, und „Hellanodike! Hellanodike!“ rief sie, indem sie in toller Freude um die Schläferin herumtanzte. Myrtolaos wollte es ihr verweisen, schon aber war Hellanodike erwacht und blickte erstaunt um sich. Chlenusa stürzte auf sie zu und neben ihr in den Rasen.

„Kennst du diese? Kennst du sie?“ schrie sie jubelnd und lachend, indem sie ihr das Figürchen zeigte, und staunend blickte Hellanodike ihr reizendes Konterfei an.

„Myrtolaos,“ sagte sie, „du hast es gemacht?“

Chlenusa klatschte in die Hände. „Er hat es gemacht,“ sagte sie, „er, der geschlummert hat und heute erst aufgewacht ist.“ Sie riß die Figur aus Hellanodikes Händen an sich.

„Du wirst sie zerdrücken,“ sagte Myrtolaos.

„Ich sie zerdrücken," versetzte das Mädchen; „du glaubst, ich könnte solches zerbrechen?"

Mit einem Sprunge war sie an dem nächsten Olivenbaume, riß einen Zweig herab und schlang denselben zu einem Kranze zusammen. Beinahe feierlich trat sie zu Myrtolaos hin.

„Höre," sagte sie, „wenn sie dereinst in ganz Hellas dich krönen werden mit dem heiligen Olivenkranze, dann vergiß nicht, daß Chlenusa es war, die dich zuerst gekränzt hat." Das Mädchen war wie im Taumel, und Myrtolaos wußte nicht recht, ob es ihr Ernst oder Scherz sei mit ihren sonderbaren, leidenschaftlichen Worten. Indessen ließ er es sich gefallen, daß sie sich auf den Fußspitzen erhob und den Olivenkranz auf sein Haupt drückte.

Chlenusa wandte sich zu Hellanodike. „Soll er allein bekränzt sein?" sagte sie; „warte, ich werde dir einen Kranz von wilden Rosen flechten."

„Rosen im Olivenwald?" fragte er.

„Wenn nicht im Wald, so am Rande des Waldes," erwiderte sie. „Kommt, ich habe Euch Brombeeren gepflückt; eßt, derweile ich suche."

„Laß die Figur hier," rief ihr Myrtolaos zu, als sie sich eilend entfernte. Sie aber schwang das Figürchen wie eine Trophäe lachend empor und war bald im Dickicht verschwunden.

Hellanodike und Myrtolaos setzten sich dicht zueinander und verzehrten die Beeren, von denen ihnen das Mädchen einen ganzen Haufen mitgebracht hatte; sie sprachen nicht, denn ihre Gedanken waren niedergedrückt, indem sie der kommenden Stunden gedachten.

Wie Myrtolaos ihr prophezeit hatte, fand Chlenusa im Wald keine Rosen, und ebensowenig am Rande desselben, den sie herauf- und herabstreifte; aber in der Ebene zwischen Wald und Stadt glaubte ihr scharfes Auge das Gesuchte zu entdecken. Sie machte sich eilend in der Richtung auf den Weg, und erst, als sie bis dicht an die Rosenhecken gelangt war, bemerkte sie, daß ein Graben und eine Umzäunung sie von denselben trennte.

Für das leichtfüßige Ding war dies Hindernis gering; ohne sich zu besinnen, sprang sie über den Graben, kletterte über den Zaun und pflückte sich den ganzen Schoß ihres Kleides voll Rosen.

Als sie in der besten Arbeit war, kamen schwerfällige Schritte des Weges daher getrottet, und plötzlich fühlte sie sich unsanft von einer groben Faust am Arme gepackt.

„Habe ich dich, Spitzbübin," sagte der Gärtner, „siehst du nicht, daß hier ein Garten und Besitztum ist, in welches Gelichter deiner Art nicht gehört?"

„Ich bin keine Diebin!" sagte das Mädchen und versuchte vergeblich, sich aus seiner Hand zu entwinden.

„Du keine Diebin?" und er sah auf das braune zigeunerhafte Geschöpf, das allerdings eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Landstreicherin zeigte. „Mitgekommen; wir werden dir die Dornen zu deinen Rosen geben."

Er schleppte sie mit sich, und erst jetzt sah sie, daß sie sich in einem großen, wohlgeordneten Garten befand.

Auf einem der breiten, reinlich gehaltenen Wege kam ihnen ein würdevoller Mann entgegen. Sein Haupt und Bart waren stark ergraut, und er ging, wie es schien, in tiefen Gedanken. Als er die Gruppe der beiden auf sich zukommen sah, erhob er das Haupt.

„Wen bringst du da?" fragte er den Gärtner.

An der Unterwürfigkeit, mit welcher dieser ihm gegenübertrat, bemerkte Chlenusa, daß sie vor dem Herrn des Gartens stand.

„Herr," sagte der Gärtner, „offenbar eine von den Diebesgesellschaften, die in neuester Zeit die Gegend hier so unsicher machen; ich ertappte sie beim offenen Diebstahl."

„Nicht Diebstahl, Herr," rief das Mädchen, „nur einige Rosen habe ich von den Hecken in deinem Garten gepflückt; dein Garten wird dadurch nicht ärmer."

Zum Beweise für ihre Worte entfaltete sie den Schoß ihres Kleides und ließ die Rosen zur Erde rollen; bei dieser Gelegenheit fiel auch das Figürchen, das sie im Schoß getragen und mit den Rosen bedeckt hatte, zu Boden.

Rasch wollte sie sich danach bücken, aber der Gärtner kam ihr zuvor.

„Diebische Elster," rief er triumphierend, „ist das auch eine Rose?"

Das Mädchen brach in Tränen aus.

„Faß es nicht so grob und roh an," schrie sie dem Gärtner zu, „siehst du nicht, du Ungeschlachter, daß du es zerstörst?"

Der Herr des Gartens ward aufmerksam.

„Was ist das?" fragte er und nahm die Figur aus den Händen seines Dieners. Er hatte aber kaum einen Blick darauf geworfen, als die hohe Gestalt jählings zusammenzuckte.

„Wo hast du dieses her?" fragte er, „wo ist die, die es darstellt?"

Das Mädchen sah ihn mit den dunklen, heißen Augen an und schwieg.

„Hörst du nicht, daß der Herr dich fragt?" polterte der Gärtner dazwischen.

„Wenn du sie kennst und Böses gegen sie im Sinne führst," erwiderte Chlenusa langsam, „so sollst du mich eher töten, bevor ich dir sage, wo du sie findest."

Er legte die eine Hand auf ihr schwarzes Lockenhaar, während die andere in zärtlicher Sorgfalt das Figürchen umspannte. „Führe mich zu ihr," sagte er, „und sei außer Sorge."

Chlenusa fühlte, wie die Hand, die auf ihrem Scheitel lag, leise bebte.

* * *

Die Schatten der Bäume fielen lang durch den Wald, Myrtolaos sah zum Himmel auf; ein Seufzer hob seine Brust.

„Es wird spät," sagte er; „wenn wir nach Tanagra kommen, wird es dunkel sein; wir müssen uns aufmachen, sonst lassen sie uns nicht mehr in das Tor der Stadt. Komm, Hellanodike."

Sie band den Hut auf das Haupt, und ihr Herz zitterte vor Erregung; währenddessen trat er an den Bach, zerpflückte den Olivenkranz Chlenusas und ließ die einzelnen Blätter im Wasser hinabschwimmen.

„Du freust dich nicht, daß wir zu meinem Vater zurückkehren?" fragte sie, indem sie den Arm auf seine Schulter legte.

Er wandte sich schwermütig zu ihr um.

„Du kehrst zurück zu ihm," erwiderte er, „ich nicht."

Sie erbleichte, und er schlang den Arm um sie.

„Myrtolaos!" rief sie erstaunt und erschreckt, denn sie hatte in ihrer Unbefangenheit an eine solche Möglichkeit nicht gedacht.

„Nein," sagte er, „als ich mit dir von ihm entfloh und Schande auf sein greises Haupt brachte, war ich ein Knabe; jetzt habe ich gelernt, was ein Mann empfindet, dem man an dem, was er liebt, Schmach antut, und daß ein Mann es nicht vergeben kann. Komm," — er nannte ihren Namen nicht, weil

er fürchtete, daß der geliebte Klang seine ganze Kraft erschüttern würde — „wir müssen hier nun voneinander Abschied nehmen."

Schluchzend lag sie an seiner Brust. Es war ihr, als versänke ihr ganzes bisheriges Leben in einen schwarzen, bodenlosen Abgrund, und Tanagra ohne ihn war nicht mehr Tanagra für sie.

„O, daß Praxiteles nie zu uns gekommen wäre," klagte sie.

„Still," sagte er mit bebender Stimme, „sei still, nenne seinen Namen nicht mehr, du zerwühlst mir das Herz."

So standen sie, Haupt an Haupt gelehnt, beide so jung, so schön und so unglücklich, von der Natur zueinander gefügt und durch das Verhängnis voneinander gerissen.

Da ertönte hinter ihnen eine Stimme, bei deren Ton sie bebend auffuhren.

„Hellanodike!" klang es ernst und traurig, und als sie umblickten, stand des Myronides hohe Gestalt wenige Schritte von ihnen zwischen den rot angestrahlten Bäumen.

„Vater," schrie das Mädchen auf; in diesem Augenblick war alles andere vergessen, und sie hing an seinem Halse und küßte ihn unter strömenden Tränen.

Er bog ihr das Haupt zurück und blickte ernst und prüfend in ihr Gesicht. Als er aber ihre Augen auf sich gerichtet sah, da erkannte er, daß sie noch sein Kind war, sein reines unschuldiges Kind, und beinah wider seinen Willen zog ein Lächeln über seine strengen Züge.

Mit abgewandtem Haupte und in einem schrecklichen Zustande hatte unterdessen Myrtolaos gestanden, jetzt rief ihn Myronides heran.

Wie betäubt trat er einige Schritte näher und blieb dann stehen.

„Du fürchtest dich vor mir, Myrtolaos?" sagte Myronides; und bei dem Klange dieser Stimme, die wie ein weihevoller Ton über seiner ganzen Jugend geschwebt hatte, brach dem Jüngling das Herz, er fiel ihm zu Füßen und bedeckte des Myronides Hand mit Küssen und Tränen.

„Sieh dieses an," sagte Myronides, und er zeigte dem Erstaunten das kleine Abbild Hellanodikes, „hast du das gemacht?"

Myrtolaos errötete und nickte stumm.

„Hast du das in Athen gemacht?"

„Nein," sagte Myrtolaos, „hier im Walde vor wenigen Stunden."

Mit feuchtem Glanze ruhten die Augen des Mannes auf dem Jüngling, seine Hand legte sich milde auf sein lockiges Haupt, und er beugte sich tief zu ihm herab.

„Man braucht also nicht in Athen zu leben," sagte er, „um solches schaffen zu können?"

„Ich weiß," flüsterte er ihm zu, „du wolltest nicht zurückkehren in mein Haus — komm zurück zu mir, Myrtolaos, mein Sohn."

„Mein Vater," stammelte der Jüngling, „kannst du mir verzeihen, was ich an dir getan?"

„Muß ich nicht," sagte Myronides, „da du einen solchen Bundesgenossen mitbringst?" und er zeigte auf Hellanodikes Bild.

Ein Jubelschrei zweier glückseligen Menschen ertönte und Hellanodike und Myrtolaos hingen am Halse des edlen Mannes.

„Laßt mich frei," sagte er lächelnd, „hier ist noch jemand, der auf mich wartet."

Er wandte sich um und winkte Chlenusa heran, die sich scheu im Hintergrunde auf einen Baumstumpf gekauert hatte.

„Die Rosen, die du heute pflücken wolltest," sagte er, „sind verloren; von nun an sollst du im Garten des Myronides pflücken dürfen soviel Rosen, als du verlangst, du bist nun eine Tanagräerin."

Sie sah ihn einen Augenblick an, als verstände sie ihn nicht, denn die Sprache eines väterlichen Herzens war ihrem einsamen Gemüt zu fremd; plötzlich aber schien sie zu begreifen; sie eilte zu Hellanodike, und indem sie sich in den Rasen zu ihren Füßen warf, brach sie in Schluchzen und Freudengeschrei aus und drückte das zitternde Gesicht in die Falten ihres Kleides.

Hellanodike beugte sich herab und küßte sie und dachte der Stunden, da sie keinen Trost und keinen Freund gehabt hatte, als das wilde braune Mädchen.

* * *

Ein Jahr war vergangen, als Praxiteles, in die Werkstatt eintretend, wo seine Schüler arbeiteten, diese in eifriger, aufgeregter Unterhaltung fand. Sie drängten sich um Polymakron zusammen und schienen einen Gegenstand zu betrachten, den dieser in Händen hatte.

„Was habt Ihr?“ fragte der Bildhauer.

„Du sollst entscheiden, Meister,“ versetzte Polymakron. „Wir streiten über den Wert dieser Sachen, jedenfalls erscheinen sie uns neu und eigentümlich.“

Er übergab Praxiteles mehrere Figürchen aus gebranntem Ton, die weibliche Gestalten in den verschiedensten Haltungen, teils stehend, teils schreitend, teils auf einem Felsblock sitzend, darstellten. Die Gestalten waren bekleidet, und die Farben der Gewandung, unter denen ein sanftes Himmelblau am häufigsten wiederkehrte, auf das zarteste angedeutet.

Praxiteles nahm die sonderbaren kleinen Gebilde in die Hand und betrachtete sie. Plötzlich erweiterte sich sein Auge, und ohne ein Wort zu sagen, verließ er die Werkstatt. Die Schüler blieben zurück und sahen sich verdutzt an.

Mit hastigen Schritten begab er sich in seinen Arbeitsraum, stellte die Figürchen auf einen Tisch zu Füßen des Hermes-Modells, an welches, so schien es, lange keine Hand gerührt hatte, und setzte sich davor.

Lange saß er in tiefem Anschauen versunken, und wer ihn sitzen sah, hätte denken können, er läse in den Figuren.

Viel anders war es auch in der Tat nicht; denn die kleinen Gestalten dort vor ihm erzählten ihm eine Geschichte von Bangen und Leiden und endlicher, wunderbarer Erfüllung, und er lauschte dieser Erzählung, die wie ein süßes, duftendes Märchen an sein Herz wehte.

Nicht Gestalten waren es, sondern nur eine Gestalt und nur ein Gesicht, ein ihm wohlbekanntes, immer und immer wieder Hellanodike, aber die Phantasie der Liebe umspielte diese Gestalt und zauberte die eine Einzige in immer neue, immer reizendere Stellungen, und je länger er sie ansah, um so wärmer ward das Lächeln auf dem kleinen reizenden Gesicht, um so lebendiger jede Bewegung der zarten Glieder, und es war ihm, als hörte er sie sprechen, immer nur ein Wort, aber abwechselnd in allen Tonarten, mit denen Liebe auf menschlichen Worten spielt: „Myrtolaos, Myrtolaos,“ und plötzlich sprang er auf und wußte, daß er inmitten des Paradieses stand, das der Geist des großen Künstlers auf die Erde zaubert, und Myrtolaos hieß dieser große Künstler.

„Hermes von Tanagra,“ sagte er, indem er vor das unvollendete Modell des entflohenen Lieblings trat, „so habe ich mich

nicht getäuscht, als ich zum ersten Male in deine Augen sah — und so lange hast du suchen müssen, bis du fandest, was dir so nahe war?"

Die Schüler blickten auf, als Praxiteles ernst und beinah feierlich zu ihnen zurückkehrte.

„Ihr Jünglinge," sagte er, „ich habe Euch eine Nachricht zu bringen: ein Meister der Kunst ist in Griechenland aufgestanden; es ist der, dessen Werke Polymakron mir gezeigt hat."

Ein erstauntes Flüstern ging durch die Reihen.

„Wer kann es sein?" fragte Polymakron.

„Ich glaube, wir kennen ihn," sagte Praxiteles, „von wem hast du die Figuren?"

„Von einem Mädchen, das über Land gekommen zu sein schien, und das die Figuren, wie sie mir sagte, in der Werkstatt des Praxiteles zum Kauf anbieten wollte."

„Von dieser da vielleicht?" fragte Praxiteles und zeigte auf Chlenusa, die in dem Augenblick hereintrat, um sich Bescheid zu holen.

„Allerdings, von dieser."

Praxiteles winkte das Mädchen heran.

„Wir kennen uns, denke ich, und du also bist es, die die Werke des Myrtolaos in Athen verkauft?"

„Myrtolaos? Myrtolaos hätte das gemacht?" so ging es wie ein Sturm von Munde zu Munde.

„Fragt diese da," versetzte Praxiteles lächelnd.

„Ja, Myrtolaos in Tanagra," rief jetzt Chlenusa, indem sie stolz um sich blickte. „In Tanagra drängt jetzt alles Volk zum Hause des Myronides, in dem er wohnt und schafft, denn keiner will sein, der nicht eine Figur von seinen Händen besäße. Und weil er ein Träumer ist, und nicht weiß, was man tun muß, um ein berühmter Mann zu werden, so habe ich mich hinter seinem Rücken aufgemacht, um sie euch zu zeigen, die ihr so etwas versteht."

Alles lachte, denn sie sah so drollig aus in ihrer selbstbewußten Mission.

„Du also willst ihn berühmt machen?" fragte Praxiteles.

„Ja," erwiderte sie, „denn ich habe es Hellanodike versprochen."

„Komm mit mir," sagte er.

Er nahm das Mädchen in seine Werkstatt, setzte sich wieder vor die Figuren, und alles was diese ihm erzählt hatten, die

ganze Geschichte von Liebe und Glück und reichem, künstlerischem Schaffen mußte ihm der lebendige Mund des Mädchens noch einmal erzählen.

Sie hatte geendet.

„Also Mann und Frau?" sagte er, „und — warum erröteſt du?"

„Nun, es ist ja ganz natürlich," sagte sie, „und er ist so niedlich und sieht beiden so ähnlich."

Praxiteles lächelte und trat vor den Hermes. Ein Gedanke blühte in seiner Seele auf; es mußte ein anmutiger Gedanke sein, denn er verklärte seine edle Stirn.

„Du mußt diese Nacht in meinem Hause bleiben," wandte er sich zu Chlenusa; „denn du weißt, Mnemarch lebt noch. Morgen fahren wir zusammen nach Tanagra."

Sie verstand ihn und zog sich zurück.

Von dieser Stunde an bis zum folgenden Tage arbeitete Praxiteles wieder mit der alten gewaltigen Freudigkeit, die ihm so lange, er wußte selbst nicht warum, abhanden gekommen war.

Was er aber geschaffen hatte, das barg er sorgfältig unter schützender Umhüllung, als er am frühen Morgen des nächsten Tages mit Chlenusa den Reisewagen bestieg.

Und wieder rollte, wie einst, der Wagen auf der Straße von Athen nach Oropos und von Oropos nach Tanagra dahin; wieder rauschte das Euböische Meer hart an den Strand und sandte dem ernsten, dunkellockigen Manne und seiner Begleiterin den erquickenden Hauch seiner schäumenden Wellen zu, und wieder flog der Stachelstock hastiger und immer hastiger auf die Rosse herab, je näher sie dem Ziele der Reise kamen. Rasselnd fuhr der Wagen am Tore des Myronides vor, stürmende Schritte eilten durch das Haus und im nächsten Augenblick ertönte in der Werkstatt, wo der junge Bildhauer über seinen Werken saß, ein jauchzender Ruf, und Myrtolaos lag in den Armen des geliebten Meisters.

Durch die weit geöffneten Pforten der Werkstatt blickte man in den grünen, blühenden Garten, über die Schwelle der Tür traten jetzt, von dem Freudenrufe gelockt, die übrigen Bewohner des Hauses.

Myronides, dessen Haar weißer und dessen Gang langsamer geworden, war dennoch der erste, den Gast zu begrüßen, und dann kam ein leichtes Rauschen über die Schwelle und ein bläulicher Schimmer wie ein Gewölk, und errötend in lieblicher Ver-

wirrung trat eine reizende junge Mutter herein, Hellanodike. Mit ihr kam noch ein vierter kleiner Hausgenosse, den Praxiteles noch nicht kannte, der aber jetzt von den Armen der Mutter zappelnd nach dem hohen freundlichen Manne strebte, bis daß dieser ihn lächelnd an sich nahm und auf seinen Armen reiten ließ.

Myrtolaos trat heran.

„Sieh dieses kluge Bürschchen," sagte er, „es ist, als ob er wüßte, daß er deinen Namen trägt."

„O Ihr Glücklichen," sagte Praxiteles, indem er das Knäblein in die Arme der Mutter zurücklegte, „was soll man Euch noch schenken, da Ihr alles besitzt? Dennoch gestattet, daß ich nicht mit leeren Händen in Euren Reichtum eintrete."

Auf seinen Wink brachte ein Diener den verhüllten Gegenstand, den er aus Athen mitgeführt hatte; vor den Augen der Erwartungsvollen löste er die Hüllen ab — und ein Ruf der Überraschung ertönte.

Vor ihnen stand, im kleinen Maßstabe ausgeführt, das vollendete Modell des Hermes.

Es war der alte, und dennoch war er ein anderer, denn aus dem düster blickenden war ein glücklich träumerischer Hermes geworden, auf seinem linken Arme schaukelte sich ein reizendes Bübchen und die erhobene Rechte des Gottes trug nicht mehr den Stab, mit dem er die Toten zur Unterwelt geleitet, sondern eine volle, schwellende Traube, die er dem kleinen Wildfang verlockend vor die Augen hielt.

„Und nun," sagte Praxiteles lachend, „gehen wir zum Geschäft."

Alle sahen ihn erstaunt an.

„Ja," fuhr er fort, „du sollst mir den Preis nennen, für den ich diese hier kaufen kann," und er zog aus dem Busen seines Gewandes die Tonfigürchen, die Chlenusa nach Athen gebracht hatte.

„Du kennst sie?" rief Myrtolaos.

„Mehr als das," erwiderte Praxiteles, „ich besitze sie, um sie nie mehr von mir zu geben."

„Myronides," sagte er mit ernstem Tone, und er legte die Arme um Myrtolaos' und Hellanodikes Schultern und trat mit ihnen vor den Gastfreund, „ich riß diesen jungen Baum aus deinem Garten, und es kam, wie du sagtest, die Erde blieb an seinen Wurzeln haften; er hat fremde Sonne und fremden

Boden gekostet, und wenn sie für ihn zu grell und zu hart waren, so waren die Schmerzen, die er dadurch litt, heilsame Schmerzen, denn sie lehrten ihn den Boden kennen, dessen er zu seiner Entfaltung bedarf. Sei glücklich, Myronides, du wirst ihn nicht mehr verlieren, denn zunächst an deinem Herzen ist der Ort, wo dieser edle, junge Baum Wurzeln schlagen muß, damit er erwachse. Und wachsen wird er," rief er begeistert, „und wenn je diese Stadt vom Boden der Erde verschwinden sollte, so wird über ihren Trümmern wie ein duftender Traum vergangener Zeiten der Geist dessen schweben, der diese Werke schuf, der Geist des Meisters von Tanagra. —"

Als man sich spät am Abende, um die Ruhe aufzusuchen, trennte, standen Myrtolaos und Praxiteles einen Augenblick allein.

„Und Phryne?" fragte Myrtolaos.

„Frage nicht nach ihr," sagte Praxiteles, „sie ist jetzt in Rhodus beim Apelles."

Franceska von Rimini

„Ein Ballvergnügen mitten im Hochsommer," sagte seufzend der Regierungsrat von Maienberg, indem er auf die Uhr sah, deren Zeigerstellung ihm verkündete, daß er den behaglichen Platz in der luftigen Gartenveranda, in der er saß, bald mit einem heißen, überfüllten Saale vertauschen müßte, in welchem eine Schar von jungen Menschen beiderlei Geschlechts die Bequemlichkeit von so und so viel Ballvätern und Ballmüttern ihrem Tanzbedürfnis zu opfern entschlossen war. Mit einem Blicke überflog er die unteren Gliedmaßen seines Körpers, die durch Glanzstiefel und schwarze Beinkleider bereits in ballfähigen Zustand versetzt waren, und indem er mit den sorgfältig gepflegten Nägeln ein Stäubchen Asche, das von seiner glimmenden Zigarre auf sein Knie gefallen war, hinwegschnippte, gab er leise murrend seiner Hoffnung Ausdruck, daß er wenigstens zu einer Partie Whist oder L'hombre Gelegenheit finden werde. Er warf die Abendzeitung, deren Inhalt er mit gelangweilten Augen erschöpft hatte, auf das Nebentischchen und trat an die Tür des Salons, die sich nach dem Garten zu auf die Veranda öffnete.

„Franziska," sagte er, und da er keine Antwort erhielt, ging er durch den dämmernden Raum an die geschlossene Tür des Nebenzimmers. Vorsichtig und beinah mit einer gewissen Scheu öffnete er diese und blickte in das kleinere, mit dunkelroter Tapete bekleidete Gemach. Auch hier war niemand, indessen schien die Bewohnerin den Raum vor kurzem erst verlassen zu haben; darauf deutete die in die Nähe des Fensters gerückte Staffelei, auf der eine halbvollendete Landschaft aufgestellt war. Palette, Farben und Pinsel lagen in bunter Unordnung auf den Stühlen verteilt.

Herr von Maienberg betrachtete das Bild und die Malutensilien mit einem leichten Kopfschütteln.

„Sonderbares Mädchen," sagte er leise vor sich hin, „malen und immer malen; ihre einzige Passion. Wo sie das nur her hat?" Und indem er, vor den Spiegel tretend, der grauen Locke über dem rechten Ohr einen nachhelfenden Schwung gab, schien er seinem Spiegelbild das Geständnis abzulegen, daß es von ihm nicht herrühren könne.

Er begab sich in sein Toilettenzimmer, und als er bald darauf im schwarzen Frack, den ein goldenes Kettchen mit Miniaturorden schmückte, und in der weißen Krawatte zurückkehrte, hätte jeder, der ihn sah, bekennen müssen, daß Herr von Maienberg ein stattlicher, für seine Jahre trefflich erhaltener Mann war.

Die Veranda war noch leer, als er sie wieder betrat, und es blieb ihm Zeit, die wenigen Stufen, die sie vom Garten trennten, hinunterzusteigen und unter den Rosenstöcken, die in reicher Auswahl im Garten blühten, Rundschau zu halten. Mit der kleinen Gartenschere, die er stets bei sich trug, schnitt er eine prachtvolle Rose vom Stocke, und während er zur Veranda zurückkehrte, betrachtete er die Blume, still in sich hinein lächelnd, von allen Seiten.

„Sie wird ihr gut stehen," sagte er, indem er sich wieder auf seinem Platze niederließ.

Jetzt knarrte die Tür, die zu Franziskas Zimmer führte, ein Kleid rauschte durch den Salon, und im nächsten Augenblicke erschien eine hohe weibliche Gestalt im Rahmen der Verandapforte. Herr von Maienberg sah auf, und obgleich ihm der Anblick seiner Tochter, mit der er jahraus jahrein täglich zusammenlebte, nichts Neues sein konnte, entfuhr ihm doch beinahe ein Laut der Überraschung, als er sie in ihrer vollen Schönheit vor sich erblickte. Ein Kleid von schwerem, weißem Seidenstoffe umhüllte die schlanke, volle Gestalt und, indem sie an den Rand der Veranda trat, umfloß es wie eine weiche, ruhige Welle ihre Füße; Schultern von tadelloser Rundung blickten aus dem ausgeschnittenen Ballkleide hervor, und ihr Haupt war von prachtvollem, aschblondem Haare umgeben.

„Da wären wir," sagte sie, indem sie den Vater mit einem Kopfnicken begrüßte.

„Du sollst gestehen, Franziska," sagte Herr von Maienberg, „daß, wenn ich auch kein Maler bin, ich doch Geschmack besitze; diese gloire de Dijon wird zu deinem Haare trefflich passen." Er hielt ihr die weiße, von einem leisen, gelblich orangefarbenen Schimmer überhauchte Rose entgegen. Franziska sah mit einem leichten Lächeln erst den Vater, dann die Rose an.

„Schmücke dein Opfer," sagte sie, indem sie die Arme auf der Brust kreuzte und das Haupt so tief niederbeugte, daß er die Blume in ihren Haaren befestigen konnte. In ihrer Bewegung lag eine ungezwungene, hoheitsvolle Grazie, ihre Stimme hatte einen tiefen, metallischen Klang.

„Dieses unglaubliche Kind," sagte der Regierungsrat, indem er in das schöne Antlitz seiner Tochter blickte und mit zärtlicher Galanterie einen Kuß auf ihre Stirn drückte, „mein Opfer, während ich mich für sie opfere und sie zum Balle begleite."

„Und dieser unverbesserliche Vater," erwiderte Franziska, indem sie an die Brüstung der Veranda trat und die langen, weichen Ballhandschuhe anzuziehen begann, „der sein Kind durchaus glücklich machen will, indem er sie auf jedes Fest der ehrsamen Stadt Krähwinkel schleppt, obgleich sie ihm täglich versichert, daß sie nach diesem Glücke nicht verlangt."

„Aber was verlangst du denn, daß ich zu deinem Vergnügen sonst tun soll?" wandte Herr von Maienberg ein, der zu ihr weniger wie ein Vater zu seiner Tochter, als wie zu einer gleichaltrigen Freundin sprach.

„Mich hier lassen," rief sie, indem sie mit humoristischer Verzweiflung das Haupt emporwarf, „mich hier lassen, in unseren hübschen Zimmern, unserem freundlichen Garten und bei dir. Erkennst du es denn gar nicht ein bißchen dankbar an, daß deine Tochter nichts weiter verlangt, als immer nur bei dir zu sein?"

„Bei mir?" fragte er lächelnd; „das heißt doch wohl hauptsächlich bei deiner Malerei und bei deinen Büchern?"

„Warum nicht auch bei denen?" sagte sie gleichgültig, indem sie die Handschuhe, die beinah vollständig die schönen Unterarme umschlossen, langsam zuknöpfte, „ich werde sie gewiß nicht verleugnen, wenngleich ich weiß, daß die ehrsamen Krähwinkler die Köpfe über solche Beschäftigung eines jungen Mädchens schütteln."

„Trotzdem weißt du recht gut," versetzte Herr von Maienberg, „daß die sogenannten Krähwinkler sich danach drängen, dich in ihren Gesellschaften zu sehen, und kein Fest für vollkommen halten, bei dem du fehlst."

„Wenn ich nur wüßte, weshalb," gab sie achselzuckend zur Antwort, „ich habe sie doch wirklich durch Liebenswürdigkeit nicht verwöhnt."

„Franziska," sagte der Regierungsrat, „aus lauter Klugheit sprichst du doch manchmal recht unkluges Zeug; als ob du nicht wüßtest, warum sie es tun, als ob du nicht wüßtest, daß, wenn du nur wolltest" — er stockte, da sein Blick auf seine Tochter fiel, die ruhig, leise den Fächer bewegend, über die Bäume des Gartens hinweg in das letzte verschwimmende Rot der untergegangenen Sonne blickte. Sie wandte ihm das scharf geschnittene, edle Profil zu; kein Zug bewegte sich in ihrem ruhigen Gesicht, aus dem die Augen klug und durchdringend herausblickten, und es war, als wenn eine eigentümlich kühle Atmosphäre um die vornehme Gestalt sich verbreitete.

„Nun?“ fragte sie nach einer Pause, als sie bemerkte, daß ihr Vater schwieg.

„Nun — mein Gott,“ antwortete er, indem er verlegen zur Erde blickte, „was soll man über solche Dinge sagen?“

„Ich begreife nicht, warum man darüber nicht sprechen soll wie über andere Dinge,“ sagte Franziska, ohne ihre ruhige Haltung zu verändern. „Du meinst, ich solle heiraten, und es würde mir nicht schwer fallen, einen Mann zu finden — möglich — aber ich habe eben noch niemals und niemandem gegenüber die Notwendigkeit empfunden, daß ich heiraten müsse.“

„Dann wäre ja noch Hoffnung,“ sagte Herr von Maienberg, „denn in der Tat hatte ich geglaubt, daß du das Ehejoch aus Prinzip verabscheutest.“

„Das Ehejoch“ — Franziska lächelte vor sich hin — „liebster Vater, leben wir beide nicht so gut wie verheiratet? Ich denke, dieses Joch habe ich mit ziemlicher Leichtigkeit ertragen.“ Maienberg lachte laut auf.

„Aber Kind,“ sagte er, „hast du dir die Ehe nicht anders vorgestellt als so?“

Sie wandte sich um und sah ihm voll in das Gesicht.

„Nein,“ sagte sie.

Das Wort kam ruhig und langsam hervor; es war wie der Schlußstein zu einem Gebäude von Überlegungen und Überzeugungen, an dem sich nicht rütteln läßt. Herr von Maienberg schien etwas derartiges zu empfinden, denn er schwieg und sah seine Tochter verdutzt an.

„Das muß ich gestehen,“ sagte er nach einer Pause, „sentimental hat dich deine Kunst nicht gemacht.“

„Wenn ich je gefühlt hätte, daß sie mich dazu machen könnte,“ erwiderte Franziska, „so hätte ich der Beschäftigung mit ihr entsagt, denn ich bin überzeugt, daß nichts auf der Welt den Menschen elender macht, und ich hasse die Träumer und die Träumerei.“

„Und nur der Verstand findet Gnade vor deinen Augen? O, du Kind des neunzehnten Jahrhunderts!“

„Ich weiß nicht,“ gab sie zur Antwort, indem sie die feinen Lippen in trotzigem Stolze kräuselte, „ob ich mich mit dem neunzehnten Jahrhundert im Gegenstande unserer Verehrung begegne; der Verstand, den ich meine, ist nicht der kaufmännisch berechnende, der von Stunde zu Stunde und von Vorteil zu Vorteil zählt,

sondern die große, königliche Macht, die mir aus den Augen der großen Malergestalten und aus den großen Kunstwerken überhaupt entgegenblickt; nenne diese Macht, wenn du willst, Verstand; ihn suche ich, ihm diene ich und in ihn, wenn du durchaus willst, bin ich verliebt!" In ihren großen, grauen Augen leuchtete ein eigentümlich mächtiger Strahl auf, und in dem liebenswürdigen Lächeln, das ihre letzten Worte begleitete, verschwand der Zug von Härte, den ihr Gesicht vorhin gezeigt hatte.

Herr von Maienberg hatte sich erhoben.

„Du leidenschaftliche Verteidigerin der Leidenschaftslosigkeit," sagte er, indem er zärtlich ihr Kinn emporhob, „wir wollen es auf eine andere Gelegenheit verschieben, denn der Wagen ist seit einer halben Stunde vorgefahren und du weißt, bei einem militärischen Fest gilt militärische Pünktlichkeit."

„Was ist es doch schon für ein Fest?" fragte sie.

„Alles wieder vergessen?" sagte kopfschüttelnd der Regierungsrat. „Das Offizierkorps der Stadt gibt seinem neuen Gouverneur einen Ball."

„Richtig," sagte Franziska, „und in majorem gloriam des Herrn Generals sind auch wir dazu kommandiert." —

Die Stadt, in welcher Herr von Maienberg mit seiner Tochter lebte, war eine größere preußische Provinzialstadt, der Hauptort eines ausgedehnten Regierungsbezirks. Es befanden sich daselbst ein zahlreich besetztes Regierungskollegium, mehrere Gerichtsbehörden und eine sehr beträchtliche Garnison. Herr von Maienberg, der seine Frau schon früh verloren hatte, war mit seiner damals noch im Kindesalter stehenden Tochter Franziska vor einer Reihe von Jahren an diese Regierung versetzt worden, und da er alle Aussicht hatte, bis zum Ende seiner Laufbahn bei derselben zu verbleiben, so hatte er in der nicht ohne Reiz an den Uferabhängen eines größeren Stromes liegenden Stadt das kleine Besitztum, in dem wir seine Bekanntschaft gemacht, angekauft. Wie es in Städten dieser Art der Fall zu sein pflegt, bildeten die Beamten die erste und beinahe ausschließliche Gesellschaftskaste; gleiche Beschäftigung der Familienväter vermittelte übereinstimmende Interessen zwischen den Familien; das Verhältnis zwischen den Behörden des Militärs und denen des Zivils war das beste, und bei Festlichkeiten der einen durften die anderen nicht fehlen. Die Stadt war der Sitz eines Divisionskommandos, und zu dem Feste, das die Offiziere der Garnison heute dem vor kurzem erst

eingetroffenen General veranstalteten, waren die ersten Familien vom Zivil geladen; unter ihnen der Regierungsrat von Maienberg mit seiner Tochter Franziska.

An der Pforte des Ballokals, das sich der herrschenden Gewohnheit gemäß in den Sälen des ersten Restaurateurs der Stadt befand, trafen Maienbergs mit dem Ehrengaste zusammen. An der Haustür, zu der einige Stufen von der Straße hinauf führten, hatten sich mehrere Offiziere, an deren Spitze sich der Anordner des Festes, der Adjutant des in der Stadt garnisonierenden Infanterieregiments, befand, zum Empfange des Generals versammelt. Indem dieser, auf der obersten Stufe stehend, die Offiziere der Reihe nach mit kurzen Worten begrüßte, füllte die Gruppe die Tür, so daß Franziska, die eben den Wagen verlassen hatte und die Stufen emporstieg, nicht sogleich einzutreten vermochte. Der General drehte ihr gerade den Rücken zu, so daß er ihrer augenblicklichen Verlegenheit nicht gewahr wurde. Als er sie aber jetzt bemerkte, trat er rasch zur Seite, und indem die schöne Gestalt mit leise dankender Kopfneigung an ihm vorüberschritt, konnte man die Überraschung wahrnehmen, die ihm die unerwartete Erscheinung bereitete. Er ließ sich ihr schnell vorstellen, und indem er sich wegen seines unbeabsichtigten Verstoßes entschuldigte, bot er ihr den Arm, um sie die Treppe zum Ballsaale hinaufzugeleiten. Von ihm geführt, betrat Franziska den strahlenden Saal, und ein augenblickliches Erröten überhauchte ihre Wangen, als sie sich im Moment ihres Eintretens als Brennpunkt aller im Saale befindlichen Augen fühlte.

Man hatte mit dem Anfange des Balles, wie es schien, nur auf die Ankunft des Generals gewartet, denn kaum daß er erschienen war, ertönten die ersten Takte der Polonaise. Er bat Franziska um den Tanz, und da sie zusagte, schritt er mit ihr an der Spitze des glänzenden Zuges von Tänzern und Tänzerinnen, indem nur der tanzordnende Adjutant vor ihnen herging, durch die festlich erleuchteten Zimmer. Der hochgewachsene Mann in der glänzenden, mit Orden geschmückten Uniform, dem das ergraute Haupthaar keinen Abbruch an der Rüstigkeit seiner Erscheinung tat, und das schöne Mädchen an seiner Seite, mit den ruhig heiteren, doch über ihr Alter ernsten Zügen, bildeten ein interessantes, trotz des Unterschiedes der Jahre zueinander passendes Paar. Man hätte sich Franziska schwer an der Hand eines jüngeren Tänzers vorstellen können.

Der Erste in Pella. — Was dieses cäsarische Wort bedeutet, weiß der, welcher die Stellung eines höchststehenden Militärs in einer preußischen Provinzialstadt kennt. Der General ist in jeder Beziehung der Erste. In langem Abstande folgen hinter ihm die anderen Spitzen und nach diesen in absteigender Linie das Gros der Gesellschaft. Er ist Exzellenz, meistens die einzige Exzellenz im Ort, denn die verabschiedeten rechnen nur halb; man spricht daher von ihm auch wohl als von „unsrer Exzellenz"; und das Wort „Exzellenz" bedeutet in einer Provinzialstadt ungefähr soviel wie in der Residenz „Majestät". In der Gesellschaft nimmt er infolgedessen so ziemlich die Stellung eines Königs ein; bei Festen und Konzerten wartet man mit dem Anfange, bis daß er erscheint; wenn er auf der Promenade spazieren geht, bleibt man stehen und sieht ihm nach.

Begreiflicherweise mußte es daher ein allgemeines staunendes Interesse erwecken, als der General mit Franziska von Maienberg die erste Polonaise tanzte. Von hochstehenden Personen erwartet man, gleichsam als Quittung für die unbegrenzte Verehrung, die man ihnen darbringt, ein doppelt peinliches Innehalten gewisser Etikettevorschriften, und gegen diese hatte der General verstoßen, indem er zum feierlichen Eröffnungstanz ein junges Mädchen aufforderte, statt denselben, wie alle Regeln Herkommens vorschrieben, mit einer der anwesenden verheirateten Frauen zu tanzen. Zwar konnte Frau Regierungsrätin Habermann nicht ohne innere Genugtuung konstatieren, daß die Präsidentin sich getäuscht hatte, wenn sie glaubte, heut am Arm der Exzellenz die Prachtrobe vorführen zu können, die, wie Frau Habermann genau wußte, eigens für den Abend aus Berlin bestellt worden war; trotzdem war besagte Dame mit allen andern darüber einig, daß das Verfahren des Generals nicht korrekt und daß es ganz besonders unerhört war, daß er der hochmütigen, exklusiven Franziska von Maienberg, die sich so wie so schon etwas ganz Besonderes dünkte, eine so ungerechtfertigte Ehre hatte zuteil werden lassen. Franziska kannte trotz der Abgeschlossenheit, in der sie sich hielt, die Anschauungsweise der Gesellschaft zu gut, um nicht zu wissen, wie man das Ereignis aufnehmen würde; außerdem war sie eine zu scharfe Beobachterin der umgebenden Dinge, um nicht zu fühlen, wie sich von allen Seiten mehr oder weniger feindselige, eifersüchtige Blicke auf sie richteten. Der General hatte sie, nach Beendigung des Tanzes, an ihren Sitz geführt und sich

dort noch eine Zeitlang angeregt mit ihr unterhalten; als er sich jetzt der übrigen Gesellschaft zuwandte, blieb Franziska einsam auf ihrem Platze. Mit einem gewissen still lächelnden Behagen und nicht ohne einigen Stolz genoß sie ihres unbeabsichtigten Triumphes, und nachdem sie mit den ihr zunächst sitzenden Damen einige gleichgültige Worte gewechselt, blieb sie, da sie keine Freundin von Rundtänzen war, sich selbst überlassen. Die Herren hielten sich zurück, da Franziska im Rufe stand, daß man mit ihr „bedeutende Gespräche" führen müsse, und so behielt sie Zeit, die Ballgesellschaft eingehend zu mustern. Es waren meistens bekannte Gestalten; nur am Haupteingange des Saales gewahrte sie ein Gesicht, das sie noch nicht gesehen zu haben sich erinnerte. Es war ein junger Offizier mit dunklem Haar und blassem Gesicht, dem ein Paar große schwarze Augen einen träumerisch melancholischen Ausdruck verliehen. Mit untergeschlagenen Armen lehnte er am Türpfeiler, ohne sich am Tanze zu beteiligen, obgleich man in ihm, seiner schlanken Gestalt nach, einen guten Tänzer vermuten durfte. Als Franziska die Augen auf ihn richtete, bemerkte sie, daß sein Blick auf ihr geruht hatte; er errötete, wie jemand, der über etwas Unerlaubtem ertappt wird, und wandte die Augen ab. In der Pause, die nach der eben vollendeten Quadrille eintrat, verließ er den Platz, den er bis dahin, beinah ohne sich zu regen, innegehabt, und erschien gleich darauf in der Nähe Franziskas, der er sich durch den Adjutanten, mit dem er zu demselben Regiment gehörte, vorstellen ließ.

„Herr von Gartenhofen, Leutnant in Seiner Majestät Regiment und nebenbei ein großer Maler vor dem Herrn," sagte der Adjutant, der ebenso redefertig, wie sein Kamerad im Sprechen ungeübt schien.

Franziska erwiderte die etwas steife Verbeugung des jungen Offiziers mit einem leichten Gegengruß und erwartete seine Anrede. Der Verkehr mit Damen schien ihm jedoch ungewohnt, denn er brachte nichts weiter heraus, als daß er sie um die zweite Quadrille bat, die nach dem Abendessen getanzt werden sollte. Franziska lehnte seine Aufforderung freundlich und mit dem Bemerken, daß sie überhaupt nicht tanze, ab. Er stammelte einige verlegene Worte, von denen sie nur etwas wie „lebhaftes Bedauern" verstand, machte eine abermalige, noch steifere Verbeugung und zog sich, über und über errötend, zurück.

„Ein Ritter von der traurigen Gestalt," sagte sich Franziska, indem sie seinen unbeholfenen Rückzug mit innerlichem Lächeln beobachtete.

Im nächsten Augenblick trat der General, der unterdessen seinen Rundgang in der Gesellschaft beendet hatte, wieder auf sie zu, und da man zum Abendessen schreiten sollte, bat er um die Erlaubnis, sie zu Tische führen zu dürfen.

Franziskas Busen hob sich unwillkürlich etwas höher; war es das erstemal nur ein Zufall gewesen, der den General vermochte, sie zum Tanze aufzufordern, so war es diesmal ein bewußter Entschluß; er wollte sie auszeichnen. Trotz aller Verstandesruhe war sie zu sehr Weib, um nicht das Wohltuende einer solchen Huldigung zu empfinden; ihr Gesicht bedeckte sich mit einer sanften Glut, und indem sie sich erhob und ihren Arm in den des Generals legte, strahlten ihre großen, hellen Augen.

Das Aufsehen, das dieser zweite Streich des Generals erweckte, war ein so außerordentliches, daß man beinah ein erstauntes Flüstern vernehmen konnte. Mitten durch die dichten Gruppen führte er sie hindurch, und als sie die erregten Gesichter mit beinah feindseligem Ausdruck auf sich gerichtet sah, drängte sie sich unbewußt enger an ihn, und es tat ihr wohl, als sie sich im Schutze des hohen, starken Mannes empfand. Der General mochte etwas Ähnliches empfinden, denn auch er faßte ihren Arm fester, und die Worte, die er an sie richtete, waren von einem eigentümlichen Lächeln begleitet.

Der General war ein Mann, der sich in bedeutenden Verhältnissen bewegt hatte, und er brachte die Anschauungen der großen Welt in die Atmosphäre der kleinbürgerlichen Stadt mit, die er jetzt bewohnen sollte. Der Ruf eines vorzüglichen Soldaten ging ihm voran; im Kriege gegen Frankreich hatte er sich hervorragend ausgezeichnet, daneben war er jahrelang als Militärbevollmächtigter in Paris und St. Petersburg beschäftigt gewesen; im Osten war er bis an den Kaukasus, und im Süden bis nach Algier gekommen; kurz, er kannte die Welt nicht nur aus dem Atlas, und was er gesehen, hatte er behalten. Zu alledem gesellte sich eine treffliche Unterhaltungsgabe; er sprach glänzend, doch mit solcher Energie des Gedankens, daß er nie lang wurde; seine Schilderungen waren anschaulich, sein Urteil kurz und scharf.

„Darf man erfahren, warum Sie lächelten?" fragte er, da er soeben von seinen Reisen gesprochen.

„Weil ich das Gefühl hatte," erwiderte Franziska, „als könnte es keinen besseren Führer auf Reisen geben als Sie; es müßte ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu reisen." Die anregende Unterhaltung erweckte auch bei ihr alle Spannkraft ihres reich beanlagten Geistes, und der General, der nicht ohne Seufzer in die Verbannung nach der kleinen Stadt gegangen war, staunte, als er sich an der Seite eines weiblichen Wesens sah, das an Schönheit und Vornehmheit der Erscheinung, wie an Fülle und Schärfe des Geistes mit den gepriesensten Frauen der großen Städte, in denen er verkehrt hatte, siegreich wetteifern konnte.

Das Rücken der Stühle, das den Schluß der Abendmahlzeit bekundete, unterbrach die beiden, als sie gerade in der Unterhaltung über Italien begriffen waren, dessen Galerien der General eingehend studiert hatte.

„Wie schade," sagte Franziska unwillkürlich, die an dem Thema, infolge ihrer eigenen Kunstausübung, das größte Interesse nahm.

„Wenn Sie erlauben," erwiderte der General, „so setzen wir unser Gespräch bei der Quadrille fort, zu der ich vielleicht Ihre Hand erbitten darf?"

„Sehr gern," sagte Franziska, und bei den rauschenden Klängen, die den Tanz einleiteten, nahmen beide in dem Karree, das durch die behende Geschicklichkeit des Adjutanten rasch zustande gebracht worden war, ihre Stellung.

Sie hatten ihren Platz gerade der Eingangstür gegenüber, und als Franziska aufblickte, sah sie die dunklen Augen Gartenhofens, der wieder seine Stellung am Pfeiler eingenommen hatte, mit düsterem Ausdruck auf sich gerichtet. Es fiel ihr ein, daß sie ihm vorhin den Tanz abgeschlagen hatte, weil sie überhaupt nicht tanze, und einen Augenblick empfand sie ein unbehagliches Gefühl. Als ein an Subordination gewöhnter Offizier mußte er ja aber selber fühlen, daß eine Aufforderung durch den General etwas ganz anderes bedeutete, und im nächsten Augenblick war der Ritter von der traurigen Gestalt vergessen.

Was die Gesellschaft anbetrifft, so ging ihr Staunen, als der General auch noch die Quadrille mit Franziska tanzte, in dumpfes Starren über; man hätte sich kaum noch gewundert, wenn er vor allem Volke vor ihr niedergekniet wäre und sich öffentlich mit ihr verlobt hätte.

Ob es der Rhythmus des Tanzes, der ihre schlanken Füße

in Bewegung setzte, oder was es sonst war — Franziska fühlte, wie sich der Lebensstrom in heißeren Wellen als vorher durch ihre Adern ergoß, und sie mußte sich lächelnd gestehen, daß ihr das Tanzen zum erstenmal Vergnügen machte. So kam es, daß der Adjutant geneigtes Gehör fand, als er sie nach beendeter Quadrille zum Galopp engagierte; und sobald auf diese Weise das Eis gebrochen war, drängten die Offiziere in Scharen herzu, und jeder wollte die schöne Maienberg einmal im Tanze geschwungen haben. Beinah der einzige, der nicht kam, war Gartenhofen. Als er Franziska mit dem Adjutanten zum Galopp antreten sah, hatten sich seine Augen seltsam erweitert, und als Franziska in einer kurzen Pause des Aufatmens an der Eingangstür zu stehen kam, bemerkte sie ihn nicht mehr an seinem vorigen Platze. Er schien den Ball verlassen zu haben; wenigstens ward er im Tanzsaale nicht mehr sichtbar. Beinah leidenschaftlich tanzte sie nun Tanz für Tanz bis zum Schlusse durch, so daß, als die letzten Töne der Musik verklungen waren, Herr von Maienberg hastig herzueilte, um ihre erhitzten Schultern mit dem Überwurfe zu bedecken. Mit pfiffig fragendem Ausdruck sah er ihr dabei ins Gesicht, und mit einem so fröhlichen Lächeln, wie er es selten an ihr gewohnt war, beantwortete sie seine stumme Frage.

Die Wagen rollten vor, der Regierungsrat hüllte seine schöne Tochter in so viel Tücher und Mäntel, daß es, wie Frau Habermann ihrer Nachbarin leise zuzuflüstern nicht umhin konnte, nur noch fehlte, daß er sie in Watte packte. Im Augenblick, da Franziska den Wagentritt bestieg, sah sie eine Uniform im Lichte der Laternen glänzen; der General stand am Wagenschlage und wünschte ihr eine gute Nacht in den Wagen hinein. Herr von Maienberg dankte mit abgezogenem Hute und lehnte sich, indem die Pferde anrückten, ganz betäubt von Wonne in die Wagenkissen zurück. Der Respekt, den er von Natur vor seiner Tochter hegte, war bis zur Bewunderung gesteigert, und plötzlich, was er nur in Stunden der ausgezeichnetsten Laune zu tun pflegte, stimmte er mit dröhnender Stimme die Arie: „Seht dort auf Bergeshöhn“ aus Fra Diavolo an.

„Aber Papa,“ sagte lachend Franziska.

„Ruhig, du unvorsichtiges Kind,“ sagte Maienberg, „ruhig; wenn man so viel getanzt hat, darf man kein Wort sprechen, wenn man sich nicht tödlich erkälten will.“

Von jenem Ballabende an sollte die gute Stadt, wie es schien, nicht mehr aus der Aufregung herauskommen. Während man noch am Nachmittage des folgenden Tages am Kaffeetisch der Frau Habermann die unerhörten Ereignisse des vorigen Abends einer unparteiischen und natürlich möglichst schonenden Kritik unterzog, kam bereits eine neue Nachricht, die wie eine Bombe in die versammelte Gesellschaft einschlug:

Der General hatte bei Maienbergs Besuch gemacht. — Am Vormittage war er in der Stadt umhergefahren, um bei den Spitzen der Gesellschaft Karten abzugeben; eines der ersten Häuser, bei denen er vorgefahren, war das des Regierungsrats von Maienberg gewesen. Er hatte sich auch nicht damit begnügt, eine Karte abzugeben, sondern er hatte sich anmelden lassen, er war angenommen worden und hatte eine halbe Stunde verweilt. Eine geschlagene halbe Stunde; man wußte es genau, denn Herr Fischmann, der Lohnlakai, der bei derartigen Visitenrundfahrten ein nie fehlendes Utensil war, hatte ihn begleitet, und Herr Fischmann war es, der jetzt bei der Frau Regierungsrätin Habermann den Apfelsinencreme nach dem Kaffee servierte. Frau Habermann gab nie ein Fest ohne Herrn Fischmann. Nur wenn dieser Aristokrat unter den Lohndienern der Stadt die Schüssel servierte und mit wohlwollendem Tone „Ein bißchen Creme“ oder „Ein Stückchen Nußtorte“ sagte, empfanden die Geladenen, daß es ein vornehmes Fest war; anderseits hatte Frau Habermann ihre besonderen Gründe, zu welchen der gehören mochte, daß Herr Fischmann die lebendige Chronik aller Ereignisse der Gesellschaft war. Äußerlich nur ein Lohndiener, war er in Wirklichkeit ein ganz unentbehrlicher Bestandteil der Gesellschaft. Hatte er sie nicht zum Teil unter seinen Augen aufwachsen sehen? Bei wie vielen der Ehepaare, die jetzt, wenn sie ein Fest gaben, seine bewährte Unterstützung in Anspruch nahmen, kannte er die Vorgeschichte vom ersten Walzer bis zum letzten Gang in weißer Krawatte und weißen Handschuhen; und bei allen war er es gewesen, der früher als alle anderen verkündet hatte, daß aus der Sache etwas werden würde. Bei vielen der jüngeren Gesellschaftsmitglieder hatte er beim Taufdiner fungiert — was Wunder also, daß Herr Fischmann jede seiner Bewegungen mit einem beinah väterlich wohlwollenden Blick begleitete, der seinem durchaus nicht schmalen Gesichte etwas Würdevolles verlieh. Herr Fischmann kannte sein Publikum und wußte, wer die Leute

waren, die eine bedeutende Neuigkeit nach Gebühr zu würdigen verstanden. Zu seinen Günstlingen gehörte Frau Habermann. Nicht, daß er ein ordinärer Schwätzer gewesen wäre, nein, als echter Diplomat ließ er die Leute kommen. Er verfuhr andeutungsweise. Als er bei Frau Habermann erschien, hatte er um Verzeihung gebeten, daß er so spät käme, aber Exzellenz hätten ihn bis in den Nachmittag hinein beansprucht; Exzellenz hätten so viele Visiten zu machen gehabt und bei einigen so lange verweilt. Was war natürlicher, als daß Frau Habermann fragte, bei wem Exzellenz denn so lange verweilt habe, und daß Herr Fischmann im unschuldigsten Tone erwiderte: bei Herrn von Maienberg. Er glaubte auch in gleichgültigem Tone hinzusetzen zu sollen, daß Exzellenz jedenfalls die Rosen des Herrn Regierungsrats besehen hätten, und daß Exzellenz Gefallen daran gefunden zu haben schienen, wenigstens hätten sie, als sie zum Wagen zurückkehrten, sehr zufrieden ausgesehen. Als er unmittelbar darauf sein wohlwollendes „Ein bißchen Apfelsinencreme gefällig?" hören ließ, wußte Herr Fischmann, daß alle wußten, was sie wissen sollten, und sein glattrasiertes Antlitz leuchtete im Bewußtsein seiner Allwissenheit.

Der General war also bei Franziska gewesen, denn daß er dem Papa Maienberg einen Besuch hätte machen wollen, war ja nur zum Lachen. Die Sache wurde ernst, und Frau Habermann traf wie immer den brennenden Punkt in aller Herzen, als sie leichthin bemerkte, daß lange keine weibliche Exzellenz im Orte gewesen sei. Wenn es denkbar war — die allgemeine Aufregung, die dieses „wenn" hervorrief, machte sich im gesteigerten Vertilgen des Apfelsinencremes bemerkbar.

Der General war aber nicht nur bei Maienbergs gewesen, sondern er kam auch bald zum zweiten Male dahin, und zwar so bald, daß, als er gemeldet wurde, Franziska, trotzdem sie einsam an ihrer Staffelei saß, errötete. Es war um die Mittagsstunde, Herr von Maienberg war noch nicht vom Amte zurückgekehrt, sie überlegte, ob sie ihn allein empfangen solle. Ihr Zaudern währte aber nur einen Augenblick, sie spottete über sich selbst und ließ dem Wartenden hinausſagen, daß es ihr sehr angenehm sein würde. Sie blieb vor der Staffelei sitzen, den Rücken nach der Eingangstür ihres kleinen Kabinetts gerichtet. Der dicke Teppich, der den Boden des Salons bedeckte, dämpfte die Schritte des Eintretenden, und erst, als sie das eigentümliche

Gefühl empfand, das uns verrät, wenn jemand hinter uns steht und uns beobachtet, wandte sie sich um. In der Tür stand der General in voller Uniform, da er soeben von der Parole kam; eine glänzende, männliche Erscheinung.

„Ich muß Ihnen sehr barbarisch erscheinen," sagte er, „da ich Ihre künstlerische Tätigkeit so störend unterbreche."

„Und ich Ihnen sehr unhöflich," versetzte sie, „da ich Ihr Eintreten nicht bemerkte." Mit einer graziösen Neigung des Hauptes hatte sie sich erhoben und machte eine Bewegung, um in den Salon zu treten.

„Ist es sehr unbescheiden," fragte er, indem er auf der Schwelle stehen blieb, „wenn ich Sie bitte, Ihr Allerheiligstes betreten zu dürfen? Ich gestehe Ihnen, daß ich seit unseren neulichen Gesprächen die lebhafteste Begier empfinde, die Erzeugnisse Ihres künstlerischen Geistes und die Umgebung, in der Sie schaffen, mit Augen zu sehen."

„Wenn ein so welterfahrener Mann sich mit einem so engen Horizont begnügen kann," sagte Franziska, sie machte eine einladende Handbewegung; der General trat ein. Mitten im Kabinett blieb er stehen und ließ die Blicke langsam im Kreise umherwandern. Franziska hatte plötzlich das Gefühl, als hätte sie ihm zuviel erlaubt, eine eigentümliche Scham und Bangigkeit überkam sie. Das Zimmer, das der Mensch lange Zeit hindurch bewohnt, ist mehr als ein Raum, der ihn umschließt, es wird eine Erweiterung seiner Persönlichkeit. Es war ihr zumute, als nähme er von einem Teile ihrer Persönlichkeit Besitz, und wie wenn sie sich gegen eine Fessel sträubte, warf sie den stolzen Nacken ungeduldig zurück.

„Nun?" sagte sie, „findet die Einrichtung meines Zimmers Ihren Beifall?"

„Mehr als das," erwiderte er, „ich bewundere sie, denn sie ist vom edelsten Geschmack und zugleich im höchsten Maße charakteristisch."

„Und welchen Charakter wollen Sie aus ihr erkennen?"

„Den einer großen Sehnsucht," entgegnete er ruhig. Franziska stutzte. „Einer, vielleicht Ihnen selbst noch nicht zum Bewußtsein gekommenen Sehnsucht nach der großen Welt," fuhr er fort; „denn diese Milosche Venus dort im Hintergrunde und dieser herrliche Kupferstich nach Tizian an Ihrer Wand erscheinen mir wie Seufzer eines Geistes, der sich aus kleinlichen Schranken in die große Freiheit hinaus sehnt."

Unwillkürlich schaute sie ihn an; sein Blick ruhte auf ihr, und in seinen Augen glaubte sie jene Macht des beherrschenden Verstandes zu gewahren, von der sie ihrem Vater gesagt hatte, daß sie ihr allein sich beuge und sie allein verehre. Sie fühlte, wie ihre Befangenheit stärker ward als ihr Wille, und schwieg.

„Wissen Sie, was mir auffällt, indem ich die Milosche Venus betrachte?" fuhr er gleichmäßig fort. „Daß das Antlitz derselben eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Ihrigen besitzt."

„O," sagte sie, „Sie wollen mir andeuten, daß ich nur einen mittelmäßigen Abguß besitze."

„Keineswegs," erwiderte er, „denn ich habe das Original gesehen und dachte augenblicklich an dieses." — Eine heiße Blutwelle schoß in Franziskas Wangen empor, ihr Haupt senkte sich zur Brust nieder, die wider ihren Willen in schweren Wogen auf und nieder zu steigen begann. Beide schwiegen, und es trat eine jener lautlosen Pausen ein, in denen die Natur die tiefe Stimme erhebt und den Menschenseelen von den Geheimnissen alles Werdens und Entstehens zu flüstern beginnt.

Die peinlich werdende Stille ward durch die geräuschvolle Ankunft des Regierungsrats von Maienberg unterbrochen. Mochte es ihn auch überraschen, den General im Zimmer seiner Tochter zu finden, von dem er wußte, mit welcher Strenge es gehütet ward, so war er doch zu sehr Weltmann, um sein Erstaunen merken zu lassen. Mit respektvoller Höflichkeit, in die sich indessen bereits ein gewisser Ton von Kordialität mischte, begrüßte er den angesehenen Gast, den er sodann gelegentlich zu einem Gange in den Garten aufforderte, um ihm seinen Stolz, seine Rosen zu zeigen. Man schritt zu dreien durch die Gänge des Gartens, Herr von Maienberg zwischen dem General und seiner Tochter. An dem Stocke, an dem die gloire de Dijon blühte, hielt der General inne.

„Diese glaube ich zu kennen," sagte er, indem er zu Franziska hinüberblickte. Franziska lächelte still vor sich hin.

„Exzellenz haben Sinn für Blumen," platzte Herr von Maienberg heraus, „denn allerdings trug meine Tochter neulich beim Balle eine von diesen Rosen im Haare." Mit der unfehlbaren Gartenschere hatte er eine Rose vom Stock geschnitten, die er dem General anbot.

„Mit Ihrer Erlaubnis, gnädiges Fräulein," sagte der General, zu Franziska gewandt.

„Hier ist mein Vater unbeschränkter Gebieter," erwiderte sie, indem sie seinem Blicke auswich. Der General nahm die Rose aus Herrn von Maienbergs Hand und vertiefte sich mit diesem in ein Gespräch über Gartenkultur, dem Franziska als stumme Zuhörerin folgte. Eine Verlegenheit, die sie vergebens zu bemeistern versuchte und die immer stärker wuchs, je mehr sie dagegen ankämpfte, schnürte ihr Herz und Lippen zu, und im stillen bewunderte sie den General, der den Auseinandersetzungen ihres Vaters nicht nur mit Interesse zu folgen schien, sondern sich in gelassenster Ruhe an dem Gespräch beteiligte. Sie ertappte sich darüber, daß seine Ruhe sie beinahe verdroß. Lange hielt sich der General indessen nicht mehr auf, und indem er Abschied nehmend sich vor Franziska verneigte, sagte er, auf die Rose deutend, mit eigentümlich ernstem Tone:

„Darf ich das Geschenk als von Ihnen gebilligt betrachten?"

Franziska hätte etwas darum gegeben, wenn sie ihm mit irgendeiner geistreichen Wendung zu antworten vermocht hätte, und war außer sich über sich selbst, daß es ihr durchaus nicht gelang und sie nur schweigend seine Verbeugung zurückgeben konnte. Hätte sie sehen können, wie schön sie war, indem sie mit glühenden Wangen, gesenkten Hauptes vor ihm stand, sie wäre vielleicht weniger in Verzweiflung über sich selbst geraten. Bis an die Haustür gab Herr von Maienberg seinem Gaste das Geleit; unter der Veranda wandte der General sich noch einmal um. Franziska kam langsam den Gang herauf der Veranda zugeschritten; er verbeugte sich noch einmal und beider Augen begegneten sich einen Augenblick. —

„Und nun zu Tisch," sagte der Regierungsrat von Maienberg, indem er händereibend von der äußeren Pforte zurückkam; „und da es heute ein so herrlicher Tag ist, wie ich ihn in diesem Sommer selten erlebt, wollen wir uns eine Flasche Sekt zukommen lassen." Er schien im Begriff, seine Lieblingsarie aus Fra Diavolo anzustimmen, verschluckte sie jedoch im Angesichte der gedeckten Tafel, an der er sich mit dem Appetite, den ein guter Magen und ein gutes Gewissen verleihen, niederließ.

Die Mahlzeit der beiden Maienbergs verlief in eigentümlicher Art; dem äußerst redseligen Vater saß die völlig einsilbige Tochter gegenüber. Herr von Maienberg schien das Bedürfnis zu fühlen, keine peinlichen Pausen eintreten zu lassen, und erzählte von allen möglichen, gar nicht zur Sache gehörigen Dingen, von Ernte-

aussichten, politischer Lage im Innern und nach außen; dann allmählich auf militärische Verhältnisse überlenkend, von den bevorstehenden Manövern, und mit einem kühnen Seitenschwunge war er plötzlich bei dem General, über den er eine ganze Schale des Lobes ausgoß; es gab keinen bedeutenderen militärischen Führer und gleichzeitig keinen scharmanteren Mann und Gesellschafter als den General.

„Papa, du trinkst ja gar nicht," unterbrach ihn Franziska in seinen Lobeserhebungen, indem sie das eben geleerte Glas des Vaters füllte. Die handgreifliche Unwahrheit dieser Bemerkung, denn er hatte die Flasche Sekt zu dreivierteln ganz allein ausgetrunken, rief bei Herrn von Maienberg einen Ausbruch von Heiterkeit hervor. Er schlug sich auf das Knie, daß es klatschte, und lachte anhaltend vor sich hin, ohne zu verraten, worüber.

„Wenn er dir auch nicht gefällt, min Döchting" — im höchsten Stadium guter Laune fing Maienberg an, Plattdeutsch einzumischen — sagte er wiehernd, „ich bleibe dennoch dabei, daß der General ein scharmanter, ein ganz scharmanter Mann ist."

Nachdem der letzte Tropfen aus der Flasche getrunken war, erhob man sich, und Herr von Maienberg suchte seinen Platz unter der Veranda auf, um dort unter den narkotischen Wolken einer vortrefflichen Zigarre in sein Nachmittagsschläfchen hinüber zu träumen. Als ihm dies in kürzester Zeit gelungen war und er nickend in seinem Schaukelstuhle saß, erschien Franziska in der Salontür und blieb, die Hände ineinandergelegt, den Vater betrachtend, stehen. Sie stand lange Zeit, und es mußten sonderbare Gefühle sein, die sich in ihrer Brust erhoben, denn ihre Augen nahmen, während sie unablässig auf dem Schläfer ruhten, einen stumm flehenden und beinah vorwurfsvollen Ausdruck an. Da saß der Mann, der einzige, den ihr die Natur als Berater und Begleiter auf den Lebensweg mitgegeben, behaglich schlummernd und im Traume leise schmunzelnd. Ob er wußte, ob er ahnte, welch eine Frage ernst und groß in das Leben seines Kindes hereinzutreten begann? O ja, sie kannte die Art ihres Vaters zu gut, um nicht aus seinen Reden beim heutigen Mittagessen, die mit dem, worauf es ankam, Versteck spielten, zu erkennen, daß er recht genau Bescheid wußte. Ob er jedoch auch von dem etwas fühlte und begriff, was dunkel wogend in der Seele seiner Tochter emporzusteigen und wie ein Gewölk über dem klaren Spiegel ihres Gemütes zu lagern begann? Ob er in dem Ge-

danken, daß der General um die Hand seiner Tochter anhalten könnte, etwas anderes sah, als die Gelegenheit zu einer glänzenden Partie, bei der es mit beiden Händen zuzugreifen hieß? Sie beobachtete das gutmütige, sorglose Gesicht des Schläfers und schüttelte leise das Haupt. Er würde sie nicht zum Jawort zwingen, ihr nicht einmal zureden, das wußte sie wohl; ihr auch nichts verbieten, oder ihr abraten; er würde, wie gewöhnlich, ihr selber alles überlassen; denn: „Sie glauben nicht, was meine Tochter für ein gescheites Mädchen ist," das hatte sie manchmal zu hören Gelegenheit gehabt. Sie lächelte unwillkürlich vor sich hin; wie manchmal hatte es ihrer Eitelkeit geschmeichelt, wenn der Vater in bequemer Vertrauensseligkeit alle ihre Angelegenheiten ihrem eigenen Ermessen überließ — und war es denn heute anders? Ja, es war etwas anderes, und zum ersten Male empfand sie, daß es im Leben des Menschen Stunden gibt, in denen es eine Qual ist, das eigene Schicksal ganz allein in eigenen Händen tragen zu müssen. Sie seufzte leise und fühlte sich einsam und allein. Vorsichtigen Schrittes ging sie bei dem Vater vorüber und stieg die Stufen zum Garten hinab. Als sie an die Rosenhecke gelangt war und den Duft der gloire de Dijon atmete, blieb sie stehen; das Bild des hohen Mannes, an dessen Arm sie sich so geborgen gefühlt hatte, erschien vor ihrer Seele, und indem sie an ihn dachte, begann ihr Busen vor dem dunklen Andrange einer Macht zu zittern, von der sie bis dahin nichts geahnt hatte.

Es fiel Franziska ein, daß sie in ihrem Schreibtische den Brief einer Jugendfreundin bewahrte, in dem ihr diese vor wenigen Wochen ihre Verlobung mitgeteilt und ihr zugleich eine begeisterte Schilderung ihres Bräutigams und ihrer gegenseitigen Liebe gemacht hatte. Damals hatte sie den Brief nur flüchtig angesehen, jetzt wandte sie sich dem Hause zu, um die Beschreibung ihrer Freundin noch einmal zu lesen. Sie erstaunte über sich selbst, als sie wahrnahm, daß der Brief auch jetzt keinen größeren Eindruck auf sie machte, als damals. Ihre Freundin erzählte, wie sie Tage und Wochen vor dem entscheidenden Augenblicke in zitternder Aufregung gelebt, wie sie sich gleichgültig gestellt und doch gebebt hätte, daß ihre Gleichgültigkeit den Geliebten abschrecken würde, wie sie dann in Wonne zu vergehen geglaubt hätte, als sie zum ersten Male seine Lippen auf den ihren gefühlt habe, und wie sie nun die Stunde kaum noch zu erwarten ver-

möchte, zu der er sich einzustellen pflege, um das süße Spiel mit Umarmen, Küssen und Kosen von neuem zu beginnen. Kopfschüttelnd legte sie den Brief beiseite. Woran lag es denn, daß sie so gar nichts von alledem empfand? Es war etwas Neues, etwas Fremdes in ihr, das fühlte sie wohl; ihr einsames Herz hatte einen stetigen, stillen Begleiter, und sie wußte, wer es war; aber ihm gegenüber mit angenommener Gleichgültigkeit verliebtes Spiel treiben, ihm, dem beherrschenden Mann gegenüber, der so ruhig in ihr Leben eingetreten war, als wäre er das verkörperte Schicksal, dem der Mensch sich beugen muß, ihm zu stürmischer Umarmung entgegen und an die Brust zu fliegen — sie stieß den Brief der Freundin fast zornig von sich — mochte sie ihr „einziges Männchen", wie sie sich ausdrückte, küssen und umarmen, von dem Manne, den sie meinte, verlangte sie etwas anderes: nur die eine stolze Wonne wollte sie empfinden, daß sein Arm sie umschlang, stark und doch sanft, und sie hindurchführte zwischen Neidern und Feinden, und hinauf zu den Gipfeln höchsten, edelsten, menschlichen Daseins. Sie war wieder ruhig geworden, sie hatte ihr stolzes, sicheres Selbst wiedergefunden, und als sie zur Veranda zurückkehrte, wo Herr von Maienberg sein wiedererwachendes Bewußtsein mit einem lauten Gähnen begrüßte, hatte ihr Antlitz wieder den ruhig gleichmäßigen Ausdruck gewöhnlicher Tage angenommen. Sie sah so gut gelaunt aus, daß jener es wagte, ihr einen Spaziergang in der Stadtpromenade vorzuschlagen, und eine Viertelstunde später wandelten Vater und Tochter Arm in Arm unter den Bäumen, die den lieblich an den Bergabhängen sich entlang ziehenden Promenadenweg beschatteten, dahin. Die ganze Gesellschaft der Stadt war auf den Beinen, und Herr von Maienberg befand sich in seinem Element. Es gelang ihm selten, Franziska zu einem solchen Spaziergange zu überreden, doppelt genoß er daher seines Triumphes, mit seiner schönen Tochter vor den Augen des Publikums zu paradieren. Er hatte so viele Bekannte zu grüßen, daß sein Hut sich in fortwährend auf- und niederschwenkender Bewegung erhielt; daneben blinzelten seine wohlwollenden Augen beständig nach rechts und links und fingen jeden offenen und verstohlenen Blick auf, der sich voller Bewunderung auf die holde Gestalt an seiner Seite richtete. Franziska war, wie gesagt, keine Freundin von derartigen Spaziergängen, heute aber schien die harmlose Selbstgefälligkeit des Vaters auch auf sie übergegangen zu sein; es machte ihr Vergnügen,

aus aller Augen die stumme Huldigung zu lesen, die man ihr darbrachte, und ehe sie sich's versah, hatte ihr die Phantasie einen Streich gespielt und den Papa von Maienberg an ihrer Seite in einen andern verwandelt, von dessen Arm geführt sie nun wirklich die Erste in der Stadt war.

Etwa in der Mitte der Promenade kam ihnen eine größere Gruppe von Offizieren entgegen, an deren Spitze, lebhaft redend und gestikulierend, der Regimentsadjutant einherging. An der Ecke einer gerade an dieser Stelle in die Promenade einmündenden Gasse blieben die Offiziere stehen, und es schien sich die Frage zu erheben, welchen Weg man verfolgen sollte. Nach kurzem Hin- und Herreden entschied man sich jedoch für die Beibehaltung der bisherigen Richtung, und nur einer trennte sich von der Schar der übrigen und verschwand, ohne sich weiter umzusehen, in der Seitengasse. Es war Gartenhofen. Franziska hatte ihn, beinahe wider Willen, erkannt, und obschon sie sich ärgerlich dagegen sträubte, empfand sie ein unangenehmes Gefühl. Er allein, so schien es, wollte sich der allgemeinen Huldigung entziehen, die man ihr darbrachte; oder zürnte er noch von dem neulichen Ballabend her? Die Offiziere waren unterdessen näher gekommen, und wer Herrn von Maienberg in diesem Augenblick beobachtet hätte, würde einen drolligen Anblick genossen haben. Er war ganz rot geworden, und als jetzt die Hände der Offiziere wie auf Kommando an die Kopfbedeckung fuhren, schwenkte er in weitem Bogen den Hut vom Kopfe, und sein „Ihr Diener, meine Herren, Ihr Diener, meine Herren", klang ungefähr wie: „Wir verstehen uns, meine Herren."

Unmittelbar hinter den Offizieren kam Frau Regierungsrätin Habermann am Arm ihres Gatten des Weges daher. Bei diesen beiden war das Verhältnis umgekehrt, wie bei den Maienbergs; er hätte sich die Promenade gern geschenkt, aber Frau Habermann wollte, und deshalb pendelte er geduldig tagaus, tagein die Promenade, die Domäne seiner Frau, ein paarmal auf und ab. Sie hatte den Vorgang mit den Offizieren bemerkt und gerade noch Zeit gefunden, ihrem Manne zuzuflüstern: „Sie übt sich im Exzellenzentum," als Maienbergs heran waren und Frau Habermann einen Schwall von zärtlichen Vorwürfen über Fräulein von Maienberg ergoß, die gar zu häuslich lebe und sich ihren Freundinnen zu sehr entziehe. Franziska hörte ihr ruhig lächelnd zu, und nur einmal errötete sie leise, als Frau Haber-

mann sich angelegentlichst bei ihrem Vater nach dem Stande seiner Rosen erkundigte und nebenbei die Frage einfließen ließ, ob es wahr sei, daß Seine Exzellenz so außerordentliches Wohlgefallen an denselben gefunden habe. Franziskas Erröten war Frau Habermann nicht entgangen, der Zweck der Unterredung war erreicht, und man konnte sich also wieder trennen.

„Es ist richtig," sagte Frau Habermann zu ihrem Gatten, indem sie den Weg mit ihm fortsetzte.

„Was?" fragte er sehr ungeschickt. Sie hielt es unter ihrer Würde, eine solche Frage zu beantworten, und zuckte schweigend die Achseln.

Und da geschah's. — Es war ein Tag, scheinbar wie alle andern; die Natur, in deren Gewohnheit es ja liegt, daß sie wie eine still lächelnde Mutter für ihre Menschenkinder, die sich an ihren wichtigen Angelegenheiten aufregen und abzappeln, den ruhigen, großen, gleichmäßigen Haushalt besorgt, die Natur hatte auch an diesem Tage die Sonne aufgehen lassen wie gewöhnlich, hatte die Stunden des Vormittags eine nach der andern hingehen lassen wie gewöhnlich, und nichts Besonderes ersonnen, um anzudeuten, daß in der guten Stadt etwas geschehen war, das geeignet schien, für alle jungen Mädchenherzen die Grundlagen der Weltordnung in Frage zu stellen. Als die Ehemänner des Morgens auf ihre Gerichtsstuben und in die Regierungsbureaus zogen, war noch alles ruhig gewesen, und man hatte nichts gewußt; in den vorgerückteren Stunden des Vormittags hatte man dann Herrn Fischmann bemerkt, der in größerer Eile als gewöhnlich durch die hauptsächlichsten Straßen der Stadt geeilt war; er war rot im Gesicht gewesen und hatte seine Stirn wiederholt mit einem baumwollenen Taschentuch getrocknet; alsdann hatte man Damen der Gesellschaft hin und wieder über die Straße huschen, sich gegenseitig mit hastigen Worten begrüßen und in den Häusern von Bekannten verschwinden sehen; besonders stark war der Anlauf in dem von der Frau Regierungsrätin Habermann bewohnten Hause gewesen; in der Küche von Frau Habermann war plötzlich der Befehl zur Bereitung von drei großen Kannen Schokolade erteilt worden, während das Dienstmädchen zum Konditor an der Ecke gegenüber gestürmt war, um gleich darauf mit einem ungeheuren Napfkuchen zurückzukehren, und im Salon der Frau Habermann herrschte nun jenes nervenerregende Gesumme, das aus dem Wispern flüsternder Frauenstimmen, dem

Zerschneiden von Kuchen und dem Klappern von Teelöffeln in Schokoladentassen entsteht. Die Klingel schlug fortwährend an, die Tür des Salons klappte immerfort, und immer neue Besucherinnen liefen in den gastlichen Salon, wie in das Hauptquartier eines Oberstkommandierenden, wo Meldungen entgegengenommen werden, ein. Einige kamen, um sich an der Quelle Gewißheit über das kaum Glaubliche zu holen, das sie gehört; andere, um wichtige Details zur Kenntnis der übrigen zu bringen.

„Also ist es wirklich wahr?"

„Ja, es ist wahr; die Verlobungskarten sind in Berlin bestellt, Fischmann trägt sie noch heute abend, spätestens morgen früh aus."

„Es war ja vorauszusehen."

„Gewiß, Sie sagten es ja vom ersten Augenblick an."

„Aber dann muß er ja heute noch vor Tagesanbruch bei ihr gewesen sein?"

„O nein, sie haben ja schon gestern alles abgemacht."

„Gestern schon?"

„Gewiß, er ist gestern abend bei Maienbergs gewesen."

„Ist es möglich?"

„Wie sieht sie denn nur aus? Hat jemand sie schon gesehen?"

Es hatte sie noch niemand gesehen.

„Und er?"

Er war heute morgen schon ganz früh hinausgeritten, um dem Exerzieren der Truppen beizuwohnen.

„Merkwürdig, als ob gar nichts vorgefallen wäre?"

„Als ob gar nichts vorgefallen wäre."

„Achtundfünfzig Jahre soll er alt sein?"

„Nein sechzig."

„Wirklich, sechzig?"

„Sechzig." — Frau Habermann wußte es genau.

„Was hat denn nur der Papa gesagt?"

„Nun der — das können Sie sich ja wohl denken."

„Ja natürlich, natürlich."

Mittags, als die Ehemänner nach Haus kamen, war die große Neuigkeit reif wie ein gut gebackener Kuchen, und nachmittags auf der Promenade wurde der Kuchen verzehrt. Franziska von Maienberg und der General — der General und Franziska von Maienberg — das waren die Variationen über das einzige Thema, das aller Lippen in Bewegung setzte. Und

jetzt verstärkte sich das Gesumme der unzähligen sich unterhaltenden Stimmen, und aller Augen wandten sich einem Wagen zu, der von zwei prächtigen Braunen in schlankem Trabe gezogen an der Promenade entlang rollte. Da waren sie! Zur Rechten des Generals, der sie abgeholt hatte, um ihr die inneren Räume des Gouvernementshauses, die Heimat, die sie fortan bewohnen sollte, zu zeigen, saß Franziska im hellen leichten Sommerkleide, den Strohhut auf dem vollen blonden Haar, eine Braut, so schön als je eine gesehen worden war. Auf dem Rücksitz der Papa von Maienberg, strahlenden Gesichts und ganz benommen, wie es schien, von der „fabelhaften Geschichte". Der General hatte ihn durchaus neben seine Tochter nötigen wollen, war aber an dem hartnäckigen Widerstande Maienbergs, der da wußte, was er seinem Schwiegersohne schuldete, endlich gescheitert. Auf der Rampe vor dem Gouvernementshause fuhr der Wagen mit schmetternden Rädern vor, die breiten Tore des stattlichen Hauses waren weit geöffnet und am Arme ihres Bräutigams stieg Franziska die geschwungene Treppe empor, die in den ersten Stock, ihre künftigen Wohnräume, führte. Große, mit Blumen gefüllte Vasen standen in reicher Fülle ringsumher, und das ganze bis dahin so einsame Haus schien die schöne neue Gebieterin mit freudigem Lächeln zu begrüßen. Sie durchschritten die lange Flucht von Gemächern, die vorläufig allerdings noch etwas kahl aussahen, deren vornehme Verhältnisse indessen für die Entfaltung eines glänzenden Lebens wie geschaffen erschienen, und als sie jetzt an das letzte nach vorn hinaus gelegene Kabinett gelangt waren und der General die Tür desselben mit einem schnellen Drucke öffnete, stieß Franziska unwillkürlich einen Ruf der Überraschung aus. Das kleine Gemach, mit roter Tapete bekleidet, war in jedem Stück der Ausstattung bis auf die kleinste Kleinigkeit eine getreue Nachbildung ihres Zimmers im väterlichen Hause. An der Wand, die mit den wertvollsten Kupferstichen bedeckt war, bemerkte man gerade über dem Sofa eine Lücke, und in der Ecke stand ein leeres Postament.

„Hier," sagte er lächelnd, „kommt der Tizian hin, und dort die Milosche Venus." Mit beiden Händen faßte sie seine Hand und sah ihm leuchtenden Auges in das Gesicht.

„Wie war es möglich in so kurzer Zeit?"

„Du weißt," erwiderte er, „rascher Blick und genauer Blick sind die ersten Erfordernisse für den Soldaten."

„So sicher also warst du deiner Sache?“ fragte sie. Er sah mit inniger Zärtlichkeit auf das schöne, kluge Antlitz herab, das sich schalkhaft zu ihm erhob, und drückte sie statt aller Antwort stumm lächelnd an die Brust. Man wandte sich zurück, und im anstoßenden Salon trat Franziska an die geöffnete Balkontür. Laut lachend drehte sie sich um.

„Sieh das an,“ sagte sie zu dem General, indem sie auf die Straße hinunterzeigte, wo man die Menschen vorüberfluten und Hunderte von Köpfen neugierig zum Gouvernementsgebäude emporgereckt sah.

„Es fehlt nur noch, daß wir auf den Balkon hinaustreten und du eine Rede an das Volk hältst.“ Es kam ihr der Gedanke, wie stattlich er sich bei einer solchen Gelegenheit ausnehmen würde, und indem sie in seine Augen sah, die sich mit stummem Wohlgefallen an ihrer Schönheit weideten, überströmte sie das Gefühl des Reichtums, den sie gab und den sie empfing, so plötzlich und so heiß, daß sie in jäher Aufwallung auf ihn zustürzte, um ihn zu küssen.

„Ein Überfall!“ rief er, indem er sie auffing und einen Kuß auf ihre Stirn drückte; er lachte, wie man über ein mutwilliges, hübsches Kind lacht. Franziska errötete, als hätte sie etwas Ungehöriges getan; sie hatte ihn auf den Mund küssen wollen, und der Kuß war fehlgegangen.

„Verzeih,“ sagte sie unwillkürlich. Er lachte freundlich und herzlich.

„Verzeihen? was hätte ich dir zu verzeihen?“ Er führte sie die Treppe hinunter, und da er wußte, welche Freude ihr das Spazierenfahren gewährte, stellte er den Wagen zu ihrer Verfügung. Während er in der Tür stehen blieb, stiegen Franziska und ihr Vater ein, um allein nach Haus zu fahren. Der laue Sommerabend war aber so verführerisch schön, daß auf Wunsch Franziskas noch ein Umweg gemacht wurde. Sie fuhren über die Brücke, und indem sie den Strom hinunterblickten, genossen sie den Anblick der untergehenden Sonne, die purpurn in dem breiten Wasser zu versinken schien. Die weite, flache Landschaft, aus der, im Abendrot leuchtend, die Dörfer eins hinter dem andern hervortraten, und an deren äußerstem, fernstem Rande ein zitternder Streif wie die Ahnung des fernen Meeres zu schweben schien, gewährte den Eindruck unermeßlicher Weite und erschien wie die erschlossene Vorhalle der großen, unendlichen Welt.

Ein tiefer Seufzer der Befriedigung hob Franziskas Brust. Nun stand sie an der Schwelle, nun war es nicht mehr ihre Phantasie allein, die sie hinauszusenden brauchte in die märchenhafte Ferne; sie selbst mit allen vollen Sinnen sollte sie nun sehen und kennen lernen, diese Welt, nach der sie sich so tief, so inbrünstig gesehnt hatte. Wie dankbar sie ihm war, der ihr das alles zeigen und gewähren wollte, der ihr dies ganze neue, große Leben wie eine köstliche, mühelos gebrochene Frucht in den Schoß legte. Sie drückte des Vaters Hand und dachte an den General. Herr von Maienberg wandte sich zu ihr.

„Bist du zufrieden, min Döchting?" fragte er. Sie sank an seine Brust und umschlang ihn mit den Armen.

„Nein," sagte sie, „glücklich, glücklich." —

Am Abende dieses Tages saßen die jüngeren Offiziere der Garnison wie gewöhnlich scharenweise in ihrem Stammlokal am Stammtisch versammelt. Es herrschte ein gewaltiger Lärm, denn es wurde sehr laut gesprochen, noch lauter gelacht und der Kellner fortwährend von allen Seiten angeschnauzt; es wurde sehr viel Bier getrunken und ungeheuer viel geraucht. Die meisten hatten große Zigarrentaschen von dickem Leder vor sich auf dem Tisch; bei denen, die von Adel, waren auf den Zigarrentaschen große, stählerne Buchstaben angebracht, über welchen ungeheure Kronen prangten. Natürlich bildete auch hier die heutige Verlobung das Hauptgespräch, und da man sich in einem für die Offiziere abgesonderten Zimmer befand, brauchte man sich mit seinen Redensarten keinen besonderen Zwang anzutun. Das größte Wort führte der Adjutant, der auf dem schwarzledernen Sofa nachlässig hingelehnt saß, den Überrock weit aufgeknöpft, so daß man seine große Uhrkette mit Berloques sah, seine ohnehin langen Beine ellenlang unter dem Tisch ausgestreckt. Er rauchte, da er es für eleganter hielt, nur Zigaretten und hatte, zum Unterschiede von den anderen, eine Büchse mit türkischem Tabak vor sich stehen, aus der er sich von Zeit zu Zeit eine Zigarette drehte. In Anerkennung seines außerordentlichen Mundwerks hatten ihm seine Kameraden den Namen „Revolver-Schnauze" zugelegt, und er hatte seinem Spitznamen heute abend bereits alle Ehre gemacht, indem er für den General und seine Braut die Bezeichnung „der Divisor und seine Dividende" erfunden hatte. Er hatte großes Glück mit seinem Witze gemacht, und der einzige vielleicht, der nicht gelacht und über den Scherz

keine Miene verzogen hatte, war Gartenhofen gewesen, der dem Adjutanten schräg am Tische gegenüber saß. Jetzt hielt der Adjutant die Zeit für gekommen, mit einem neuen Witze hervorzutreten.

„Gartenhofen," rief er laut und nachlässig über den Tisch, „soll ich Ihnen was Neues erzählen? Der General hat sich verlobt." Allgemeine Heiterkeit. Der Angeredete wandte die düstern Augen auf ihn, sein blasses Gesicht war leicht gerötet.

„Ebenso neu und geistreich, wie alles, was Sie heut abend vorgebracht haben," sagte er.

„Haben Sie's wirklich schon gewußt?" sagte der Adjutant, indem er mit möglichst gleichgültiger Miene eine neue Zigarette drehte, „sieh einer an, was Sie früh aufstehn."

„Halten Sie das für nötig, um mit Ihnen Schritt zu halten?" versetzte Gartenhofen.

„Der pikierte Raffael schießt schon wieder," sagte der Adjutant, indem er sich gähnend abwandte. Der pikierte Raffael, so hieß Gartenhofen infolge seines Malens und seines schwermütigen Wesens bei seinen Kameraden.

Einem jungen Manne, der darauf angewiesen ist, unter gleichaltrigen Kameraden zu leben, kann die Natur keine bösere Mitgift als ein ernstes, melancholisches Wesen mitgeben. Gartenhofen war ein solcher, und er konnte davon erzählen. Es ist eine tausendfach nachgebetete Ansicht, daß die Jugendjahre für jeden Menschen die glücklichsten seines Lebens seien; sie sind im Gegenteil für manchen weit reicher an bitteren Ärgernissen und Qualen, als seine reiferen Jahre. Der Kampf ums Dasein muß in der Jugend viel rücksichtsloser und dreister durchgefochten werden, als im späteren Leben, und Menschen der gedachten Art kommen dabei immer zu kurz. — Der Mensch ist nie tyrannischer, als wenn er in Masse ist, und eine Schar gleichgestimmter junger Männer wird nie begreifen, daß einer, der äußerlich zu ihnen gehört, innerlich anders empfinde als sie. Gartenhofens Neigung zur Malerei galt seinen Kameraden als Verschrobenheit und machte ihn zur Zielscheibe für ihre Späße.

„Gartenhofen," rief einer über den Tisch herüber, „ist es wahr, daß Sie Ihren Burschen als Fechter von Ravenna malen?"

„Nein," sagte der Adjutant, „er ist vom General als Stubenmaler engagiert und soll ihm die schöne Franziska in allen Stufenfolgen der Toilette an die Wand malen." Ein lautes Gelächter

begleitete den zweideutigen Scherz. Gartenhofen stieß sein Glas von sich und maß den Sprecher mit einem flammenden Blick. Auf seinen zuckenden Lippen schwebte eine Antwort, die vielleicht ernste Folgen gehabt hätte, er wandte sich jedoch ab, rief den Kellner heran und bezahlte seine Zeche. Dann griff er zur Mütze und zum Degen und, indem er geflissentlich bei dem Regimentsadjutanten vorbeisah, wünschte er den übrigen Kameraden gute Nacht. Der gedehnte Ton, mit dem sein Gruß erwidert wurde, verriet, daß er durch seine Empfindlichkeit die Gemütlichkeit gestört hatte. Durch die schweigenden nächtlichen Gassen wanderte er hastigen Schrittes dahin.

Als Gartenhofen bei seiner, in einem entfernten Teile der Stadt liegenden Wohnung angekommen war, fühlte er sich so unruhig, daß er bei seiner Haustür vorüber und wieder in die Stadt zurückging. Einem unbestimmten Drange folgend, gelangte er in die Anlagen, und plötzlich befand er sich vor dem Gartenzaune, der die Maienbergsche Villa von der Straße trennte. Er trat in das Dunkel der gegenüberstehenden Bäume und blieb stehen; zu welchem Zweck? Er hätte es selbst vielleicht nicht gewußt. Das kleine Haus lag still und dunkel, nur in einem der Vorderzimmer brannte hinter den herabgelassenen Vorhängen ein einsames Licht. Mit starrender Gewalt hefteten seine Augen sich auf diesen Vorhang, ob sich nicht vielleicht der Schatten einer Gestalt darauf abzeichnen würde, der Schatten derjenigen, die er an jenem Ballabende zum ersten Male gesehen und deren Bild ihn seitdem keinen Augenblick verlassen hatte. Kein Laut regte sich, es zeigte sich kein Schatten; das Haus lag wie abgeschlossen von der Welt, und es war, als ginge von dem ganzen Hause derselbe kühle, abweisende Hauch aus, den er empfunden, als er sich Franziska an jenem Abende vorstellen ließ. Er wandte sich ab, möglichst leise und geräuschlos; es war ihm zumute, als könnte sie seine Schritte hören, als würde sie ihm nachsehen und ebenso über seine schüchterne Unbeholfenheit lächeln, wie damals. Er dachte an jenen Abend zurück; ihm hatte sie den Tanz abgeschlagen und mit jenem hatte sie getanzt, der sich heute abend nicht gescheut hatte, das schöne, fleckenlose Wesen mit seinen Scherzen zu besudeln. Ein grimmiger Haß gegen diesen Menschen stieg in seiner Brust empor, und in schweren Gedanken wanderte er langsam nach Haus. Die Gedanken verließen ihn auch nicht, als er in seine bescheidene Wohnung hinaufgestiegen

war, sie verließen ihn überhaupt nie, sie waren um ihn und mit ihm, düstere, lastende Begleiter seines Lebens.

Sein Vater war ein unbemittelter Offizier gewesen, dem es ganz selbstverständlich erschien, daß sein Sohn auch Offizier ward; sobald der Knabe daher das zwölfte Jahr erreicht hatte, wurde er in das Kadettenkorps geschickt. Sieben Jahre brachte er darin zu, von der untersten bis zur obersten Klasse, und als er aus letzterer als Offizier in die Armee trat, war er nicht mehr jung, ohne jemals jung gewesen zu sein. Zitternd, so oft er zu den Ferien nach Hause kam, zeigte er seine Zensur vor, in welcher regelmäßig zu lesen war, daß seine militärische Haltung vieles zu wünschen übrig ließ; jedesmal erfolgte ein Donnerwetter und ein „Wirst du denn dein Leben lang ein krummer Kerl bleiben?" und nicht einmal kam dem alten Gartenhofen der Gedanke, ob nicht vielleicht die Schuld an ihm liege, der seinen Sohn dahin gestopft hatte, wo er nicht hingehörte. Eine war gewesen — die hatte es wohl geahnt und gefühlt, daß in dem Knaben mit den dunklen, sehnsüchtigen Augen etwas anderes steckte, als ein zukünftiger Soldat, aber die war lange tot: das war seine Mutter gewesen. Er war noch ein Kind, als sie starb; aber noch jetzt fühlte er den furchtbaren Schmerz der Stunde, als er vernichtet an ihrem letzten Lager kniete und ihre erkaltete Hand mit seinen heißen, verzweifelnden Tränen erwärmte. Ob er damals schon geahnt hatte, daß mit ihr das letzte und einzige Wesen von der Erde schied, das in seinem Herzen zu lesen, sein unverstandenes Innere zu verstehen gewußt hatte? Jetzt wußte er es, jetzt, da er die Lampe angezündet hatte und vor das schlichte Bild trat, das über dem Sofa in seiner Stube hing. Die dunklen, schwermütigen Augen seiner Mutter, die er zu seinem Unglück so ganz geerbt hatte, blickten ihn schweigend an, und indem er sich lange und tief darein versenkte, flossen ihm langsam schwere Tränen über die Wangen. Nun war er Offizier, eingeschlossen in einen Beruf, in den er nicht hineinpaßte und den er nicht ausfüllte, ohne Ausweg, ohne Aussicht, daß es in dem langen Leben, das noch vor ihm lag, je anders, je besser werden würde — es war ihm, als ob er erstickte — er war so unglücklich, als ein Mensch es zu werden vermag. Er riß das Fenster auf und blickte hinab in den dunkel rinnenden Strom, der unweit seiner Wohnung vorüberfloß. Die Nacht lag so finster über Wasser und Land gebreitet, als ob es nie

wieder Tag werden könnte; er hörte das leise Rauschen der eilenden Wellen, es war ihm, als verstände er, wie sie sich ihre Sehnsucht zuflüsterten nach dem unendlichen Meere, nach dem ihr Lauf sie trieb, und ein wildes Verlangen erfaßte ihn, mit ihnen hinaus zu können — wohin? Nur hinaus und fort aus dieser Öde, wo nun heute auch der letzte Lichtstrahl für ihn erloschen war.

Wie ein Geschöpf aus einer fremden, glücklicheren Welt, wie eine Verkörperung seiner phantastischen Träume, so war Franziska vor seiner schönheitsdurstigen Seele aufgegangen — und nun war sie dahin, für immer, das Weib eines anderen. Und dieser andere war sein General. Er ging in der Stube auf und ab wie ein Gehetzter. Hätte er denn im Ernste daran denken können, sie jemals die Seine zu nennen? Was hätte er ihr zu bieten vermocht, er, ein Mann ohne Vermögen, ein Offizier ohne Aussichten — nein, es war nur der begehrliche Traum seines lechzenden Herzens, der sich an sie herangewagt hatte, seines Herzens, das ebenso unbändig kühn in seinem Verlangen, wie er persönlich schüchtern in seinem Auftreten war. Er empfand diesen Zwiespalt seines Wesens, und ein Gefühl bitterster Selbstverachtung kam über ihn. In der Fensterecke stand, an den Stuhl gelehnt, eine große Mappe; seine Zeichnungen und Entwürfe waren darin. Mit dem Fuße stieß er danach, er wollte nichts mehr davon wissen, er wollte praktisch werden, vernünftig wie die anderen. Er setzte sich an den Tisch, schlug ein militärwissenschaftliches Werk auf und begann zu studieren. Nachdem er eine Seite gelesen, gingen seine Augen über das Buch hinweg; er raffte sich zusammen, las noch eine halbe Seite, dann klappte er das Buch zu, warf es vom Tische, sprang auf und im nächsten Augenblicke lag die Mappe mit seinen Zeichnungen vor ihm aufgeschlagen. Er versank ganz in sich selbst, indem er auf die Skizzen niederstarrte. Wie schwach, wie schemenhaft sie ihm erschienen, wenn er an das Bild dachte, das jetzt in so lebenglühenden Farben vor seiner Seele stand! Mit zwei Griffen hatte er alles, was von Bildern in der Mappe war, gefaßt und zerrissen. Dann setzte er den Stift an, um ihn wieder sinken zu lassen. Es war ihm zumute, wie einem Trinker, der genau weiß, daß seine Leidenschaft ihn zugrunde richten muß, und der sich eben wieder ein volles Glas eingeschenkt hat. Ein Wahnsinn war es, daß er sich das Bild des Weibes, das von ihm nichts wissen durfte, nichts wissen wollte, mit aller Macht einer tödlichen Phantasie in die Seele

sog, ein Wahnsinn — und indem er es noch halblaut vor sich hinsprach, hatte er schon wieder zum Zeichenstift gegriffen, und Franziskas holde Gestalt begann aus dem Papier hervorzutauchen. Nun hielt sein Werk ihn gefangen, er wußte nichts von der Welt, die Welt nichts von ihm, und es war niemand da, der über seine Schultern blicken und mit staunendem Schmerze hätte sehen können, wie ein großes, herrliches Talent sich scheu in die stille Mitternacht flüchtete, um verborgen vor aller Augen Phantasien auf das Papier zu zaubern, die geeignet gewesen wären, die Herzen Tausender zu entzücken, und die nun bloß dazu dienen sollten, ihren Urheber in tödlich verderblichen Traum zu lullen. Die Nacht schritt weiter und weiter, und der Wächter, der von Zeit zu Zeit durch die Straßen am Wasser seinen Rundgang machte, sah inmitten der dunklen Häusermassen immer und immer das eine erleuchtete Fenster in die Nacht hinausflimmern. Er machte sich seine Gedanken darüber und kam zu der Überzeugung, daß da oben ein Kranker wohnen müsse. — Ein Kranker — er hatte es vielleicht getroffen. —

Als einen „recht eigentümlichen Entschluß" bezeichnete es Frau Regierungsrätin Habermann, wenn sie in größerer Gesellschaft, als eine „ganz bodenlose Taktlosigkeit", wenn sie im Kreise ihrer Vertrauten war, daß die Hochzeit Franziskas mit dem General nicht am Wohnorte der Braut, sondern in Berlin, wo Verwandte des Bräutigams lebten, stattfinden sollte. Sie begriff gar nicht, wie der Vater so etwas zugeben konnte, und da sie es nicht begriff, begriffen es die anderen natürlich auch nicht. Es ließ sich eben nur dadurch erklären, „daß der gute Maienberg vor seinem Schwiegersohne einen Respekt hatte wie ein Fähnrich".

„Ein recht wenig würdiges Verhältnis, in der Tat."

„Ja, recht, recht unwürdig."

„Daß aber auch der General — er war doch eigentlich alt genug, um zu wissen, daß so etwas nicht in der Ordnung war."

„Aber eben, wenn alte Männer heiraten."

„Es war doch eigentlich ein recht sonderbares Verhältnis — der alte Mann mit einem so jungen Mädchen."

„Eigentlich ein ganz unnatürliches Verhältnis."

Frau Habermann wünschte ihnen alles Gute, wenn sie aber ihre Meinung hätte sagen sollen, so konnte sie — Besorgnisse. — Ganz so ging es den andern; vom ersten Augenblicke hatten sie diese Besorgnisse gehegt, sie hatten nur nichts

sagen wollen, „man weiß ja, wie leicht so etwas falsch verstanden wird."

Die gute Franziska — sie hätte recht glücklich sein müssen, wenn sie gewußt hätte, mit welcher Teilnahme der Gang ihres Schicksals verfolgt wurde; vielleicht aber war es gerade diese Teilnahme, der sie entfliehen wollte, als sie den Vorschlag des Generals, in Berlin Hochzeit zu machen, mit Freuden annahm. Es war wirklich ärgerlich für die gute Stadt.

Der Restaurateur, der im Geiste die Hochzeitstafel bereits in seinen Sälen gedeckt hatte, war wütend; die Lohndiener, die auf einen glänzenden Tag gerechnet hatten, liefen mit Gesichtern umher, als gehörten sie einer Verschwörersekte an; Herr Fischmann, zu vornehm, um Groll zu zeigen, hatte ein mitleidiges Lächeln angenommen; ein poetisches Mitglied des Regierungskollegiums, das, wenn mehr als zehn Menschen beim Mittagessen vereint waren, unter allen Umständen einen Toast in Versen ausbrachte, steckte seine für das Hochzeits-Diner acht Tage vorher improvisierten Verse ärgerlich wieder ein, und die Stimmung der Gesellschaft haben wir bereits geschildert. All die schöne, stille Schadenfreude, zu der sich doch so reichlicher Stoff geboten haben würde, wenn man den ältlichen Bräutigam in sicherlich nicht geringer Verlegenheit neben der jugendlichen Braut gesehen hätte, war vergebens gewesen. Der General tat wirklich gar nichts für seine Popularität, und diese Franziska war wirklich von ganz unleidlicher Hoffärtigkeit.

In Berlin wurde die Hochzeit gefeiert; eine so kleine Hochzeit, daß sie ganz spurlos in der großen Stadt vorüberging. Einige ältere Freunde des Generals, teils Junggesellen, teils auch schon Witwer, teils mit ihren Frauen, hatten sich zu dem Hochzeitsmahle versammelt. Es war eine sehr würdige, aber auch sehr betagte Gesellschaft; der Papa von Maienberg war einer der Jüngsten, und Franziska erschien in ihrer Mitte wie eine blühende Rose unter Ruinen. Nicht, daß man ihr unfreundlich begegnet wäre, im Gegenteil; aber sie glaubte zu fühlen, daß diese Freundlichkeit hauptsächlich der Achtung entsprang, die man ihrem angesehenen Manne schuldete; von Zeit zu Zeit sah sie die Augen der älteren Damen mit stumm prüfenden Blicken auf sich gerichtet. Alles ging sehr vornehm und leise zu; die Livreediener, an deren Spitze ein schwarzbefrackter, wie ein Geheimrat aussehender Haushofmeister stand, bewegten sich wie stumme

Maschinen; ein ganz kurzer Toast auf die Familie von Maienberg war von einem Freunde des Generals ausgebracht worden; Herr von Maienberg hatte mit einem sehr umfangreichen Toast geantwortet, dessen etwas kleinstädtische Begeisterung von der Gesellschaft mit einem wohlwollenden Lächeln aufgenommen worden war: über dem ganzen Feste lag ein gewisser frostiger Hauch.

Befehlen Exzellenz ein Glas Eispunsch?" hörte Franziska eine Stimme hinter sich. „Befehlen Exzellenz ein Glas Eispunsch?" schnarrte der aufwartende Diener zum zweiten Male, und jetzt erst fiel es ihr ein, daß sie gemeint war. Mit einiger Verwirrung blickte sie auf ihren Teller nieder; ein flüchtiges Lächeln hatte die Lippen der gegenübersitzenden Dame umspielt. Richtig, sie war ja nun Exzellenz. Sonst hatte sie nur ganz weißhaarige Herren und Damen mit diesem Titel bezeichnen hören — es war ihr zumute, wie einer jungen Königin, der man die Krone aufs Haupt setzt und die fühlt, daß das Metall kalt ist. Sie saß zur Seite ihres Gemahls, dieser aber hatte sich in Gespräche über wichtige politische Fragen, die augenblicklich die Zeit bewegten, mit seinen Freunden eingelassen. Sie gab sich Mühe, von dem bedeutenden Inhalte der Gespräche etwas zu erlauschen, und sagte sich innerlich, wie glücklich sie sein müsse, nun immer von so sachkundiger Seite über die wichtigsten Zeitfragen belehrt zu werden; sie bog den Kopf ein wenig vor, aber ihr Mann wandte sich gerade nach der andern Richtung der Tafel und drehte ihr auf diese Weise halb den Rücken zu. Ihre Mühe war vergeblich gewesen, und leise ließ sie sich an die Lehne ihres Stuhles zurücksinken. Sie kam sich verlassen vor, und plötzlich empfand sie das Verlangen, daß nur ein einziges jüngeres Wesen da sein möchte, mit dem sie sprechen könnte. Sie sagte sich sogleich, daß es ein törichtes Verlangen war, nichtsdestoweniger war es da, und die Stummheit, zu der sie verurteilt war, legte sich ihr wie eine körperliche Last auf die Brust. Die Beengung schwoll empor, umklammerte ihren Hals, und es kam ein Augenblick, wo sie glaubte, daß sie in Tränen ausbrechen würde.

Tränen am Hochzeitstage, und in einer so vornehmen, verständigen Gesellschaft! Der Schreck bei diesem Gedanken drängte ihre Aufregung zurück; still und blaß saß sie in ihrem weißen Hochzeitskleide da und drückte das Bukett von Rosen, das ihr Mann ihr heute, von einem prachtvollen Brillantenhalsband umwunden, geschenkt hatte, an Augen und Lippen. Die holden

Blumen erschienen ihr wie die süßen Geister der Jugend, und heute zum ersten Male, und trotzdem sie sich dagegen sträubte, empfand sie ein sehnendes Verlangen nach der Jugend.

Der General war so vertieft in seine Gespräche, daß Herr von Maienberg aufstehen und ihn daran erinnern mußte, daß die Zeit gekommen sei, um sich zur Abfahrt für die Hochzeitsreise fertig zu machen. Man hatte beschlossen, unmittelbar nach der Trauung abzureisen und als Reiseziel war, nach Franziskas Wunsch, Italien ausersehen.

„Verzeih, liebes Kind," sagte der General, indem er sich zu seiner jungen Frau umwandte und hastig nach der Uhr sah; es war allerdings höchste Zeit geworden. Man erhob sich von der Tafel, und alles umdrängte Franziska und ihren Gatten, um ihnen glückliche Reise zu wünschen. Die Damen gaben ihr gute Ratschläge, in einem so mütterlich-fürsorglichen Tone, als wenn sie zu einem Kinde sprächen.

„Der Herr Kriegsminister wird Ihnen zürnen, Exzellenz," wandte sich ein alter Herr, um dessen faltigen Mund das gefrorene Lächeln des höheren Ministerialbeamten schwebte, an Franziska, „daß Sie uns gerade jetzt Ihren Herrn Gemahl entführen."

„Im Ernst," hörte sie, wie er sich leiser an ihren Mann wandte, „ich weiß, daß der Minister Sie gern hier gehabt hätte, bei der bevorstehenden Militärdebatte."

„Wird auch ohne mich fertig werden," entgegnete heiter der General, „für Politik haben wir jetzt keine Zeit, nicht wahr, mein Engel?" und er legte den Arm um Franziskas Schultern.

„Du weißt," sagte sie, indem sie ernst zu ihm aufblickte, „daß mir nichts schmerzlicher wäre, als dich einer deiner Pflichten zu entfremden." Er hörte ihr lächelnd zu und drückte einen Kuß auf die schöne Stirn seiner verständigen, jungen Gattin, dann trat er noch einmal auf den Ministerialrat zu.

„Sollte es ganz dringend werden," sagte er leise, „so wissen Sie ja für alle Fälle meine Adresse."

Ein Diener erschien und meldete, daß der Wagen vorgefahren sei, und nun ging es zum Abschied. Mit einer hastigen Bewegung ergriff sie ihres Vaters Hand und begab sich mit ihm in das nebenanliegende Gemach, wo sie für einen Augenblick allein waren. Herrn von Maienbergs heiteres Gesicht sah ernster aus als gewöhnlich, und als Franziska ihm in die Augen blickte

und die Arme um seinen Hals schlang, machte plötzlich die unterdrückte Natur ihr Recht geltend, und die Fülle verworrener Gefühle, die ihr Herz bedrängt hatten, brach in einem Tränenstrom zutage. Sie wollte nicht weinen und strengte alle Kraft an, um ihre Tränen zurückzudrängen, aber für diesmal war die dunkle Natur mächtiger als ihr Wille, und der Zwang, den sie sich antat, verstärkte nur die Qual, so daß ihre Brust sich schluchzend an der des Vaters hob und senkte. Herr von Maienberg stand ziemlich ratlos da, um so ratloser, als er an derartige leidenschaftliche Gefühlsausbrüche bei seiner Tochter gar nicht gewöhnt war. Er befand sich in der peinlichen Lage eines Menschen, der einen geistig überlegenen Menschen trösten soll, und da ihm nichts anderes einfiel, nahm er zu ihren eigenen Worten seine Zuflucht.

„Weine doch nicht so, min Döchting," raunte er ihr leise zu, während er zärtlich ihre Wangen streichelte. „Du kommst ja nun nach Italien; denke doch — weißt du denn nicht mehr? Die königliche Macht des Verstandes?" Seine wohlwollenden Worte hatten es getroffen, sie hob ihr beträntes Antlitz empor und lächelte.

„Du hast ja recht," sagte sie, ihre Tränen trocknend, „und es ist ja so töricht, so töricht." Dann umschlang sie ihn noch einmal inniger als vorher und küßte ihn zweimal und dreimal zum Abschiede. Ihre Bewegung war eigentümlich heftig, es sah aus, als ob sie ein Bedürfnis empfände zu küssen. Der General trat ein, und sie hing sich zärtlich in seinen dargebotenen Arm; an ihren geröteten Augen nahm er keinen Anstoß — der Abschied vom Vater — es war ja so natürlich. —

„Auf baldiges, glückliches Wiedersehen," rief er dem Schwiegervater zu, ihm die Hand zum Abschied reichend, „und bringen Sie uns während unserer Abwesenheit unsere Wohnung recht hübsch in Stand."

„Soll alles geschehen, soll alles auf das beste geschehen," sagte Maienberg, der neben seiner Tochter und dem General die Treppe hinunterstieg. Der General war seiner jungen Frau beim Einsteigen in den Wagen behilflich.

„Und nun, Kutscher, nach Italien," sagte er, indem er sich lachend an ihrer Seite niederließ. Wie schön ihr das zum Ohre klang: „Nach Italien!" Die Pferde zogen stürmend an, der Wind spielte um ihre Wangen und trocknete die letzte Träne in ihren Augen, und indem sie seine hohe, stolze Gestalt neben sich

erblickte und seine Hand fühlte, die zärtlich ihre Hand gefaßt hielt, war sie nur über eins noch unglücklich: daß sie vorhin sich so unglücklich gefühlt hatte.

Es war spät nach Mitternacht, als der Regierungsrat von Maienberg auf dem Bahnhofe der Heimatsstadt wieder eintraf. Das gute Mahl und die vortrefflichen Weine, denen er kräftig zugesprochen, hatten ihm während der Eisenbahnfahrt zu einem gesunden Schlafe verholfen. Als er, vom schrillen Pfiff der Lokomotive geweckt, verschlafen aufschreckte, war seine erste Bewegung die, daß er seine Tochter anstoßen wollte, um sie darauf aufmerksam zu machen, daß sie angekommen seien. Er stieß in die Luft — und brummend bemerkte er, daß sie nicht mit zurückgekommen war. Vom Bahnhofe aus pilgerte er seiner Wohnung zu. Die Stadt lag totenstill und dunkel, selbst die Laternen schienen zur Ruhe gegangen zu sein, und nur hier und da blickte eine und die andere wie ein trübes, verschlafenes Auge um die Ecke. Der Wind hatte sich erhoben und raschelte in den Bäumen, deren vertrocknetes Laub er Blatt nach Blatt zur Erde streifte. Es wurde Herbst. Herr von Maienberg war froh, als er sein Haus erreicht hatte; als aber die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel, war es ihm, als gäbe es einen dumpf hallenden Klang, wie er ihn nie zuvor gehört. Es kam ihm in den Sinn, daß er und die Köchin von nun an die einzigen Bewohner des Hauses waren. Er legte sich sogleich zu Bett; was ihm aber seit Jahren nicht geschehen war, begegnete ihm heut, er konnte nicht einschlafen. Nachdem er eine Stunde wach im Bette gelegen hatte, stand er auf, zündete das Licht an und ging im Schlafrock aus seinem Schlafzimmer in sein Wohnzimmer, aus dem Wohnzimmer in den Salon, und dann, nachdem es ausgesehen hatte, als ob er sich vor etwas fürchtete, an Franziskas Tür, die er behutsam öffnete. Er leuchtete in ihr Zimmer hinein — alles stand darin, wie sie es zuletzt verlassen. Aber es war so still, so merkwürdig still in dem Zimmer. Er setzte sich an ihren Tisch und saß daran lange Zeit, den Kopf in die Hand gestützt. Ihr Bild erschien ihm, wie er sie beim Abschiede gesehen, mit dem von Tränen überströmten Gesicht, mit dem unendlich schmerzvollen Ausdruck in den edlen Zügen. Und plötzlich, was er auch lange nicht getan hatte, faltete er die Hände und betete ein stummes, inbrünstiges Gebet zu Gott, daß er sein Kind beschützen möchte. Wovor? Vor irgend etwas Schwerem, Schrecklichem, das dunkel

und verhängnisvoll gegen die lichte Gestalt seines Lieblings heranzuziehen schien. Seine Hände sanken auseinander, und er saß wieder wie vorher, lange Zeit. Das flackernde Licht, das neben ihm brannte, ließ sein Bild in dem Spiegel hinter seinem Rücken erscheinen — das Bild eines alten Mannes. —

Durch Nürnberg und München, über die Alpen hinweg ging die Reise der Neuvermählten nach Verona und Florenz. Der General hatte den Reiseplan entworfen, und wenn es je einen vorzüglichen Reisemarschall gegeben hatte, so war er es. Er hatte alles gesehen und sorgte dafür, daß seiner jungen Frau nichts von all den Herrlichkeiten entging, womit der Kunstsinn des deutschen Volkes das freundliche Nürnberg und der Kunstsinn eines deutschen Fürsten das stolze München überschüttet hat. Dabei hatte er für ihre Behaglichkeit auf das vorsichtigste gesorgt; die schönsten Zimmer in den ersten Gasthöfen standen regelmäßig zu ihrer Verfügung, und so fühlte sich Franziska auf den weichen Wellen des Lebensüberflusses spielend von Genuß zu Genuß dahingetragen. Nicht minder vertraut war er mit der Schweiz, und so wie vorher die Herrlichkeiten der Kunst, so führte er ihr jetzt die Schönheiten der Natur vor.

„Als wenn wir durch eine Galerie gingen," sagte scherzend Franziska, „die dir gehört und in der du jedes einzelne Stück kennst." An seinem Arme ging sie dahin, immerfort lernend, immerfort empfangend, Sinne und Seele mit tausend neuen Eindrücken füllend, die ihm alte Bekannte waren. Daß er so alles kannte, war ihr manchmal beinahe zu viel, denn der Reiz der Neuheit, dessen frischer Duft ihr überall entgegenwehte, war für ihn nicht mehr vorhanden; wenn er sich freute, so war es das stille Lächeln über ihre Freude, und es war nicht ein Augenblick, da sie nicht die Überlegenheit seiner Kenntnisse und Erfahrung empfunden hätte.

In München war man mit einem jungen Ehepaar zusammengetroffen, das eine Strecke weit denselben Weg durch die Schweiz zu machen gedachte, wie sie. An der Wirtshaustafel hatte man Bekanntschaft gemacht, und die beiden jungen Frauen hatten sich zusammengefunden, was dem General nicht unlieb zu sein schien, da er sich nach Tische in politische Zeitungen vertiefte.

„Sie sind recht zu beneiden," sagte die junge Frau zu Franziska, „daß Sie alles so ernst und genau ansehen können; mein Mann nimmt mir alle Ruhe, indem er mir fortwährend

sagt, wieviel schöner es sein wird, wenn wir erst ganz allein auf unserem Gute in Holstein oben sitzen." Während sie das sagte, blickte sie den bösen Mann so zärtlich an, daß man recht deutlich erkennen konnte, wie sehr sie ihm zürnte. Franziska hörte es schweigend an und dachte an das Gouvernementshaus mit seinen glänzenden Räumen, das war freilich nicht der Ort für ein stilles, idyllisches Leben, wie unter Holsteins rauschenden Buchen.

„Wir wollen ins Theater gehen," fuhr die junge Frau fort, „kommen Sie mit? Ihr Herr Vater ist so vertieft in seine Zeitungen."

„Wer?" fragte Franziska überrascht.

„Ihr Herr —" die Dame stockte und errötete, da sie Franziska erröten sah.

„Es ist ein Irrtum," erwiderte Franziska lächelnd, „es ist nicht mein Vater, sondern mein Mann." Die junge Frau bat tausendmal um Verzeihung und ergriff lachend Franziskas Hände, aber ihr Lachen klang etwas verlegen, und der erstaunte Blick, mit dem sie den General, der in der Fensternische lesend saß, gestreift hatte, war Franziska nicht entgangen. Es war eine Kleinigkeit, und indem man rasch das Gespräch auf die bevorstehenden Schönheiten der Schweizerreise lenkte, war der Zwischenfall, so schien es, bald wieder vergessen; trotzdem ließ er eine unangenehme Nachempfindung in Franziska zurück, und als sie bald darauf das junge Ehepaar sich leise unterhalten sah, konnte sie den Gedanken nicht abweisen, daß sie ihr Erstaunen über die ungleichaltrigen Eheleute austauschten.

In Luzern trennten sich die beiden Reisegesellschaften, um jede ihren Weg für sich fortzusetzen, und Franziska entbehrte das harmlose Geplauder ihrer jungen „Kollegin", wie diese sich scherzend selbst genannt hatte, um so mehr, als die Zeitungen, die ihr Gemahl in den Gasthöfen vorfand, ihn immer mehr in Beschlag nahmen. Die Nachrichten aus der Heimat wurden, wie es schien, von Tag zu Tag ernster; die großen Verhandlungen hatten begonnen, und wenn sie ihn von der Seite beobachtete, wie er jedes Wort der Debatten mit angestrengtester Aufmerksamkeit verfolgte, schien ihr sein Geist weit mehr in Berlin, als in den Alpen zu sein. Häufig geschah es dann, daß er von seinem Lesen plötzlich auffuhr, die Zeitungen beiseite warf und zu ihr, die unterdessen still sinnend am Fenster oder auf dem Balkon

gesessen hatte, hineilte und mit zärtlichen Worten seine Unaufmerksamkeit entschuldigte. Man unternahm dann Spaziergänge oder Ausfahrten, und mit einer gewissen Hastigkeit, als wollte er das Versäumte einholen, begann er ihr zu erklären. Trotz seines Eifers wollte es ihr aber scheinen, als wären seine Augen zerstreut und als wäre er nicht recht mit ganzer Seele bei der Sache.

Als sie in Florenz angelangt waren, fanden sie einen postlagernden Brief aus Berlin vor, den der General sogleich erbrach und las. Nachdem es geschehen, warf er ihn offen auf den Tisch und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Es sah so aus, als ob er wünschte, daß Franziska ihn läse.

„Du scheinst wichtige Nachrichten zu haben," sagte sie, „ist es erlaubt?" und da er nicht nein sagte, nahm sie den Brief vom Tische auf und las. Er war von dem Ministerialrat und enthielt nur wenige Worte:

„Man braucht Sie dringend; der Minister möchte Sie nicht offiziell zurückrufen; wenn Sie irgend können, kommen Sie."

„Nun?" sagte sie, indem sie den Brief zurücklegte.

„Ja, was soll man tun?" fragte er.

„Das scheint mir nicht so schwer zu lösen," versetzte sie lächelnd; „wir reisen zurück!" Er blieb vor ihr stehen, und sie sah, wie sein Auge freudig aufleuchtete.

„Ist das dein Ernst?" sagte er; „aber weißt du auch, daß wir dann gleich umkehren müssen? Und du hast Florenz noch nicht gesehen, geschweige denn Rom und Neapel, wo wir auch noch hinwollten?"

„Hast du unseren Pakt vergessen," erwiderte sie, „daß ich dich von keiner deiner Verpflichtungen abhalten dürfte? Was würden deine Freunde in Berlin sagen, wenn sie dächten, daß du unter dem Pantoffel deiner Frau ständest?"

„Du bist doch das liebste, klügste Frauchen von der Welt," rief er, indem er sie entzückt in seine Arme schloß; „und weißt du, daß du, ohne es zu wollen, gerade den Nagel auf den Kopf getroffen hast? Wenn unsereins sich auf seine alten Tage verheiratet, sind die Herrrn da oben gleich mit Vermutungen bei der Hand, daß man nun durchaus an Eifer nachlassen müsse und für den Dienst des Staates nur halb noch brauchbar sei."

„So laß uns ihre Vermutungen durch die Tat widerlegen," sagte Franziska; „wann reisen wir?"

„Morgen früh, lieber Engel, ich will gleich nach Berlin telegraphieren, und dann sehen wir uns, solange es noch Tag ist, Florenz ein wenig an."

Wie er gesagt hatte, so geschah es, und wenige Stunden später standen sie auf der Höhe von San Miniato und blickten auf Florenz hinab. Das Bild der herrlichen Stadt, deren Türme und Zinnen im heißen Abendgold schwammen, wirkte so mächtig, daß sie beide eine Zeitlang in stummem Anschauen verharrten; dann begann er ihr die einzelnen Türme und Paläste zu nennen. Mitten in seinen Erklärungen aber unterbrach sie ihn, indem sie seinen Arm ergriff.

„Laß es sein, komm fort," sagte sie, „es ist zu schön." Zum ersten Male erschienen ihr seine Erklärungen nüchtern, und sie fühlte sich dadurch gestört im schweigenden Anblick der Herrlichkeit, die ihr zu Füßen lag. Indem sie die Anhöhe verließen, blieb sie noch einmal stehen und blickte zurück.

„Wie Moses," sagte sie lächelnd, „der auf Kanaan hinuntersah, das er nicht betreten sollte." Ihr eigenes Wort stimmte sie wehmütig. Dort unten in den hohen Hallen und Gebäuden waren sie, die Kunstgebilde der Zauberer, nach denen sie sich gesehnt, und nun an der Pforte hieß es halt und zurück. Schweigend hing sie an seinem Arme, und allem, was er sagte, hörte sie lautlos zu. —

Sie tranken den Tee auf ihren Zimmern im Gasthofe. Der General war sehr gut aufgelegt und gesprächig, Franziska beschäftigte sich, während er sie unterhielt, mit den schönen florentinischen Photographien, von denen er ihr eine ganze Mappe unterwegs gekauft hatte. Auf seinen besonderen Wunsch hatte sie auch das prachtvolle Korallenhalsband angelegt, das er ihr heute geschenkt; er hatte gemeint, daß es sich auf ihrem dunkelfarbigen Reisekleide besonders gut ausnehmen würde, und er hatte recht gehabt. Man sah und merkte ihm an, daß er heute alles tat, was er ihr an den Augen absehen konnte, als wollte er ihr den Schmerz des Scheidens von dem schönen Italien versüßen. Da man am anderen Morgen früh aufstehen mußte, trennten sie sich bald; er nahm ihr Haupt zwischen beide Hände und mit einem zärtlichen Kusse auf die Stirn wünschte er ihr gute Nacht. Leise erwiderte sie seinen Gute-Nacht-Gruß und verfügte sich in ihr Schlafzimmer, das von dem seinigen durch den Salon getrennt war. Der Schlaf aber wollte ihr, als sie im

Bette lag, nicht kommen. Am Bette lag es nicht, das war so vortrefflich, als die verwöhntesten Glieder es verlangen konnten, an der Luft lag es auch nicht, die war so kühl und leicht, als wäre sie mit allen Geistern des Schlafes gewürzt gewesen, und dennoch lag sie und blickte mit offenen, schlaflosen Augen in das Dunkel der Nacht. Während die Decken ihres Lagers sie weich und warm umhüllten, hatte sie ein Gefühl von Kälte, die aus ihrem Innersten hervorzudringen schien; mitten in dem Überfluß, der sie umgab, lag sie da mit einem Gefühle des Mangels, einer Leere, die um so fühlbarer wurde, je mehr die Äußerlichkeiten sich bemühten, sie darüber hinwegzutäuschen.

Ihre Gedanken wanderten, ohne daß sie wußte warum und wie, zu den jungen Eheleuten aus Holstein, und indem sie an die junge Frau dachte, fühlte sie etwas wie Neid. Weswegen in aller Welt brauchte sie sie zu beneiden? Wenn sie mit ihrem Manne im ersten Stockwerke der Gasthöfe drei Zimmer mit einem Salon mietete, so mußten jene sich mit einer einzigen Stube im dritten Stocke begnügen, und Diamanten und Korallenhalsbänder, wie sie sie erhalten, schenkte der junge Gatte seiner Frau nicht. — Aber freilich — ob es auch für ihn Herren „da oben" gab, denen er beweisen mußte, daß seine Verheiratung seiner Diensttüchtigkeit keinen Abbruch getan? Nein — einen einzigen Kompaß gab es für sein Tun und Lassen, die Zufriedenheit in ihren Augen; und wenn er sie an sich gedrückt hielt, dann waren diese beiden jungen Menschenkinder wie eine kleine Welt für sich, eine Welt, die sich um die Glückseligkeit, die sie erfüllte, wie um ihre eigene Achse bewegte, ohne nach allen Weltkörpern und Weltbewohnern etwas zu fragen.

Und wie er zärtlich zu sein verstand! Sie erinnerte sich, wie sie einmal, während ihr Mann seine Zeitungen las, die drei Treppen hinangestiegen war, um die beiden Leutchen zum Spaziergang abzuholen. Als sie vor der Tür gestanden, hatte sie da drinnen einen Lärm gehört — eigentlich als wenn zwei Kinder in der Stube herumtollten — ein Jauchzen und Kichern, ein Sichjagen und Haschen, einzelne geträllerte Noten, die plötzlich abbrachen, indem man deutlich wahrnahm, wie der Mund, der sie gesungen, von einem anderen Munde geschlossen ward — wirklich ein ausgelassener Lärm, aber so durchtönt von dem wonnevollen Klange menschlicher Glückseligkeit, daß Franziska sich seltsam davon berührt gefühlt hatte und daß sie, ohne einzutreten, leise

wieder davongegangen war, weil sie fühlte, daß hier ein Dritter nur stören könnte.

Als der General ihr heute den Brief zeigte, hatte sie nicht einen Augenblick geschwankt, was sie darauf sagen und tun müßte — daß er ihn ihr aber zu lesen gegeben, dafür klagte sie ihn im stillen an. Wenn er es ihr erspart hätte, die Entscheidung zu treffen und selbst entschieden hätte, wir reisen weiter — wie warm es ihr Herz berührt haben würde! Sie fühlte es, da ihr Herz jetzt so kalt und gleichgültig schlug. Unwillig über sich selbst schüttelte sie den Kopf. War es denn nicht alles gerade so, wie sie es hatte haben wollen? Sie wollte ja kein „liebes Männchen" haben wie ihre Freundin, mit dem sie sich umhalsen und küssen konnte, sondern einen bedeutenden Mann; und war es ein Wunder, daß ein solcher andere Gedanken und Verpflichtungen hatte als einer von jener Art? Und nun, wenn sie ehrlich gegen sich selbst war, mußte sie sich gestehen, daß sie sich danach sehnte, daß ihr Mann sie umarmte und an sich drückte, so daß sie sein Herz an dem ihren schlagen und seinen Mund auf dem ihrigen fühlte? So ganz anders hatte sie denken gelernt, bloß weil der äußere Umstand eingetreten, daß sie nun eine verheiratete Frau war? Sonderbar; sonderbar. —

Die Rückreise ging ebenso rasch vonstatten, wie die Hinreise langsam und gemächlich gewesen war. Nördlich der Alpen war es bereits Winter geworden; je weiter man nach Norden kam, um so tiefer fuhr man in die Kälte hinein, und als man in die norddeutsche Tiefebene gelangt war und der Eisenbahnzug mit den stöbernden Schneeflocken um die Wette zu fahren schien, kam es Franziska wie ein Traum vor, daß es ein Land auf Erden gab, wo warmer Sonnenschein und blauer Himmel war, und daß sie selbst vor wenigen Tagen erst in diesem Lande gewesen. Mißmutig, fröstelnd lehnte sie sich in die Coupéecke zurück, und ihre Stimmung ward nicht gebessert, als sie die rauchenden Schornsteine Berlins in der Ferne aufsteigen sah. Wenn es einen Anblick gibt, der auch den Heitersten melancholisch stimmen kann, so ist es der von qualmenden Fabrikschornsteinen in dicker, schwerer Schnee- oder Regenluft. Die schwarzen Wolken bleiben wie Kleckse in der Luft hängen und verschmutzen die Luft und den Himmel. In Berlin angekommen, nahm der General seine Verpuppung vor, indem er das Reisezivil ab- und die Uniform

wieder anlegte; und früh am nächsten Morgen verließ er das Hotel, um sich bei dem Minister zu melden.

„Um den Herren da oben seinen ungeschwächten Eifer für den Staat zu zeigen," sagte Franziska vor sich hin, während sie allein sitzen blieb.

Er blieb lange aus, und da es Franziska in dem einsamen Gasthofe nicht litt, sie in Berlin auch keine Verwandte und Bekannte besaß, so ging sie allein aus und durchstreifte die Museen Berlins. Sie erinnerte sich des Entzückens, mit dem sie früher, wenn sie aus der kleinen Stadt herübergekommen, durch diese Hallen gegangen war; wenn ihre Schritte in der feierlich schweigenden Rotunde am Eingange widerhallend ertönten, hatte sie sich eines tiefen, seligen Schauers nie zu erwehren vermocht, und wenn sie dann nach Hause zurückkehrte, war ihre Seele mit goldenem Licht erfüllt gewesen. Von alledem empfand sie heute nichts. Die Sammlungen erschienen ihr dürftig im Vergleich mit dem, was sie auf der Reise gesehen, der graue nordische Winterhimmel füllte die Säle mit kaltem, bleiernem Licht, und die Antiken schienen sich, gleich ihr, schauernd hinunter zu sehnen nach den Wärme- und Lichtströmen, die über San Miniato leuchteten und wogten. Sie suchte diese und jene Bank, auf der sie einst gesessen, und wo ihr, wie sie sich erinnerte, ganz besonders schöne Gedanken gekommen waren; sie wußte noch genau, was sie damals gedacht, und sie versuchte wieder zu fühlen wie damals — vergeblich — die Gedanken tauchten kalt herauf und wieder zurück.

Mißmutig stand sie auf. Es war, als ob in ihrer Seele ein neuer Raum entstanden wäre, der ausgefüllt sein wollte, ohne daß sie wußte, womit. Nur eins empfand sie dunkel: Phantasie und Lust am Schönen und an der Kunst reichten dazu nicht mehr aus — ihr Verlangen hatte Fleisch und Blut bekommen. —

Als sie in den Gasthof zurückkehrte, fand sie eine Karte ihres Mannes vor, worin dieser sie bat, mit dem Mittagsessen nicht auf ihn zu warten, da ihn der Minister auch den Nachmittag festhalten wollte. So unlieb es ihr war, mußte sie sich daher entschließen, an der Gasthofstafel, die sogleich angerichtet werden sollte, teilzunehmen. Es konnte nicht verfehlen, Aufmerksamkeit zu erregen, als die schöne junge Frau einsam am Tische Platz nahm, und das dreiste Anstarren seitens der Tisch-

gäste war ihr peinlich. Auf allen Gesichtern las man das Bestreben, ihre Stellung und ihre Verhältnisse zu erforschen, und es entging ihr nicht, daß sie mehr als alle übrigen am Tisch befindlichen Damen die Augen aller auf sich zog: ein Gefühl kalter Selbstgefälligkeit, das ihr früher fremd gewesen war, stieg in ihr auf. Die Gesichter der Umsitzenden waren wie ein lebendiger Spiegel, der ihr sagte, wie begehrenswert sie sei.

Gegen Abend kam endlich der General zurück. Er hatte einen angestrengten Tag hinter sich und war müde und abgespannt. Franziska hatte einen noch schlimmeren, einen gelangweilten Tag verlebt, und so saßen sie sich denn ziemlich einsilbig beim Tee gegenüber. Er erzählte, während er gähnend die Abendzeitungen durchblätterte, von seinen heutigen Erlebnissen, von dem außerordentlich wohlwollenden Empfange, den ihm der Minister bereitet hatte, Dinge, die Franziska nicht besonders interessierten. Sie betrachtete, während er sprach, sein Gesicht, das von der Lampe scharf beleuchtet war. Die Falten darin erschienen tiefer und schärfer, es sah aus, als ob er innerhalb der letzten vierundzwanzig Stunden gealtert wäre. Die nächsten Tage brachten eine Pause in den Parlamentsverhandlungen, der General hatte in Berlin nichts zu tun, man beschloß daher, nach der Heimat zurückzukehren und sich im Gouvernementshause wohnlich einzurichten. Franziska sollte dann daselbst bleiben, während ihr Mann nach Berlin zurückkehrte.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht, daß die Exzellenzen zurückkämen, durch die Stadt gegangen, und durch die ganze Gesellschaft gab es gewissermaßen einen hörbaren Ruck, indem aller Augen sich im Geiste nach den Fenstern des Gouvernementshauses richteten, die, wie man erwartete, demnächst im Glanze rauschender Feste strahlen würden. Mit einem mächtigen Bukett bewaffnet, hatte Herr von Maienberg die Ankömmlinge auf dem Bahnhof empfangen und alsdann nach ihrer Wohnung begleitet. Es war ihm nicht entgangen, daß seine Tochter anders aussah, als da sie ihn verlassen hatte; ihr Lächeln war müder als früher, und über ihre sonst so hellen Augen schien ein Flor gebreitet. Auch als sie die Treppe hinaufgestiegen waren, übte die große, grüne Girlande, welche Herr von Maienberg über der Eingangstür hatte anbringen lassen, und in die er eine Tafel mit einem feuerroten „Willkommen!“ hineingehängt hatte, nicht ganz die von ihm erhoffte Wirkung.

„Sieh, sieh, wie aufmerksam," hatte Franziska mit einem leichten Kopfnicken gesagt, und das Lächeln, das sie dabei gezeigt, war eher ein wenig mitleidig als erfreut gewesen. Daß sie aber nun zu Hause war, schien ihr angenehm zu sein; die Einrichtung der schönen Räume entsprach ganz ihrem Geschmack, und als man in dem wohlig erwärmten, behaglich erleuchteten Zimmer zu dreien das Abendbrot verzehrte, kam ihre gute Laune zurück. Sie hatte es sich nach Ablegung der Reisekleider bequem gemacht und saß jetzt mit ihrem Vater und ihrem Mann vor dem Kamin in der Ecke ihres reizenden, kleinen Kabinetts. Die Füße auf das Kamingitter gestützt, in den Armstuhl behaglich zurückgelehnt, hörte sie den begeisterten Ausrufen ihres Vaters zu, der es sich nicht hatte nehmen lassen, die Mappen mit Ansichten, die sie von der Reise mitgebracht, auszupacken und zu beschauen. Er hatte unzählige Fragen zu stellen, und sie beantwortete diese mit Hilfe dessen, was sie von ihrem Manne gelernt hatte. Der General hatte sich, da es ihm Bedürfnis war und Franziska nicht dadurch gestört wurde, eine Zigarre angezündet und saß gemächlich schmauchend zu ihrer Rechten, indem er gutmütig lächelnd auf seine gelehrige junge Frau niederblickte. Sie gewahrte seinen Blick.

„Bist du zufrieden mit deiner Schülerin?" fragte sie, indem sie die Hand nach ihm ausstreckte und ihn ansah.

„Vortrefflich, liebes Kind, vortrefflich," erwiderte er lachend, indem er ihre Hand mit der Linken faßte und mit der Rechten die Asche von seiner Zigarre streifte. Ihre Augen senkten sich und blickten in die spielenden Flammen des Kamins, die schlanke, weiße Hand aber blieb in der seinen, sie hielt sich daran fest, es sah aus, als ob sie spräche, Worte, die der Mund sich nicht zu sagen getraute. Dann sank sie langsam zurück und blieb auf der Lehne des Stuhles liegen, die Finger spreizten sich unwillkürlich, als suchten sie, als griffen sie nach etwas — und da sie nur leere Luft griffen, blieben sie regungslos geschlossen ruhen.

Am nächsten Tage und an dem darauf folgenden nahm die Stadt, um ein homerisches Bild zu gebrauchen, das Aussehen eines summenden Bienenschwarmes an, der zum Stock hineinschwärmt. An der Pforte des Gouvernementshauses fuhr die Gesellschaft der Stadt vor, Franziska und ihr Mann wurden unter Besuch gesetzt.

Zuerst erschienen die Herren vom Militär mit ihren Frauen und, soweit solche vorhanden waren, ihren gesellschaftsfähigen Töchtern; die Damen setzten sich um den runden Tisch, an dem Franziska sie empfing, während die Männer sich in respektvollen Gruppen um den General sammelten, der sie stehend begrüßte. War Franziska der Titel „Exzellenz" anfänglich ungewohnt erschienen, so hatte sie nun Gelegenheit, sich daran zu gewöhnen, denn jeder Satz, der an sie gerichtet wurde, fing mit „Exzellenz" an, das feierliche Wort schwirrte förmlich in der Luft. Die Töchter bewahrten ein respektvolles Schweigen und richteten nur von Zeit zu Zeit neugierige Blicke auf die junge Exzellenz, die eine so glänzende Karriere gemacht hatte; daneben wurde die Ausstattung und Einrichtung der Zimmer einer raschen Prüfung unterworfen und im Geiste berechnet, für wieviel tanzende Paare etwa der Salon Raum bieten würde. Nachdem das Militär seine Huldigungen dargebracht und den Rückzug angetreten hatte, kam das Zivil, und hier führte Frau Regierungsrätin Habermann die Spitze. Es hatte sie einige energische Worte gekostet, bis daß sie ihren Gemahl in den schwarzen Frack und die weiße Krawatte, die sie beide zum Besuche bei Exzellenzens für erforderlich erachtete, hineingenötigt hatte; von der Aufregung des Kampfes war aber jetzt auf dem freude- und wohlwollenstrahlenden Gesicht nichts mehr zu merken, mit dem sie in Franziskas Empfangssalon eintrat.

„Meine liebe Exzellenz, welche Freude, Sie nach so langer Zeit wieder glücklich und gesund unter uns zu sehen," mit diesen Worten eilte sie auf Franziska zu, deren Hände sie einer wiederholten Schüttelung unterwarf. Sie hatte diese Begrüßung, in der sich Respekt und Kordialität in feiner Mischung vereinigten, mit sicherer Berechnung erwählt, um sich mit einem Schlage die Stellung zu erobern, die sie im Gouvernementshause einzunehmen gedachte.

„Und wie vortrefflich Sie aussehen," fuhr sie fort, indem sie Franziska an beiden Händen festhielt und ihr in das Gesicht blickte; plötzlich fühlte sie sich gerührt und fiel ihr um den Hals.

„Wenn man seit so langen Jahren miteinander befreundet ist" — wandte sie sich, ihre übergroße Weichheit entschuldigend, an den General; in jedem ihrer Augenwinkel erschien eine Träne, und ihre Augen sahen aus wie Schaufenster, hinter denen nachgemachte Diamanten liegen. Herr Habermann, der aus jahre-

langer Übung die Rolle kannte, die er bei solchen Gelegenheiten zu erfüllen hatte, machte ein feierlich ernstes Gesicht, verneigte sich vor Franziska, bis daß sein Körper einen rechten Winkel bildete, und murmelte einige vollständig unverständliche Worte. Trotz allen Zwanges, den sie sich antat, war Franziskas Begrüßung eine recht kurze und kühle, und nachdem sie der redseligen Dame gegenüber am Tische Platz genommen, überließ sie derselben die Zügel der Unterhaltung beinahe völlig. Wenn sie aber geglaubt hatte, Frau Habermann dadurch zu ermüden, so irrte sie sich, denn diese Dame haßte, wie sie sich ausdrückte, die „Stipsvisiten", sie war gekommen, um zu sehen, „wie es stände". Sie blieb daher lange, und zwar so lange, bis daß die Ablösung in Gestalt einer ihrer vertrauten Freundinnen erschien. Auch diese überdauerte sie jedoch noch, und erst als letztere sich empfahl, gab auch sie ihrem Gemahl, der in seiner Verzweiflung schließlich darauf verfallen war, dem General einen Vortrag über die Unzulänglichkeit der Arbeitsräume im Regierungsgebäude zu halten, das Signal zum Aufbruch. Beim Abschiede fürchtete Franziska, daß es noch einmal zu einer Umarmungsszene kommen würde, und hielt sich möglichst zurück; Frau Habermann war aber mit solchen Extramanövern sparsam, und so verlief denn das Adieu ohne weitere Fährlichkeiten. Innerhalb des Gouvernementshauses behielt ihr Antlitz den wohlwollenden Ausdruck, den es im Salon gezeigt hatte, noch bei; erst als sie zehn Schritte vom Hause entfernt waren, machte sie ihrem gepreßten Herzen Luft und schüttete den Inhalt ihrer Teilnahme und Besorgnisse in den Busen ihrer Freundin aus, mit der sie zusammen ging.

„Die arme Frau; ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie sie eingepackt hat? Sie sieht ja ganz blaß und elend aus! Ich bekam einen wahrhaften Schreck!" — Die Freundin hatte ganz denselben Schreck empfunden.

„Liebenswürdiger ist sie unterdessen übrigens auch nicht geworden." — Die Freundin war der Ansicht, daß sie sogar recht unliebenswürdig, beinahe ungezogen gewesen sei.

„Sie scheint es für vornehm zu halten, wenn man mit seinen Gästen nicht spricht." — Das Echo bestätigte, daß ihr die Unterhaltungsgabe völlig abginge.

„Mein Gott, Sie wissen ja, wie aufrichtig ich mich für die arme Frau interessiere, aber wenn man nur absehen könnte, wo das alles hinaus soll?" — Das Echo seufzte, und der Hände-

druck, mit dem man sich jetzt an Frau Habermanns Hause trennte, bedeutete das Bündnis zweier erbitterter Feindinnen, die Franziska sich gewonnen hatte.

„Die Cour ist abgenommen, von nun an wird niemand mehr angenommen!“ sagte endlich Franziska, indem sie sich erschöpft erhob. Sie ging in ihr Zimmer, warf sich in den Armstuhl vor dem Kamin und schloß die Augen. Es war ihr unsäglich schlecht zumute. Welche Masse von nichtssagenden Redensarten hatte sie anhören und mit ebenso nichtssagenden beantworten müssen; welche Fülle von Langeweile hatte sie erlitten. Sie gehörte zu den Naturen, für die Langeweile gefährlich werden kann. Und bei dem allen eine Miene bewahren zu müssen, als ob es sich um Hochwichtiges handelte, denn sie mußte ja repräsentieren! Ihr Mann hatte sich schon früher in Geschäften zurückgezogen und es ihr überlassen, die weiteren Besuche zu empfangen; sie hatte ihrer Pflicht genügt, solange sie es aushielt. Das war nun ihr Leben. Die Zukunft zog vor ihrem Geiste vorüber, und sie sah einen Tag nach dem andern erscheinen, der gleiche Pflicht wie dieser heutige mit sich brachte, die Pflicht, nichtigem Geschwätz würdevoll zuzuhören, trotz ödester Langeweile wohlwollend zu lächeln, nie zu vergessen, was sie ihrer Stellung als Erste in der Gesellschaft schuldig war. Sie zuckte mit dem Fuße gegen das Kamingitter, daß es klirrte. Ja, sie war die Erste; das hatte sie an der demütigen Haltung gesehen, mit welcher grauhaarige Männer und bejahrte Frauen ihr, der so viel Jüngeren, den ersten Besuch machten und ihren Respekt bewiesen; das hatte sie daran erkannt, daß Frauen, von denen sie wußte, daß sie ihr nicht wohlwollten, mit heuchlerischen Liebesbezeugungen um ihre Gunst buhlten — sie machte ihre erste Erfahrung an den Menschen, und die war schlimm, denn sie hieß Verachtung.

In der großen Alabastervase, die auf dem runden Tisch im Empfangssalon stand, waren die Visitenkarten, die im Laufe der letzten Tage eingegangen, angesammelt worden; als die Vase beinah gefüllt war, machte sich Franziska daran, zu sehen, wer alles bei ihr vorgesprochen hatte. Außer einigen Familien, die noch als Nachzügler erschienen, waren es fast durchgängig die unverheirateten Mitglieder der Gesellschaft, hauptsächlich die jüngeren Offiziere der Garnison, die nicht mehr angenommen worden waren. Auf einer der zu oberst liegenden Karten, ein Zeichen, daß er spät erst gekommen war, las sie in einfachen, schwarzen

Lettern gedruckt „Paul von Gartenhofen“. Sie legte die Karte zur Seite; er schien also nicht mehr zu zürnen, der Ritter von der traurigen Gestalt. Indem sie den Haufen weiter durchblätterte, fand sie auf dem Grunde der Vase, ein Zeichen, daß er als einer der Ersten gekommen war, auf einer großen, dicken Karte mit Schnörkeln verziert den Namen des Regimentsadjutanten. Sie erinnerte sich an die Gewandtheit, die er an jenem Ballabende gezeigt hatte, und kam zu der Überzeugung, daß dies der Mann sei, den sie zur Anordnung der Feste, die sie im Winter geben mußte und geben wollte, am besten würde gebrauchen können. Ihre Stellung erforderte, daß sie Feste gab, und diesmal kam die eigene Neigung ihr bei Erfüllung ihrer Pflicht zu Hilfe, sie empfand ein Bedürfnis danach, die Räume ihrer Behausung, die ihr so öde und leer erschienen, mit flutendem Licht und wogenden Menschenscharen erfüllt zu sehen. Ihr Mann, der sich zu seiner Übersiedelung nach Berlin rüstete, war mit allem einverstanden und freute sich, daß seine Frau auch in bezug auf die Repräsentation ein so angeborenes Geschick an den Tag legte. Er begriff mehr und mehr Herrn von Maienbergs oft gehörtes Wort: „Sie glauben nicht, was meine Tochter für ein gescheites Mädchen ist“ und widmete ihr ein völliges, unbedingtes Vertrauen.

Gleich an einem der ersten Abende, nachdem der General die Stadt verlassen hatte, fand im Gouvernementshause eine ganz kleine Abendgesellschaft statt, zu der außer dem Papa von Maienberg nur einige von den ersten Familien des Militärs und als einziger Unverheirateter der Adjutant geladen waren. Sobald dieser die Situation überschaut hatte, betrachtete er sich als einen Auserwählten, und in dieser seiner Meinung wurde er bestärkt, als Franziska ihn in ihrer Nähe Platz nehmen hieß und sie, die Unnahbare, mit ihm auf das liebenswürdigste zu plaudern begann. Er kam zu der Überzeugung, daß er bisher viel zu bescheiden gewesen war und daß seiner Persönlichkeit eine noch größere Anziehungskraft innewohne, als er bisher geglaubt hatte. Um die günstige Meinung, die man höheren Ortes offenbar von ihm hegte, zu rechtfertigen, stellte er sein Licht, das er allerdings nie unter den Scheffel zu stellen pflegte, heute ganz auf den Scheffel, und alles, was er im Zeitlaufe mehrerer Monate an gesellschaftsfähigen Anekdoten und Witzen aufgespeichert hatte, ließ er wie ein Brillantfeuerwerk von der geläufigen Zunge rollen. Er hatte die Genugtuung, daß die Exzellenz mehrere Male laut

lachte; auch die beiden älteren Obersten, die mit ihren Frauen die übrige Gesellschaft bildeten, schmunzelten vergnügt bei seinen Schnurren, und Herr von Maienberg schlug sich von Zeit zu Zeit auf die Knie, daß es klappte. Jener sprach fast allein und war der Löwe des Abends.

„Ich hoffe Sie bald einmal wieder zu sehen," sagte Franziska, als sie ihm beim Abschiednehmen die Hand reichte, „Sie sollen mir bei Anordnung unserer Feste behilflich sein, wenn Sie sonst nichts vorhaben."

„Exzellenz haben nur zu befehlen, und was in meinen schwachen Kräften steht —," der weitere Erguß einer edlen Bescheidenheit verlor sich in einem sanften Gemurmel, währenddessen er Franziskas Hand voll Ehrerbietung und nicht ohne eine gewisse Innigkeit an die Lippen drückte.

„Wirklich ein ganz unterhaltender Mensch," sagte sie, als sie noch einen Augenblick mit ihrem Vater allein geblieben war.

„Ein ganz scharmantes Kerlchen und dabei ein famos schneidiger Offizier," rief Herr von Maienberg, der, sobald seine Tochter jemand für passabel erklärte, geneigt war, denselben für ein Genie zu halten.

„Na, das war doch einmal ein Abend," fuhr er fort, indem er zum Hute griff, „ein ganz allerliebster Abend; bist du zufrieden, min Döchting?"

„Es war recht hübsch," sagte sie, indem sie ihn lächelnd zum Abschied küßte. Was hätte sie auch anderes sagen können, da sie es dem alten Mann ansah, wie glücklich er in dem Gedanken war, daß sein Kind glücklich sei.

Als sie in ihr Kabinett trat, fiel ihr Blick auf die Staffelei, auf der ein vor langer Zeit begonnenes Bild unfertig stand. Wie lange war es her, daß sie mit keiner Hand daran gerührt, daß sie es kaum angesehen hatte? Sie nahm es von der Staffelei herunter; es hätte aussehen können, als ob sie an dem Bilde tätig sei, und das erschien ihr wie eine hohle Unwahrheit. Es war ihr zumute, als ob sie überhaupt nie wieder malen würde. „Es war recht hübsch," sprach sie, ihre eigenen Worte wiederholend, vor sich hin, während sie ihr Schlafgemach aufsuchte. Wirklich? Dieser Abend wäre hübsch, die seichte Witzelei eines Schwätzers wäre unterhaltend gewesen? Früher würde sie sich von ihm abgewandt haben — und jetzt! — Unter ihrem Seufzer erlosch das Licht.

Was den Adjutanten anbetrifft, so schritt er in imposanter Haltung, sporenklirrend dahin. Sein langer Schatten erschien ihm noch größer als gewöhnlich, er war gewachsen, insofern eine solche Persönlichkeit noch wachsen kann. Unterwegs stellte er bei sich fest, daß an dieser vielgerühmten Franziska gar nichts Außergewöhnliches, und daß, wenn nur der Richtige käme, eine wie die andere sei. Wer dieser „Richtige" war, brauchte er sich wohl nicht zu sagen; der General jedenfalls nicht, denn das war ja klar, daß sie sich jetzt schon mit ihm langweilte. Daß sie hübsch, sogar recht hübsch sei, leugnete er nicht, außerdem die Gemahlin des Generals, Exzellenz, es war daher ebenso nützlich als angenehm, ihr ein wenig den Hof zu machen, und also wurde beschlossen, ihr den Hof zu machen. Indem er an der Restauration vorüber kam, wo seine Kameraden versammelt saßen, konnte er sich nicht versagen, hinaufzugehen, um auf die Frage, wo er so spät herkäme, in möglichst gleichgültigem Tone zu erwidern, daß er zum Tee bei Exzellenz gewesen. Daß so etwas für ihn gar nichts Besonderes sei, das wußte er durch die souveräne Ruhe anzudeuten, mit der er sich eine Zigarette drehte, und indem er, den Tabaksrauch durch die Nase von sich stoßend, einzelne mysteriöse Andeutungen von „ganz engem vertraulichen Zirkel", von „äußerster Liebenswürdigkeit der Exzellenz" den lauschenden Hörern hinwarf, legte er sich im stillen das Selbstbekenntnis ab, daß er wirklich eine ganz imponierende Persönlichkeit sei. Am nächsten Tage wußte die ganze Stadt, daß Franziska, sobald ihr Mann abgereist war, eine Gesellschaft gegeben und als einzigen jüngeren Herrn den Adjutanten eingeladen hatte. Dieser, der sich von nun an gewissermaßen als Hofmarschall Franziskas betrachtete, sorgte zunächst dafür, ihr eine Art von Hofstaat zu bilden. Da es für ihn feststand, daß es ihr nur darauf ankäme, sich zu amüsieren, und da er ebenso überzeugt war, daß man sich mit jüngeren Leuten besser amüsierte als mit älteren, so setzte er sich mit mehreren jung verheirateten Offizieren und deren Frauen in Verbindung und ernannte dieselben ganz einfach zu Hausfreunden Franziskas. Die Bedenken der jungen Leute schlug er mit der Bemerkung, daß er die Generalin ganz genau kenne, und daß sie nicht um ein Haar anders sei als alle anderen Menschen, aus dem Felde, und so geschah es, daß Franziska sich eines Abends ganz unvermutet von dem Adjutanten und seiner Schar überfallen sah. Den jungen Frauen und ihren

Männern klopfte ein wenig das Herz, als sie sich so ohne weiteres bei der gefürchteten Exzellenz anmeldeten, aber der Adjutant, der streng nach seinem Grundsatze „nur nicht blöde" verfuhr, half ihnen durch seine Unverfrorenheit über die Verlegenheit hinweg und wußte es anderseits Franziska klar zu machen, daß sie der Unterstützung dieser Herren und Damen zu ihren vorhabenden Festlichkeiten ganz dringend benötigte. Es hieß also gute Miene zum sonderbaren Spiel machen; man trank zusammen Tee, die jungen lebenslustigen Frauen wurden immer heiterer, der Adjutant öffnete das zweite Register seines Anekdotenschatzes, und schließlich sah sich auch Franziska in den Strudel von Ausgelassenheit hineingezogen, die um so übermütiger ward, je mehr man sich zu Anfang Zwang angetan hatte. Es fehlte nicht viel, daß der Adjutant beim Schlusse, als man sich trennte, den Vorschlag machte, in dem großen Saale, in dem es sich so magnifique tanzen lassen müßte, ein Tänzchen zu probieren, und als dieser Vorschlag denn doch lächelnd abgelehnt wurde, beschloß man, Exzellenz am nächsten Tage in das Theater zu begleiten.

„Tausend Dank, Exzellenz, und was war es heute reizend," so klang es wie ein zwitschernder Chor, als sich die jungen Frauen in ihre Tücher hüllten und knicksend von Franziska verabschiedeten. Eine von ihnen, ein reizendes dunkeläugiges Geschöpf, mutiger und noch heißblütiger als die anderen, stürzte plötzlich auf Franziska zu, schloß sie in ihre Arme und küßte sie herzhaft auf den Mund. Franziska preßte das liebenswürdige Wesen an sich und erwiderte ihren Kuß, und der ungekünstelte Ausbruch der jungen zärtlichen Natur tat ihr merkwürdig wohl.

Am nächsten Abend wurde Franziska zur pünktlichen Stunde abgeholt; sie brauchte nur mitzukommen, der Adjutant hatte für alles gesorgt. Er hatte eine Orchesterloge genommen, in der gerade soviel Plätze waren, als der ganze Hofstaat brauchte, so daß kein Eindringling sie stören konnte, und daß es die beste Loge im Theater war, verstand sich von selbst. Sobald sie eingetreten war, richteten sich die Augen aller im Theater Anwesenden auf sie und ihr Gefolge, und namentlich eine Loge im ersten Rang war es, aus der ein mächtiger Operngucker wie ein auf den Feind gerichtetes Geschütz auf sie hinzielte; der Kanonier, der hinter diesem Geschütze saß, war Frau Regierungsrätin Habermann, die dort auf ihrem Abonnementsplatze thronte.

Frau Habermann war Stammgast im Theater und stand

bei der Direktion als Patronin der Kunst in hohem Ansehen. Da sie keine Kinder besaß, so hatte ihr Gemahl die Verpflichtung, ein für allemal in jeder Wintersaison auf zwei Logenplätze im ersten Rang zu abonnieren, deren einer für seine Frau, der andere angeblich für ihn war; in Wirklichkeit saß aber fast immer jemand anderes auf seinem Platze, da Herr Habermann erheblich größere Neigung für eine Partie Whist im Kasino als für den Theatergenuß besaß und diesem nur dann seine Gunst zuwandte, wenn eine neue Posse oder sonst etwas Tüchtiges „zum Lachen" gegeben wurde. Um so pünktlicher war seine Frau, die, wenn nicht anderweitige gesellschaftliche Verpflichtungen sie abhielten, an keinem Abend fehlte. In gerechter Teilung widmete sie während der Akte ihre Aufmerksamkeit den Schauspielern auf der Bühne und während der Zwischenakte dem Publikum vor der Bühne. Was ihre künstlerische Richtung anbetrifft, so neigte auch sie eigentlich mehr dem Komischen zu, indem sie von dem Grundsatze ausging, „daß das Leben ja schon an sich so ernst sei, daß man nicht noch Trauerspiele im Theater brauchte". Nichtsdestoweniger entzog sie der ernsten Muse nicht ganz ihre Gunst und verfehlte nicht, den Eindruck derselben durch eine anständige Rührung zu bekunden; in Schillerschen Stücken hörte man sie des öfteren „wie entzückend" lispeln, während sie die grausame Handlungsweise des bösen Othello mit einem „wie schrecklich und erschütternd" zu begleiten pflegte. Während des Zwischenaktes wurde alsdann der weiße elfenbeinerne Fächer entrollt, der so vortrefflich zu dem weißen Theaterschal und dem blonden Lockenchignon paßte, und die fleißigen Augen machten sich auf die Reise, um zunächst die Reihen des ersten Ranges und dann die Prozeniumslogen, in denen die unbeweibten Mitglieder der Gesellschaft saßen, einer kritischen Schau zu unterziehen. Heute hatte sie an Stelle ihres dem Whist ergebenen Gatten die Freundin mitgenommen, in deren Gesellschaft sie neulich von ihrem Besuche bei Exzellenzens nach Hause gegangen war, und dieser vertraute sie nunmehr die Beobachtungen an, die sie in Franziskas Loge machte.

„Wen hat sie sich denn da mitgebracht?" tönte es hinter dem Operngucker vor.

„Wie es scheint, die jüngsten Menschen, die sie auftreiben konnte," schallte es im Tone der Mißbilligung von der Seite der mitgenommenen Freundin zurück.

„Die arme Frau," sagte Frau Habermann, indem sie schmachtend in ihren Sitz zurücksank, „sie will sich über die Abwesenheit ihres Mannes trösten."

„Es scheint ihr ja zu gelingen, Gott sei Dank," fiel pünktlich und schlagfertig die Stimme vom Freiplatze ein.

In Franziskas Loge war man allerdings sehr lustig. Sie selbst zwar saß ernst und schweigsam und mit dem Ausdruck abweisender Kälte, den ihr Gesicht anzunehmen pflegte, wenn sie sich von anderen prüfend beobachtet sah, an der Brüstung der Loge; ihre jungen Begleiterinnen aber, die sich über die Aufmerksamkeit, die sie erregten, höchlichst amüsierten, kamen aus dem Lachen und Flüstern nicht heraus.

„Ich sehe ja ihn nicht, wo mag er denn sein?" wandte sich jetzt Frau Habermann an den Resonanzboden zu ihrer Seite.

„Nun, der General ist ja in Berlin," sagte die Freundin. Frau Habermann zuckte leise die Achseln; als ob sie an den gedacht hätte; den Adjutanten hatte sie gemeint, „der, wie man ja allgemein sagte, zum Hausfreund und Günstling erklärt worden war." Er also, der Adjutant, war wirklich noch nicht in der Loge drüben erschienen, sei es, daß kein Platz mehr für ihn war, sei es, daß er aus anderen Gründen sich zurückhielt. Als jedoch der Vorhang nach dem ersten Akte gefallen war und der erste Zwischenakt begonnen hatte, wurde die mitgenommene Freundin durch einen plötzlichen Ellenbogenstoß der Frau Habermann zur Aufmerksamkeit gerufen.

„Da ist Er," raunte es hinter dem Operngucker, und in der Tat, da war Er. In der vollen Majestät seiner Länge war der Adjutant in die Loge drüben eingetreten, und jetzt beugte er sich, indem er, wie Frau Habermann meinte, förmlich einen Giraffenhals machte, zu Franziska hinüber, der er mit verbindlichem Lächeln einiges zuzuflüstern schien.

Er hatte seinen Eintritt, wie es schien, sogleich mit einem geistreichen Scherz eröffnet, denn die jungen Frauen führten ihre Tücher zum Munde, die Männer lachten, und auch Franziska drehte sich lächelnd zu ihm und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Dieser Anblick erregte bei Frau Habermann die tiefste sittliche Entrüstung. Daß man nicht nur Exzellenz sein, sondern sich auch noch amüsieren wollte, erschien ihr wie eine unerhörte Anmaßung, und es stand für sie fest, daß dort drüben in wahrhaft schamloser Weise ein Verhältnis angeknüpft wurde, das man

besser tat, nicht näher zu bezeichnen. Im stillen überlegte sie, ob es nicht Pflicht sei, anonym an den General in Berlin zu schreiben.

Die scharfe Kontrolle, unter der sie durch den gegenübersitzenden Operngucker gehalten wurde, war Franziska nicht entgangen. Hätte sie jedoch ahnen können, welche düsteren Vermutungen hinter demselben wach wurden, so würde sie vermutlich laut gelacht haben; mit dem bitteren Lachen dessen, der da weiß, wie sehr zu Unrecht er beneidet wird. Je mehr die jungen Leute, die ihre augenblickliche Gesellschaft bildeten, sich bemühten, sie zu unterhalten, und je mehr sie dabei zu dem Glauben kamen, daß sie sie wirklich unterhielten, desto tiefer fühlte sie, wie sie ihr im Grunde so gar nichts waren, wie ihre Gespräche fern an der Oberfläche ihrer Seele hinstreiften, und desto qualvoller empfand sie die dunkel gähnende Leere in ihrem Innern, die auszufüllen ihr Bedürfnis immer düsterer wuchs und die auszufüllen sie kein Mittel sah.

Der Winter schritt vor und drückte seine eisigen Füße immer tiefer in den frosterstarrenden Boden, immer kälter, finsterer und unwirtlicher ward es draußen, immer wärmer, heller und behaglicher drinnen in den Häusern bei den Menschen. Die Gesellschaften begannen, die Lesekränzchen stäubten die für diesen Winter bestimmten Klassiker ab, schon gingen Gerüchte, daß bei dem und bei denen getanzt werden würde, und von fern munkelte man sogar schon von Kasinobällen. Im Gouvernementshause fand eine Generalberatung statt, in welcher der Termin für das erste große Fest bestimmt wurde, und um gleich mit einem Treffer zu beginnen, wurde beschlossen, lebende Bilder zu stellen, denen sich dann ein Abendessen und Tanz anschließen sollten. Franziska neigte sich dem Gedanken zu, und so wurde denn eine ganze Fülle von Albums und Mappen herangeschafft, aus denen man nach langem Suchen und Verwerfen schließlich eine Reihe ziemlich harmloser Bilder, hauptsächlich ländlichen Inhalts, zusammenstellte. Die Rollen waren verteilt, nur für Franziska war keine gefunden; ein Bäuerinnenkostüm würde so gar nichts für sie gewesen sein, das fühlten alle; übrigens war sie selbst der Ansicht, daß es ihr als Hausfrau gar nicht zukäme, mit im Bilde zu stehen.

Hiergegen erhob sich nun allgemeiner Widerspruch, und während man sich noch den Kopf zerbrach, was man wählen

solle, klatschte plötzlich die dunkeläugige kleine Freundin Franziskas vergnügt in die Hände.

„Ich hab's!" rief sie und zeigte auf einen im Vorzimmer hängenden Kupferstich, der Tasso am Hofe von Ferrara, Leonoren sein ‚Befreites Jerusalem' vorlesend, darstellte. Der lange Adjutant holte das Bild sofort zu näherer Prüfung herunter und nach wenigen Augenblicken kamen alle dahin überein, daß das Bild einen vorzüglichen erhabenen Schluß bilden und Franziska, die einstimmig für Leonore von Este bestimmt ward, herrlich zur Geltung bringen würde. Lächelnd mußte sie sich fügen. Für den Tasso wußte man freilich noch keinen Vertreter, denn der Adjutant sah einem schmachtenden Dichter gar zu wenig ähnlich, indessen das würde sich schon finden, und gleich für übermorgen ward die erste Probe angesetzt.

Alles was zur Mitwirkung bei den Bildern bestimmt worden war, Herren und Damen, hatte sich pünktlich eingefunden; als man nun aber mit dem Stellen der Bilder anfangen wollte, bemerkte man mit Schrecken, daß es nicht recht ging. Man hatte es für so leicht gehalten, die Bilder durch lebendige Figuren einfach abzuschreiben, aber man machte die Erfahrung, daß das nicht so einfach war. Franziska war die erste, die es bemerkte; ihr Auge war malerisch zu sehr entwickelt, um nicht zu sehen, daß die Figuren nicht lebendig wurden, daß sie in kein Verhältnis zueinander kamen, kurz, daß aus den zusammengestellten Menschen keine Bilder wurden. Sie gab sich die größte Mühe, etwas Erträgliches herauszubringen, aber es wollte ihr nicht gelingen, und die übrigen verstanden es noch weniger. In dieser allgemeinen Ratlosigkeit hörte man eine Stimme.

„Hier könnten wir einmal Raffael brauchen."

„Raffael!" rief der Adjutant, indem er sich vor die Stirn schlug, „daß ich auch an den nicht gedacht habe!"

„Raffael?" fragte Franziska, „wer ist denn das?" Man erklärte ihr lachend den Zusammenhang zwischen Gartenhofen und diesem seinem Spitznamen, und im nächsten Augenblick rasselte bereits der Adjutant mit einer Droschke ab, um denjenigen, an den man erst gedacht hatte, als man ihn brauchte, stehenden Fußes herbeizuschaffen. Es fiel Franziska ein, daß sie schon an jenem ersten Ballabende durch den Adjutanten von Gartenhofens Malerei gehört hatte, und sie erkundigte sich, während man ihn erwartete, nach seinen Werken, konnte indessen wenig oder nichts

darüber erfahren, da er keinem seiner Kameraden einen Blick in seine heilig gehaltene Mappe verstattet hatte.

„Lebt er denn so ganz zurückgezogen?" fragte sie.

„Wie ein Einsiedlerkrebs," war die Antwort; übrigens war man leicht bereit, sich über den Verlust, den man durch die Nichtkenntnis seiner Bilder erlitt, zu trösten, da es schwerlich vernünftiges Zeug sein würde.

Im Grunde war es ihr nicht lieb, daß er so gewissermaßen mit Gewalt in ihr Haus geschleppt werden sollte, da er offenbar nicht gerne kam. — Eine seltsame Laune des Zufalls fügte es, daß jedesmal, wenn sie mit diesem ihr so völlig gleichgültigen Manne zusammentraf, irgend etwas Peinliches zwischen sie treten mußte. Sie fühlte sich durch diese Erwägung in ihrer Freiheit belästigt und hätte, wenn es noch möglich gewesen, den Auftrag, Gartenhofen zu berufen, zurückgenommen. Es war aber zu spät, denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und mit einem lauten „Da bringe ich ihn gebracht" erschien der Adjutant mit seinem Opfer auf der Schwelle. Ein Opfer konnte man Gartenhofen in der Tat nennen, denn er war dem Adjutanten eigentlich nur gefolgt, weil es seiner weichen Natur beinah unmöglich war, jemals nein zu sagen. Infolge seiner Schüchternheit war er schon an sich kein Freund von größeren Gesellschaften, doppelt ungern aber ging er heute zu Franziska. Er hatte von ihrem Verkehr mit dem Adjutanten gehört, hatte sie neulich im Theater gesehen, wie sie sich mit ihm unterhielt, und bei dem Anblick hatte er sich finster abgewandt. Wenn es möglich war, daß sie an diesem Manne Gefallen fand, dann hatte ihm seine Phantasie wieder einmal einen hämischen Streich gespielt, als sie ihm in Franziska ein Wesen besonderer Art zeigte.

Ärgerlich über sich selbst, daß er dennoch gefolgt war, in Verwirrung gesetzt durch die große, elegante Gesellschaft, in die er sich plötzlich versetzt sah, stach seine verlegene Haltung heute doppelt gegen die unzerstörbare Sicherheit des Adjutanten zu seiner Seite ab. Seit jenem Ballabende war er nicht mehr in Franziskas Nähe gelangt — nun stand sie vor ihm, und er fühlte das Leiden derer, die in der Phantasie leben, den Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit. Sie war ihm dankbar, daß er so liebenswürdig gewesen sei, zu kommen; sie hoffte, daß er ihnen aus der Not helfen würde — er machte eine stumme Verbeugung und dann noch eine und erwiderte keine Silbe. Auf jugendlich

leidenschaftliche Empfindung wirkt nichts so abschreckend wie kühle, vornehme Eleganz. Franziska, die ihre Bemühungen, ihn zum Sprechen zu bringen, fruchtlos sah, betrachtete ihn von der Seite. Wie verlegen er dastand, wie wenig gut die Uniform ihm saß; er war doch wirklich ein Ritter von der traurigen Gestalt — ein Träumer — und Träumer und Träumerei konnte sie ja nicht leiden.

Man machte ihn nun mit seiner Aufgabe bekannt und er setzte sich an den Tisch, um sich in die Bilder, die man zu stellen gedachte, zu vertiefen.

„Steht es fest, daß diese Bilder gewählt werden sollen?" fragte er.

„Ja," sagte der Adjutant, „die Bilder sind sehr hübsch, nicht wahr?"

„Geschmacksache," erwiderte er. Die Damen kicherten und die Herren sahen sich erstaunt an. Er bemerkte nichts davon, denn er war ganz mit den Bildern beschäftigt. Das letzte derselben fesselte seine Aufmerksamkeit am meisten; es schien ihm zu gefallen, denn er nickte wie zustimmend mit dem Kopfe.

„Leonore?" sagte er, indem er einen raschen Blick auf Franziska richtete.

„Ja, Exzellenz wird als Leonore sitzen," bestätigte der Adjutant. Gartenhofen hatte die Augen wieder gesenkt; Franziska aber, die seinen Blick gesehen, war es gewesen, als hätte es geblitzt.

Er erhob sich und man schritt zur Probe. Nachdem er die szenischen Einrichtungen, wie sie der Adjutant getroffen, zu dessen stillem Ärger und zur unverhohlenen Freude der übrigen durchgängig umgeändert hatte, setzte er sich einige Schritte vor die in der Eile aufgeschlagene Bühne und leitete von hier aus die Anordnung der Bilder. Seine Verlegenheit schien ihn gänzlich verlassen zu haben, er erteilte seine Weisungen kurz und bestimmt, und bevor man sich's versah, war das erste Bild, das durchaus nicht hatte zustande kommen wollen, vortrefflich hergestellt. Die jungen Frauen klatschten in die Hände, und Franziska, die hinter Gartenhofen Platz genommen hatte, sah verwundert zu ihm hinüber. Deutlicher als die anderen begriff sie, daß ein künstlerischer Blick es war, der hier eingriff und die Sachen richtiger sah als die anderen, richtiger auch als sie selbst, das mußte sie sich gestehen.

Bild nach Bild gelang, und die Probe schritt rasch zum Schlusse vor. Das letzte Bild, als das figurenreichste, erforderte die größte Sorgfalt, und nun mußte auch Franziska die Bühne betreten und ihren Platz einnehmen. Leonore saß, nach Anordnung des Bildes, auf einem niedrigen Stuhl, zu Füßen einiger Stufen, das Haupt zu dem Dichter erhoben, der auf jenen Stufen stehend sein Gedicht las. Umgeben war sie von ihren Hofdamen und Kavalieren. Die Gruppierung der letzteren war bald hergestellt, jetzt galt es, die Hauptperson richtig zu setzen. Als Gartenhofen sich an Franziska wandte, schien seine Sicherheit ihn wieder zu verlassen; eine dunkle Röte erschien auf seinem Gesicht, und der Ton seiner Stimme wurde schwankend. Alles war gut, nur ihre Hände wollten die richtige Lage nicht finden. Sie hielt sie genau nach der Vorschrift des Bildes, er erklärte jedoch, daß diese Haltung unschön sei und bemühte sich, eine andere zu finden.

„Nun, so zeigen Sie mir, wie Sie es haben wollen," rief Franziska endlich ungeduldig lachend, „hier sind meine Hände." Sie streckte die schlanken Hände aus, und er trat hinzu, um sie in ihrem Schoße ineinander zu legen.

Als er ihre Hände, die sich ihm willenlos ergaben, in den seinigen fühlte, erfaßte ihn ein Zittern, so stark, daß Franziska es spürte, und er atmete schwer Er beugte sich tief herab und legte die weißen schönen Finger einen nach dem andern in ihre Lage; als er das Haupt erhob, blickte er Franziska nicht an.

„So macht es sich allerdings viel besser," war das einstimmige Urteil; nun aber fehlte noch der Tasso. Gartenhofen sah sich um; keiner der übrigen schien dazu geeignet.

„Aber Herr von Gartenhofen selbst ist ja der allervorzüglichste Tasso," rief plötzlich die kleine Dunkeläugige, und mit einem Schlage waren allen die Augen geöffnet. Natürlich, kein anderer konnte es sein, als er selbst; und ohne Umstände wurde ihm die Rolle des Tasso zudiktiert. Franziska hatte geschwiegen; Leonore mußte den Dichter anschauen, und der Dichter sie; und so töricht es war, sie fühlte eine gewisse Befangenheit bei dem Gedanken; dem Beschlusse zu widersprechen, war aber schon gar nicht möglich, und also mußte es dabei bleiben. Erst bei der Vorstellung sollte er seinen Platz einnehmen, da er während der Probe leiten mußte.

Nach Beendigung der Probe blieb man zusammen; es wurden Erfrischungen gereicht, und der langsame Strom der

Unterhaltung ergoß sich in geschwätzigen Wellen. Franziska hörte dem Geplauder teilnahmlos zu. Unwillkürlich, da sie Gartenhofen im Salon nicht mehr bemerkte, suchte sie ihn mit den Augen. Er war in ihr Kabinett getreten, dessen Tür geöffnet stand, und sie sah, wie er mit untergeschlagenen Armen die Kupferstiche betrachtete, die an den Wänden ihres Zimmers hingen. Schweigend sah sie ihm zu; die übrige Gesellschaft war völlig achtlos an den herrlichen Kunstwerken vorübergegangen; einer war also doch, der ihren Wert begriff. Er stand, wie versunken in tiefen Träumen, weitab von den Menschen, so schien es, die ihn umgaben. Plötzlich hörte er ein Kleid neben sich rauschen, er wandte sich und zuckte zusammen; Franziska war zu ihm herangetreten.

„Die Bilder gefallen Ihnen?" sagte sie, „Sie sind selbst Maler?" Er sah zur Erde.

„Sie haben davon gehört — Exzellenz?" fragte er. Das klappernde „Exzellenz" wollte ihm nicht über die Lippen; dieser Titel steht nur Frauen, bei denen der Reiz der jugendlichen Weiblichkeit entflogen ist; ihn auf eine holde, anmutige Frau anwenden, heißt einen duftenden Blumenstrauß unter eine geschliffene Glasglocke setzen.

„Allerdings," erwiderte Franzisa, „Ihre Kameraden sprachen davon; wäre es nicht möglich, einen Blick in Ihre Zeichnungen zu tun?" Er errötete bis über die Stirn — wenn sie geahnt hätte, mit wem diese Zeichnungen sich beschäftigten. —

„Unmöglich," sagte er kurz und gepreßt. Sie lächelte und verbarg unter dem Lächeln den heimlichen Ärger, den seine Kurzangebundenheit ihr bereitete.

„Der Stolz des Künstlers," sagte sie; „aber Sie haben ja keinen Tee genommen? Wollen Sie sich nicht versorgen?" Damit wandte sie sich in den Salon zurück, und er folgte ihr langsam. Im Tone ihrer ersten Worte war ein Klang gewesen, daß es wie eine heiße Quelle in seinem Herzen aufsprang; ihre letzten Worte schlugen alles wie der Frost wieder zurück. Er hatte ein Gefühl, als habe er etwas verscherzt, und indem er sie ansah, wie sie sich kühl und vornehm unter die Gesellschaft mischte, dünkte sie ihm ferner und unnahbarer als je zuvor. Wenn sie geahnt hätte, die stolze Frau, welch zügellos leidenschaftliches Spiel seine Phantasie mit ihrer Gestalt zu treiben wagte — er glaubte den Blick staunenden Unwillens in den großen grauen Augen zu

sehen — nie sollte sie es erfahren; wie ein Feuer, das in sich selbst zurückschlägt, wollte er die Glut, die ihn erfüllte, stumm in sich weiter tragen.

Als heute die Gesellschaft sie verlassen hatte, blieb Franziska noch lange wach. Indem sie in ihr Kabinett trat und die Kupferstiche an der Wand sah, kehrten ihre Gedanken zu dem „merkwürdigen Menschen, aus dem man nicht klug wurde", zurück. Sein „Unmöglich" klang ihr in den Ohren nach, und sie fühlte, wie ihr Ärger wieder aufstieg. Er war unhöflich gegen sie als Frau, unbotmäßig gegen sie als Gattin seines Generals gewesen — sie warf den Nacken zurück, wie sie es zu tun pflegte, wenn ihr Stolz ungeduldig wurde — was hatte sie sich mit diesem Menschen zu beschäftigen, der ja nach aller Urteil ein Narr war! Aber eben, daß er sie so offenbar zu allen den übrigen rechnete und ihr wie allen andern den Einblick in seine Zeichnungen verweigerte, das gerade empörte sie. Dieser schüchterne, verlegene Mann — einen Punkt hatte er also, wo er nicht schüchtern war? Eine Gegend in seinem Herzen, wo er sich zur Wehr setzte, wenn Unberufene einzudringen versuchten? Es erfaßte sie wie grausames Verlangen, diesen Widerstand zu brechen, in sein Geheimnis einzudringen und seinen Stolz zu bändigen. — Ohne zu wissen warum, nahm sie das angefangene Bild, das sie kürzlich von der Staffelei gesetzt, und stellte es wieder darauf. Im nächsten Augenblick war es wieder herabgenommen, denn ihr erster Gedanke, als sie davor saß, war gewesen: was würde er dazu sagen? Und sie wollte diesen Gedanken nicht haben! In sich versunken stand sie, die Hände ineinandergefaltet, da — plötzlich kam es ihr zurück, wie er ihre Hände in den seinigen gehalten und wie ein Zittern und Beben seinen Körper geschüttelt hatte — sie erhob das Haupt, ihre Augen erweiterten sich, und schweigend suchte sie ihr Lager.

Noch zwei Proben fanden statt; dann sollte, sobald der General, dessen Rückkehr bevorstand, zurückgekommen, die Aufführung der lebenden Bilder vor sich gehen. Bei der letzten Probe wurde Gartenhofens Künstlerschaft wieder angerufen, denn die Damen, die im letzten Bilde in Renaissancekleidung erscheinen mußten, konnten mit ihrem Kostüm, namentlich mit der Farbenzusammenstellung, nicht fertig werden. Gartenhofen sollte helfen, denn er als Maler mußte das verstehen. Sie setzten sich auf ihre Plätze und machten unter unendlichem Kichern vor ihm

Parade. Nachdem er jeder das entsprechende Kostüm angedeutet hatte, erhob sich Franziska.

„Und was bestimmen Sie für mich?“ Er hatte nicht gewagt, ihr einen Vorschlag zu machen. Als er sie jetzt vor sich stehen sah, schauerte ein glühendes Lustgefühl durch seine Brust, daß es ihm gestattet sein sollte, die Gestalt der angebeteten Frau so zu kleiden, wie sein Herz sie sich ersehnte.

„Ein Kleid von dunkelviolettem Samt,“ sagte er, „eine goldene Schnur um die Taille gelegt, und golddurchwirkte Schuhe,“ — das kam so schnell heraus, als ob er es nicht jetzt erst fände, sondern seit langem schon überlegt hätte.

„Viel verlangt!“ sagte sie mit einem leisen Erröten.

„O, aber es wird Exzellenz herrlich stehen, herrlich!“ scholl es von allen Seiten.

„Und das Haar,“ wollte er fortfahren —

„Noch nicht zu Ende?“ rief lächelnd Franziska.

„Also das Haar?“ fiel neugierig die kleine Dunkeläugige ein.

„Das Haar,“ fuhr er stockend fort, „lang aufgelöst.“

„O, davon zeigt das Bild nichts,“ sagte Franziska.

„Es ist im Stil der damaligen Frauentracht,“ erwiderte er.

„Dann kommen wir alle so? nicht wahr, Herr von Gartenhofen? wir alle tragen die Haare aufgelöst?“ interpellierte ihn die kleine Dunkeläugige. Er verbeugte sich:

„Jawohl, alle; aber Leonore müßte ein Diadem im Haar tragen.“ Franziska trat ans Fenster und blickte hinaus.

„Das ist ja alles nicht möglich,“ sagte sie; „wir brauchten eine Stunde, um wieder gesellschaftsfähig zu sein, und müßten die Gäste warten lassen.“

„Gestatten Exzellenz mir einen Vorschlag,“ wandte sich der Adjutant an sie; „wir bleiben ganz einfach im Kostüm.“

„Ja, ja, das ist vortrefflich,“ rief alles durcheinander; „ein Kostümball!“

„O Exzellenz, Sie müssen ja sagen, es wird zu reizend werden!“ Sie sagte gar nichts, und das hieß für die andern „ja“. Unter lautem Jubel trennte man sich, und alles eilte, so rasch als möglich nach Haus zu kommen, um heute noch an die Herstellung des Kostüms Hand anzulegen. Die Treppe, der Flur des Hauses waren mit einem fröhlichen Durcheinander von Stimmen erfüllt; Gartenhofen ging schweigend hinterdrein. Als er sich von Franziska verabschieden wollte, hatte diese sich mit

dem Adjutanten unterhalten; es hatte ausgesehen, als wollte sie seinen Gruß vermeiden.

Als sie aber allein war, ging sie mit klopfenden Schläfen und glühenden Wangen im Zimmer auf und ab. Sie grollte sich, daß sie nicht kurzweg „nein" gesagt hatte; sie fühlte etwas wie Scham — doch wußte sie nicht warum; und daneben regte sich etwas in ihrem tiefsten Innern, etwas, was sie nie empfunden, was sie nicht begriff — es war, als ob etwas in ihr zu schmelzen anfange, und als stiege der heiße Dunst wie ein duftendes, berauschendes Gewölk davon empor. Sie war wie von einer Betäubung befangen, plötzlich stand sie vor dem hohen Spiegel in ihrem Kabinett und nun, als hätte eine fremde Hand die ihre geführt, hatte sie den Kamm, der ihr Haar zusammenhielt, herausgezogen, und wie eine breite, mächtige Welle floß der Schwall des herrlichen Haares über Schultern und Rücken hernieder. Sie stand und blickte ihr Spiegelbild an, zum ersten Male sich am Anblick ihrer Schönheit berauschend; es war ihr, als sei sie nicht allein, als sähen zwei Augen ihr zu, dunkle, heiße Augen, die noch besser wußten, als sie selbst, wie schön sie war; als regten sich Lippen und flüsterten ihr zu, so leise, daß nur sie es verstand, in Lauten, die nur sie verstand, und alles, was sie vernahm, war ein wildes, leise stammelndes Loblied ihrer Schönheit — ein Schauer flog über ihre Glieder, wie Fieberfrost und Hitze; in schweren, dumpfen Schlägen pochte ihr das Herz — und plötzlich klappte hinter ihr die Tür, sie stieß einen lauten Schrei aus und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Franziska, was ist denn das?" sagte der General, der erstaunt auf der Schwelle stand.

„O mein Gott," erwiderte sie, indem sie beim Klange seiner Stimme die Hände sinken ließ, „was mußt du von mir denken?"

Er war früher zurückgekommen, als beabsichtigt gewesen war, und hatte seine Frau überraschen wollen. Das war ihm denn gelungen.

„Erkläre mir nur, was das zu bedeuten hat, und was dich so erschreckt?" sagte er. Franziska war in der Tat wie erschöpft; ihr Antlitz war leichenblaß geworden, und schwer atmend setzte sie sich auf das Sofa. Endlich raffte sie ihr niederwallendes Haar zusammen, um es wieder aufzustecken, ihr Mann hielt ihr jedoch die Hand zurück.

„So laß es doch," sagte er, „weißt du denn nicht, wie schön es dir steht?"

„Siehst du, was für eine törichte Frau du hast," sagte sie, indem sie wieder zu sich kam und lächelnd aufstand; sie erzählte ihm von den bevorstehenden lebenden Bildern und von der Rolle, die sie dabei übernehmen sollte. Der General lachte laut und herzlich, als er ihre Erzählung gehört hatte.

„Also Probe haben wir stehen wollen? sehen, ob unser Haar seiner Aufgabe gewachsen? nun beruhige dich, mein Engel, es ist einer kleinen Eitelkeit wert;" und er drückte einen Kuß auf die blonde Flut, die von ihrem Scheitel niederfloß.

Sie bereitete den Tee, und selten war sie so gesprächig gewesen, wie an diesem Abend. Sie erkundigte sich nach allen Kleinigkeiten seiner Tätigkeit in Berlin, sie lockte ihn zum Erzählen über Dinge, von denen sie wußte, daß er gern davon erzählte; als man den Tee genossen, ruhte sie nicht, bis daß er sich vor dem Kamin seine Zigarre angezündet hatte — es war, als wolle sie ihn bei guter Laune erhalten, wie man mit Menschen tut, gegen die man ein schlechtes Gewissen hat. Weshalb sollte sie ein schlechtes Gewissen haben, und welche Schuld bedrückte sie? Hatte sie ihm nicht alles gesagt? War es nicht alles genau der Wahrheit entsprechend, was sie gesagt hatte? Und doch lag es auf ihrer Brust, als hätte sie ihm etwas verschwiegen, und als sie ihn so harmlos lachen hörte, hatte sie innerlich aufgeatmet, wie wenn sie sich freute, daß er sich von der Wahrheit hatte ableiten lassen.

Der Abend der Vorstellung war herangekommen; ein Lichtmeer durchflutete die Räume des Gouvernementshauses und in seinen warmen Wellen bewegten sich, wie Blumen in einem Treibhause, Männer und Frauen der Gesellschaft. Das Gesumme der Stimmen drang wie ein fernes Rauschen hinter den Vorhang, wo die lebenden Bilder sich rüsteten; von Zeit zu Zeit, der Trompete gleich, die über den Schlachtlärm tönt, vernahm man Frau Habermanns Stimme, die sich unendlich auf den Genuß freute, den man sich bei dem bekannten künstlerischen Sinne ihrer Exzellenz versprechen durfte.

Endlich nahmen die Zuschauer ihre Plätze vor dem Vorhange ein, man bemächtigte sich der Programme, die auf den Stühlen verteilt lagen, alles war fertig. Gartenhofen, der sein Kostüm noch nicht angelegt hatte, erteilte hinter dem Vorhange

seine letzten Weisungen, dann ergriff er die Klingel und ein allgemeines „Wie reizend!", zu dem Frau Habermann das Signal gegeben, begrüßte das erste Bild. Einiges Wackeln der Figuren abgerechnet ging alles gut; der Vorhang mußte noch einmal emporgehen, und nun lief Bild nach Bild an den Zuschauern vorüber. Alles klappte und stimmte genau.

Ein tieferes Atmen, das hörbar durch die Gesellschaft rauschte, verkündete die allgemeine Aufmerksamkeit, mit der man dem letzten Bilde entgegensah.

Aus ihrem Toilettenzimmer war Franziska herausgetreten, und ein allgemeines staunendes „Ah" hatte sie beim Heraustreten empfangen. Nicht Höflichkeit, sondern unwillkürliche Bewunderung hatte diesen Laut hervorgerufen. Ein Kleid von dunkelviolettem Samt floß um die herrliche Gestalt bis auf die golddurchwirkten Schuhe, eine zarte Goldschnur rankte sich um die schlanken Hüften, und vom Haupte, auf dem es durch ein goldenes Band zusammengehalten wurde, rollte das mächtige Haar in schwerer blonder Welle über Nacken und Rücken hinunter. Ein tiefer Ernst lag auf ihrem blassen Antlitz, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm sie ihren Platz ein. Sie legte die Hände ineinander, so wie es ihr gezeigt worden war, die schlanken Finger bebten leise aneinander, und von den Händen zog dieses Beben schauernd durch ihren Körper dahin. Ein scheuer Blick zur Seite hatte ihr gezeigt, daß Tassos Platz noch leer war.

„Wo bleibt denn Gartenhofen?" hörte sie den Offizier sagen, der jetzt an seiner Stelle die Regieglocke handhabte, „nun, da kommt er ja." Sie senkte das Haupt tiefer, die Stufen dicht an ihrer Seite knarrten leise, er hatte seinen Platz eingenommen.

„Wenn Exzellenz jetzt gütigst wollten," sagte der regieführende Offizier, und während sich der Vorhang aufrollte, hob sie das Haupt empor. Ihr erstes Gefühl war das einer lähmenden Erstarrung; sie glaubte einen Fremden zu sehen.

War das der schüchterne, verlegene Mann? Das der eckige Offizier, der jetzt dort über ihr stand im schwarzen Samtkleid, schlank und mit so freiem Anstand, als hätte er mit der steifen, starren Uniform das Kleid abgelegt, das seine Natur in Fesseln schlug, als atmete er heute zum ersten Male die Lebensluft, die die Natur ihm bestimmt und das Schicksal ihm versagt hatte? Sein bleiches Antlitz war zu ihr gesenkt, seine Augen blickten in die ihrigen. Heute ging sein Blick nicht an ihr vorüber, heute

tauchten seine Augen in ihre Augen, als wollten sie darin ertrinken, so heiß in dunklem Feuer spielend, daß sie die Glut dieser Augen körperlich bis in ihr tiefstes Innere zu fühlen meinte. Hätte sie gewollt, sie hätte nicht hinweg zu sehen vermocht, sie hing wie gebannt an diesem verzehrenden Blicke, der wie eine dunkle, geheimnisvolle Welt vor ihr aufging und ihre ganze Gestalt wie mit leidenschaftlich bebenden Armen zu umfangen schien. Es war ihr, als ob der Gram, der in diesen Augen wohnte, wie eine tödlich ansteckende Krankheit auf sie überging; ihre Lippen fingen an zu zittern, und als der Vorhang endlich sank, sank auch ihr Gesicht unwillkürlich in ihre Hände. Sie fühlte, daß ihre Stirn feucht war, der Schweiß war in kalten Tropfen darauf getreten.

Die Zuschauer hatten in atemlosem Schweigen gesessen, gebannt von der Gewalt des wunderherrlichen Bildes; jetzt brach ein wütendes, fanatisches Bravoklatschen aus, und „Noch einmal!“ riefen alle wie mit einem Munde. Alle wollten es noch einmal sehen, das entzückende Weib, und alle, namentlich die Frauen, noch einmal diesen Mann, der wie der leibhaftige schwermütige Dichter vergangener Jahrhunderte mitten in die glatte, lachende Neuzeit hereingetreten war.

Der Vorhang hob sich von neuem; noch einmal saß Leonore unter der düsteren Gewalt des schweigenden, mächtigen Blickes, und ihr bleiches Antlitz fing leise, aber unaufhaltsam zu erglühen an. Vom Busen auf, unter der durchsichtigen Haut des Halses empor in die Wangen, über die Schläfen bis in die alabasterweiße Stirn floß eine dunkle purpurrote Welle, bis daß das ganze schöne Antlitz in tiefer Glut atmete, einem Alpengletscher vergleichbar, der im Lichte der Sonne zu glühen beginnt, die ihn bis in das kalte, jungfräuliche Herz küßt.

Das Publikum geriet ganz außer sich vor Entzücken und verlangte stürmisch das Bild noch ein drittes Mal zu sehen.

„Nein, und wie natürlich,“ sagte Frau Habermann laut, „man vergißt wirklich ganz, daß es nur ein Schauspiel ist.“ Mit einem Seufzer, der beinahe wie Stöhnen klang, vernahm Franziska das Verlangen des grausamen Publikums, das zum dritten Male von ihr die Erneuerung ihrer Qual forderte. Als diesmal der Vorhang emporrollte, hob sie das Haupt nicht, sondern es war, als sänke es zurück, hintenübergerissen durch die Last des flatternden Haares. So lag sie in den Sessel dahin-

gegossen, und mitten in dem flimmernden Lichtschein überkam es sie wie eine dunkle Traumempfindung, es war ihr, als lösten sich ihr Wille und ihr Bewußtsein wie körperliche Bestandteile von ihr, als höbe sie sich, aller Körperschwere entlastet, von der Erde empor und als schwebte sie durch dunkle, endlose Luft, ohne Lust und ohne Schmerz, ohne Ziel und ohne Wunsch. Erst das erneuerte Beifallgeklatsche des Publikums weckte sie aus ihrer Erstarrung, und zugleich verkündete ihr das Rücken der Stühle, daß die Vorstellung beendigt sei und sie nun wieder in die Pflichten der Hausfrau einzutreten habe. Wie schwer ihr heute ihr Amt ankam und wie entsetzlich ihr die Komplimente waren, die sich von allen Seiten an sie herandrängten! Trotzdem raffte sie sich zusammen; aus diesen höflichen, konventionellen Worten vernahm sie eins, was ihr in diesem Augenblicke wie eine Beruhigung erschien: alles war nur ein Spiel gewesen. Sie preßte die Hände zusammen: ein Spiel, nichts weiter, nichts weiter sollte es jemals sein, und mit einer Art von Verzweiflung stürzte sie sich in die Gesellschaft, deren glatte Förmlichkeit sie wie einen Wall zwischen sich und der dunklen Macht aufzurichten gedachte, die einen Augenblick Gewalt über sie hatte gewinnen wollen. Nein, er sollte es empfinden, daß jene Sekunden, während deren es ihm vergönnt gewesen war, seine Seele in die ihrige hinüberzuspielen, ein Spiel gewesen, und daß sie ihn nun, da das Spiel zu Ende, zurückstieß dahin, wo er vorher gestanden, sollte empfinden, daß es ihm nicht gelungen war, die Heiterkeit ihres klaren Gemütes durch die Schmerzensverworrenheit des seinen zu vergiften, daß ihre Seele über der seinigen dahinzog wie ein nicht zu trübender Stern über dunklem, zerrissenem Gewölk. Als träte sie in einen Kampf auf Tod und Leben ein, so war ihr zu Sinne, als sie jetzt Gartenhofen an der Tafel erscheinen sah, die, mit Erfrischungen bedeckt, mitten im großen Saale errichtet war; und sie wußte, daß sie in diesem Kampfe Siegerin bleiben würde, denn sie fühlte, daß sie diesen Menschen haßte. Er hatte sein Kostüm schon wieder abgelegt, und das Phantom aus dem sechzehnten Jahrhundert hatte sich wieder in den einfachen Offizier des neunzehnten Jahrhunderts verwandelt; sie bestätigte es sich mit innerer Genugtuung, und die Zufriedenheit, die ihr diese Wahrnehmung verursachte, spiegelte sich auf ihrem lächelnden Gesicht, als sie an den Adjutanten, der dicht neben Gartenhofen stand, herantrat und ihn zum Zugreifen ermahnte. Eigentlich

war es kaum nötig, da er bereits mit einer riesigen Portion Hummer beschäftigt war. Er hatte sein Kostüm, in dem er als Kavalier des sechzehnten Jahrhunderts Bild gestanden, nicht abgelegt, und ergoß sich nun gegen Franziska in einen Strom von Komplimenten über ihr Aussehen und die Vorzüglichkeit ihrer Leistung. Dabei hafteten seine Augen mit immer begehrlicherem Ausdruck auf ihren entblößten Schultern und ihrem entfesselten Haare, und sie hörte ihm lächelnd zu, und ein Blick aus dem Winkel des Auges zeigte ihr, wie der andere, der für sie nicht da zu sein schien, langsam von seinem Platze wich und Schritt für Schritt sich entfernte. Er räumte das Feld — und der Gedanke, daß sie ihm in diesem Augenblick unendlich oberflächlich und töricht erscheinen müsse, erfüllte sie mit einer unbegreiflichen, qualvollen Lust.

Die Tische verschwanden, als der erste Ton der Musik den beginnenden Tanz verkündete: die phantastischen Kostüme der Herren und Damen verstärkten die Tanzlust, und so brauste denn ein ausgelassener Schwarm wirbelnd durch den prächtigen Saal. Am wildesten von allen tanzte Franziska, die von allen begehrt wurde und nicht einem den Tanz versagte. Nur einer kam nicht; und als sie ihn einmal im Vorüberfliegen schweigend an der Tür lehnen sah, hatte sie den Kopf zurückgeworfen, so wie man einen schlimmen Gedanken, einen quälenden Traum von sich schüttelt.

Herr von Maienberg wollte seinen Augen nicht trauen, als er seine Tochter so ausgelassen sah, und ihre Fröhlichkeit machte ihn glückselig.

„Franziska," sagte er, als er sich in einer Tanzpause hinter den Stuhl gestellt hatte, auf dem sie hochatmend saß, „welch ein famoses Fest hast du zustande gebracht, und wie freue ich mich, dich so vergnügt zu sehen." Sie wandte das Haupt zu ihm empor und als sie sein in Glück schimmerndes Gesicht erblickte, brach sie in ein lautes Lachen aus.

„Nicht wahr, Papachen," sagte sie, „man glaubt nicht, wie der Mensch sich amüsieren kann!" Ihr Lachen, sowie ihre Worte hatten einen sonderbar gellenden Ton. Zum Schlusse des Festes wurde eine Quadrille im Kostüm improvisiert; alle, die bei den Bildern mitgewirkt, sollten sie zusammen tanzen; Franziska war mit dem Adjutanten engagiert. Die meisten Paare hatten ihre Plätze bereits eingenommen, als es lachend „Wo ist denn Tasso?"

hieß. Man suchte und fragte, und dann trat ein momentanes peinliches Schweigen ein — er war fort — ohne Gruß und ohne Abschied hatte er den Ball des Generals verlassen. Über Franziskas Gesicht flog ein finsterer Schatten, und schweigend hörte sie dem Adjutanten zu, der die Ungeschliffenheit seines Kameraden zu entschuldigen versuchte, indem er ihn als „einen ganz tollen, unberechenbaren Kauz" schilderte.

Erst in vorgerücktester Stunde fand die Festfreude ihr Ende, und der dämmernde Morgen blickte in die Fenster des Gouvernementshauses, in dem die Lichter auf den Kronleuchtern in den letzten Zügen flackerten.

Franziska war allein mit ihrem Manne, und sie hatten sich aus dem verödeten Saale in ihr Kabinett zurückgezogen.

„Ein allerliebstes Fest," sagte er, indem er im Zimmer auf und nieder ging, „nur kann ich dir mein Bedenken nicht verschweigen, daß diese Kostümfeste den jüngeren Offizieren zu viel kosten." Sie sah ihn überrascht an.

„Da ist zum Beispiel der junge Mensch, der Gartenhofen," fuhr er fort, „der den Tasso stellte; ich habe sein Kostüm genau beobachtet, es muß aus Berlin bestellt gewesen sein, denn es war vom feinsten Stoffe; wie macht der Mann das, da ich weiß, daß er keinen Pfennig Vermögen besitzt?"

„Es ist nicht zu verlangen," erwiderte sie, „daß ich mich zur Vormünderin für die Herren mache, wenn sie selbst nicht vernünftig genug sind, von Unternehmungen zurückzutreten, die für sie zu kostspielig sind."

„Der, und vernünftig!" sagte ärgerlich lachend der General; „ein Offizier, der sich weder unter seinen Kameraden, noch in der Gesellschaft eine Stellung zu verschaffen weiß; ein haltloser Mensch — sein Auf- und Davongehen heute abend war auch nicht gerade geschickt."

Es war Franziska, als erhöbe sich eine Stimme in ihrem Innern: „Tritt ein für ihn, siehst du nicht, daß alle Welt gegen ihn ist? Mußt du nicht für ihn eintreten, da du besser als alle weißt, warum er heut ohne Abschied auf und davon ging?" Aber ein anderer trotziger und finsterer Geist flüsterte dagegen: „Was hast du mit dem Menschen zu schaffen? Jetzt ist der Moment günstig, benutze ihn und du bist von ihm befreit."

„Ich weiß nicht, warum du dir Gedanken machst," sagte sie gleichgültig; „Ihr Militärs habt ja ein bequemes Mittel zur

Hand, wenn Ihr meint, daß ein Offizier nicht an der rechten Stelle steht, Ihr versetzt ihn." Der General blieb stehen und sah sie mit einem beinah lauernden Blick an.

„In der Tat," sagte er, „ein guter Gedanke."

„Ein sehr naheliegender, wie mir scheint," versetzte sie, indem sie gleichmütig seinen Blick erwiderte.

„Ihn versetzen," fuhr er fort, indem er seinen Gang wieder aufnahm, „geht nicht wohl an; aber in — und er nannte den Namen eines entfernten Landstädtchens — ist die Stelle eines Adjutanten beim Landwehrbezirkskommando zu besetzen, ich werde morgen noch mit dem Kommandeur seines Regiments sprechen." Sie beobachtete ihn von der Seite; er schien seltsam interessiert bei dieser an sich doch so gleichgültigen Sache.

„Es ist spät," sagte er, „wir wollen uns zur Ruhe begeben; habe Dank für den guten Gedanken, den du mir gegeben." Sie legte ihre kalte Hand in die seine, die er ihr entgegenstreckte.

„Du wirst mich noch eitel machen auf meine guten Gedanken," sagte sie, „schlafe wohl!" Während sie einsam ihr Schlafzimmer aufsuchte, blieb sie plötzlich stehen; wie hatten doch die Worte der Frau Habermann gelautet, die nach dem ersten Niedergange des Vorhanges bis hinter denselben erschollen waren? „Man vergißt wirklich ganz, daß es nur ein Schauspiel ist" — ah — sie wandte das Haupt nach der Richtung, wo ihres Mannes entferntes Schlafzimmer lag — „zur Eifersucht hat also der Mann immer das Recht, auch wenn er nichts getan hat, um seines Weibes Herz zu gewinnen?" Ein bitteres, verächtliches Lächeln verzog ihr den Mund, und das Bild des Mannes, das einst so stolz und groß in ihrer Seele gestanden hatte, sank plötzlich herab unter die Masse der übrigen, farblos und gleichgültig geworden gleich diesen. Durch den niedergelassenen Fenstervorhang ihres Schlafgemaches drang der graue, öde Wintermorgenschein — und das war es gewiß, was sie am Einschlafen hinderte: in der dumpfen Stille, in der trostlosen Beleuchtung kam ihr der Gedanke, daß so das Leben in einer kleinen, vom Verkehr der Menschen und des Geistes entlegenen, im Lande verlorenen Stadt sein müsse, ein langsames Ersticken, ein Sichhinaus-sehnen und Nicht-hinaus-können — dann schlief sie ein, und im Traume sah sie sich selbst in ihrem rot tapezierten Zimmer in ihres Vaters Haus, an der Staffelei sitzend, wie vorzeiten;

sie trat heran und rührte ihre Doppelgängerin an die Schulter, diese wandte sich um und sah sie an — es waren nicht ihre Augen, sondern die dunklen, schwermütigen, die sie seit heute abend kannte, und dennoch wunderte sie sich darüber nicht, denn sie wußte in dem Augenblick ganz klar, daß es eigentlich ihre eigenen Augen waren. —

„Geh hinweg," sagte die Gestalt, „ich kenne dich nicht," und darauf ging sie hinaus, leise und verzweifelnd, und weinte — und als sie aufwachte, weinte sie noch — lange, dumpf und bitterlich.

Eine alte Ammenfabel fiel ihr ein, daß es dem Menschen Unheil bedeute, wenn er sich im Traume selbst sieht, und sie konnte sich die abergläubische Prophezeiung nicht aus dem Sinne schlagen, denn schwer und beklemmend, wie das Vorgefühl eines düsteren Unheils, lag es auf ihrem Herzen.

Drei Tage später erschien der Adjutant, um sich zu erkundigen, wie ihr die Anstrengungen des Festes bekommen seien, und um ihr die Neuigkeit mitzubringen, daß Gartenhofen auf mehrere Jahre nach einem entlegenen Nest als Adjutant des Bezirkskommandos beordert sei. Er erzählte lachend, was für ein langes Gesicht der arme Raffael gemacht hätte, als er den Befehl erhalten, und daß er seitdem in einer Stimmung umherginge, daß niemand sich an ihn herangetraue; besonders auf ihn, den Adjutanten, sei er fuchswild, denn er hielte ihn für den Urheber seiner Abkommandierung. Der Erzähler fand heute nicht die günstige Aufnahme für seine Scherze, wie früher; Franziska blieb gedankenvoll und schweigsam, und eben wollte er sich empfehlen, als Gartenhofen angekündigt wurde. Er hatte sich beim General abgemeldet und wollte Franziska seinen Abschiedsbesuch machen. Sie hatte sich jählings erhoben und schien zu schwanken, ob sie ihn annehmen sollte; da der Adjutant allein bei ihr war, konnte sie ihn aber nicht abweisen und ließ ihn hereinbitten.

Sein erster Blick, als er eintrat, fiel auf den Adjutanten, und es sah aus, als ob er beim Anblick desselben über die Schwelle zurücktreten wollte. Sein Gesicht wurde leichenblaß, und die Hand, die den Helm hielt, preßte sich krampfhaft um die Helmspitze. Franziska hatte ein Gefühl, als müßte sie sich zwischen die beiden Männer stellen, rasch trat sie auf ihn zu.

„Sie wollen uns verlassen, Herr von Gartenhofen?" sagte sie, indem sie so unbefangen, als es ihr möglich war, Platz nahm und auch ihn zum Sitzen nötigte.

„Ja, Exzellenz," erwiderte er, indem er gesenkten Hauptes ihr gegenübersaß, „ich bin fortkommandiert." Es klang, als hätte er sagen wollen, „fortgeschickt".

„Es wird hoffentlich nicht auf lange sein?" sagte sie, obgleich sie das Gegenteil wußte; er wiegte das Haupt und erwiderte nichts. — Ein peinliches Schweigen trat ein.

„Ihre Bilder," sagte der Adjutant, der die ängstliche Stille unterbrechen wollte, „wird Exzellenz nun doch nicht zu sehen bekommen." Er erntete schlechten Dank für seine Mühe, denn Gartenhofen zuckte förmlich bei seinen Worten zusammen, er wandte sich zu ihm herum, und seine Augen sprühten von Haß.

„Meine Bilder?" sagte er, „wer braucht sich um meine Bilder zu bekümmern?" Seine Stimme klang heiser, und seine Aufregung war so groß, daß sie im Begriffe schien, die Schranken der gesellschaftlichen Form zu durchbrechen.

„O," sagte Franziska, die sich peinvoll bestrebte, einen harmlosen Ton in die Unterhaltung zu bringen, „Sie wissen recht gut, Herr von Gartenhofen, daß ich Ihre Bilder sehr gern gesehen hätte." Er hob das Gesicht und sah ihr mit einem kurzen, festen Blicke düster in die Augen.

In diesem Augenblick erschien der General, und Franziska atmete auf, als bei seinem Eintritte die Offiziere von den Sitzen sprangen und sich verneigten. Nur wenige Worte wurden noch gewechselt.

„Wann reisen Sie?" fragte der General.

„Heute nachmittag, Exzellenz," erwiderte Gartenhofen; dann trat er auf Franziska zu, um sich zu verabschieden. Als er vor ihr stand, zuckte es ihr in der Hand, und sie streckte die Hand halb aus, um sie ihm zum Abschied zu reichen. Er hielt die Arme straff an den Leib gedrückt und verneigte sich tief und förmlich.

„Ich empfehle mich Exzellenz," sagte er; nie hatte sie einen so klanglosen, zerbrochenen Ton gehört, nie einen so öden, toten Blick gesehen, wie diesen letzten, den er auf sie richtete. Schweigend verneigte er sich und ging; unmittelbar hinter ihm folgte der Adjutant.

„Raffael," sagte der Adjutant, der mit Gartenhofen die Treppe hinunterstieg, „Sie haben mich in falschem Verdacht; ich versichere Ihnen, daß ich Sie nicht zum Adjutanten beim Landwehrbezirkskommando in Vorschlag gebracht habe." Gartenhofen

blieb stehen, sah ihm groß ins Gesicht und lächelte finster und ungläubig.

„Sie wollen mir nicht glauben," fuhr der andere fort, „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Oberst ganz jemand anders zu dem Posten ausersehen hatte; erst vorgestern, nach einem Gespräch mit dem General, hat er seinen Entschluß geändert und Sie kommandiert."

„Der General?" fragte Gartenhofen erstaunt, „der General hat mit dem Oberst gesprochen? Über mich?"

„Es sieht beinah so aus," versetzte der Adjutant, „obgleich ich nicht zugehört habe." Schweigend setzten beide ihren Weg fort.

„Wenn Sie erlauben," fing nach einiger Zeit der Adjutant wieder an, „so begleite ich Sie nach Ihrer Wohnung, ich möchte sie mir ansehen, um sie vielleicht nach Ihnen zu mieten."

„Wie kommen Sie auf den Gedanken?" fragte Gartenhofen, indem er den Adjutanten überrascht ansah, „meine Wohnung wird Ihnen doch schwerlich passen."

„Ich denke mir, daß sie billig ist," versetzte der Adjutant lächelnd, „und nach einem teuren Winter kann ein sparsamer Sommer nichts schaden; wenn Sie also nichts dagegen haben, gehe ich mit Ihnen, und Sie stellen mich Ihrer Wirtin vor."

„Bitte," sagte Gartenhofen, „ich kann niemand hindern, nach mir einzuziehen" — der Gedanke berührte ihn seltsam unangenehm — „aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß ich die Wohnung noch bis zum Anfange des nächsten Quartals habe; bis dahin können Sie nicht hinein."

„Nun natürlich," erwiderte der Adjutant, „anders hatte ich es ja nicht verstanden."

Gartenhofens Zimmer sah aus, wie Zimmer vor einer Abreise auszusehen pflegen, wüst und öde. In der Ecke sah man einen gepackten Koffer, der seine notwendigsten Habseligkeiten enthielt, die übrigen Sachen sollten ihm nachgeschickt werden. Auf dem Boden mitten im Zimmer stand eine große Kiste, in der Bücher und Bilder ungeordnet durcheinander lagen; man sah, daß er kein Freund vom regelrechten Einpacken war.

„Gedulden Sie sich einen Augenblick," sagte Gartenhofen zu dem Adjutanten, nachdem sie eingetreten, „ich werde meine Wirtin rufen." Während er allein war, sah der Adjutant sich um. Auf dem Grunde der Kiste, von Büchern bedeckt, lag eine

große braunlederne Mappe, zu groß, um sie in dem Koffer unterzubringen.

„Aha," sagte er bei sich, und von der Neugierde getrieben, hatte er rasch die Bücher entfernt und den Deckel aufgeschlagen. Die Mappe enthielt eine Fülle von losen Blättern. Auf dem ersten derselben erblickte man Franziskas Brustbild. Die Ähnlichkeit war so in die Augen springend, daß der Beschauer beinah erschreckt zurückfuhr. Eben wollte er das zweite Blatt umschlagen, als er Gartenhofens Schritte vom Flur her vernahm, und er hatte gerade noch Zeit, die Mappe zuzuklappen, die Bücher wieder darauf zu werfen und an das Fenster zu treten, als Gartenhofen mit der Wirtin eintrat.

„Was Sie für eine famose Aussicht haben," sagte der Adjutant, indem er sich vom Fenster umdrehte, durch welches er anscheinend die ganze Zeit hinausgeschaut hatte.

„Hier, liebe Frau Mainert," sagte Gartenhofen, nachdem er einen raschen, prüfenden Blick auf die Kiste geworfen, „ist der Herr, der nach mir einzuziehen wünscht; ich denke, es wird Ihnen lieb sein, daß Sie Ihre Wohnung gleich wieder vermieten können?" Die Wirtin, eine alte Frau mit feinem blassen Gesicht, dem man ansah, daß sie zur Zeit, als ihr Mann noch lebte, bessere Tage gesehen hatte, blickte ihn stumm an, während ihre Augen sich mit Tränen füllten.

„Ach, Herr Leutnant," sagte sie, „wie soll es mir lieb sein, daß Sie gehen?" Sie wischte sich mit der Schürze die Augen aus, und in diesem schüchternen Ausdrucke eines tiefen Kummers sprach sie vielleicht zum ersten Male die Zuneigung aus, die sie im Laufe der zwei Jahre für den stillen, einsamen Mann gefaßt und die sie bescheidenerweise nie zu zeigen gewagt hatte.

„Na, lassen Sie nur gut sein Madamchen," sagte der Adjutant, „ich bin auch kein Menschenfresser, wir werden uns schon vertragen." Er war mit der Alten bald handelseinig, und sie nötigte ihm, da sie abergläubisch war und sich den Mietsmann erst durch solche symbolische Handlung gesichert glaubte, Stubenschlüssel und Drücker auf.

„Aber es ist ja noch Herrn von Gartenhofens Wohnung," sagte er lachend, „und es ist noch ein voller Monat bis zum nächsten Vierteljahr?" Es half ihm aber nichts; Gartenhofen hatte noch seine besonderen Schlüssel für sich.

„Also heute nachmittag geht es fort?“ wandte sich der Adjutant an diesen.

„Ja, in einer Stunde,“ erwiderte Gartenhofen, „und nicht wahr,“ wandte er sich an die Wirtin, „Sie sorgen mir dafür, daß ich meine Sachen recht bald bekomme?“

„Morgen abend geht alles ab,“ versicherte sie, „ich weiß ja, daß Sie ohne Ihre Bücher nicht zufrieden sind,“ und sie warf einen zärtlich traurigen Blick auf die halbgefüllte Kiste.

„Na, dann glückliche Reise und auf vergnügtes Wiedersehen,“ sagte der Adjutant zu Gartenhofen, und damit war er hinaus.

Er schlenderte langsam dem Kasino zu, wo in den Nachmittagsstunden ein kleines Jagddiner stattfinden sollte, zu dem er sich mit mehreren Kameraden behufs Verspeisung einiger selbsterlegter Hasen und zur Vertilgung einer sehr großen Bowle verabredet hatte. Unterwegs kehrten seine Gedanken zu Gartenhofens Mappe zurück, und er ärgerte sich schwer, daß er von dem übrigen Inhalte, auf den er durch das erste Bild doppelt neugierig geworden war, nichts mehr hatte sehen können.

Als die Bowle zu drei Vierteln ausgetrunken und die Hasen vollständig verzehrt waren, beugte der Adjutant seinen vom Trinken rot gewordenen Kopf über die Mitte der Tafel und richtete in flüsterndem Tone die Frage an seine Tischgenossen, ob sie zum Nachtisch etwas Besonderes haben, ob sie Gartenhofens Bilder sehen wollten? Ein allgemeines: „Natürlich! Sind Sie im Besitz davon?“ war die Antwort.

„Nicht im Besitz, aber ich weiß, wo sie sind, und könnte sie schaffen.“

„Also herschaffen, nicht lange reden!“ tönte es im Chor.

Er stand auf, von der Tür aber kam er noch einmal zurück.

„Noch eins,“ sagte er, „erst das Ehrenwort darauf, daß die Geschichte unter uns bleibt.“

„Nanu, das Ehrenwort?“ hieß es lachend.

„Ohne dies tue ich's nicht,“ sagte er, und er machte ein so ernstes Gesicht, daß auch die anderen ernst wurden und ihm alle das Wort darauf gaben, von dem, was sie sehen würden, nichts zu verlautbaren.

Er nahm den Mantel um und machte sich auf den Weg; bald darauf stand er vor Gartenhofens Wohnung. Die Fenster waren dunkel, er war fort. Während der Adjutant einen Moment zögernd stand, drehte er sich plötzlich um — er hatte geglaubt,

es hätte dicht hinter ihm jemand gesagt: „Laß es sein" — er merkte, daß er erregt war — es war das Geräusch des Wassers gewesen, das gurgelnd vorüberfloß. Er blickte noch einmal zu den Fenstern hinauf; sie waren völlig dunkel und sahen wie finstere, glotzende Augen auf ihn herab. Die Haustür war noch offen; in raschen Sätzen hatte er die zwei Treppen erstiegen, und nun öffnete ihm der Drücker die Flurtür. Wenn er der Wirtin begegnete, so würde er sagen, daß er heut nachmittag seine Handschuhe vergessen — sie zeigte sich aber nicht — die ganze Wohnung war dunkel und verlassen. Jetzt befand er sich in Gartenhofens Stube, sein Fuß stieß an die Kiste, und beim schwachen Lichtschimmer, der von draußen in das Zimmer drang, gewahrte er, daß sie noch ebenso stand wie vor einigen Stunden. Er beugte sich nieder, streckte die Hand aus und richtete sich wieder auf — ein unbeschreiblich widerwärtiges Gefühl überkam ihn. Das Blut mußte ihm zu Kopfe gestiegen sein und äffte sein Auge durch törichte Vorspiegelungen — er glaubte plötzlich, mitten in dem dunklen Zimmer, dunkel wie einen Schatten, Gartenhofen stehen zu sehen, der ihm regungslos, lautlos, aber mit einem schrecklichen Ausdruck in den Augen zusah.

„Abgeschmacktheit," murmelte er vor sich hin; aber die Täuschung war so stark, daß er mit der Hand über die Kiste hin in die Luft stieß — natürlich war nichts da. — Was war es denn auch weiter? Morgen in aller Frühe würde er die Mappe wieder an ihren Platz legen; keiner von den Kameraden würde verraten, was darin war; es konnte niemandem zum Schaden gereichen — ein Scherz, wie er unter Kameraden tausendmal vorkommt, sagte er sich — dennoch fühlte er, wie ihm der Schweiß auf der Stirn stand, und er wäre gern zurückgetreten, wenn er jetzt nicht hätte fürchten müssen, ausgelacht zu werden. Er raffte sich zusammen, streckte die Hand noch einmal in die Kiste, und im nächsten Augenblick verließ er, die Mappe unter den Falten seines Mantels, Gartenhofens Wohnung. Unten angekommen, blickte er unwillkürlich noch einmal zu den Fenstern zurück — war ihm doch zumute, als ob sich jemand dort oben hinausbeugte und ihm nachsähe — die Fenster lagen dunkel und stumm wie vorher. Erst als er wieder in den warm durchleuchteten Speisesaal eintrat und von dem Hallo seiner Tischgenossen begrüßt wurde, verließ ihn die dumpfe Erregtheit, die ihn befangen hatte, und triumphierend schwenkte er die eroberte Mappe empor.

Man verließ die Tafel und versammelte sich im nebenanliegenden Rauchzimmer um einen kleineren, runden Tisch, dann wurde die Mappe geöffnet, und unter dem neugierigen Gelächter der Gesellschaft entnahm man ihr ein Blatt nach dem andern, um es im Kreise herumgehen zu lassen. Schon bei dem ersten Bilde aber wurde das Gelächter leiser, beim zweiten und dritten verstummte es ganz und machte einem erstaunten Flüstern Platz, und schließlich gingen die Bilder lautlos von Mann zu Mann. Man riß sie sich förmlich aus den Händen, man sah sich untereinander an, wie wenn man vor etwas Ungeahntem stände, und nur einzelne kurze Ausrufe: „Kolossal — fabelhaft — diese Ähnlichkeit" — ließen sich vernehmen.

„Donnerwetter," sagte endlich einer laut, „muß der Mensch in sie verliebt gewesen sein!"

„Ja, ganz rasend," bestätigte der Chor.

Der Adjutant, der den Anfang machte, nahm jetzt das letzte Bild auf.

„Alle Wetter, sehen Sie das, meine Herren!" brach er heraus, „sehen Sie das!" Alle sprangen auf, ohne abzuwarten, bis das Blatt an sie kam, und steckten gleichzeitig ihre Köpfe darüber zusammen. Die Wirkung schien eine noch erstaunlichere zu sein als vorher.

„Das ist großartig," hieß es.

„Aber um Gottes willen, daß niemand etwas davon erfährt." Das war die allgemeine unwillkürliche Empfindung, und man nahm sich nochmals gegenseitig die Verpflichtung tiefsten Schweigens ab. Die Verhandlung fand in halblautem Tone statt, alle Gesichter waren sonderbar erregt, über der ganzen Versammlung schien es wie das Bewußtsein eines Unrechts, einer Tat zu lasten, deren Folgen unheimlich werden konnten. Aus diesem Gefühle heraus mochte es geschehen, daß, nachdem man sich lange an dem letzten Bilde gesättigt und die ganze Bilderfolge noch einmal und dann noch einmal hatte herumgehen lassen, die Mappe vom Tische fort in eine Ecke gelegt und Mützen und Handschuhe darauf geworfen wurden, als wolle man sie verbergen.

Es war tief in der Nacht, als man sich trennte; der Adjutant nahm die Mappe an sich. Am liebsten hätte er sie gleich jetzt zurückgebracht, aber zu dieser Stunde ging es nicht, ohne Aufsehen zu erregen. Am nächsten Morgen ganz früh, noch bevor er in den Dienst gegangen, befand er sich, die Mappe unter

dem Mantel, auf dem Wege zu Gartenhofens Wohnung. Als er an die Ecke der nach dem Wasser belegenen Straße gekommen war, begegnete ihm Gartenhofens Wirtin, neben ihr ein Dienstmann, der auf seinem Handwagen eine große, verschlossene Kiste vor sich her schob.

„Teufel," sagte der Adjutant, indem er unwillkürlich erschrocken stehen blieb, „ich dachte, Sie wollten erst heute abend —" Mit triumphierender Miene erzählte ihm die Alte, daß sie, um ihrem guten Herrn Leutnant eine letzte Freude und Überraschung zu bereiten, die Nacht hindurch gepackt hätte und ihm seine Sachen schon heute vormittag als Eilfracht zusenden wolle; heute abend hätte er sie bereits, in einer Stunde ging der Zug. Bevor noch der Adjutant einen Entschluß hatte fassen können, war sie mit ihrem zweibeinigen Packpferde schon wieder unterwegs.

Der Adjutant war momentan völlig ratlos, und es blieb ihm nichts übrig, als vorläufig mit der verhängnisvollen Mappe nach Hause zu gehen.

„Eine dumme, widerwärtige Geschichte," murmelte er vor sich hin; hätte er gewußt, was sich im Laufe dieses Vormittags begab, er wäre vermutlich noch ärgerlicher geworden.

Außer denen nämlich, die sich gestern abend gegenseitig zur Verschwiegenheit verpflichteten, hatte noch jemand zugesehen, dem niemand das Gelübde des Schweigens abgenommen, weil niemand besonders auf ihn geachtet hatte — das war Herr Fischmann. Er hatte bei der Tafel aufgewartet und nachher im Rauchzimmer Kaffee und Zigarren präsentiert, und da er die Kunst des sogenannten „Senkblickes", d. h. die Fähigkeit, mit niedergelassenen Augenlidern alles zu sehen, in bedeutendem Maße beherrschte, so war kaum ein Bild in der ganzen Sammlung, das Herr Fischmann nicht gesehen hätte. Günstig für die Verwertung dessen, was er wahrgenommen, traf es sich dann für ihn, daß er am heutigen Vormittage seine Patronin Frau Habermann aufsuchen mußte, die am Abend ein größeres Fest zu geben beabsichtigte, und als es Mittag schlug, war Frau Regierungsrätin Habermann über alles, was sich abends zuvor im Kasino ereignet hatte, bis auf die Worte und Ausrufe der einzelnen unterrichtet.

Unter den Geladenen der Abendgesellschaft befanden sich der General und Franziska, und bei geeignet scheinender Gelegenheit wußte Frau Habermann dem ersteren in harmlosem Tone die

Frage beizubringen, ob er schon von den vorzüglichen Porträts gehört hätte, die Herr von Gartenhofen von ihrer Exzellenz angefertigt haben sollte? Der General war sichtlich überrascht; er hatte von nichts gehört. Frau Habermann wußte auch nichts Bestimmtes, nicht das geringste, hatte selbst nichts gesehen, sondern eben nur gehört, „wie man so Dinge hört", daß der Adjutant die Bilder unter den Offizieren herumgezeigt, und daß die Bilder allseitig großen Beifall gefunden hätten. Sie hatte geglaubt, es ihm erzählen zu sollen, weil sie der Meinung war, es würde ihn, bei dem allgemein anerkannten Maltalente des Leutnants von Gartenhofen, interessieren, davon zu hören. Sie bemerkte trotz aller Selbstbeherrschung des Generals, daß es ihm immer unangenehmer ward, je mehr er von der Sache hörte, und als sie sich von ihm ab zu einer andern Gruppe der Gesellschaft wandte, hatte sie das prickelnde Gefühl, das ein Brandstifter empfinden mag, wenn er sieht, daß der Schwefelfaden, den er in die Scheuer gelegt hat, zu glimmen beginnt. Tief verstimmt und schweigend fuhr der General mit seiner Frau nach Haus, und früh am nächsten Vormittag ließ er den Adjutanten zu sich bescheiden.

Gleich beim Eintreten bemerkte dieser am Gesichte seines Vorgesetzten, daß nicht alles war, wie es sein sollte, und seine schlimmsten Befürchtungen wurden übertroffen, als der General kurz und beinah barsch die Frage an ihn richtete:

„Der Leutnant von Gartenhofen hat Bilder von meiner Frau gezeichnet und veröffentlicht? Sie wissen davon?" Der Schreck malte sich so deutlich auf des Adjutanten Zügen, daß jede Ableugnung unmöglich wurde.

„Nicht veröffentlicht — Exzellenz," war alles, was er vorzubringen vermochte.

„Jedenfalls sind die Bilder öffentlich gezeigt worden, durch Sie selbst," fuhr der General fort, „sind Sie noch im Besitze derselben?" Der Adjutant senkte schweigend das Haupt und verwünschte heimlich sein törichtes Unternehmen.

„Sie werden mir die Bilder verschaffen, und zwar sogleich," sagte der General. Der Adjutant riß die Augen groß auf.

„Exzellenz —" stammelte er, „verzeihen, Exzellenz — es ist eine reine Privatsache."

„Eine Privatsache, die in aller Welt Mund ist," versetzte der General, „ich wiederhole Ihnen, was ich gesagt, und werde Sie hier in einer halben Stunde erwarten."

Der Adjutant verneigte sich und ging; es war ihm entsetzlich zumute, und zu seiner Ehre muß gesagt werden, daß er weniger an sich, als an das Unglück dachte, in das er, ohne es zu wollen, seinen Kameraden gestürzt hatte.

„Ich betrachte es als eine Ehrenverpflichtung," hatte ihm der General nachgerufen, als er die Türklinke in der Hand hielt, „daß keins der Bilder, die an dem betreffenden Abend gezeigt und gesehen worden sind, in der Mappe fehlt." Damit war auch der letzte Ausweg abgeschnitten. Dem Befehle mußte Folge geleistet werden, und eine halbe Stunde später ließ sich der Adjutant beim General wieder anmelden.

Im Augenblick, da er, mit der Mappe in der Hand, dessen Zimmer betrat, fügte es der Zufall, daß durch die gegenüberliegende Tür Franziska hereintrat. Der Adjutant stand mit einer Armensündermiene da, und mit einem hastigen „Ich danke Ihnen" nahm ihm der General die Mappe ab und bedeutete ihn, sich zurückzuziehen.

„Wann kann ich sie wieder abholen?" fragte er leise und schnell.

„Das werde ich Ihnen sagen lassen" — damit winkte ihm der General adieu.

Franziska hatte dem kurzen, seltsamen Auftritt erstaunt zugesehen; als der Offizier das Zimmer verlassen, trat sie auf den Tisch zu, auf den ihr Mann die Mappe geworfen hatte.

„Was geht vor?" fragte sie, „und was hat er dir hier gebracht?"

„Nichts von Bedeutung, denk' ich," erwiderte der General, indem er mit einer Hastigkeit, die bei seinem sonst so gemessenen Wesen doppelt auffallen mußte, zwischen sie und den Tisch trat. Franziska blieb stehen und maß erst ihren Gatten, dann die Mappe mit einem langen Blicke.

„Ah so —" sagte sie gedehnt, „etwas, was nicht für mich ist?"

„Vorläufig wenigstens nicht," versetzte er; sie hatte ihn noch nie so kurz und rauh sprechen gehört. Eine fliegende Bläße ging über ihr Gesicht, und dieser folgte eine dunkle Röte.

„Dann wirst du vielleicht die Güte haben," sagte sie, „es mich wissen zu lassen, wann du mich wieder brauchst." Damit verließ sie das Gemach.

Während der nächsten Stunden sah und hörte Franziska von ihrem Manne nichts, und erst zur Zeit des Mittagessens,

das spät eingenommen wurde, bekam sie ihn wieder zu Gesicht. Als sie aus ihren Gemächern kommend, den Speisesaal betrat, fand sie ihn daselbst schon vor, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, auf und nieder gehend; bei ihrem Eintritt wandte er sich nach ihr um — sie glaubte, einen verwandelten Menschen zu sehen. Sein Blick hatte wieder den lauernden Ausdruck angenommen, den sie zum ersten Male neulich nach dem Ballfeste an ihm bemerkte, und an Stelle seiner heiteren Gesprächigkeit war eine dumpf brütende Schweigsamkeit getreten. Auch sie fühlte sich zu gedrückt, um über gleichgültige Dinge Unterhaltung zu beginnen, und so ging ihnen die Mahlzeit, von der sie beide wenig genossen, in peinvoller Stille hin.

Nach Beendigung derselben führte der General Franziska, wie es seine Gewohnheit war, in ihr Kabinett; als sie das Zimmer betraten und sein Blick auf den Spiegel fiel, vor dem er sie damals mit aufgelöstem Haar getroffen hatte, ließ er so plötzlich ihren Arm fahren, daß er an ihrer Seite niederfiel.

„Franziska," sagte er mit rauh abgebrochenem Ton, „wie oft hast du ihm Modell gestanden?" Sie blieb wie angewurzelt stehen; es war ihr zumute, als ob ein Schlag auf ihr Haupt fiele, mit einem Instrumente geführt, von dem sie nur die Schwere empfand, ohne daß sie unterscheiden konnte, ob es schneidend oder stumpf sei.

„Von wem sprichst du?" erwiderte sie mit blassen Lippen.

„Ah —," sagte er, indem er ihr ins Gesicht sah, „du kannst es dir nicht denken?"

„Ich weiß weder wen, noch was du meinst," versetzte sie, „und ich weiß nur, daß, wenn man anklagt, man die Anklage verständlich machen muß." Sie hatte sich auf ihrem gewohnten Platze vor dem Kamin niedergelassen, während ihr Mann hinter ihr die Stube durchmaß. Heute schien er kein Bedürfnis zu empfinden, sich eine Zigarre anzuzünden. Eine Zeitlang wartete sie schweigend, daß er sprechen würde; da dies nicht geschah, wurde ihr die Lage, in der sie sich befand, unerträglich.

„Die Mappe, die in deinem Zimmer liegt," sagte sie, ohne den Kopf nach ihm umzuwenden, „ist die des Herrn von Gartenhofen?" Er stand plötzlich an ihrer Seite.

„Du weißt ja, denke ich, von nichts?"

„Nein," sagte sie stöhnend, „aber ich muß mir einen Grund für dein Verhalten suchen und kann mir keinen anderen denken."

„Wir wollen einmal annehmen, es sei so," fuhr er fort, „dann beantworte mir meine vorige Frage: hast du ihm zu seinen Bildern gesessen?" Sie lauschte auf — ein plötzliches Licht ging über Dingen auf, die ihr dunkel erschienen waren; sie senkte das Gesicht in die aufgestützte Hand und schwieg.

„Ich muß dich bitten, meine Frage zu beantworten," hörte sie ihres Gatten Stimme dicht hinter sich; seine Stimme zitterte vor Erregung. Sie erhob das Haupt und sah ihn kopfschüttelnd an; wie kleinlich erschien er ihr mit seiner Frage.

„Ich begreife zwar nicht," sagte sie, „was mich verpflichtet, dir auf solche Frage zu antworten, aber es sei — natürlich nie!" Er atmete tief auf.

„Verzeih, wenn ich dich noch eins fragen muß," sagte er; „neulich abend, du erinnerst dich, als ich wiederkam, fand ich dich mit aufgelöstem Haar vor dem Spiegel — du hattest ihm nicht —" Eine tiefe Glut überfloß ihr Gesicht, indem sie jener Stunde gedachte; ein Gefühl wie Schuldbewußtsein quoll ihr empor, und was war denn ihre Schuld? Sie drückte die Hände vor das Gesicht und brach in Tränen aus.

„Franziska," sagte der General mit dem tiefen, liebevollen Klange früherer Tage, indem er sich auf den Sessel neben sie setzte und ihre Hände in die seinigen nahm, „glaube mir, ich bitte dich, daß ich dich nicht fragte, um dich zu quälen; aber versetze dich in meine Lage: Bilder werden in der Gesellschaft herumgezeigt, die dich und mich kompromittieren müssen —"

„Zeige mir die Bilder," rief sie, indem sie die Hände aus seinen Händen riß. Er sprang auf.

„Das ist nicht möglich," sagte er, „diese Bilder sind unerhört." Ein bitter verächtliches Lächeln kräuselte ihren Mund.

„Man klagt mich an," sagte sie, „und will mir nicht einmal den Gegenstand des Vergehens zeigen?"

„Wer klagt dich an?" erwiderte er, indem er wieder im Zimmer hin und her ging; „ich tue es nicht, und niemandem soll es beikommen dürfen, es zu tun; aber niemals werde ich dulden, daß meine Frau mit Augen sieht, wie ein Unverschämter, ein Rasender es gewagt hat, der Welt eine Vertrautheit mit dieser meiner Frau vorzulügen" — er stand mitten im Zimmer, mit zornsprühenden Augen, das Bild eines Mannes, der im Begriffe steht, sich auf einen Todfeind zu stürzen, um ihn zu vernichten. Der Anblick seiner entfesselten Leidenschaft weckte

aber auch in ihrer Seele alles, was von Stolz und Mut darin war.

„Erlaube auch mir eine Frage," sagte sie, indem sie sich langsam erhob und die Augen fest, beinahe starr auf ihren Mann richtete, „wie bist du, wie seid ihr alle zu diesen seinen Bildern gelangt?"

„Was hat das hierbei zu tun?" fragte er grollend.

„Weil ich mir nicht denken kann," versetzte sie, „daß der Mann, von dem du sprichst, Bilder solcher Art aus eigenem Antrieb unter die Menge gebracht haben sollte, und weil es mir für mich selbst darauf ankommt, zu wissen, wie weit seine Verschuldung geht." Der General sah sie an, als verstände er sie nicht.

„Ich weiß nicht," sagte er, „ob die Bilder durch ihn oder durch einen anderen unter die Menschen gekommen sind, aber das scheint mir hier ganz gleichgültig! Daß er sie überhaupt zu machen gewagt hat —" Franziska richtete sich stolz und hoch auf —

„Verzeih," sagte sie, „daß ich in diesem Falle sehr anderer Ansicht bin — wenn ihm nur das zur Last fällt, so trifft ihn überhaupt keine Schuld."

„Was sagst du?" fuhr der General auf, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Ich sage," erwiderte sie kalt und starr, „daß das Innere des Menschen ihm selbst und ihm allein gehört, daß man dem Menschen sein Geheimnis lassen muß, und daß, wer ungerufen da hineinblickt, sich nicht wundern darf, wenn es ihm geht, wie dem Lauscher an der Wand, der vielleicht Dinge erfährt, die ihm nicht lieb sind;" sie stand aufgerichtet wie eine Statue, alle Farbe war aus ihrem Angesicht gewichen, und die großen grauen, in kaltem Feuer strahlenden Augen waren hinausgerichtet — wohin? Vielleicht in ihr eigenes Innere, dessen Geheimnisse auch niemand erforschen sollte. Der General schien etwas derartiges zu empfinden. Er war ihren Worten mit eigentümlicher Aufmerksamkeit gefolgt; als sie geendet, trat er auf sie zu, faßte ihre herabhängende Hand über dem Handgelenk, und indem er ihr ganz nah in die Augen blickte, sagte er mit klarer, leidenschaftsloser Stimme:

„Es scheint mir nötig, dich zu erinnern, mein Kind, daß es ein Verhältnis im menschlichen Leben gibt, wo dem Menschen sein Inneres nicht mehr allein gehört, wo er einem bestimmten

Menschen gegenüber keine Geheimnisse mehr haben darf, wo er verpflichtet ist, daran zu denken, daß außer diesem einen Menschen keinem dritten das Recht zusteht, sich innerlich mit ihm zu beschäftigen, und daß du, mein Kind, in diesem Verhältnis dich befindest." Seine Hand hatte, während er sprach, ihr Handgelenk mit immer festerem Drucke umspannt, so daß er ihr das Armband, das sie trug, in die Haut preßte. Nachdem er sie losgelassen, hob sie statt aller Antwort langsam die Hand, schob das Armband zurück und betrachtete den roten Reif, der auf ihrer Haut entstanden war.

„Du hättest mir beinahe weh getan," sagte sie mit einem Lächeln — es war kein gutes Lächeln.

In diesem Augenblick ertönten Schritte im Vorsaal, es klopfte hastig an, und Herr von Maienberg trat ein. Er schien rasch gegangen zu sein, denn er wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann wandte er sich aufgeregt an den General:

„Haben Sie es schon gehört?" fragte er.

„Was?"

„Das mit dem Leutnant von Gartenhofen?" Der General biß die Zähne aufeinander und wandte sich ab.

„Seinen Konflikt mit dem Regiments-Adjutanten?"

„Mit dem Regiments-Adjutanten?" fragte der General, „noch vor seiner Abreise?"

„Nein, er ist ja wieder hier, wußten Sie davon nichts?" Der General wurde aufmerksam; er wußte kein Wort.

„Mein Gott, dann hätte ich es Ihnen vielleicht gar nicht erzählen sollen," sagte Herr von Maienberg, „aber früher oder später hätten Sie es ja doch erfahren — es scheint eine recht fatale Geschichte zu sein." Er hatte vor dem Kamin Platz genommen und wärmte sich die kalten Hände über dem Feuer.

„Ich begegne eben dem Hauptmann Reusch von seinem Regiment," fuhr er fort, „der die Geschichte mit angesehen und sie mir in allen Details erzählt hat. Heute vormittag um elf Uhr etwa sitzen also die Offiziere des Regiments, unter ihnen der Adjutant, beim Frühstück in der Ressource, — er soll kurze Zeit vorher bei Ihnen gewesen sein, stimmt das?"

„Allerdings," entgegnete der General.

„Plötzlich öffnet sich geräuschlos die Tür, und wer tritt herein? Im Mantel, die Mütze auf dem Kopf, so wie er eben von der Eisenbahn gekommen sein mußte, der Leutnant von

Gartenhofen. Alle fahren erstaunt, beinahe erschreckt auf, denn Reusch versicherte mich, er hätte ausgesehen wie ein Irrsinniger. Mitten im Saale bleibt er stehen, sieht sich im Kreise um, und nachdem er den Adjutanten entdeckt hat, schreit er — Reusch versicherte mich, er hätte vollständig geschrien —: ‚Wer von diesen Herren ist der Spitzbube gewesen, der mir meine Mappe gestohlen hat?‘ Einige der älteren Offiziere wollen ihn beschwichtigen, aber der sonst so stille und bescheidene Mensch ist wie verwandelt. ‚Wer die Mappe aus meiner Kiste genommen hat, will ich wissen!‘ schreit er noch einmal. Darauf tritt der Adjutant, weiß wie die Wand, auf ihn zu. ‚Gartenhofen,‘ sagt er, ‚seien Sie vernünftig. Sie sollen alles erfahren.‘ Gartenhofen stiert ihn an. — ‚Wo ist die Mappe?‘ fragt er. Der Adjutant scheint einen Augenblick unschlüssig, dann wirft er den Kopf hintenüber — ‚Beim General,‘ sagt er. ‚Also haben Sie sie kompromittiert, Sie Schuft!‘ brüllt Gartenhofen; im selben Augenblick hört man durch den ganzen Saal einen klatschenden Schlag, und der Adjutant taumelt drei Schritte zurück, Gartenhofen hat ihm einen Hieb ins Gesicht gegeben!“

„Hölle und Wetter,“ brach der General aus, der dem Erzähler atemlos gefolgt war. Er sprang auf, Herr von Maienberg trocknete sich die Stirn.

„Was er damit meinte, daß jener seine Mappe kompromittiert haben sollte, verstehe ich nicht recht,“ fuhr er fort; „jedenfalls können Sie sich die wüste Aufregung denken, die nun ausbrach. Die Beleidigung war so schrecklich und offenkundig, daß die Notwendigkeit einer blutigen Sühnung allen sofort klar war; und noch auf denselben Nachmittag wurde ein Pistolenduell zwischen beiden festgesetzt.

„Auf heute nachmittag?“ fragte der General.

„Auf diesen Nachmittag,“ erwiderte Herr von Maienberg, „es muß bereits stattgefunden haben.“

„Und der Ausgang?“ kam jetzt eine tonlose Stimme vom Sofa her, es war Franziska, die so fragte. Bleich und regungslos wie ein wächsernes Bild, mit weit aufgerissenen Augen war sie den Worten des Vaters gefolgt.

„Der Ausgang,“ sagte Herr von Maienberg, „ich ahne ihn nicht; aber wenn sich zwei Menschen nach solchem Vorfall mit Waffen gegenüberstehen“ — er schlug mit der Hand durch die Luft. Franziska erhob sich, sie hatte ein Gefühl, als hätten

ihre inneren Organe sich in Eis verwandelt, und als würde sie in einen Starrkrampf verfallen, wenn sie jetzt nicht aufstände und die Glieder bewegte. Als sie aber aufrecht stand, knickten ihr die Knie ein, und sie mußte sich an der Lehne des Sessels halten; ein dumpfes Stöhnen drang aus ihrer Brust.

„Mein Gott, Franziska, was ist dir?“ rief Herr von Maienberg, indem er erschrocken aufsprang und sie unterstützte; er fühlte, daß ihre Hände kalt, wie die einer Toten waren.

„Sie hat sich erschreckt,“ sagte der General; „wir werden morgen erfahren, was aus der Sache geworden ist; im übrigen scheint mir keine Veranlassung vorzuliegen, sich über den Streit zweier junger törichter Leute übermäßig aufzuregen; du wirst am besten tun, wenn du dich ins Bett legst; alles Weitere überlaß mir; du wirst morgen Auskunft erhalten, soweit es für dich von Interesse sein kann.“ Seine Worte klangen scharf und hart, er war nicht einen Schritt herangetreten, um seine Frau zu unterstützen. Franziska hielt die Augen zur Erde gesenkt, sie nickte langsam und schweigend mit dem Kopfe, dann ging sie, von ihrem Vater geführt, ohne sich nach ihrem Manne umzusehen, hinaus. An der Tür ihres Schlafzimmers wurde sie von ihrem Mädchen empfangen. Sobald er in das Zimmer zurückgekehrt, griff Herr von Maienberg zum Hute; die Art und Weise des Generals hatte ihn verletzt.

„Ob es Ihnen nicht lieb wäre,“ sagte er, „wenn ich weitere Erkundigungen über den Ausgang der Angelegenheit einzöge und Ihnen das Resultat mitteilte?“

„Bitte tun Sie das ja nicht,“ erwiderte der General, „ich wünsche die Sache rein dienstlich zu behandeln, wie es sich gehört, und ich bin gewohnt, daß bei Ehrenhändeln meiner Offiziere nicht ich hingehe, um mich darüber zu unterrichten, sondern daß man zu mir kommt, um mir zu berichten.“ Mit kurzem Gruß empfahl sich Herr von Maienberg.

„Exzellenz wollen sich noch nicht zur Ruhe begeben?“ hatte das Kammermädchen gefragt, als Franziska anstatt zum Auskleiden zu schreiten, sich in dem Armstuhl vor ihrem Toilettentische niederließ und ein Buch ergriff, das darauf lag.

„Ich fühle, daß ich noch nicht schlafen kann,“ erwiderte sie; „lege mir das Nachtkleid zurecht, und dann kannst du gehen.“

Sobald das Mädchen hinaus war, sank das Buch, in dem sie scheinbar gelesen, in den Schoß, und mit heißen, gespannten

Augen, den Kopf lauschend erhoben, saß Franziska in ihrem Sessel, wie jemand, der mit allen Nerven auf etwas wartet. Sie hörte, wie ihr Vater das Haus verließ, und wie ihr Mann in seine Gemächer hinüberging; dann dauerte es eine volle Stunde, während deren sie regungslos horchend verharrte. Dann ertönte eine Klingel — der General rief seinen Kammerdiener, um zu Bette zu gehen. Franziskas Schlafzimmer stieß an den Flur; sie hörte, wie der Diener über den Flur ging und in das gegenüberliegende Schlafzimmer ihres Mannes trat; nach einiger Zeit kam er zurück — der General hatte sich zur Ruhe begeben. Sie saß noch eine volle halbe Stunde — im Erdgeschoß hörte man noch hier und da eine Tür gehen — dann lag das ganze weitläufige Haus stumm wie das Grab.

Franziska erhob sich. Die Falten ihres Kleides rauschten leise knisternd aneinander. — „Zu laut," sagte sie in sich hinein; sie legte das Kleid ab und warf den Schlafrock über, den das Mädchen ihr zurechtgelegt hatte, dessen weiche Wolle sie geräuschlos bis an die Füße umfloß. Ihre Füße waren mit Stiefeln bekleidet; sie zog sie aus und schlüpfte in die weichen Schuhe, die an ihrem Bette standen — dann ergriff sie das Licht und öffnete die Tür der Schlafstube.

Auf der Schwelle blieb sie einen Moment stehen und lauschte noch einmal wie ein Wild, das sich vor Gefahr sichert, dann, die Hand vor die Flamme des Lichts haltend, ging sie quer durch den großen Tanzsaal in ihr Kabinett, durch den Empfangssalon in den Speisesaal — ihr Schatten lief dunkel und lautlos an den Wänden mit. Jetzt war sie vor ihres Gatten Arbeitszimmer; mit den Zähnen faßte sie die Unterlippe, während sie leise, ganz leise die Klinke der Tür herunterdrückte — das Zimmer war dunkel und leer — sie trat ein. Mitten im Zimmer stehend, ließ sie die Blicke umherwandern — dort, auf dem Schreibtische des Generals, wo seine wichtigsten Papiere sich befanden, lag etwas, das vorher nicht da gelegen hatte, eine große braunlederne Mappe. Mit einem Griffe hatte sie dieselbe erfaßt. Einen Augenblick überlegte sie — sollte sie mit ihrem Raube hinüber in ihr Kabinett gehen? Nein — sie hatte ein Gefühl, als müßte sie unterwegs jemandem begegnen; also hierbleiben! Der Schreibtisch stand dicht am Fenster — es war ihr, als sähe jemand durch das Fenster herein, obgleich es ein Stockwerk hoch über der Straße lag — in der entferntesten Ecke des Zimmers stand

ein runder Tisch, dahin trug sie die Mappe, und dort setzte sie sich davor nieder. Wie im Fieber zitterten ihr die Hände, als sie die Mappe aufschlug — das Licht warf seinen roten Schein über die Blätter — sie zuckte zusammen, als hätte sie ihre Doppelgängerin gesehen — aus dem Papiere blickte sie sich selbst entgegen. So wie sie an jenem ersten Ballabend gewesen war, mit der Gloire de Dijon im blonden Haar, in Farben leise angedeutet — so war sie im Brustbilde wiedergegeben; in halber Lebensgröße, wunderbar ähnlich und in himmlischer Schönheit. Sie starrte ihrem Bilde in die Augen — lange, tief, wie Narziß, der im Quell sein eigen Bild beschaute, dann schlug sie das folgende Blatt auf — da war sie wieder. Und so auf dem dritten, dem vierten und so auf allen folgenden. In wechselnder Kleidung, in wechselnder Stellung — aber immer nur eins — immer nur sie und wieder sie — wie ein Sonnenstrahl, der tausendfältig aus dem Diamanten widerstrahlt — das Bild des geliebten Weibes, das in der Seele des Künstlers in Verklärung wiederaufersteht. Im Zimmer, in dem sie saß, wurde mit fortschreitender Nacht die Kälte immer empfindlicher, und eisig stieg es von ihren Füßen in ihren Gliedern empor — aber sie fühlte es nicht, denn aus den wunderbaren Blättern vor ihr quoll es empor wie der heiße Duft des sommerlichen Waldes, in dem die Blumen winken und den die süße Melodie der Nachtigallen durchtönt — jetzt war sie bis zum letzten Bilde gelangt und jetzt mußte sie den Schrei hinunterwürgen, der sich ihr entringen wollte, als ihre Augen auf dieses Bild fielen. Sie war nicht mehr allein, auf diesem Bilde war noch einer — er. Und wie war sie mit ihm vereinigt? In wilder, tödlicher Umarmung und Verschlingung, als Franceska von Rimini, die mit Paolo, dem Geliebten, dahinflattert in ewiger Nacht, in ewiger, todvereinigter Liebe.

Sie war unwillkürlich zurückgefahren und hatte die Augen mit den Händen bedeckt, denn trotz der einsamen Nacht, die sie umgab, überflutete sie die Scham und drang wie ein glühender Pfeil in ihr schauerndes Herz. Sie hatte die Mappe zusammenwerfen, hatte aufspringen und fliehen wollen, aber sie vermochte es nicht, sie konnte nicht mehr los. Langsam, widerstrebend sanken die Hände von ihrem Gesicht, und zitternd und bebend saß sie und schaute auf das furchtbare, wundergewaltige Bild. Ja es war wirklich wahr, das Unerhörte, was sie im ersten Augenblick

zu sehen geglaubt hatte: als wenn in der Glut seiner wilden Phantasie jede Hülle hinweggeschmolzen wäre, die ihre Schönheit von seinem Verlangen trennte, so sah sie sich, die weißen, leuchtenden Glieder nur vom zarten Flor umwallt, den Rücken überströmt von der schweren Woge des blonden lang entrollten Haars in die Arme des Mannes geworfen, der mit ihr emporschwebte in brausendem, mächtigem Flug, die Lippen auf ihre Lippen gepreßt in langem, lechzendem Kuß. Tief und tiefer neigte sie sich auf das Bild herab; sie sah Paolos Antlitz auf Franceska niedergebeugt, ganz so wie das seine an jenem Abende zu ihr, und Franceskas Augen zu ihm erhoben wie die ihrigen damals zu ihm. Ein Schwert, dessen Griff zwischen Paolos Schultern hervorragte, ging durch beider Brust und heftete sie aneinander wie ein gemeinsames tödliches Weh, dem sie gemeinsam hatten erliegen müssen. Über dem Schmerze der Vernichtung aber dämmerte in beider Antlitz ein Lächeln auf, leise und fern, ein seliges, stilles, triumphierendes Lächeln, wie das Bewußtsein der Liebe von ihrer Unsterblichkeit und Unzerstörbarkeit. Ihre Hände preßten sich ineinander, ihre Lippen bewegten sich unbewußt.

„Ich verstehe dich," flüsterte sie leise vor sich hin — und wie das schreckliche Bild, als es entstand, das Herz dessen, dem es entsprungen, dereinst vergiftet hatte, so drang es nun, wie ein tödlich berauschender Gifttrank, auch in Franziskas Seele ein. Ein dunkler Mantel umrauschte die beiden Gestalten des Bildes, und der Wind, der seine Falten bauschte, schien es zu sein, der sie im Fluge emportrug; und plötzlich war es ihr, als hörte sie die Stimme des brausenden Sturmes, als vernähme sie den stürmenden Lobgesang der schönheitsdurstigen Natur, als fühlte sie den Hauch der lodernden Seele, die sie umarmt gehalten hatte, überall, immerdar zu jeder Zeit, an jedem Orte — und plötzlich begriff sie, was es bedeutet, wenn sich dem Menschen die ganze allmächtige Welt vereinigt und verkörpert in einem einzigen, einem geliebten Menschen — sie rang die Hände ineinander. —

„Paul," sagte sie tonlos vor sich hin, und noch einmal „Paul," und es fiel ihr ein, daß sie ein vermähltes Weib war, die Frau eines alten Mannes. — Von ihrem Sessel sprang sie auf, bis mitten in das Zimmer, und reckte die Arme aus, als müßte einer hineinstürzen und sie umarmen, so wie sie ihn — es war ihr, als ersticke sie, und ohne zu wissen, was sie tat, ging sie an das

Fenster und riß es auf; die eisige Winterluft schlug ihr entgegen, und im Augenblick, als sie den Fensterflügel geöffnet, sanken ihr die Arme wie leblos nieder — was war das, was sie dort unten sah? Unter der Laterne, die gerade gegenüber dem Hause sich befand, deutlich sich abhebend vom weißen flimmernden Schnee, stand eine dunkle Gestalt, die zu ihr emporzublicken schien. Jetzt sah sie, wie die Gestalt den Arm erhob und ihr zunickte, und ein gräßlicher Gedanke schauerte ihr durch den Sinn: Gartenhofen war im Duell gefallen, und sein Geist kam, Abschied von ihr zu nehmen — aber nein — sie hatte nicht genau gesehen — es war ja die Gestalt einer Frau. Ja, in der Tat, einer Frau — und jetzt sah sie, wie die Frau beide Arme erhob und nach der verschlossenen Tür zeigte, und ihre Gebärde sagte: „Öffnen! Um Gottes willen öffnen!"

Jählings war Franziska die Besinnung zurückgekehrt; mit einem Sprunge hatte sie das Licht ergriffen, auf dem Schreibtische lagen ihres Mannes Schlüssel, und lautlos schoß sie über den Flur, die Treppe hinunter auf die Haustür zu. In der eindringenden Zugluft erlosch das Licht, sie vermochte daher die dunkle Gestalt, die sich über die Schwelle hereindrängte, nicht zu erkennen, sie vernahm nur dumpfe, unverständliche Laute und fühlte, wie zwei Hände krampfhaft ihren Arm umklammerten.

„Still," flüsterte sie, „folgen Sie mir!" Damit ergriff sie die Frau an der Hand und zog sie hinter sich her die Treppe hinauf. Ihre Hand festhaltend, ging sie mit ihr durch Speise- und Empfangssaal bis in ihr Kabinett und dort erst zündete sie das Licht wieder an; sie erhob den Leuchter, um den nächtlichen Eindringling zu erkennen; eine alte Frau mit blassem, verhärmtem Gesicht stand vor ihr; es war Gartenhofens Wirtin. Während Franziska einen Augenblick sprachlos in das fremde Gesicht starrte, sank die Alte, von deren abgetragenem Mantel das Schneewasser herniedertroff, vor ihr in die Knie, ihr ganzer Leib flog und zitterte.

„Er stirbt," sagte sie, indem sie die strömenden Augen zu Franziska erhob und die welken Hände rang, „er stirbt noch in dieser Nacht."

„Wer?" fragte Franziska heiser und rauh, „Gartenhofen?"

„Ja, ja, ja — heute abend haben sie ihn hereingebracht, mit einer Kugel mitten in der Brust."

Sie beugte das Haupt so tief in die Hände, daß man von ihrem Gesichte nichts mehr sah, und das krampfhafte Schluchzen,

das sie stoßweise erschütterte, durchzuckte die dürftige Gestalt wie der Pulsschlag des Jammers und der Verzweiflung.

„Entschuldigen Sie doch nur, Exzellenz," sagte sie — und das „Exzellenz" klang schrecklich drollig unter diesen Verhältnissen — „daß ich komme, aber ich wußte ja gar nicht mehr, was ich tun sollte — er rief ja immerfort nach Ihnen!" Franziska horchte mit weit offenem Munde.

„Und weil er doch niemanden auf der Welt hat," fuhr die Alte fort, indem sie Franziskas herabhängende Hand mit ihren Händen umfaßte, „nicht Vater noch Mutter mehr — und weil ich nun Licht an Ihren Fenstern sah —"

„Still," sagte Franziska, „warten Sie einen Augenblick." Sie war hinaus, und wenige Sekunden später kam sie angekleidet, mit Hut und Mantel in ihr Kabinett zurück.

„Stehen Sie auf," sagte sie zu der Alten, die noch am Boden kauerte, „Sie führen mich." Frau Mainert sprang auf.

„Zu ihm?" fragte sie, und ihre Frage klang wie ein Freudenschrei. Franziska nickte stumm.

„Aber leise," sagte sie, „geben Sie mir die Hand; ich werde Sie leiten." Das Licht erlosch und in tiefem Dunkel tasteten sich die beiden Frauen die Treppe hinunter, zum Hause hinaus.

Durch den dichten, wirbelnden Schnee, den ein heulender Nordost in den menschenleeren Gassen umherjagte, schritten sie stumm und eilend nebeneinander hin. Wo der Wind ihm Ruhe ließ, da sammelte sich der Schnee in dicken, weißen Haufen; er umklebte die Fenster der Wohnungen und hing flimmernd an den Mauern der Häuser — ein weißes Bahrtuch auf dem Boden, weiße Tücher an Fenstern und Türen — so wie es zum Totenfeste paßt, dachte Franziska.

„Gehe ich auch nicht zu schnell?" fragte die Alte, als sie sah, wie Franziskas Füße auf dem glatten Boden schwankten.

„Nein," sagte sie; „ist es noch weit?"

„Wir sind bald da."

Sonst wurde zwischen beiden kein Wort gewechselt.

Endlich hatten sie die Gasse erreicht, die auf das Wasser mündete; der Strom ging mächtig mit Eis, die Schollen leuchteten fahl durch die Nacht und stießen mit dumpfem Krachen an das Bollwerk. —

„Dort ist es," flüsterte Frau Mainert, indem sie nach vorn auf ein erleuchtetes Fenster deutete.

„Ach, mein Gott," sagte Franziska — sie blieb stehen, nach Atem ringend und die Hände auf das zuckende Herz gepreßt.

„Wird es Ihnen zu viel?" fragte die Alte voller Angst.

„Nein," erwiderte Franziska, indem sie sich gewaltsam aufraffte, „nur vorwärts!"

Auf der Treppe in ihrem Hause hatte Frau Mainert die Lampe brennen lassen; als jetzt die beiden Frauen das zweite Stockwerk erreicht hatten und die Flurtür öffnen wollten, wurde diese von innen aufgetan; ein Mann erschien auf der Schwelle und prallte, als er Franziska erblickte, zurück, als hätte er einen Geist gesehen — es war der Adjutant. Seine Augen lagen hohl im Kopfe, sein Gesicht sah aus, als wäre er zehn Jahre älter geworden.

„Lebt er noch?" fragte Franziska. Er nickte stumm, dann warf er die Arme gegen die Mauer des Flurs, drückte den Kopf in die Arme und schluchzte dumpf und schwer wie ein Verzweifelnder.

„Ich werde zuerst hineingehen, bitte, warten Sie einen Augenblick," sagte Frau Mainert, und während sie voranging, blieb Franziska auf der Schwelle des Vorzimmers stehen. Aus dem Zimmer nebenan drang ein dämmerndes Licht, und sie hörte den unheimlichen Klang, den die Stimme des Menschen annimmt, wenn sie halblaut zu einem Sterbenden redet — dann erschien das Gesicht der Alten wieder, und im selben Augenblick stand Franziska in der Tür.

Als die herrliche Gestalt, hoch emporgerichtet, auf der Schwelle erschien, vernahm man aus der Ecke des Gemachs einen Laut — wäre er aus einer unversehrten Brust gekommen, so wäre es ein jauchzender Schrei gewesen, so war es nur ein heißes, ächzendes Stammeln. Aber er war laut genug, um ihr zu sagen, wo er war — quer durch das Zimmer hin, mit zwei stürmenden Schritten war sie an seinem Lager, und an seinem Lager sank sie nieder, den Arm über ihn geworfen, der regungslos an sein Bett gefesselt lag, die Brust durchschüttert von einem furchtbaren Schluchzen, das keine Träne fand, ihre Augen ganz nah den seinigen, tief hineintauchend in die dunklen, schönen Augen, in denen sich von ferne das Bild dessen zu spiegeln begann, der ihn abzurufen kam von seinem verfehlten, qualenvollen Leben.

Seine Hände tasteten auf der Decke umher, bis daß sie ihre Hand gefunden hatten, und an ihr hielten sie sich fest.

„Ich konnte — nicht sterben," sagte er leise, „ohne Ihnen zu sagen — daß ich nicht schuldig sei."

„Sei ruhig," sagte sie, „sei ruhig, ich weiß alles." Ihre Stimme klang süß und weich und sanft beschwichtigend.

„Ach," seufzte er, und ein seliges Lächeln lagerte sich auf seinem bleichen Gesicht; mit letzter Anstrengung zog er ihre Hand, die er in der seinigen hielt, empor, bis daß er sie mit den Lippen berühren konnte. —

„Nein," sagte sie, „warum so?" Und sie neigte sich über ihn; ihr Haar war im Winde draußen aufgegangen, und während die blonde Flut ihm Brust und Angesicht wie ein duftendes Gewölk umspielte, senkten sich ihre Lippen auf die seinigen zum ersten und letzten vernichtungstrunkenen Kusse.

„Mein Paul — mein Armer — mein Lieber," sagte sie, und ihre Stimme klang so tief, als drängen diese Worte aus einem Abgrunde von Liebe und Verzweiflung empor, und

„Franziska," erwiderte der sterbende Mann, und noch einmal „Franziska" sagte er mit erlöschender Stimme. — —

Dann trat in dem dämmernden Gemache eine tiefe, lautlose Stille ein, und als Frau Mainert, die leise weinend im Vorzimmer gesessen, endlich hineinzublicken wagte, sah sie zu Füßen des Bettes, auf welchem Gartenhofen verschieden war, den marmorstarren Leib des ohnmächtigen Weibes dahingestreckt, ihr Antlitz neben seinem Antlitz, beide Häupter auf einem Kissen gebettet.

Im Morgengrauen des anderen Tages war am Hause des Herrn von Maienberg mit stürmischer Hast geläutet worden, und als man öffnete, war wie ein Verstörter der Adjutant hereingestürzt. Ohne zu fragen, war er bis an das Schlafzimmer des Regierungsrats von Maienberg geeilt, und kurze Zeit darauf war dieser, zum Ausgehen angekleidet, mit ihm herausgetreten. Beide hatten das Haus verlassen, und der Köchin fiel es später ein, daß ihr alter Herr dabei ausgesehen hatte wie ein Toter.

Nach der Straße am Ufer des Flusses hatten sie ihre Schritte gewandt, und als die Stadt vom Schlafe aufstand, und die Kunde des nächtlichen Ereignisses in immer weiter wachsenden Wellenkreisen von Mund zu Munde getragen um sich griff, war alles bereits besorgt und Franziska im Hause ihres Vaters. Und dort, in dem rot tapezierten Gemache, in dem einst die schöne Franziska von Maienberg den Träumen ihres stolzen, jungfräulichen Herzens gelauscht hatte, dort lag nun die arme

junge Exzellenz, niedergeworfen von verzehrendem Fieber, das von ihrem blühenden Leibe Besitz genommen hatte, um seinen Raub erst wieder fahren zu lassen, nachdem es ihn in Asche und Staub verwandelt.

Nur einmal noch, kurz bevor alles zu Ende, hatten die einst so klaren, klugen Augen mit Bewußtsein emporgeschaut, noch einmal hatte sie den alten Mann erkannt, der Tag und Nacht vom Bette seines Lieblings nicht weichen wollte und der sein gramdurchfurchtes Gesicht zu ihr herabbeugte, und ihr leise lispelndes „mein lieber, lieber Vater" war das letzte Vermächtnis, der letzte Trost, den der alte Mann von seinem Kinde in seine Einsamkeit mit sich nehmen durfte. Aus dem Hause, wo sie als Kind gespielt, trug man sie hinaus, und in der kalten, winterlichen Erde versenkte man das holde, warme, blühende Leben. —

Die Zeit geht um, der General ist längst versetzt, und nur wie eine Sage noch lebt der Name Franziskas von Maienberg in der Stadt fort, in der sie gelebt und gelitten; man spricht nicht mehr von ihr, man hat ihr vergeben, denn man braucht sie nicht mehr zu beneiden. —

Nur einer, ein alter, gebeugter Mann mit schneeweißem Haar, kommt Tag für Tag hinaus an ihr Grab und beschaut den Fleck Erde daneben, den er sich für dereinst ausersehen hat. Und zur Zeit, wenn die Rosen blühen, dann kommt er jedesmal mit zwei herrlichen Gloire de Dijon, die er in seinem Garten gepflückt; die eine legt er auf ihr Grab, mit der anderen geht er hinüber in den fernen Winkel des Kirchhofes und legt sie dort auf einen stillen, bescheidenen Hügel. Und in jeder der beiden Rosen glänzt dann ein leuchtender Tropfen — es ist kein Tau, auch kein Regen des Himmels, es ist ein edleres, wertvolleres Naß: eine heiße, zitternde Menschenträne.

Vor den Schranken

Eine dumpfe Spannung hatte den ganzen Tag hindurch über der kleinen neumärkischen Stadt gelegen. Früh am Morgen waren sämtliche Mitglieder der Schützengilde auf das Rathaus geladen worden, und der Bürgermeister hatte dort wohl eine Stunde lang mit ihnen verhandelt. Was es war, erfuhr man nicht; jedenfalls aber etwas Wichtiges, denn die Besprechung hatte bei verschlossenen Türen stattgefunden.

Als die Männer später das Rathaus verlassen hatten, waren ihre Gesichter gerötet gewesen, nicht vom Trinken, denn zu trinken hatte es nichts gegeben, jedenfalls also von der Aufregung über das, was man verhandelt; mit verständnisvollen Blicken hatten sie sich die Hände geschüttelt und „Auf Wiedersehen also!" gesagt, als sie sich trennten, um jeder nach seiner Wohnung zu gehen.

Was in aller Welt ging vor? Eine Schützenfestlichkeit? Aber es war ja mitten im Winter, und außerdem, was hätte denn der Staatsanwalt und die Polizei bei einem Feste der Schützengilde zu suchen gehabt? Was der ganzen Angelegenheit nämlich einen beinah unheimlich geheimnisvollen Charakter verlieh, war dies, daß man auch den Staatsanwalt und den Polizeikommissarius in die Versammlung hatte hineingehen und später mit den anderen wieder herauskommen sehen. Der Staatsanwalt schien sogar eine Hauptrolle dabei zu spielen, denn auf dem Platze vor dem Rathause hatten ihn die Schützen, bevor sie sich trennten, noch eine Zeitlang in dichtem Kreise umgeben, es hatte ausgesehen, als empfingen sie von ihm Unterweisungen.

Zu Hause angelangt, waren die Schützen, als wenn sie nach einer ausgegebenen Losung handelten, mit ernstem und nachdenklichem Gesicht in die Stube gegangen, wo ein jeder seine Büchse aufbewahrte; sie hatten das Gewehr vorgenommen, die Waffe auf ihre Schußfertigkeit gründlich untersucht und sodann ihre Jagdtaschen mit Munition, mit scharfer Munition gefüllt. Auch ihre wärmsten Kleidungsstücke, Mäntel, wollene Halstücher und hohe Stiefel hatten sie instand setzen lassen, denn „sie müßten heute ins Freie und es könnte vielleicht lange dauern", hatten sie kurz und geheimnisvoll ihren aufgeregt zuschauenden Hausfrauen gesagt. Wollten sie auf die Jagd gehen? Aber was sollte denn das für eine Jagd sein, zu der man mit Kugeln auszog? Die Sache wurde immer unheimlicher; und den anfänglich schüchternen, allmählich immer dringenderen Fragen ihrer Gattinnen setzten sie,

auch wieder wie nach einer gemeinsamen Losung, ein entschlossenes Stillschweigen entgegen.

So taten sie bis auf einen. Einer nämlich, und die allgemeine Stimme bezichtigte später als diesen den Gelbgießermeister Stangelmann, hatte geschwatzt. Er mochte bei den grausigen Vorkehrungen, die er traf, selbst ein gewisses Gruseln empfunden haben und hatte dem energischen Ansturm seiner Alten, die ihm den Mantel und das wollene Halstuch herauszugeben sich weigerte, bis er ihr alles gesagt, nicht zu widerstehen vermocht. Nachdem er den Lehrjungen und den Gesellen hinausgeschickt, hatte er ihr leise zugeflüstert: „Schomburg ist da, und wir sollen ihn greifen. Aber sag's nicht weiter," hatte er rasch hinzugefügt, als seine Frau mit einem lauten Aufschrei die Hände zusammenschlug und ihn mit großen Augen anstarrte.

Also doch wirklich eine Jagd, um die es sich handelte, und was für eine! Auf den Menschen. Darum nichts von Hasenschrot und Rehposten, sondern Kugeln, mit denen man tiefe Löcher schießt und Glieder zerschmettert, die, wenn wir sie nicht lähmen, uns zerschmettern.

Seit Monaten war der Name Schomburgs, des berüchtigten Räubers und Einbrechers, in aller Mund. Beinah täglich gab es an den Biertischen eine neue Geschichte, wie gestern in der Nacht wieder in dem und dem Dorf, dem und dem Bauernhofe eingebrochen worden, wie neulich, als ein Bauer einsam vom Markte nach Hause fuhr, aus der Fichtenheide ein Mann hervorgetreten war, bewaffnet mit einem gewaltigen Knüppel in der linken und einem Revolver in der rechten Hand, der den Wagen gestellt und ein großes Stück Leinen, das die Bäuerin in der Stadt erhandelt, heruntergenommen hatte. Alles das war Schomburg. Den Revolver, das wußte man auch, hatte er seinerzeit, als er bei dem Amtmann im Vorwerk eingebrochen war, geraubt. Die Stadt selbst war vor ihm nicht sicher geblieben. Mit unerhörter Kühnheit war er mehreremal in Häuser, die draußen einsam an der Landstraße standen, eingedrungen, fast immer, als wenn er von Spionen bedient würde, zu einer Zeit, wo der Hausherr abwesend war, und wenn die Polizei atemlos an Ort und Stelle erschien, war er längst auf und davon.

Man erzählte sich diese Niederlagen der Polizei nicht ohne schadenfrohes Behagen. Der gefährliche Bursche, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, wie ein Raubvogel über der Welt der

gesitteten Ordnung zu leben, umkleidete sich mit dem Schimmer der Romantik, der freilich nur so lange vorzuhalten pflegt, bis daß man selbst durch den interessanten Strauchdieb Schaden erlitten hat.

Eine Stimmung solcher Art war jetzt, seitdem der Unhold angefangen hatte, die Stadt selbst unsicher zu machen, die allgemeine geworden, und die Losung hieß, ihn fangen und unschädlich machen. Wie das aber gemacht werden sollte, darin beruhte die Schwierigkeit, denn unzählige solche Versuche waren bereits gescheitert.

Es war ganz rätselhaft, wo der Verbrecher seinen Schlupfwinkel hatte; die Waldungen, in denen man ihn bemerkt, waren von Schwärmen von Soldaten durchstreift worden, vergeblich; die Gendarmen durchstöberten jedes einigermaßen verdächtige Quartier, vergeblich. Im Volke munkelte man, daß er, wie seinerzeit der furchtbare Masch, der Schrecken der Neumark, in Erdhöhlen hause — aber nichts derartiges war zu entdecken gewesen. Da war plötzlich am gestrigen Abend spät ein von unbekannter Hand herrührender anonymer Brief bei der Staatsanwaltschaft eingelaufen, der nichts als die Worte enthielt: „Schomburg ist seit acht Tagen jede Nacht auf dem Kirchhof und hält sich in einem Grabgewölbe versteckt."

Auf dem Kirchhof — daran hatte man freilich noch nicht gedacht. Wer durch die Mark reist, nicht so wie die meisten, die nachher über das sandige Land absprechen und aburteilen, indem sie sich in das Eisenbahncoupé setzen und die Augen in eine Zeitung versenken, bis daß sie wieder aus der Mark heraus sind, sondern wer von der großen Heerstraße abseits geht und die verborgenen Städtchen und Dörfer im Lande sucht, dem wird eine eigentümliche Erscheinung nicht entgehen: bei jedem Flecken und bei jedem Ort, mitten in den Wogen des wüstenartig umgebenden Sandes wird er ein größeres oder kleineres oasenartiges grünes Plätzchen finden, mit mühseliger Liebe erzeugt und erhalten, den Friedhof des Ortes. Die Bewohner dieses Landes, denen die Natur das Stück Erde, auf dem sie leben, so gar nicht festtäglich ausgeschmückt hat, haben dieser kargen Natur mit dem zähen Fleiß, der ihrem Geschlechte zu eigen ist, soviel wenigstens abgerungen, daß sie ihren Toten und dereinst ihnen selbst ein stilles, schattiges Ruheplätzchen gewähren muß. Da blüht in dichten Büschen der Flieder, und in dem Flieder sitzen

die Nachtigallen, und unter ihrem Gesange schlafen sie von dem harten Tagewerk aus, das für den Menschen das Leben in der Mark bedeutet.

Und diesen Ort, der ihnen allen heilig, teuer und wert war, zu dem an Sommernachmittagen ihre Kinder hinauszogen, um dort, vor Sonnenbrand und Staub geschützt, zu spielen, hatte der Ruchlose zur Raubhöhle erwählt. — Man spricht nicht viel hierzulande, wenn man böse wird; aber die Augen nehmen so einen besonderen Ausdruck an, und man faßt schweigend Entschlüsse. Das geschah auch hier. Die ehrsamen Handwerksmeister, die zunächst viel geneigter gewesen wären, der hohen Obrigkeit die Besorgung der unangenehmen Sache zu überlassen, hatten sich überzeugt, daß die Polizei nicht zahlreich genug war, um den weitläufigen Kirchhof abzusperren; Garnison war im Orte augenblicklich nicht vorhanden; bis daß das Bataillon, das in vierzehn Tagen einrücken sollte, anlangte, war es zu spät — also beschlossen sie, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Soldaten waren sie ja einstmals alle gewesen; die friedlichen Männer fühlten etwas von kriegerischer Tatenlust.

Der Kirchhof war von einer hohen Mauer eingefaßt und mit einem großen, verschließbaren Gittertor versehen. Die Schlüssel zu diesem, das den einzigen Zugang bildete, verwahrte der Totengräber, der dicht am Tor im Innern des Friedhofes wohnte. Man hatte ihn heute morgen unterrichtet, welch einen unheimlichen Gast er seit acht Tagen beherbergte, und der arme Mann war tödlich erschrocken; er erinnerte sich durchaus nicht, im Laufe dieser Zeit irgendeine unbekannte Persönlichkeit bemerkt zu haben, die den Friedhof betreten hätte. Sofort hatte er sich aufgemacht, die Grabgewölbe zu untersuchen, und richtig — an einem derselben, das seit hundert Jahren nicht mehr benutzt wurde, war die eiserne Gitterpforte, als er daran stieß, aufgegangen, indem das Schloß klappernd zur Erde fiel. Es war nur scheinbar verschlossen gewesen.

Hastig war er in das Innere gedrungen — es war leer. Aber auf einem der alten Särge war der Deckel verschoben, und als er ihn berührte, fiel er polternd auf die Fliesen des Bodens. In dem Sarge bemerkte der Totengräber eine dichte Streu von Blättern und zwei darauf geworfene wollene Decken — das Lager eines Menschen, der vor kurzem dort geruht haben mußte, das sah man an dem frischen Eindruck auf dem Blätterhaufen.

An allen Gliedern zitternd stattete der Totengräber von seiner grausigen Entdeckung Bericht ab, und sofort stellte man in einem dem Eingange unmittelbar gegenüber liegenden Hause zwei Polizeibeamte an das Fenster, von dem aus sie jeden, der das Kirchhofstor betrat, sehen mußten.

Die beiden Männer standen den ganzen Tag, indem sie sich von Stunde zu Stunde ablösten, und keine Maus wäre ihnen entgangen, die an der Kirchhofsmauer entlang schlüpfte, aber irgend etwas Verdächtiges sahen sie nicht.

Es kamen an dem kalten, unwirtlichen Novembertage überhaupt nur wenig Besucher und die wenigen waren alles Bekannte, Leute aus der Stadt. Als es Nachmittag geworden war, kam überhaupt niemand mehr; nur ganz zuletzt, als die Dämmerung schon zu sinken begann, erschien noch ein junges Mädchen und verschwand im Innern des Kirchhofes.

Auch an der war nichts Auffallendes; alle Welt kannte sie, es war Marie Lücke, die Tochter des früheren, jetzt verstorbenen Totengräbers, die mit ihrer alten schwachsinnigen Mutter jenseits hinter dem Kirchhof ein kleines Häuschen bewohnte. Das Geld erwarb sie sich in der Stadt durch Wäsche und Näharbeit, denn an Beschäftigung ließ man es dem hübschen Mädchen, das jedermann gern mochte, nicht fehlen.

„Hat denn die Marie eine Liebschaft?“ hatte der Polizeibeamte, der gerade die Ausschau besorgte, zu seinem Kollegen gesagt, als er das Mädchen an der Kirchhofstür stehen sah.

„Warum?“ fragte der andere, indem er herantrat.

„Nu — es sieht doch gerade aus, als wartete sie auf jemanden,“ versetzte der erste.

In der Tat hatte das Mädchen, das in hastigem Gange den Weg daher gekommen war, an der Pforte einen Augenblick Halt gemacht und mit beinah besorgter Aufmerksamkeit die Umgebung geprüft. Alsdann war sie eingetreten und mit schnellen Schritten verschwunden. Auch der Totengräber, der im Innern auf der Lauer lag, hatte sie bemerkt und, ob ihm an ihren Bewegungen etwas eigentümlich erschienen sein mochte, er war aus seiner Behausung herausgetreten und hatte ihr nachgesehen, wie sie den einen der langen Gänge, die den Kirchhof durchschnitten, eilend entlang ging.

Nachdem sie die Hälfte des Ganges hinuntergeschritten war, schwenkte sie links ab — das war gerade die Richtung, die auf

das Gruftgewölbe zuführte, und als sie um die Ecke gebogen war, glaubte der Aufpasser zu bemerken, daß sie zu laufen anfing. — Sonderbar, was hatte denn das zu bedeuten?

Während er noch stand und überlegte, drang ein Gewirr gedämpfter Stimmen an sein Ohr, die Schützen, von dem Polizeikommissar geführt, sammelten sich draußen an der Pforte.

Obgleich nach dem, was man von den beiden Beamten, die von ihrem Wachtposten heruntergeholt wurden, erfuhr, der Räuber schwerlich in seinem Schlupfwinkel stecken mochte, beschloß man doch, einen letzten Versuch zu machen und eine umfassende Abspürung des ganzen Kirchhofs zu veranstalten.

Der Polizeikommissar, der früher Feldwebel gewesen war, suchte seine Felddiensterinnerungen wieder zusammen und übernahm die Leitung der Truppe. An der geschlossenen Pforte wurden zwei Mann aufgestellt, die den Verbrecher empfangen sollten, wenn er hier etwa überzuklettern versuchte; um die Außenmauer wurden fünf Mann als Beobachtungsposten herumgeschickt. Mit den übrigen dreizehn ging der Kommissar an die dem Gruftgewölbe gegenüberliegende Mauer, und indem er die Männer durch die ganze Breite des Kirchhofs verteilte, ordnete er das Treiben so an, daß es sich gerade auf das Gewölbe zu bewegen mußte. Wenn der Räuber in irgendeinem anderen Teile des Friedhofs versteckt saß, so mußte er auf diese Weise auf seine Höhle zu gejagt werden.

Die Dämmerung senkte sich immer tiefer und die Nebel des Novemberabends kamen der Dunkelheit zu Hilfe; wenn man noch etwas sehen wollte, mußte man sich beeilen.

„Haben die Herren alle geladen?" fragte der Kommissar.

„Ja," tönte es halblaut zurück.

„Dann also bitte auf die Posten, und los."

Von der Kirchhofsmauer her rückte die aufgelöste Schützenreihe langsamen Schrittes quer durch den Kirchhof vor.

Auf den Rainen zwischen den Gräbern ging man entlang; das dürre Laub raschelte unter den Füßen der Männer, sonst vernahm man von ihnen nichts, denn keiner sprach ein Wort.

An jedem Busch, an dem man vorüberkam, blieb man stehen, blickte hinein, stöberte mit dem Gewehrkolben bis auf den Grund — nichts darin. An den Grabgewölben, die rechts und links am Innern der Mauer entlang lagen, rüttelte man, ob die Pforte nachgeben würde — alle waren fest geschlossen — nichts darin.

Allmählich näherte man sich dem Gruftgewölbe, wo er hausen sollte, man sah von fern den dunkel gähnenden inneren Raum, und unwillkürlich faßten die Schützen ihre Waffen fester. Die finstere Höhle da vorn, die schauerliche Umgebung rings umher, das alles machte einen unheimlichen Eindruck. Man hatte ein Gefühl, als würde jeden Augenblick eine schreckliche Gestalt dort drüben heraustreten und sich, wenn sie sich von allen Seiten umstellt sah, wie ein wildes Tier auf die Verfolger stürzen; man hörte schon im Geist die Schüsse krachen. Aber man war endlich bis an das Gewölbe gelangt, und nichts von allem, was man erwartete, war geschehen.

„Und wo ist denn das Mädchen geblieben?" fragte der Totengräber, der in der Treiberlinie mitgegangen war. Sie war nirgends erschienen. Hatte die Erde sie verschluckt?

Nun blieb nur noch übrig, daß man in das Gewölbe selbst hineinging. Eine Pechfackel, die der Totengräber mitgenommen, wurde angezündet, und indem er sie am Eingange emporhob, traten der Kommissar und zwei Schützen in die Gruft ein, während die übrigen schußfertig draußen stehn blieben. Die Flamme warf ihr dunkelrotes Licht in einen leeren, schweigenden Raum. Der, den man suchte, war nicht da.

„Sind Sie denn auch ganz gewiß —?" wandte sich mit ärgerlich abgebrochener Frage der Kommissar an den Totengräber.

„Hier ist ja der Sarg," erwiderte dieser, und mit der freigebliebenen Hand stieß er den Deckel herab. Im nämlichen Augenblick fuhr er mit einem Schrei der Überraschung zurück, die beiden wollenen Decken, die er heute morgen darin gesehen, waren fort. Alles drängte herein und ließ sich erzählen. Es war also dennoch im Laufe des Tages jemand in dem Gewölbe gewesen. Aber wer? Und wie war er hereingekommen?

Während die Männer noch verdutzt standen und sich ansahen, vernahm man in dem Gruftgewölbe ein seltsames Klopfen. Man lauschte — es kam offenbar von der Außenseite der Mauer her, an die das Gewölbe mit seiner Rückwand anstieß; und sonderbarerweise klang es, als wenn von draußen auf Holz geschlagen würde. Die Mauer war ja doch aus Feldsteinen gebaut? — Der Kommissar beugte den Kopf nach dem Schalle zu, tastete mit den Händen an der Mauer entlang, und jählings fuhr er auf.

„Alle Wetter," rief er, „hier ist ja eine Tür!"

„Eine Tür?“ sagte der Totengräber, „davon hab' ich ja mein Lebtag nichts gewußt.“

Es war aber in der Tat so, und indem man genauer zusah, erkannte man auch leicht, weshalb die Tür früher nicht bemerkt worden war. Sie war nämlich nach Art von marmorierten Quadern übermalt, so genau den Wänden des Gewölbes entsprechend, daß sie von diesen ohne ganz eingehende Untersuchung nicht zu unterscheiden war. Irgendein alter Vorbesitzer der Gruft, vielleicht der Erbauer selbst, mochte sie haben anbringen lassen, um einen besonderen, von niemandem sonst gekannten Eingang zu seinen Verstorbenen zu besitzen.

Die Tür war regelrecht verschlossen, man fand das Schlüsselloch. Aber wer besaß den Schlüssel dazu? Der Totengräber, der wie erstarrt vor dieser neuen Entdeckung stand, jedenfalls nicht. Die Schläge draußen wurden immer lauter und hastiger; es klang, als wenn man mit einem Gewehrkolben gegen die Tür schmetterte; offenbar waren es die Schützen, die man von draußen den Kirchhof hatte beobachten lassen und die ihrerseits den ungeahnten Ausgang entdeckt hatten.

Hier galt kein langes Besinnen; die Kolben wurden auch von innen gebraucht, und nach wenigen kraftvollen Schlägen war das morsche Schloß zertrümmert. Die Pforte ging auf, und wie man vermutet hatte, stand man den Kameraden gegenüber, die sich hier alle fünf gesammelt hatten. Um die Täuschung auch von außen vollkommen zu machen, war die Tür auf dieser Seite so angemalt, daß sie einen Teil der Feldsteinmauer zu bilden schien; außerdem war sie ausgefüllt, so daß sie der Stärke der Mauer entsprach.

„Wie habt ihr denn die Tür gefunden?“ hieß es von innen, sobald die Scheidewand gefallen war.

„Habt ihr denn die zweie nicht gesehen, die hier herausgekommen sind?“ fragte man zurück.

„Die zweie?“ Wer denn? Was denn?“ Man wußte von nichts. Nun erfuhr man, daß einer der Schützen, im Augenblick, als er um die Ecke der Kirchhofsmauer gebogen war, plötzlich bemerkt hatte, wie sich scheinbar vor seinen Augen die steinerne Mauer öffnete. Starr vor Staunen war er stehn geblieben, dann hatte er zwei Gestalten wahrgenommen, die herausgetreten waren, sich einen Augenblick nach allen Seiten umgesehen hatten und, da sie nichts sahen, denn er selbst hatte sich instinktmäßig

in einen großen Wacholderbusch gedrückt, eilenden Laufes entflohen waren. Die Tür hatten sie rasch hinter sich verriegelt.

„Zwei Gestalten?" hieß es in wildem Durcheinander. „Was für Gestalten?"

„Ein Mann mit einem langen blauen Mantel, wie ihn die Bauern tragen, und eine Frau."

„Eine Frau?"

„Ja!" Der Schütze hatte genau gesehen, mit dem Manne war eine Frau gewesen.

„So wahr ich lebe," schrie jetzt der Totengräber, „das ist die Marie Lücke gewesen!"

Eine gewaltige Aufregung bemächtigte sich aller.

„Ob der Schütze gesehen hätte, wo sie hingelaufen wären?"

„Jawohl, er hatte genau acht gegeben; an der Mauer hatten sie sich entlang geduckt, und dann waren sie in das Haus da — er zeigte auf ein einstöckiges Hüttchen, das etwa zwanzig Schritte von der Kirchhofsmauer entfernt lag — hinübergehuscht."

„Das ist das Lückesche Haus," fiel der Totengräber wieder ein.

„In das Haus waren sie hinein? Und waren noch nicht wieder herausgekommen?"

„Nein, er hatte das Haus nicht einen Augenblick aus den Augen gelassen, sie waren noch nicht wieder herausgekommen."

„Meine Herren," rief der Polizeikommissar, „der Fuchs sitzt im Loch, mir nach, wir haben ihn!"

Er wandte sich dem Hause zu, und quer über Feld gingen die zwanzig Männer in gestrecktem Lauf hinüber; im nächsten Augenblick war das kleine Gebäude von allen Seiten umstellt.

Dunkel, ohne Laut und Regung lag es da, wie ein böses, verstocktes Gewissen. Der Polizeikommissar klinkte an der Tür, sie war verriegelt; die Fensterläden dicht geschlossen, kein Lichtstrahl fiel durch die Spalten.

Man trommelte mit den Fäusten an den Fensterläden, man griff mit den Fingern in die Lichtöffnungen, die sich in halber Höhe derselben befanden, und versuchte sie aufzureißen — aber die Läden waren von innen verriegelt und hingen in festen Angeln, sie widerstanden.

„Wir müssen die Tür aufbrechen," entschied der Kommissar, „ist Herr Schlossermeister Jegor da?" Schlossermeister Jegor war da, denn er gehörte zur Schützengilde, und als vorsorglicher Mann hatte er Handwerkszeug mitgenommen.

Das Türschloß knirschte unter dem Nachschlüssel und leistete keinen Widerstand; die Tür aber war darum noch nicht geöffnet, ein Riegel war von innen vorgeschoben.

„Alle Mann 'ran, die Tür sprengen!" hieß es.

Im Augenblick aber, als die Männer sich gegen die Pforte zu stemmen begannen, um sie nach innen einzudrücken, hörte man, wie der eiserne Riegel hastig zurückgeschoben ward, die Tür ging plötzlich auf, und während die vordersten durch das unerwartete Nachgeben des Widerstandes beinahe in den Hausflur hineinfielen, erschien auf der Schwelle eine dunkle Gestalt, die mit einem Satze, gewandt wie ein Aal, zwischen den Männern hindurchschlüpfte und das Weite zu gewinnen suchte.

Ein wütendes Geschrei: „Haltet ihn! Haltet ihn!" brach aus, und alles stürzte wie toll hinter dem Flüchtling her.

Im selben Moment aber fielen auf der anderen Seite des Hauses, wo sich ein kleines, mit einem Bretterzaun umgebenes Gärtchen an dessen Rückwand anschloß, rasch hintereinander zwei Schüsse, und ein Gebrüll: „Hier ist er! Hier ist er! Zu Hilfe!" schallte gellend von dort herüber.

„Ist der Teufel doppelt?" schrie der Polizeikommissar, der sich zur Verfolgung der ersten Gestalt angeschickt hatte. Er drehte kurz um und war mit wenigen Sprüngen am Gartenzaune, und es war höchste Zeit, daß er kam.

Ein einziger Schütze hatte hier seinen Stand gehabt, und dieser befand sich bereits in einem verzweifelten Kampfe mit einem Manne, der durch die Gitterpforte des Zaunes hinauszudringen versuchte, während jener sie mit Leibeskräften versperrte. Es war schon beinahe ganz finster geworden, und man hörte im Dunkel das Ächzen des Schützen, den der andere, der ihn fast um Kopfeslänge überragte, mit wütendem Griffe am Halse gepackt hatte. Jetzt war der Kommissar heran, und mit einem Sprunge rannte er den Kerl, der sich mit halbem Leibe schon aus der Pforte gedrängt hatte, an, so daß er an den Zaun taumelte.

„Verfluchter Hund!" knirschte er in heißer, schäumender Wut, und mit dem Kolben seines Revolvers tat er einen grimmigen Hieb nach dem Kommissar, den dieser mit dem Laufe seines Gewehres auffing. Im nämlichen Augenblick saß dem Räuber die Hand des Kommissars wie eine Geierklaue an der Gurgel, und zwischen beiden Männern entwickelte sich ein Kampf auf Leben und Tod. Alles das aber währte nur Sekunden lang,

denn die übrigen Schützen, die mit dem Kommissar umgekehrt, waren gleichfalls angelangt, und einige Sekunden später lag der Schrecken der Gegend, Schomburg, der Räuber, an Händen und Füßen gefesselt, hilflos wie ein Scheit Holz am Boden.

„Aber nun der andere," sagte der Polizeikommissar, indem er sich die schweißbedeckte Stirn abwischte, während der Totengräber dem gefesselten Räuber ins Gesicht leuchtete, „was ist aus dem anderen geworden?"

„Ich glaube, da kommen sie schon mit ihm an," hieß es, und in der Tat hörte man durch das Dunkel das Geräusch herannahender Schritte und laut durcheinander redender Stimmen. Als sie in den Bereich des Fackellichtes gelangt waren, bemerkte man, daß die Männer eine wankende, schwankende Gestalt in ihrer Mitte führten, die zwei von ihnen an den Schultern und an den Händen gepackt hielten.

„Das ist ja ein Frauenzimmer," sagte einer der Männer, die den Nahenden gespannt entgegensahen, und im nächsten Augenblicke ging es wie ein rauschender Laut der staunenden Überraschung, die vorläufig noch stärker war als die Entrüstung, von Mund zu Munde: „Marie Lücke."

Als das Mädchen, das mit gesenktem Haupte herankam, und dem das Kleid halb von den entblößten Schultern herabgerissen war, seinen Namen nennen hörte, sah man, wie es eine krampfhafte Bewegung machte, um die Hände vor das Gesicht zu bringen. Die Männer, die sie gepackt hielten, drückten ihr jedoch die Hände herunter, und da sie sich so außerstande sah, ihr Gesicht zu verbergen, ließ sie sich mit dem ganzen Körper zur Erde niedergleiten, indem sie das Gesicht in den feuchten, schmutzigen Erdboden drückte. Im düstern Lichte der Fackel sah man, wie ihr Leib von einem krampfhaften Schluchzen geschüttelt wurde, und die Männer standen schweigend und selbst ganz benommen um das von der Scham wie von einer körperlichen Last erdrückte Mädchen her.

„Das kann jetzt alles zu nichts helfen," sagte der Polizeikommissar, „nun nur vorwärts."

Man riß sie empor, bis daß sie wieder auf den Füßen stand. Dem Räuber wurden die Fesseln so weit gelockert, daß er gehen konnte, und mit einem Kolbenstoße wurde er bedeutet, aufzustehen. Die beiden Gefangenen in der Mitte, setzte sich der Zug nach der Stadt zu in Bewegung, und eine halbe Stunde darauf be-

fanden sich Schomburg, der Räuber, und Marie Lücke hinter Schloß und Riegel in den Räumen des Gerichtsgefängnisses.

Eine weitere halbe Stunde später entstand in dem großen Saale beim Wirt „Zum gespaltenen Hufeisen" ein gewaltiges Rumoren von zusammengeschobenen Tischen und Stühlen; die gesamte Schützengilde trat an, um bei Kalbsbraten und Bier die Ereignisse des heutigen Tages noch einmal in Gemütsruhe zu besprechen und den errungenen Sieg zu feiern.

Der Polizeikommissar mit seinen Leuten war auch mitgekommen; die beiden Beamten, die Wache gestanden hatten, wurden freigehalten.

Einige Wochen später saß im Gerichtsgebäude in seinem Arbeitszimmer der Präsident des Gerichts vor seinem Schreibtisch, ein dickleibiger Aktenband lag vor ihm; es waren die Untersuchungsakten wider Schomburg und Genossen. Die Untersuchung war abgeschlossen, das Schwurgericht stand nahe bevor, und vor den Geschworenen sollte Schomburg wegen Straßenraubs und Einbruchs, neben ihm Marie Lücke als seine Hehlerin und Begünstigerin erscheinen.

Die Mutter des Mädchens war an dem Abend, als die Verhaftung ihrer Tochter und des Räubers erfolgte, in dem Hause nicht vorgefunden worden. Einige Tage später war sie wieder aufgetaucht und sogleich gefänglich eingezogen worden; man hatte sie indessen wieder entlassen müssen, denn die Aussagen der beiden anderen hatten nichts ergeben, was sie belastete; außerdem war durch ihre Vernehmung zur Gewißheit geworden, was schon vorher in der Stadt als notorisch galt, sie war schwachsinnig und völlig unzurechnungsfähig.

Der Präsident schlug das Aktenheft, in dem er geblättert hatte, zu und wandte sich an den alten Gerichtsrat, der hinter ihm auf dem Sofa saß.

„Sie haben recht," sagte er, „es gehört nun einmal zum vorgeschriebenen Ausbildungsgang unserer Referendare, daß sie vor den Geschworenen eine Verteidigung geführt haben, und es wird nicht anders gehen, als daß wir auch Ihren Schützling zum Anwalt machen."

„Mein Schützling?" fragte der Rat, während ein Lächeln über sein wohlwollendes Gesicht glitt.

„Warum wollen Sie leugnen, daß Sie ihm das Wort reden," versetzte der Präsident, indem er aufstand und mit den

Händen auf dem Rücken im Zimmer auf- und niederging; „vielleicht, weil Sie der einzige sind, der seine Partei ergreift? Wahr ist es, außer Ihnen will niemand viel Vernünftiges von ihm wissen, und wenn Sie mich fragen, so glaube ich auch nicht, daß etwas Gescheites aus ihm wird."

„Er ist noch jung," wandte der Rat ein, „ist es nicht hart, jetzt schon ein abschließendes Urteil über ihn fällen zu wollen?"

„Ich spreche nur die Vermutungen aus," erwiderte der Präsident, „die sich mir im Laufe der zwei Jahre, die er nun unter meiner Leitung arbeitet, gebildet haben. Sehen Sie die jungen Leute, die gleichen Alters mit ihm zur selben Zeit wie er bei uns zu arbeiten angefangen haben. Welche Tüchtigkeit, welche Klarheit bei ihnen allen; man weiß, was sie wollen, denn sie wissen es selbst; tüchtige, brauchbare Richter wollen sie werden und werden sie dereinst sein — und nun sehen Sie dagegen diesen Menschen an. Ich glaube, die Juristerei ist ihm überhaupt zuwider; die Richter wissen nichts mit ihm anzufangen."

„Hat sich einer von ihnen über Mangel an Pflichttreue bei ihm beklagt?" fragte der Gerichtsrat.

„I nein, fleißig ist er ja," sagte der Präsident, „aber was kann mir der größte Fleiß helfen, wenn Hand in Hand damit eine Ungeschicklichkeit in allen praktischen Fragen geht, die ihn alles verkehrt anfassen läßt? Er hält sich allein, er ist ein Träumer und ein Sonderling. Ein Sonderling mit zweiundzwanzig Jahren — ist so etwas schon dagewesen?"

„Eben, daß er noch nicht so fertig mit sich wie seine Altersgenossen ist, macht ihn mir vielleicht lieb," sagte der alte Rat, indem er das Gesicht sinnend niederbeugte; „wer mit seiner eigenen Natur nie zu ringen gehabt hat, ist wohl selbst nur eine dürftige Natur, und es scheint mir ein sehr zweifelhaftes Lob für unsere Jugend zu sein, wenn man ihr nachrühmt, daß sie auf dem Wege zu Amt und Brot nie rechts noch links vom Wege geschwankt sei."

„Wir kommen wieder auf das Thema," meinte der Präsident, „über das wir uns nun einmal nicht einigen können."

Er trat an den Tisch und blätterte in den Akten.

„Ich habe eine Sache ausgewählt," fuhr er fort, „in der er, denke ich, nicht viel Unheil anrichten kann; die Person ist so gut wie verurteilt, und wir laufen nicht Gefahr, daß er uns durch eine verfehlte Verteidigung einen Unschuldigen an das Messer liefert."

„Was ist es, wenn man fragen darf?" sagte der Gerichtsrat.

„Die Sache wider Schomburg und Genossen," versetzte der Präsident, „er soll die unverehelichte Lücke verteidigen."

Der alte Rat lächelte.

„Ja, dann wird er freilich keine Lorbeeren als Verteidiger pflücken," sagte er, „denn die Geschworenen sprechen sie schuldig, so gewiß dies nun das fünfzigste Schwurgericht ist, dem ich beisitze."

„Eben deshalb," sagte der Präsident, „es ist die reine Form."

Er klingelte, und gleich darauf erschien ein Gerichtsdiener.

„Rufen Sie den Referendar Heidenstein," gebot er.

Wenige Augenblicke später ertönte ein schüchternes Klopfen an der Tür, und auf das kurze „Herein" des Präsidenten erschien ein schmächtiger, junger Mann, der mit linkischer Verbeugung unmittelbar an der Tür, die er hinter sich schloß, stehen blieb.

Seine äußere Erscheinung bestätigte die Worte des Präsidenten; die Kleidung war ziemlich verwahrlost, in Miene und Haltung sprach sich eine große Unbehilflichkeit aus.

Der alte Rat mochte etwas derartiges empfinden, denn er senkte beinahe verlegen die Augen zur Erde.

„Sie sollen vor den Geschworenen verteidigen," sagte der Präsident, der sich vor seinen Schreibtisch gesetzt hatte, „werden Sie denn das fertig bringen?"

Der Angeredete machte eine stumme Verbeugung und zeigte einen schwachen Ansatz zu einem verlegenen Lächeln.

Der Präsident, der sich gar nicht nach ihm umgesehen hatte, bemerkte nichts davon.

„Wenn Sie jetzt schon so ängstlich sind," sagte er, „dann werden Sie vor den Geschworenen keine glänzende Rolle spielen."

Ein verworrenes Gemurmel von der Tür her klang ungefähr so wie, „daß er sein Bestes tun würde."

Der Präsident zuckte die Achseln, als wollte das nicht viel sagen.

„Sie wissen," sagte er, „daß die Sitzungen in nächster Zeit beginnen, Sie werden in der Schomburgschen Sache die Lücke verteidigen; die Sache ist Ihnen bekannt?"

„Oberflächlich," gab er zur Antwort; „ich arbeitete, als die Sache anfing, gerade bei der Staatsanwaltschaft."

„Nun, hier sind die Akten," versetzte der Präsident, indem er das Aktenheft nachlässig auf einen Tisch zur Seite warf, „in-

formieren Sie sich, und nicht bloß oberflächlich, denn wenn die Sache auch ganz einfach ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß Sie sich dieselbe noch leichter machen, als sie ist."

Heidenstein trat an den Tisch heran und nahm die Akten auf; währenddessen erschienen auf seinen blassen Wangen zwei brennend rote Flecke, und seine Blicke, die bisher scheu am Boden gehaftet, hoben sich zu dem Sprecher empor. Die Augenlider schoben sich schwer und langsam zurück, und der Präsident sah in zwei große dunkle, erstaunte Augen. Es war etwas Merkwürdiges: es war, als wenn man von einer Brunnenöffnung, die mitten in der Straße liegt und auf die man deshalb nicht mehr geachtet hat, den Deckel abhebt. Hundertmal ist man über die Planke gegangen und hat sich schließlich daran gewöhnt, anzunehmen, daß nichts Besonderes darunter sein könne — und plötzlich schaut man in eine dunkle, geheimnisvolle Tiefe hinab.

„Wünschen Sie noch etwas?" fragte der Präsident beinahe verlegen.

„Ich beklage, Herr Präsident," versetzte der Gefragte, und seine Stimme hatte einen heiseren Klang, „daß Sie zu so ungünstiger Meinung von mir gelangt sind."

„Wieso?" fragte jener verdutzt.

„Weil Sie annehmen, daß ich die Sache leicht nehmen würde, wenn ich einen Angeklagten zu verteidigen habe."

„Nun mein Gott," sagte der Präsident, „Sie müssen die Worte nicht immer gleich auf die Goldwage legen."

Heidenstein machte ihm eine tiefe und respektvolle Verbeugung, wandte sich in gleicher Weise gegen den Gerichtsrat und verließ, die Akten unter dem Arm, langsamen Schrittes das Zimmer. An der Tür drehte er sich noch einmal um und verneigte sich nochmals.

„Nun sagen Sie noch," rief der Präsident, sobald er hinaus war, „daß er kein toller Heiliger sei. Das Gegenteil von allem, was man einen praktischen, vernünftigen Menschen nennt."

„Er nimmt die Sachen ernst," wandte der Gerichtsrat ein.

„Aber immer am falschen Orte," sagte ärgerlich der Präsident. „In welch einer Welt lebt dieser Mensch denn eigentlich? Er weiß doch so gut wie jeder andere, daß die Verteidigungen der Referendare die reine Formalität sind, und dabei macht er eine Miene, als wäre ihm das Wohl und Wehe der halben Welt anvertraut."

„Haben Sie etwas Geduld mit ihm," sagte beschwichtigend der alte Rat.

„Geduld?" versetzte der Präsident, „ich will froh sein, wenn die Schwurgerichtssitzung ohne Blamage abgeht." —

Die ganze Stadt stimmte mit dem Gerichtspräsidenten darin überein, daß der Referendar Heidenstein ein Sonderling sei. Wer anders als ein solcher hätte ein nach Ansicht aller Vernünftigen so schrullenhaftes Dasein führen können?

Die Gesellschaft behandelte er mit Nichtachtung. Das verdroß und war um so unverzeihlicher, als er unter seinen Kollegen so vortreffliche Beispiele zur Nachachtung besaß. Die Mitglieder des Gerichtes waren fast durchgängig verheiratet, und ihre Frauen betrachteten es als eine von den Referendaren bei Ableistung des Diensteides stillschweigend mitübernommene Verpflichtung, daß sie in ihrem Hause Besuch machten. Frauen haben es gern, wenn ihre Männer recht viele Untergebene haben, und man möchte sie auch zeigen können. Außerdem waren Töchter vorhanden.

Auch im Kreise seiner Kollegen verkehrte er wenig; selten sah man ihn an der gemeinsamen Speisetafel, und während sie nach beendigter Mahlzeit bei dem an der Promenade belegenen Konditor einfielen, um von hier aus die jungen Damen des Städtchens Revue passieren zu lassen, schweifte er weit draußen auf einsamen Spaziergängen durch Wald und Feld.

Er war nach einstimmigem Urteil ein unzugänglicher Mensch, der nur eine Passion besaß: Einsamkeit. Eine verrückte Passion!

Ein einziges Haus war es, in dem er von Zeit zu Zeit des Abends auftauchte, das des Gerichtsrats Hainsberg, der heute beim Präsidenten das Wort für ihn geführt hatte. Der alte Herr lebte allein mit seiner Tochter, und Fräulein Lieschen Hainsberg mußte im Kreise ihrer Freundinnen manche Stichelei darüber erdulden, daß sie die einzige sei, die den einsamen Vogel anzulocken verstände.

Man wollte durchaus von ihr herausbekommen, womit der stumme Referendar, der nicht drei zusammenhängende Worte zu sprechen vermochte, wenn er einmal mit Damen zusammenkam, sie und ihren Vater eigentlich unterhielt. Aber Fräulein Lieschen, sonst das nachgiebigste Geschöpfchen auf der Welt, war in diesem Punkte fest wie Cato und setzte allen solchen Versuchen hartnäckig schweigenden Widerstand entgegen. Und doch mußte man annehmen, daß sich die drei, wenn sie zusammen waren, sehr gut

unterhielten, denn man wußte, daß er stets mehrere Stunden und oft bis in die Nacht hinein bei Hainsbergs blieb. Was aber niemand wußte und niemand sah, das war das tiefe Erröten, das über Fräulein Lieschens Antlitz huschte, wenn sie, an ihrer Arbeit sitzend, draußen im Flur den leisen, wohlbekannten Klingelschlag vernahm. Es klang so schüchtern, beinahe wie eine Frage: „Darf ich herein?" Ach, ob er herein durfte! Wie sie dann von ihrem Nähtisch auffuhr, daß ihr nur ja das Dienstmädchen beim Öffnen der Tür nicht zuvorkäme, und wie sie dann als echter kleiner weiblicher Diplomat so kühl erstaunt, wie es einer wohlerzogenen jungen Dame einem jungen Herrn gegenüber sich ziemt, ihr „Ah, der Herr Referendar!" hervorbrachte.

Aber wenn er dann vom Fuße der Treppe her — Hainsbergs wohnten zu ebener Erde und nur wenige Stufen führten zu ihrer Wohnung empor — sein regelmäßiges: „Ich störe doch hoffentlich nicht?" ertönen ließ, dann klang Fräulein Lieschens ebenso regelmäßiges: „O, ganz und gar nicht, Herr Referendar!" eigentlich nicht mehr so recht diplomatisch.

Und so spielte sich, so oft er kam, beinah mit denselben Worten und Bewegungen jedesmal dieselbe kleine Komödie ab. Oben an der Treppe stand Fräulein Lieschen, die Flurlampe hoch erhoben, daß er auf den dunklen Stufen nicht fiele, und von unten herauf kam der stolpernde Gast, den Hut in der Hand, ein Zucken um den Mund, das beinah wie ein vergnügliches Lächeln aussah. Eckig, hölzern und gar nicht hübsch, aber in den Augen so etwas, das einen zwang, immer wieder hineinzuschauen, das einem die Empfindung gab, daß man immerfort hineinschauen könne und immerfort etwas finden würde und daß, wenn man je bis auf den Grund hinunterdränge, es dort unten am allerschönsten sein würde.

Mit einer respektvollen Verbeugung wurde Fräulein Lieschen alsdann begrüßt, und mit einem sittsamen Knicks wurde die Verbeugung erwidert, und als Begleitung hierzu durften die Worte: „Der Herr Papa und das gnädige Fräulein befinden sich doch hoffentlich wohl?" niemals fehlen, was unverbrüchlich mit: „Danke sehr, Herr Referendar, Sie doch hoffentlich auch?" erwidert werden mußte. Alsdann trat regelmäßig ein Moment der Verlegenheit ein, da er den Überzieher ablegen wollte und hierbei ein Buch zum Vorschein zu kommen pflegte, das er mitgebracht und von dem er augenblicklich nie wußte, wo er damit

bleiben sollte. Es half dann schon nichts, Fräulein Lieschen mußte es ihm halten, bis daß er die Hände frei hatte, und während sie es mit einer scheinbar so recht gleichmütigen Miene aus seinen Händen nahm, jauchzte ihr kleines Herz vor stiller Wonne, denn heute gab es wieder einen herrlichen Abend; es waren ja immer so schöne, o so schöne Sachen, die er dem Papa und ihr zum Vorlesen mitbrachte!

Nachdem sie dann die Stube, in der der Papa Gerichtsrat saß, aufgetan und diesem, der noch über den Akten gebeugt saß, hastig: „Der Herr Referendar ist gekommen" ins Ohr geflüstert hatte, wobei der Alte mit unfehlbarer Gewißheit einen Kuß zu gewärtigen hatte, verschwand Fräulein Lieschen, um in dem Hinterzimmer den Tee und alles in Ordnung zu bringen, was zu solch einem Abende bei Hainsbergs gehörte. Wie sich dann Paulinchen, das Dienstmädchen, tummeln mußte! Am liebsten freilich hätte Fräulein Lieschen alles ganz allein besorgt. Sie selbst zündete die Flamme unter dem Teekessel an, sie selbst sprang, und zwar mit einer Eile, daß ihr manchmal die kleinen Pantöffelchen von den noch kleineren Füßen abflogen, auf den Stuhl mitten im Zimmer und steckte die Hängelampe in Brand. Und wenn nun der Teekessel summte, das Rouleau herabgelassen war und das kleine Gemach in ein trauliches, vor der ganzen übrigen Welt verschlossenes Stückchen Welt verwandelt war, dann öffnete sich die Pforte, die das Teezimmer von dem des Papas trennte, und Fräulein Lieschen erschien auf der Schwelle, mit der weißen Schürze des Hausmütterchens geschmückt, wie eine kleine reizende Fee der Gastlichkeit und guten Laune.

Ob es nur Einbildung war, daß jedesmal, wenn sie dort erschien, die Blicke Heidensteins sich in schweigender Bewunderung auf sie richteten, als wollten sie jede Linie der reizenden Gestalt auswendig lernen? Nein, es war keine Selbsttäuschung, und das Herz schlug ihr an die Brust, wenn sie die stumme Huldigung gewahrte, die aus den großen dunklen Augen zu ihr sprach.

Und am Teetisch in dem warmen, schönen, behaglichen Zimmer saßen sie dann zusammen, die drei; „wie gute Gedanken in einem freundlichen Herzen," dachte der Referendar Heidenstein für sich; und während er so dachte, lächelte er still vor sich hin in seine Teetasse.

Wie Fräulein Lieschen das so gern mochte, wenn er so still vor sich hinlächelte! Er hatte dann gewiß so schöne Ge-

danken und sah dabei so klug und so gut aus! Und wie sie ihn — Fräulein Lieschen bekam einen großen Schreck und biß sich innerlich auf die Lippen — „ein wohlerzogenes junges Mädchen und ein junger Mann!"

Endlich aber war der Tee getrunken, und was die Küche des Papa Gerichtsrats sonst noch hergegeben hatte, aufgegessen; und nun kam eine leise, harmlose Frage: „Ob der Herr Referendar vielleicht etwas zum Lesen mitgebracht hätte?" Als ob sie es nicht recht gut schon ohnehin gewußt hätte — aber sie wußte ja aus Erfahrung, daß er von selbst nicht anfing.

„O — wenn es dem Herrn Gerichtsrat nicht langweilig wäre, dann hätte er vielleicht eine Kleinigkeit" — und da es dem Herrn Gerichtsrat keineswegs langweilig war, so ging er hinaus, das Buch zu holen, das er in Fräulein Lieschens Zimmer hatte liegen lassen, und während er draußen war, verschwanden Teller, Tassen und alles übrige vom Tische, und wenn er zurückkam, stand Fräulein Lieschen schon vor dem Papa Gerichtsrat und zündete ihm mit einem langen brennenden Fidibus die Abendpfeife an.

Langsam nahm der Referendar Platz, und langsam schlug er das Buch auf; langsam, denn er wußte, daß Fräulein Lieschen unterdessen noch ihr Fußbänkchen heranzurücken und der Hängelampe einen letzten Ruck zu geben hatte, so daß sie mitten über dem Tische schwebte. Dann noch ein letztes Räuspern und ein Blick, ob sie fertig sei — und sie war fertig, und selig wie ein Kind vor dem geschlossenen Theatervorhang saß sie und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Dann begann er zu lesen, und wunderbar war es zu sehen und zu hören, welche Veränderung in dem Augenblick mit ihm vorging: Die schüchtern gesenkten Augen hoben sich empor und blickten stolz und wild umher, die Stimme, die gewöhnlich mit einem heiseren Klange tönte, ging wie ein rauschender Strom des Wohllauts von seinen Lippen. Dann sank dem lauschenden Mädchen die Arbeit in den Schoß, und es war ihr, als täten die Wände des kleinen Zimmers sich auf, als blickte sie hinaus in ein unendliches, herrliches Land, von Strömen durchleuchtet und von himmelragenden Bergen umkränzt, und mitten in dem herrlichen Lande stand Er, sanft, freundlich und groß, und reichte ihr die Hand, Er, über den die törichten Menschen in der törichten Stadt die Köpfe schüttelten, und den von allen nur eine verstand.

— „Ach, wenn diese eine nur nicht ein solch kleines, unbedeutendes Ding wäre," dachte Lieschen seufzend für sich. Das liebe, kleine, unbedeutende Lieschen! Dann aber, wenn sie des Nachts in ihrem Bette lag und die Ereignisse des Abends noch einmal in Gedanken wiederholte, dann regte sich etwas wie Ahnung künftiger, unermeßlicher Glückseligkeit.

Ob es nur Einbildung war, daß von einem zum anderen Male der Händedruck, mit dem er sich spät von ihr verabschiedete, länger, wärmer und beredter ward? Nein, wenn sie ihn auf seinem Nachhausewege hätte belauschen können, so würde sie gehört haben, wie seine Lippen im Selbstgespräch einen Namen flüsterten, den sie gar wohl kannte, würde gesehen haben, wie er noch lange sinnend und träumend in seinem Zimmer auf und nieder schritt, und wenn sie hätte in sein Herz schauen können, so würde ihr daraus wie aus einem Spiegel ein Bild entgegengeblickt haben — ob sie es kannte, dies Bild? Ja, sie würde die Hände zusammengeschlagen haben in stiller, innerlicher Wonne und geflüstert haben: „Er liebt mich, er liebt mich."

Ihm also, dem Referendar Heidenstein, war die Verteidigung der Marie Lücke anvertraut.

Man hatte ihn mit den Akten aus dem Zimmer des Präsidenten herauskommen sehen und vom Gericht aus, wo er im Munde seiner Kollegen entstanden war, hatte der Witz sich durch die Stadt verbreitet, daß Marie Lücke zur Strafe für ihre Sünden durch ihn verteidigt werden sollte. Ihr Urteil war damit gewissermaßen schon gesprochen.

Übrigens wäre sie auch ohnedies verloren gewesen, denn in der Stadt hatte sich ein ungeheurer Groll gegen sie angesammelt, und das Geschworenengericht wurde hauptsächlich aus Bürgern der Stadt gebildet. Man war erbitterter auf Marie Lücke als auf Schomburg selbst. Dieser war wenigstens ein offenkundiger, gewissermaßen ehrlicher Räuber; sie dagegen eine spitzbübische Schleicherin, die der Stadt, durch deren Wohlwollen sie ihr Leben gefristet, mit Verrat und schändlichem Undank gelohnt hatte. Und wenn es die Männer an gerechter Entrüstung hätten fehlen lassen, so würden ihre Frauen dafür gesorgt haben, sie wach zu erhalten, denn sie vor allem waren vom äußersten Zorne erfüllt.

„Wer das von dem Mädchen gedacht hätte, dem man so gern Arbeit gab, weil es immer so hübsch und sauber und ordentlich

aussah!" Freilich fiel es ihnen jetzt ein, daß die Marie in den letzten Wochen nicht mehr so heiter und nett ausgesehen hatte, wie früher; damals hatte man keinen Grund dafür gefunden, jetzt wußte man, daß es von ihrem schlechten Gewissen herrührte.

Im Grunde konnte man es den Bewohnern des Städtchens nicht verdenken, wenn sie „der Schlange" einen gehörigen Denkzettel anzuheften gedachten, und als der Referendar Heidenstein am Mittag jenes Tages das Gerichtsgebäude verließ, war er sich darüber klar, daß er für eine verlorene Sache eintrat.

Das hinderte ihn jedoch nicht, am Nachmittag zurückzukommen und die Akten, die nur im Gerichtsgebäude eingesehen werden durften, bis in den sinkenden Abend hinein zu studieren. Ebenso machte er es am nächstfolgenden Tage. Er nahm die Sache ernst, und gerade dieser beinahe feierliche Ernst erweckte bei seinen Bekannten kopfschüttelnde Heiterkeit. In eine Sache, an der kein vernünftiger Mensch besondere Mühe und Kraft mehr verschwendet haben würde, ging er mit Zehn-Pferdekraft hinein — ein maßlos unpraktischer Mensch!

In öder, entlegener Gegend der Stadt lag ein ödes, unheimliches Haus, das Gefängnis.

Eine zwanzig Fuß hohe Mauer trennte es von der Straße, hinter der Mauer erhoben sich die grauen, nur von wenigen Fenstern durchbrochenen Wände des Gebäudes. Die Mauern waren dick, die Fenster schmal, außerdem durch hölzerne Blenden nach außen zu verdeckt. Das ganze Haus sah aus wie ein düsteres, augenloses Gesicht.

Zu diesem Gebäude schritt am Nachmittage des dritten Tages der Referendar Heidenstein: er wollte mit seiner Klientin vor dem Beginn der Verhandlung noch über einige Punkte Rücksprache nehmen. Den Glockenzug, der an der Gefängnispforte draußen hing, zog er an, und der laut hallende Ton der Glocke schien den toten Gebäudeklotz aus seiner stummen Lethargie zu wecken. Ein Schlüssel drehte sich von innen im Schloß, und die Pforte sprang wie der Kiefer eines schnappenden Ungetüms auf, um gleich hinter dem Eingetretenen wieder zuzuklappen.

Auf dem Hofe des Gefängnisses waren einige Sträflinge mit Holzspalten beschäftigt. Sie blickten von ihrer Arbeit auf und sahen dem Vorüberschreitenden mit glanzlosen Blicken einen Augenblick nach; als er im Innern verschwunden war, wandten sie sich dumpf und stumpf zu ihrer Arbeit zurück.

Heidenstein ging auf das Zimmer zu, das im Innern des Gefängnisses für den Untersuchungsrichter bestimmt war. Er hatte, als er bei diesem arbeitete, die Räume oftmals betreten, nie waren sie ihm so greulich erschienen wie heut. In den langen Gängen, die sich zur Rechten und Linken öffneten, lag bereits ein dickes, unheimliches Dunkel, und aus dem Dunkel erscholl das schwere Rasseln der Zellentüren, die der Wärter öffnete und schloß. Aus der nahe gelegenen Waschküche quoll ein widriger Brodem hervor und schlug in rieselnden, schmutzigen Tropfen an den roh getünchten Wänden nieder. — Er atmete auf, als er in das für den Richter bestimmte Zimmer gelangt war. Es war ein gänzlich schmuckloser Geschäftsraum, und die dicken Eisengitter vor den Fenstern nahmen ihm jede Spur von Freundlichkeit; dennoch war es, als wenn man aus einem Raubtierhause in menschliche Behausung träte. Mitten durch das Gemach war ein hölzernes Geländer gezogen; auf der einen Seite standen die Angeschuldigten, die vom Richter verhört wurden, auf der anderen befand sich der mit grünem Tuche bezogene Tisch, an dem der Richter saß. Es war wie die verkörperte Schranke, die die Welt des Verbrechens von der des Rechts und der gesitteten Ordnung trennt.

Heidenstein trat hinter den grünen Tisch und zog die Pforte, die in dem Geländer angebracht war, hinter sich zu; er fühlte das egoistische Behagen dessen, der da weiß, daß er für die andere, glücklichere Hälfte der Menschheit geboren ist. Alsdann klingelte er und gebot dem eintretenden Gefangenwärter, die Marie Lücke vorzuführen.

Bis daß sie erschien, setzte er sich hinter den Tisch und vertiefte sich in den Auszug, den er sich aus den Untersuchungsakten über die Punkte gemacht hatte, derentwegen er mit dem Mädchen sprechen wollte. Er blieb auch über das Papier gebeugt und hob den Kopf nicht, als er jetzt die Tür gehen hörte und gleich darauf das klappernde Geräusch der hölzernen Pantoffeln vernahm, wie die Gefangenen solche zu tragen pflegen.

Der Wärter zog sich zurück, und die beiden waren allein. Eine lautlose Stille erfolgte zunächst. Das Mädchen war an das Geländer getreten und hatte die Arme darauf gelehnt; ihre Augen hafteten unruhig auf dem unbekannten Manne, der am Tische vor ihr saß, den Kopf in die Hände gestützt, die Augen auf das Papier gesenkt, ohne sie anzusehen. Wer war es? Der

Untersuchungsrichter nicht, den kannte sie aus so und so viel Vernehmungen. Jetzt sanken seine Hände herab, im nämlichen Augenblick nahmen die Augen des Mädchens einen gleichgültigen Ausdruck an, sie wandte das Haupt, und als Heidenstein die Augen zu ihr erhob, sah es aus, als hätte sie die ganze Zeit zum Fenster hinausgesehen.

Heidenstein glaubte so, und betrachtete sie seinerseits eine Zeitlang nicht ohne Staunen. Er hatte sich die Hehlerin und Helfershelferin des Einbrechers und Räubers anders gedacht. Eine zierliche, jugendliche Gestalt, deren liebliche Formen sich blühend unter dem groben Gefangenenkleide abzeichneten, stand vor ihm, eine Gestalt, die so gar nicht dahin zu gehören schien, wo sie stand. Die groben Pantoffeln waren viel zu groß für die kleinen Füße, das rauhe Tuch des Kleides stach so häßlich gegen den zarten Hals ab, der weiß und schlank, wie ein Blütenstengel, daraus emporwuchs — auf diesem Halse, welch ein schönes, junges Haupt, von dicken blonden Flechten umrahmt, und in diesem Antlitz, welch ein Paar schöner Augen! Groß und blau und mit einem Ausdruck tiefer, leidensvoller Unschuld, so blickten sie an ihm vorbei zum Fenster hinaus, als suchten sie die süße Luft der Freiheit.

Er räusperte sich, wie er zu tun pflegte, wenn er zu ernsten Worten ausholte.

„Sie sind Marie Lücke?" fragte er. Das Mädchen nickte stumm zur Antwort, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Sie wissen, daß Sie wegen Hehlerei angeklagt sind und nächstens vor den Geschworenen erscheinen sollen?" fuhr er fort. Sie nickte abermals, ohne einen Laut von sich zu geben; ihre Hände, die auf dem Geländer lagen, schoben sich ineinander.

Er rückte den Stuhl zurück.

„Ich werde Sie verteidigen," sagte er.

In dem Augenblick ging es wie ein zuckender Schlag durch die Gestalt des Mädchens; jählings warf sie das Haupt zu ihm herum, in ihren Augen flackerte ein heißer, gieriger Strahl auf — es war wie ein Schrei, wie der Schrei des Ertrinkenden, bevor das Wasser ihm die Kehle erstickt.

Sie hatte nicht gewußt, wer und was er sei, aber als sie einen Mann in guter Kleidung, in feinem Rock vor sich sah, hatte sie gewußt, daß sie einem Feinde gegenüberstand — und nun war es kein Feind, es war ihr Verteidiger, ihr Verbündeter.

Ihre Hände waren auseinandergefahren und hatten krampfhaft das Geländer gefaßt, und sie preßte sich mit dem Leibe so dicht daran, daß es unter den wogenden Schlägen, mit denen ihr Busen auf und nieder stieg, erzitterte.

Heidenstein war in schweigender Überraschung an die Lehne seines Stuhles zurückgesunken und blickte sie wortlos an. Es war, als wenn das Weib die Schranken durchbrechen wollte, um zu ihm hin zu gelangen, und er sah die großen blauen Augen mit leidenschaftlicher Gewalt auf sich gerichtet.

Er war in ruhiger Stimmung hergekommen, denn er hatte die Angelegenheit auch mehr oder weniger als eine Formalität angesehen, nun bemerkte er, daß sie die Sache ganz anders, ganz ernst nahm, aus ihren Augen las er, was er in diesem Augenblick für sie war: in der ganzen gesamten Welt, die da draußen voll Haß und Wut auf sie lauerte, der einzige, der nicht zu ihrem Verderben mithelfen wollte, der einzige, der auf ihre Seite trat.

Sie hatte die Hände über die Brüstung des Geländers gestreckt und ineinander gepreßt; ihre Lippen zitterten — es war wie eine stumme Anrufung, wie eine Aufforderung, ihre Sache zu der seinigen zu machen. Ob sie sich vielleicht wirklich noch retten ließe? Er hatte diese Möglichkeit bisher gar nicht ins Auge gefaßt. Nachdem er die Akten gelesen, war er, gleich allen übrigen, zu der Überzeugung gelangt, daß sie eine Hehlerin, eines gemeinen Verbrechens schuldig sei, und der Jurist in ihm sagte das auch jetzt — aber er sah ihr in das Gesicht, und beinah scheu ließ er die Augen wieder sinken; er fühlte, wie ihm das Herz im Leibe schwoll, er stand auf und ging schweigend im Zimmer auf und ab.

Zwischen Tisch und Geländer, dicht vor ihr, blieb er stehen.

„Sie haben in der Untersuchung alles geleugnet," sagte er, „Sie haben bestritten, daß Sie die geraubten Sachen untergebracht und verkauft haben — haben Sie das wirklich nicht getan?" Er hatte die Augen auf ihre Augen gerichtet, sein Blick war nicht der des Inquirenten, den das Auge des Verbrechers erträgt, weil es sich dagegen verhärtet, es war der tiefdringende Blick der Menschenfreundlichkeit. Sie hielt den Blick eine Zeitlang aus, dann senkte sie das Haupt.

„Nein," sagte sie leise, „ich habe es nicht getan." Es waren die ersten Worte, die er von ihr vernahm; ihre Stimme hatte einen einschmeichelnden Klang.

Heidenstein wandte sich zum Tisch zurück und blickte auf sein Papier.

„Ein Hehler, der von Ihnen die Sachen gekauft, ist allerdings nicht ermittelt, ein bestimmter Beweis ist nicht dafür geliefert," sagte er vor sich hin.

„Nicht wahr?" rief das Mädchen hastig und laut, „es ist kein Beweis? Nein gewiß, ich habe es nicht getan!" Er hatte den Kopf gesenkt, so daß er den spähenden, beinahe listigen Ausdruck nicht bemerkte, den ihre Augen dabei annahmen.

Er richtete das Haupt empor, ohne sie anzusehen.

„Wenn ich Sie verteidigen soll," sagte er, „muß ich an Ihre Unschuld glauben können; Sie müssen mir die Wahrheit sagen."

„Ja, lieber Herr, ich sage die Wahrheit," erwiderte sie angstvoll; er schien erzürnt, denn seine Brauen hatten sich zusammengezogen, und seine Stimme klang rauher als vorher.

Es war auch so; er zürnte, denn er war in diesem Augenblick überzeugt, daß sie log, und sonderbarerweise empfand er das wie ein Unrecht, das sie an ihm tat.

„Wenn Sie alles abstreiten," fuhr er fort, „werden Sie Ihre Lage nicht verbessern; Sie können doch nicht leugnen, daß Sie — daß Sie mit ihm zusammen gelebt haben?" Er hatte unwillkürlich gestockt, indem er das sagte, und auch das Mädchen war tief errötet.

„Daß Sie ihm behilflich gewesen sind," sagte er, da sie schwieg, „können Sie auch nicht in Abrede stellen, und wer einem Verbrecher Beihilfe leistet, wird auch bestraft — wußten Sie das nicht?"

Sie schwieg, und nur ihre Augen nahmen einen schmerzlich flehenden Ausdruck an.

„Den Schlüssel zum Kirchhofe kann er doch nur von Ihnen gehabt haben? Nicht wahr, Sie haben ihn ihm gegeben?"

„Ja," erwiderte sie; „ich hatte ihn von meinem Vater her; außer uns wußte niemand etwas von der Tür."

„Sehen Sie wohl," sagte er.

„Damit er sich verstecken könnte, habe ich ihm den Schlüssel gegeben; hätte ich ihn denn anzeigen müssen?"

„Es ist ein großer Unterschied," antwortete er, „ob man einen Menschen, von dem man weiß, daß er geraubt und gestohlen hat, anzeigt, oder ob man ihm ein Versteck gibt, von wo

aus er immer neue Räubereien unternehmen kann. Übrigens müssen Sie doch recht gut gewußt haben, daß Sie etwas Unrechtes taten, denn als man vor Ihr Haus kam, hatten Sie ja ein so schlechtes Gewissen, daß Sie entfliehen wollten?"

Sie hatte die Ellbogen auf das Geländer gestützt und das Gesicht mit den Händen bedeckt und erwiderte nichts.

„Es ist doch richtig, wie man mir gesagt hat?" fragte er weiter, „Sie haben die Tür Ihres Hauses aufgerissen und zu entfliehen versucht?"

Das Mädchen ließ langsam die Arme niedersinken und sah mit einem dumpfen, trostlosen Blick vor sich hin.

„Ja," sagte sie, „ich bin nach vorne hinausgelaufen, weil ich dachte, daß er —" sie stockte —

„Weil Sie dachten, daß er — was?" fragte er ungeduldig.

Es stieg etwas schwer in ihrer Brust empor — „daß er," fuhr sie endlich fort, „unterdessen — nach hinten hinaus — davonkommen würde."

Heidenstein reckte sich lang empor und blieb starr vor ihr stehen.

„Ich dachte ja," fuhr sie fort, indem jedes Wort sich durch ein Schluchzen hindurchrang, das tief in ihrer Kehle wühlte, „daß, wenn sie mich bekämen, es mir — so schlimm nicht gehen könnte — aber, wenn sie ihn fingen — und nun — haben sie ihn doch gekriegt — und nun — sperren sie ihn ins Zuchthaus — vielleicht zwanzig Jahre lang — und mich auch — und nun ist alles aus — alles — alles!" Ihre Arme fielen über das Geländer, ihr Gesicht sank auf die Brüstung, und ein so krampfhaftes Weinen durchschüttelte sie vom Kopf bis zu den Füßen, daß Heidenstein hörte, wie ihre Stirn auf die hölzerne Brüstung schlug.

Mit weit offenen Augen stand er vor diesem Ausbruch von Verzweiflung und Schmerz; es brauste ihm vor den Ohren, und er hörte nur ein Wort heraus: Sie liebt ihn! Wenn er den Namen Schomburgs hatte nennen hören, so war ihm zumute gewesen, als spräche man von einer wilden Bestie — und sie liebte ihn! Die ganze Welt war hinter ihm her wie hinter dem räuberischen Wolf — und sie gab ihm ein Versteck, sie warf sich für ihn unter die Verfolger, opferte sich für ihn! Er hatte die Vorgänge, die sich bei der Ergreifung des Räubers abgespielt, im Laufe der vergangenen Wochen wohl hundertmal erzählen

hören, leibhaftig standen sie jetzt vor seiner Seele. Er sah das Mädchen mit dem Schweiße der Todesangst bedeckt, durch die Gänge des Kirchhofs dahinjagen, um ihn vor den nahen Verfolgern zu warnen, sah sie, wie sie sich zitternd mit ihm an der Mauer des Kirchhofs entlang duckte, hörte ihr angstvolles Geflüster im dunklen Flur ihres Hauses, während die Kolben der Verfolger draußen an die Pforte donnerten — für alles, was ihm unerklärlich erschienen war, wenn man es nicht durch schnöden Eigennutz erklären wollte, eine ganz andere, ganz neue Erklärung: Liebe!

Und wenn es noch ein wüstes, verkommenes und verlottertes Weibsstück gewesen wäre, aber ein junges, liebliches Geschöpf, mit allem ausgestattet, was ihr die Liebe braver Männer hätte erringen müssen! War es denn möglich? War es eine schreckliche Verirrung des Herzens und der Seele, oder aber — es zuckte ihm schneidend durchs Gemüt. —

„Sehen Sie mich an," sagte er, indem er dicht vor sie hintrat und ihre Hände, die über das Geländer herabhingen, mit seiner Hand ergriff. Seine Stimme klang rauh, der Griff, mit dem er ihre Hände erfaßte, war beinahe wild.

„Mir ins Auge sollen Sie sehen," sagte er. Vielleicht wußte er selbst nicht, wie krampfhaft er die kleinen, von der Arbeit hart gewordenen Hände des Mädchens drückte, und wahrscheinlich wußte sie nicht, was er von ihr wollte. Sie hob die Augen empor; die Angst, die sich darin spiegelte, verlieh ihnen einen unendlich rührenden Zauber, und wie zwei düster glühende Flammen, die bis in ihr Innerstes hinableuchteten, um ihr Herz und Nieren zu prüfen, senkten sich die dunklen Augen Heidensteins in die ihrigen. Er war einer von den Menschen, die am zornigsten aussehen, wenn ihr Herz am weichsten ist, und als er daher fühlte, wie ihre Hände in seiner Hand zitterten, ergriff ihn plötzlich eine so tiefe Rührung, daß er sich schnell abwandte. Nein — diese klagenden, tränenerfüllten Augen logen nicht. — Man konnte also auch einen Räuber oder Dieb lieben? Es war ihm zumute, als sähe er plötzlich in eine andere Welt, von der er nicht recht wußte, ob sie abscheulich oder großartig sei.

Er schritt in der Stube auf und ab; der Atem ging in schweren Stößen aus seiner Brust, und während die Arme eckig am Leibe niederhingen, griffen seine Hände, indem sie sich öffneten und schlossen, in die Luft.

Das Mädchen hatte zu weinen aufgehört und verfolgte seine Bewegungen lautlos, mit fieberhaft gespannter Aufmerksamkeit. Sie sah den Sturm, der den ganzen Menschen durchwühlte, und der Instinkt, den die Todesangst auf das äußerste steigerte, sagte ihr, daß der Wind zu ihren Gunsten zu wehen beginne.

Er trat an das Bücherregal, das hinter dem Tische an der Wand angebracht war, und nahm von demselben ein Buch, das er aufgeschlagen vor sich auf den Tisch warf. Des Mädchens Augen, scharf wie die einer wilden Katze, hatten im Augenblick, da er das Buch ergriff, auf dem Rücken desselben in Golddruck den Titel „Strafgesetzbuch" gelesen. Er las, blätterte einige Seiten zurück, las wieder und blieb dann mit untergeschlagenen Armen vor dem Buche stehen, so in Gedanken versunken, daß er in seiner Regungslosigkeit aussah, als nagelte sein Gedanke ihn an den Fußboden an.

Marie Lücke gab keinen Laut von sich; sie verhielt beinahe den Atem, denn sie fühlte und wußte, daß ihr Schicksal es war, welches in diesem krampfhaft arbeitenden Gehirn den Kampf um Sein und Nichtsein rang. Der Blick, den sie dabei auf ihn richtete, war ungefähr wie der eines Passagiers auf sinkendem Schiff, der im Gesicht des Kapitäns lesen will, ob noch Möglichkeit der Rettung darin geschrieben steht.

Plötzlich ging es in seinen Augen wie ein Licht auf, ein tiefer Seufzer hob seine Brust, und mit hastiger Bewegung trat er einen Schritt auf sie zu.

„Sagen Sie mir," fragte er, „sind Sie mit ihm verlobt?"

Dem Mädchen mußte die Frage ganz unerwartet gekommen sein; sie wandte schweigend das Haupt zur Seite.

„Antworten Sie mir," fuhr er dringend fort, indem er in der Erregung eine ihrer Hände ergriff, „es ist wichtig — sind Sie mit ihm verlobt?"

Sie schien unfähig, zu antworten und drückte den Kopf vor ihm hinweg auf den freigebliebenen Arm, der auf der Brüstung auflag. Heidenstein stand dicht vor ihr, und indem er auf sie herabblickte, sah er, wie eine Blutwelle nach der anderen den Nacken des schamglühenden Weibes überflutete und sich unter ihrem Gewande verlor.

„Verlobt," sagte sie endlich, indem sie sich aufrichtete und seinem Blicke auswich, „eigentlich verlobt nicht — aber —" sie konnte nicht zu Ende sprechen, sondern drückte die Hand vor die

Augen, und Heidenstein hörte, wie das Schluchzen wieder in ihrer Brust emporstieg.

„Lassen Sie gut sein," sagte er, „lassen Sie gut sein." Was brauchte er noch mehr zu fragen? Dies halberstickte „aber", diese flammende Schrift auf Nacken, Wangen und Gesicht, sagten sie nicht genug? Nicht verlobt nach der Formel der Sitte, nach dem Buchstaben des Gesetzes, aber zueinandergeführt an der dunklen Hand der Natur, die sich jetzt wieder auf dieses Weib niedersenkte und das versöhnende Kleid der Scham über ihre Verschuldung breitete. An der Farbe, mit der der Mensch errötet, erkennt man, ob sein Blut noch rein, an der Gelegenheit, bei welcher er errötet, ob seine Seele noch gesund ist. Und dieses alles las Heidenstein von dem glühenden Nacken des Mädchens ab.

„Erzählen Sie mir, wie Sie mit ihm bekannt geworden sind," sagte er, „fürchten Sie sich nicht, erzählen Sie mir alles." Er setzte sich an den Tisch und stützte das gesenkte Haupt in die Hand, damit sein Blick sie nicht verwirre.

„In diesem Sommer ist es gewesen," hub sie an, um wieder zu verstummen.

„Nur weiter," sagte er, „also in diesem Sommer —"

„Ja, ich hatte in" — und sie nannte ein Dorf, das eine Stunde Wegs von der Stadt entfernt lag — „Wäsche abzugeben gehabt. Wie ich nun nach Hause gehe, es war schon spät und wurde schon dunkel, höre ich es neben mir im Walde, als wenn jemand im Holze neben mir herging. Ich kriegte es mit der Angst, denn ich hatte das Geld in meinem Korb und ich hatte schon viel von ihm gehört."

„Von Schomburg?" fragte Heidenstein.

„Ja. Wie ich nun so beinahe bis an die Ecke gekommen bin, wo die Chaussee nach der Stadt umbiegt, höre ich ein lautes Singen, das von der Stadt herkommt. Ich freue mich schon, denn es sind doch Menschen, denke ich bei mir, aber da sehe ich, wie ich um die Ecke biegen will, daß es drei betrunkene Handwerksburschen sind. In meiner Angst bleibe ich stehen und will mich hinter einer Pappel verstecken, denn sie sind auch nicht viel besser wie er, denk' ich so bei mir, aber da hat mich schon einer gesehen, und nun kommen sie alle drei über mich her. Ich in meinem Schreck weiß nun gar nicht mehr, was ich tun soll, und will zurücklaufen, aber da haben sie mir schon den Weg verstellt,

und einer kriegt mich um den Leib zu fassen. Ich fange an zu weinen, aber da lachen sie mich aus, und wie ich schreien will, halten sie mir den Mund zu. Und nun mit einem Male, sehen Sie, da kommt einer aus dem Walde herausgesprungen, ich konnte gar nicht gleich sehen, wer es war, aber da hat er schon dem, der mich hielt, eins über den Kopf gegeben, daß er gleich an die Erde kollerte, und wie die zwei andern nach ihren Stöcken fassen, ruft er: ‚Was? Ihr wollt's mit dem Schomburg probieren? Na, kommt mal 'ran' — und wie die dreie das hören, sehen Sie, da laufen sie Ihnen, du mein Gott, ich habe noch nie jemanden so laufen gesehen."

„Das war also Schomburg?" fragte er.

„Ja," erwiderte sie; „und nun wurde mir ganz eiskalt vor Angst, denn nun denk' ich natürlich, daß er mir mein Geld wegnehmen wird; aber da sagt er so recht freundlich zu mir: ‚Na,' sagt er, ‚fürchte dich man nicht, Mariechen, ich tue dir nichts und will dir auch dein bißchen Geld nicht wegnehmen, was dir die Bauern für deine Wäsche gegeben haben; die reichen Geizkragen geben dir ja auch schon sowieso wenig genug, du armes Mädchen du. Und nun will ich dich nach Hause bringen,' sagt er, ‚denn siehst du, Mariechen, ich habe dich schon manchmal gesehen und habe schon immer mal mit dir reden wollen, und wenn ich dich begleite, siehst du, dann bist du sicherer, als wenn zwei Polizisten rechts und links neben dir gingen; denn vor dem Schomburg, siehst du, da fürchten sie sich alle, aber er fürchtet sich vor niemand! Auch nicht vor dem Teufel, denn er ist selber der Teufel.' Und dazu hat er gelacht und den Stock geschwungen, und so sind wir nebeneinander her die Chaussee gegangen, und da habe ich ihn so von der Seite angesehen, und nun hatte ich mir doch immer eingebildet, er müßte so recht gräßlich aussehen — und nun — und nun —" sie seufzte. „Und wie wir nun schon die Laternen von der Stadt sehen konnten, da bleibt er stehen und sagt: ‚Jetzt muß ich zurück,' sagt er, ‚denn hier wird's mir zu hell.' Und darauf legt er mir die Hand auf die Schulter und sieht mir so ins Gesicht und sagt: ‚Siehst du, Mariechen, wenn du nun willst, dann kannst du jetzt gleich auf die Polizei gehen und sagen, daß du Schomburg getroffen hast und daß er hier im Wald draußen steckt; ob du das wohl tätest, Mariechen?' Und da hab' ich gesagt: ‚Nein, Herr Schomburg, ich will Sie nicht verraten.' Darauf da hat er mich umgefaßt und hat gesagt:

‚Das hab' ich auch nicht anders von dir gedacht, Mariechen, und ich bin dir gut; und ich weiß, du wohnst da hinterm Kirchhof, und da werde ich dich nächstens mal besuchen kommen und dir auch was Schönes mitbringen — wirst du es aber auch niemandem weitersagen, wenn ich mal komme?' Und nun war ich doch so in der Angst, daß ich gar nichts habe sagen können, sondern nur den Kopf habe ich geschüttelt. Und da hat er mich noch einmal so recht merkwürdig angesehen und gesagt: ‚Du kleines Ding du, dir könnte ich doch nichts zuleide tun, jetzt aber mußt du mir noch Handgeld geben.'"

„Er hat Ihnen also doch etwas genommen?" fragte Heidenstein.

„Nein," erwiderte sie leise, „einen — einen Kuß hat er mir gegeben. Darauf, wie ich nun weggegangen bin, ist er noch stehen geblieben und hat mir nachgesehen, und darauf hat er mir noch einmal nachgerufen, und wie ich stehen geblieben bin, ist er zu mir 'rübergekommen und hat mir ins Ohr gesagt: ‚Übrigens,' sagte er, ‚ich habe noch keinen auf dem Gewissen, darum brauchst du dich nicht vor mir zu fürchten; und nun mußt du mich nicht mehr Schomburg nennen, hörst du wohl? denn das ist ein Räuber, aber wenn ich mit dir bin, dann bin ich bloß Franz. Und nun sag' einmal: gut' Nacht, Franz!' Und dabei da hat er mir die Hand gedrückt, und da — da hab' ich doch nicht anders gekonnt und da hab' ich gesagt: ‚gut' Nacht, Franz!'"

„Von da ab," fuhr Marie Lücke in ihrer Beichte fort, „ist nun alles so gekommen, wie es gekommen ist. Die ersten Tage darauf habe ich keine ruhige Stunde gehabt, weil ich immer gedacht habe, daß er kommen würde, und wie ich nun so einmal des Abends nach Haus komme, da riecht es in der Küche und in der ganzen Wohnung nach Braten, und wie ich in die Küche gehe, steht meine Mutter am Ofen und hat eine große Gans in der Bratpfanne. So sag' ich: ‚Aber Mutter,' sag' ich, ‚was machst du denn da?' Darauf da dreht sie sich um und sagt: ‚Sei doch stille', und zeigt hinter sich, und wie ich mich umdrehe, steht er in der Tür und lacht. ‚Guten Tag, Mariechen,' sagte er ‚und jetzt hat das schlechte Leben ein Ende, heut essen wir Gänsebraten.' Nun hat mir doch zuerst kein Bissen heruntergewollt, und wie er das gesehen hat, sagt er: ‚Na, schmeckt dir die Gans nicht?' ‚Wo ist sie denn aber her?' frage ich, und dadrauf hat er gelacht und gesagt: ‚Wo wird sie her sein, ge-

schenkt hab' ich sie bekommen.' Da hat nun meine Mutter gelacht, daß sie sich ausschütten wollte, und da hab' ich auch lachen müssen, und habe auch von der Gans gegessen. Und von da an ist er nun jeden dritten Tag gekommen, und erst hab' ich mich gar nicht mehr gefürchtet, wenn er kam, und nachher —" sie stockte —

Heidenstein nickte stumm.

„Nachher habe ich mich gefreut, wenn er da war. Und dann ist er immer öfter gekommen, beinahe alle Tage, und wie es von da an wieder vierzehn Tage weiter gewesen ist, hat er einmal etwas mitgebracht, das war in Papier eingewickelt, und wie er's aufgemacht hat, waren's zwei goldne Ohrringe und ein goldnes Halsband. Da habe ich einen Todesschreck bekommen und gesagt, daß ich die Sachen nicht wollte, und daß es unrecht wäre. Und darauf aber hat er mich angesehen, so schrecklich, ich kann's gar nicht sagen wie, und hat gesprochen: ‚Was, du willst nicht? Weißt du auch, daß ich mein Leben dabei riskiert habe?' Und darauf hat er sich auf einen Stuhl gesetzt, und eh' ich's gewußt habe, habe ich ihm auf den Knien gesessen; und da hat er mir selber die Ohrringe eingehängt und das Halsband umgetan, und dann hat er mir den Spiegel vorgehalten und gefragt: ‚Willst du auch jetzt noch nicht, du kleines Ding du?' Und nun hatte ich doch so etwas noch nie am Leibe gehabt, und es gefiel mir so gut; da hat er wieder gelacht und gesagt: „Siehst du, Mariechen, die schönen Sachen darfst du draußen nicht antun, denn sonst würden dich die Leute fragen, und dann käme alles 'raus, denn du bist auch nur ein armes Mädchen, und die Goldsachen sind nur für die Reichen, aber wenn ich zu dir komme, sollst du sie immer antun, und ich bringe dir noch mehr, denn ich bin dir gut und will, daß du immer hübsch aussehen sollst, so wie jetzt.' Und da hat er mich geküßt und ist wie wild gewesen und hat mich immerfort geküßt, und hat zu mir gesagt, daß wir uns heiraten wollten, und weil er nicht in die Stadt könnte zum Prediger oder zum Standesbeamten, da wollten wir es so machen, wie wir da wären, und hat mich gefragt, ob ich auch wollte?"

Sie verstummte, und auch er sagte kein Wort. Als ihr Schweigen aber länger wurde, ließ er die Hand sinken und sah sie an. Sein Auge traf das ihrige, und sein Blick war so sanft und groß, daß sie Mut faßte, weiter zu erzählen.

„Als er mir das sagte, habe ich zuerst gar nichts antworten können. Da hat er mir ins Ohr gesagt: ‚Siehst du, Mariechen,‘ sagte er, ‚wenn ich die Sachen da verkaufen wollte, kriegte ich schweres Geld dafür, aber ich will sie nicht verkaufen, denn sie sollen dein sein, denn ich habe dich lieb; und nun sollst du mir sagen, ob du mir auch gut bist.‘ Da habe ich nicht anders gekonnt, und habe alles vergessen, was ich von ihm gehört hatte, und habe gesagt: ‚Ja, Franz, es ist gewiß mein Unglück, aber ich bin dir von Herzen gut.‘ Und ich habe ihn geküßt, so wie er mich. Und von da ab, was sollte ich nun machen, da habe ich alles tun müssen, was er wollte. Anfangs ist auch alles gut gegangen, aber wie es gegen den Winter kam und wie sie immer mehr hinter ihm drein gewesen sind, da ist er schlimmer geworden von Tag zu Tag, und manchmal habe ich mich vor ihm gefürchtet, ich kann's nicht sagen wie. Aber nun durfte ich ihn doch nicht mehr verlassen, und wie er dann gar nicht mehr aus noch ein gewußt hat, da ist es mir eingefallen, daß ich den Kirchhofschlüssel von meinem Vater her besaß, und weil ich dachte, daß man ihn da nicht suchen würde, habe ich ihm den Schlüssel gegeben, und wenn es dunkel geworden ist, da ist er dann immer von unserm Haus nach dem Kirchhof hinübergegangen und hat da gewohnt unter den Toten. Er hat aber gesagt, das täte ihm nichts, denn sein Leben wäre doch nur Gras.“

Sein Leben Gras. — Es war, als wenn ihr letztes Wort mit ödem Schall in dem Zimmer nachtönte, in welchem die dämmernden Schatten des Winternachmittags sich immer schwerer zur Dunkelheit verdickten.

Sie hatte zu sprechen aufgehört, Heidenstein saß schweigend hinter dem Tisch, und in die dumpfe Stille tönte von fern das Rasseln der Zellentüren herein, die draußen geöffnet und geschlossen wurden. Die Schlüssel klapperten und klirrten am Schlüsselbunde des Gefangenwärters — es war wie das Klirren der Sense, die man wetzt, wenn das Gras geschnitten werden soll.

Die Hand, die Heidensteins Haupt gestützt und seine Augen verdeckt hatte, senkte sich, und während sie über die Augen hinwegglitt, verweilte sie eine Zeit, als hätte sie dort etwas hinwegzuwischen, was niemand sehen sollte. Dann erhob er sich langsam und schwer, wie jemand, den ein lastender Gedanke an den Sitz gedrückt hat, und trat auf Marie Lücke zu. In dem dämmernden Schatten erschien ihr seine Gestalt noch länger als zuvor,

und es sah aus, als ob er schwankte. Er stand vor ihr, sein bleiches Gesicht erschien in der Dämmerung ganz weiß, beinahe als ob es leuchtete.

„Es ist gut," sagte er, indem er seine Hand auf die ihre legte, „vielleicht gelingt es mir und ich bringe Sie durch." Er streichelte ganz leise ihre Hand.

Das Mädchen stieß einen unbeschreibbaren, halb unterdrückten Schrei aus; mit einer plötzlichen Bewegung hatte sie mit beiden Händen seine Hand erfaßt und versuchte, indem sie sich über die Brüstung beugte, dieselbe an die Lippen zu bringen.

„Nicht doch," sagte er abwehrend, „nicht doch," und wollte sich ihr entziehen. Sie ließ aber nicht los, und indem er zurücktrat, ging die Schrankentür, an der sie gerade standen, und auf deren Riegel der Körper des Mädchens mit seiner ganzen Schwere lastete, auf und es war keine Schranke mehr zwischen ihnen. Mit einem Schritte war sie herein und im nächsten Augenblick lag sie zu seinen Füßen und umklammerte ihn mit ihren Armen.

„Stehen Sie auf," sagte er in Verwirrung; aber sie hörte nicht auf seine Worte, und er fühlte die leidenschaftliche Gewalt, mit der die Arme des Weibes ihn umschlungen hielten, und empfand an seinen Knien das stürmische Wogen ihres Busens, der sich daran preßte.

„Retten Sie mich," stammelte sie, indem sie seine Hände ergriff und ihr Gesicht hineindrückte, „retten Sie mich, lieber Herr, ich halte es nicht aus, wenn sie mich einsperren! Nein, nein, nicht einsperren! nicht ins Gefängnis!" Sie schüttelte in bitterlicher Verzweiflung das Haupt, und Heidenstein fühlte zwischen seinen Händen ihre glühenden Wangen, während ihre Tränen feucht und kühl zwischen seinen Fingern hindurchrannen.

Das Blut stieg ihm vom Herzen zum Kopf empor und schnürte ihm die Kehle zu.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie es ausgehen wird," sagte er, „ich kann Ihnen nur versprechen, daß ich mein möglichstes tun will, daß ich tun will, was ich kann — was ich kann," wiederholte er.

„Aber stehen Sie jetzt auf," fuhr er fort, „es wird spät, und für heute müssen Sie zurück." Er vermochte nicht zu sagen: „ins Gefängnis", denn er sah, wie sie vom Kopf bis zu den Füßen bei dem Worte „zurück" schauderte.

Sie nickte schweigend, und indem sie sich auf seine Hand stützte, erhob sie sich vom Boden. Dann schlüpfte sie wieder in die groben Pantoffeln, die im Augenblick, als sie in die Schranken trat, von den kleinen Füßen geglitten waren, und indem sie sich die Augen auswischte, wandte sie sich zum Ausgange.

Noch einmal aber kam sie zurück, faßte seine Rechte mit ihren Händen und blickte ihm mit einem großen, stumm flehenden Blick in die Augen. Dann ging sie hinaus. Unmittelbar nach ihr verließ Heidenstein das Zimmer.

Der Wärter nahm sie draußen in Empfang, und Heidenstein blieb stehen und sah ihr nach, wie sie den langen Gang hinunter schritt, den eine qualmige Lampe mit schwankendem Licht erfüllte.

Eine Zelle wurde geöffnet, und während der Wärter die Riegel von der Tür schob, blieb sie hinter ihm stehen, gesenkten Hauptes, die Hände im Schoße gefaltet. Mit einer barschen Handbewegung wies der Schließer in das dunkle Loch, sie schritt an ihm vorüber und im nächsten Augenblick war es, als ob die Mauer sie verschlungen hätte. Die Tür ging dröhnend ins Schloß, und Heidenstein hatte ein Gefühl, als fiele eine Last auf seine Brust; er meinte sie dort drinnen zu sehen, wie sie zusammenbrach in hoffnungsloser Einsamkeit, die sehnsüchtigen Augen zum Fenster gewandt, um Licht und Freiheit zu suchen und Nacht und Kerkerhaft zu finden.

Sein Weg, als er das Gefängnis verließ, führte ihn durch den elendesten Teil der Stadt; es war das Quartier, wo die Arbeiter und armen Leute wohnten. Er kam selten in diese Gegend, denn es ging ihm, wie so manchem ästhetisch feinfühligen Menschen, es schauderte ihm vor der Atmosphäre der Armut. Nur einige wenige Laternen erleuchteten die klägliche Gasse, und das, was man in dem spärlichen Lichte sah, war nicht schön. Jämmerliche Häuser, aus Fachwerk gebaut, standen zu beiden Seiten des Dammes, meistens nur aus einem Erdgeschoß bestehend, und da, wo noch ein Stockwerk aufgesetzt war, hing dieses, vom Alter ausgebaucht, so müde und hinfällig nach vorn zur Straße über, daß es aussah, als würde es sich demnächst samt all seinem Inhalt auf das kotige Pflaster herabstürzen. Es war die Zeit, wo die Männer von der Arbeit heimkamen, und der Tag, an dem sie den Wochenlohn empfangen hatten. Dunkle Gestalten, denen man es an ihrem taumelnden Gange ansah,

wie leer ihr Magen und wie voll ihr Kopf war, kamen dicht an Heidenstein vorüber; er hörte, wie sie sich mit lallender Zunge unterhielten, und sah, wie sie an ihren Haustüren stehen blieben, als wenn sie sich besinnen müßten, ob sie zu Hause wären; und freilich sahen die dunklen Hausflure, die auf die Straßen hinausgähnten, in ihrer Öde und Verkommenheit so ziemlich einer wie der andere aus.

Hinter den triefenden Fensterscheiben sah er Licht, dunstiges, flackerndes Licht, in die Fenster vermochte er nicht hineinzublicken, denn sie waren fast durchgängig durch Vorhänge verdeckt, als scheute sich das Elend da drinnen vor neugierigen Augen. Diese Vorhänge selbst aber, alte Kattunfetzen, geflickte Sackleinwand und andere Lumpen machten in ihrem Schmutze und ihrer Abgerissenheit einen unsäglich widerwärtigen Eindruck. Der jahrelange Gebrauch stand in fettigen Flecken, die in dem durchscheinenden Lichte deutlich hervortraten, darauf geschrieben.

Heidenstein ging langsam an den Häusern entlang; von Zeit zu Zeit, wenn eine der Türen sich auf die dunklen Hausflure öffnete, blieb er stehen und lauschte. Er vernahm alsdann das blecherne Gelärm, welches entsteht, wenn zu viel Menschen in engem Raume zusammengepfercht sind, Geschrei und Gewinsel von Kindern, scheltende Weiber- und rauh polternde Männerstimmen. Dazwischen noch andere, schlimmere Töne: das Rücken von Tischen und Klirren von Flaschen und Gläsern, dadurch hervorgerufen, daß jemand zur Erde taumelt und sich im Fallen am Tische halten will; wüstes Gejohle und Gekreisch, und das schwirrende Geräusch von Prügeln, dem dann ein Zetergeschrei folgte.

Er beschleunigte seinen Schritt, er mußte sich besinnen, daß diese Gasse in derselben Stadt lag, in der sich jeden Nachmittag eine Schar von elegant gekleideten Herren und Damen auf der Promenade bewegte. Ob sie jemals durch diese schreckliche Gasse gegangen sein mochten? Und er selbst — hatte er sie nicht auch bisher ängstlich gemieden? Ein namenloses, mit Grauen gemischtes Jammergefühl durchschnitt seine Seele, und indem er den Hut tief ins Gesicht drückte, schritt er weiter und weiter, über die Brücke hinüber, die hier die Ufer des Flusses verband, bis daß er ganz außerhalb der Stadt war und den kalten Atem der weiten, freien Natur einsog.

Er befand sich auf der Chaussee, und indem er daran dachte, daß hier die trostlose Liebesgeschichte entstanden war, deren Er-

zählung er vorhin vernommen, überkam ihn eine sonderbare, unwiderstehliche Lust, den Weg zu gehen, den Marie Lücke an dem verhängnisvollen Sommertage gegangen war.

Rüstig schritt er aus, die Lichter der Stadt blieben weit und weiter hinter ihm, und endlich befand er sich an der Stelle, wo seiner Rechnung nach der Kampf des Mädchens mit den Handwerksburschen stattgefunden haben mußte und der Räuber aus dem Dickicht herausgesprungen war. Er lehnte sich an die Pappel, hinter der sie damals Schutz gesucht haben mochte und rastete von seinem schnellen Gange.

Tiefe Einsamkeit war um ihn her, die Winternacht prangte in ihrer schweigenden Erhabenheit über seinem Haupte. Der beinah volle Mond stand wie ein Eisgebirge in der dünnen, kalten Luft, und die hohen Pappeln, die die Chaussee auf beiden Seiten umsäumten, flimmerten und glitzerten von der Wurzel bis zum Wipfel in dem schimmernden Glanze, mit dem der Rauhreif die Bäume bekleidet. Kein Lufthauch regte ihre erstarrten Zweige, und sie standen wie riesige, silberne Säulen eines unermeßlichen, feierlichen Doms. Vor seiner Seele erschien das Bild des geängstigten Weibes — er sah die zornigen Gesichter der Frauen dort drüben in der Stadt, die sich über das hinterlistige Geschöpf entrüsteten, das mit dem Spitzbuben unter einer Decke steckte. Hatten sie auch, um sich das tägliche Brot zu verdienen, über Land gehen müssen, einsam, ohne Begleiter, ohne Schutz; zitternd für ihre Sicherheit, sorgend um die kleine Barschaft, die sie im Korbe mit sich trugen?

„Armes Mädchen!“ — Er sagte es laut vor sich hin, indem er die Hand an den Baum legte, an dem er stand; und wie der Ton unserer Stimme eine beinahe gespenstige Macht gewinnt, wenn man laut in einsame Nacht hinaus spricht, so erging es auch ihm. Seine erregte Phantasie verlieh seinem Worte ein wunderbares Echo, und plötzlich war es ihm, als vernähme er, hoch über seinem Haupte, durch die Unermeßlichkeit des Himmels dahinrollend wie einen heiligen Donner die Worte:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid.“

Es zuckte ihm etwas wie Krampf durch das Herz — war es Wonne? War es Schmerz? Es war beides, es war das unerklärliche Gefühl, das den Menschen vernichtet und gleichzeitig neu geboren werden läßt, wenn ein neuer, großer Gedanke, wie eine Offenbarung in ihm aufgeht.

Ja, er hatte sich vor der Armut gefürchtet; sie war ihm widrig gewesen in ihren Lumpen, ihrem Schmutz — heute zum ersten Male hatte er ihr wahres Antlitz gesehen, in Marie Lückes schönem, traurigem Gesicht, heute hatte er ihre Lebensgeschichte gehört aus dem Munde des unglücklichen Mädchens, die Lebensgeschichte der Armut, die da heißt: aus der Not errettet werden durch größere Not, umlagert sein auf ihrem Wege von Gefahren, die der Reichtum nicht kennt, von Anfechtungen, die der Reichtum nicht versteht, und schließlich zermalmt werden von Strafen, deren Wundmale, wenn sie überstanden sind, nie wieder vernarben.

In seinen Ohren klang der Schrei des Weibes, als sie ihn verzweifelnd umklammert hielt: „Retten Sie mich!“ und der furchtbare Schrei wuchs und wuchs, bis daß es ihm war, als heulten Millionen ihn nach: „Hilf uns, rette uns!“

Er glaubte die Ohren sich zuhalten zu müssen, so körperlich hörte er den schrecklichen Ton, aber der Schrei war überall, auch in seiner eigenen Brust. „Verschließe dich nicht, entziehe dich nicht, fürchte dich nicht,“ rief es, „dein Schauder, dein Ekel und deine Furcht, sie sind es gewesen, die unser Elend groß werden ließen, unsere Not hört darum nicht auf, weil du sie nicht sehen, weil du sie nicht hören willst!“ Trotz der winterlichen Kälte brach ihm der Schweiß hervor, und wie in einem Zustande von halbem Wahnsinn krampften seine Hände sich ineinander.

Er hob die Augen zu den Sternen empor, als suchte er einen Helfer dort oben.

„Gib mir Kraft,“ sagte er mit emporgewandtem Haupte, „gib mir Gewalt, hilf mir, daß ich sie rette!“

Ein leiser Windhauch regte die Wipfel der Bäume über seinem Haupte und ließ die flimmernden Äste aneinanderklirren — in der tiefen Erregtheit seines Herzens und seiner Sinne erschien ihm dieses Rauschen wie eine Antwort auf seine Anrufung, als neigte sich ein Haupt von oben, und als blickte ein wunderbar mildes, erhabenes Angesicht auf ihn hernieder. Ein tiefer Seufzer erleichterte sein klopfendes Herz, und er wandte sich zum Rückweg.

Heidenstein suchte sofort seine Wohnung, er ging nicht mehr aus und ließ sich von seiner Wirtin Tee kochen, so wie er ihn zum Entsetzen der guten Frau liebte, unsinnig stark, beinah ganz schwarz.

„Sie können ja die ganze Nacht kein Auge zutun," sagte sie kopfschüttelnd, indem sie die erste Tasse selbst eingoß.

Er lachte in sich hinein — vielleicht war das gerade seine Absicht. Im Augenblick, als er den ersten Schluck getrunken und das Strafgesetzbuch wieder aufgeschlagen hatte, fiel ihm ein, daß er heute abend bei Hainsbergs erwartet wurde, er hatte eine kürzlich erschienene Dichtung zum Vorlesen mitbringen wollen. Unmöglich, was waren ihm von heute an noch Verse? „Hier ist Tragödie," sagte er, indem er mit der Faust auf das Gesetzbuch schlug; seine ganze Persönlichkeit hatte sich in ein einziges Verlangen versteinert, sie zu retten, sein Denken war zu einem einzigen Gedanken zusammengeballt, ihre Freisprechung zu erzwingen. Stunde nach Stunde ging dahin, während deren er die Paragraphen des Strafgesetzbuches, die er zu seiner Verteidigung brauchte, nebst allen Noten, die der Kommentar des berühmten Rechtslehrers dazu lieferte, wohl zwanzigmal las, obschon er sie längst auswendig konnte. Das belebende Getränk ließ sein Blut wie flüssiges Gold durch seine Adern strömen, in seinem Herzen erwachte eine Siegesfreudigkeit, daß er hätte laut aufjauchzen mögen, und als er endlich auf sein Bett sank, führte ihm die Phantasie wie als Schluß des seltsamen Tages ein wundersames Traumbild vor: Er sah vor dem Throne Gottes zwei Frauen stehen, die eine ein üppiges, blühendes Weib, in goldenen Schuhen und köstlichen Gewändern, die andere abgezehrt, mit dürftigem Kleide bedeckt, mit nackten Füßen. Sie stritten sich, welche von ihnen der Liebling ihres Vaters sei, und während das schöne, reiche Weib den Nacken stolz emporwarf, senkte ihre arme Schwester das blonde Haupt schamvoll zur Erde. Da hörte er eine Stimme: „Du sollst wählen und entscheiden, welche von beiden mir die liebste sei." Und er trat herzu und blickte in beider Gesicht und: „Du bist es," rief er, „du heilige, duldende Armut!" und die zitternde Gestalt lag in seinen Armen, und Marie schaute ihn an mit weinenden, dankenden, glückseligen Augen.

Während Heidenstein sich auf diese Weise in seinen Träumen und Gedanken verpuppte, erschien am nächsten Tage eine alte, stumpfsinnig aussehende Frau am Gefängnis. Es war Marie Lückes Mutter, die ihre Tochter zu sprechen verlangte. Man würde ihrem Wunsche nicht so leicht Folge gegeben haben, wenn die Untersuchung nicht abgeschlossen gewesen wäre, und die Alte nicht allgemein für blödsinnig gegolten hätte. Daß dieses der

Fall sein mußte, bestätigte sich in der Tat auf das augenscheinlichste, als die beiden Frauen in dem Zimmer des Untersuchungsrichters, wo die Gefangenen unter Aufsicht Besuche empfangen durften, zusammengeführt waren. Ein Aktuar, der mit Schreibereien in dem Zimmer beschäftigt war, sollte die Besprechung überwachen; er hörte aber von einer Besprechung nichts, denn die Alte stand wie vor den Kopf geschlagen da, indem sie die Augen in einfältiger Neugierde ringsumher wandern ließ.

„Na, nun beeilen Sie sich ein bißchen," sagte der Aktuar, der eine Stimme hatte wie ein Reibeisen, „fünf Minuten haben Sie Zeit, dann ist der Zauber zu Ende."

Er stand auf, um in einem Aktenrepositorium etwas zu suchen, und als er das Gesuchte nicht fand, ging er in das nebenan belegene Zimmer, in dem sich die Aktenschränke befanden. Sobald er den Frauen den Rücken gekehrt hatte, sank es wie ein dicker, grauer Schleier von den Augen des alten Weibes, sie fuhr wie ein Stoßvogel auf ihre Tochter zu.

„Wie steht es?" flüsterte sie, „dein Verteidiger hat mit dir gesprochen, was hat er gesagt?"

„Er hat gesagt, daß er mich vielleicht durchbringen wird," erwiderte das Mädchen.

„Hast du ihm gesagt, daß du die Leinwand verkauft hast?"

„Nein, ich habe ihm gesagt, daß ich es nicht getan habe."

„Na, und hat er das geglaubt?" fragte die Alte.

Marie senkte das Haupt und zupfte an ihrem Kleide.

„Ja," erwiderte sie leise, „er hat's mir geglaubt."

Ein abscheuliches Lächeln verzog das verwelkte Gesicht der Greisin, so daß die Falten in demselben wie Spinnenbeine durcheinander gingen.

„Es ist wohl ein Dummer?" fragte sie.

Marie Lücke wandte sich ab und wurde blutrot — es war das erstemal, daß sie vor ihrer Mutter errötete.

„Er hat gemeint, daß kein bestimmter Beweis da ist, daß ich die Sachen verkauft hätte."

„Ist richtig," sagte die Alte, „Winkler hat nichts gesagt; Winkler ist bei mir gewesen," und sie flüsterte so hastig, daß ihre Lippen wie alte, schmutzige Kartenblätter zitterten, „Winkler hat mir gesagt, daß Schomburg wenigstens zehn Jahre bekommt, und daß, wenn er sprechen wollte, du auch drei Jahre mindestens kriegst, und daß er nicht sprechen wird, wenn du tust, was er

haben will, und daß, wenn du deinen Kopf aufsetzest wie bisher, er ins Schwurgericht kommen will, und beschwören, daß er die Leinwand von dir gekauft hat."

„Dann kommt er ja aber selbst ins Zuchthaus," sagte das Mädchen, indem es angstvoll zur Decke emporsah.

„Der schlaue Fuchs der," versetzte die Alte, „wer's ihm beweisen will, hat er gesagt, daß er gewußt hätte, daß die Leinwand gestohlen gewesen ist?"

Marie Lücke rang stöhnend die Hände.

„Ach, Mutter, Mutter," sagte sie, „warum hast du mir zugeredet, daß ich die Sachen verkaufen sollte, und an den Menschen! Erst hat er den Brief geschrieben und Franz verraten — und jetzt —"

„Du Dumme," zischte die Alte, die wütend ward, da sie den Aktuar zurückkommen hörte, „tust du nun, was er sagt? Ich soll Winkler Bescheid bringen; du kommst mit nach Berlin? Wenn Schomburg wieder 'raus kommt, ist er ein alter Mann, und in Berlin findet er uns nicht. Na? Ich sage also an Winkler, daß du's tust?"

In stummer Bedrängnis ließ Marie das Haupt sinken — es konnte so aussehen, als nickte sie „ja."

In diesem Augenblick trat der Aktuar mit einem dicken Aktenhefte wieder ein und gleichzeitig wanderten wieder die Augen der Alten stumpfsinnig wie zuvor in der Stube umher.

„Die Zeit ist um," schnauzte der Aktuar, „nun marsch hinaus!" Er klingelte und befahl dem eintretenden Wärter, Marie Lücke wieder abzuführen.

In dem friedseligen Dasein kleiner Städte Norddeutschlands, das sich geruhsam unter den Augen einer hohen Obrigkeit abwickelt, gibt es nur ein öffentliches, aufregendes Schauspiel: Schwurgerichtsverhandlungen mit berühmten und berüchtigten Verbrechern. Alles geht dabei nach Gesetz und Ordnung zu, und das erhöht für den Norddeutschen den Reiz. Man kommt möglichst früh, um sich einen Platz zu sichern, von dem aus man alles recht genau sehen und hören kann. Nachdem man sich in vorderster Reihe niedergelassen, sieht man sich um und sieht zunächst noch gar nichts. Man ist eben so früh gekommen, daß man beinahe der einzige Mensch im Schwurgerichtssaale ist; nur der Gerichtsdiener in seinem blauen Rock geht mit gewichtigen Schritten und mit Unheil verkündender Amtsmiene im Saale auf und ab.

Das schadet aber nichts; im Gegenteil, es gewährt eine besondere Lust, einen erschütternden Vorgang sich langsam vorbereiten zu sehen; man schlürft den Schauer Zug für Zug mit der Seele ein. Zunächst wird der Saal gemustert und genau besehen; er ist hoch, durch zwei Stockwerke gebaut, mit großen Bogenfenstern hüben und drüben. Dort gegenüber auf der Erhöhung der lange grüne Tisch, auf dem große, schwarze, hölzerne Tintenfässer stehen, an dem werden nachher die Richter sitzen, dort zur Rechten sind die Bänke für die Geschworenen, und ihnen gegenüber die Anklagebank mit den Sitzen der Verteidiger davor — ob das Gitter vor der Anklagebank auch fest genug ist? Unwillkürlich wird es daraufhin geprüft. — Und nun die Tür da links, dicht neben der Anklagebank, wenn man die Tür ansieht, läuft einem ein wohltätiges Gruseln den Rücken hinunter, durch diese Tür wird er nachher eintreten, er, der Schreckliche, der Interessante, von dem man bisher immer nur den Namen gehört hat und den man nun wirklich ganz nahe leibhaftig sehen soll. Wie er aussehen mag? Gewiß gräßlich; und ganz in der Nähe eines solchen fürchterlichen Menschen wird man nun ganz sicher und ruhig sitzen können, so ruhig, daß man sogar sein Frühstück verzehren kann, wenn man welches mitgebracht hat — es ist doch noch viel aufregender und schöner, als wenn man in der Menagerie vor dem Käfig eines Königstigers steht.

Allmählich füllt sich der Saal, die Geschworenen kommen einer nach dem andern, auch die Richter erscheinen und unterhalten sich leise — wie feierlich und ernst sie aussehen — der Aktuar, der als Gerichtsschreiber fungiert, packt seine Papiere auf dem Tisch aus und legt sich die Feder zurecht, reibt sich die Hände, räuspert sich und sieht mit überlegenen Blicken auf das Publikum — ja, ja, der versteht die Sache, das sieht man ihm an.

So war die Stimmung und so sah es in dem Schwurgerichtssaale aus, wo heute Schomburg, der Räuber, und Marie Lücke, seine Helfershelferin, ihr Urteil von den Geschworenen empfangen sollten. Von früher Stunde an hatten sich die Bänke des Zuhörerraumes gefüllt und es waren hauptsächlich die Mitglieder der Gesellschaft, die man auf den vordersten Plätzen bemerkte. Zu dem Grusel und Schauer, den man von dem Anblicke des Räubers erwartete, gesellte sich noch eine andere Anziehungskraft, die schadenfrohe Neugierde: Heidenstein, der Sonderling, der hölzerne Referendar, sollte ja als Verteidiger

reden, und man durfte sich neben dem Erschütternden auch etwas Belustigendes versprechen.

Auch im Hause des Gerichtsrats Hainsberg waren für heute vormittag die Haushaltungssorgen Paulinchen anvertraut, denn Fräulein Lieschen saß mit ihren Freundinnen auf der zweiten Bank mitten unter den übrigen Zuhörern. Sie hatte lange mit sich gekämpft, ob sie gehen sollte, denn der Gedanke, daß er sich lächerlich machen könnte und wahrscheinlich machen würde, schnürte ihr das Herz zusammen.

Aber die Neugierde hatte schließlich doch den Sieg davongetragen, und nun mußte sie den Dingen ihren Lauf lassen.

Heidenstein war noch nicht anwesend, als Lieschen Hainsberg erschien, und jedesmal, wenn die Tür ging, wandte sie zagend das Haupt dahin, befürchtend, daß sie ihn eintreten sehen würde, und immer wieder war ihre Sorge unnötig gewesen, er kam noch immer nicht. Richter und Geschworene waren vollzählig versammelt — ob er auch nicht die Zeit verpassen würde? Ihr Herz schlug voll Angst und Sorge, als ob sie selbst vor die Geschworenen hintreten und vor ihnen sprechen sollte.

Da ertönte ein Geflüster und Gekicher hinter ihr und neben ihr, und in dem Augenblick ging er auch bereits an dem Geländer, das den Zuhörerraum vom Saale trennte, wie ein lautloser Schatten vorüber. Sein Gang war noch steifer als gewöhnlich, seine Arme hingen so eckig in den Schultern, als ob sie mit hölzernen Stiften darin befestigt wären, und sein Kopf senkte sich nach vorn über, als wäre er zu schwer für den Hals. Ob er wohl bemerken würde, daß Fräulein Lieschen da war? Nein, er schien kaum zu sehen, daß überhaupt Menschen im Zuhörerraum vorhanden waren. Auf seinem Platze vor der Anklagebank setzte er sich nieder und legte ein Pack Bücher und Papiere, die er mitgebracht hatte, auf den Tisch vor sich, dann stützte er die Hände auf die Knie und saß steif und ohne Regung da. Er sah nicht rechts, nicht links, er sah nur geradeaus vor sich hin; aber auch die Geschworenen, die ihm gegenüber Platz nahmen, blickte er nicht an, sondern auf einer Stelle des Fußbodens hafteten seine Augen. Was er nur suchte? Fräulein Lieschen folgte unwillkürlich der Richtung seines Blicks — es war nichts zu sehen.

„Das Haar hätte er sich wenigstens ordentlich machen können," hörte Fräulein Lieschen die Stimme einer ihrer Freundinnen

neben sich — und in der Tat hing ihm die schwarze Mähne ziemlich wirr und wüst über die Stirn.

„Und den Rock ordentlich abbürsten lassen," fügte eine zweite hinzu.

„Na überhaupt, die Sache wird gut," sagte hinter ihr einer von Heidensteins Kollegen, und das Gelächter, das dem Worte folgte, schnitt dem armen Lieschen bitter ins Herz. Wenn doch sein äußerer Mensch dem inneren nur etwas mehr ähnlich gesehen hätte, und wenn sie doch nur gar nicht hergekommen wäre!

Ein Rauschen und Klappen ging durch den Saal — der Präsident des Schwurgerichtes hatte das Zeichen zum Beginn der Verhandlung gegeben, alles suchte seine Plätze.

„Führen Sie die Angeklagten vor!" — die Augen aller im Saale Anwesenden richteten sich auf die verhängnisvolle Tür links neben der Anklagebank — es war wie eine auf Kommando abgegebene Salve von Blicken. Gravitätisch öffnete der Gerichtsdiener die Pforte — und über die Schwelle des Saales trat die herkulische Gestalt eines Mannes von etwa 25 Jahren — Schomburg. Niemand sprach es aus, aber da es alle dachten, war es beinahe, als wäre der Name summend durch die Versammlung gegangen.

Wenn man ihn ansah, überkam einen der Jammer um das prachtvolle Menschenmaterial, das hier auf unheilvollem Irrwege sich verrannt und zugrunde gerichtet hatte. Es war ein Kerl, aus dem man drei Menschen des gewöhnlichen Mittelmäßigkeitskalibers hätte schnitzen können. Alles an dem mächtig aufgebauten Leibe war stählerne Kraft, an dem kühn geschnittenen Gesicht alles unternehmungsbedürftige Energie und Intelligenz. Nur die Augen taugten nichts, sie zeigten einen verschlagenen Ausdruck und flatterten unstet umher. Indem sie jetzt über die Versammelten hinhuschten, ging eine Art von Lächeln über sein vom Wetter gehärtetes, von einem dunklen Bart umdüstertes Gesicht — aus der Menge derer, die gekommen waren, ihn zu sehen, aus der Gespanntheit, mit der sie alle auf ihn blickten, erkannte er, was für ein Kerl er sei. — Auch die Verbrecher haben ihre Eitelkeit, und der Tag der Schwurgerichtsverhandlung ist in dem düstern Drama ihres Lebens gewissermaßen der letzte, glänzende Akt. Noch einmal stehen sie in voller Beleuchtung vor einem gespannten, schauernden Publikum, dann verschwinden sie hinter dem eisernen Vorhange, viele für lange Zeit, manche für immer.

Nun richteten sich von neuem alle Augen auf die Tür des Verbrecherzwingers und hinter Schomburg kam eine zweite, eine weibliche Gestalt über die Schwelle herein: Marie Lücke. So hoch und frech der Räuber sein Haupt emporgetragen hatte, so tief hielt sie das ihre gesenkt, ihr Gesicht war von einer solchen Bläße bedeckt, daß die Farbe der Haut an den Schläfen beinahe ins Bläuliche überging, und nur beim Eintreten zuckte eine krampfhafte Glut rasch und scharf wie eine Stichflamme über ihre Züge, um ebenso rasch wieder zu verschwinden. Sie empfand mehr, als daß sie es sah, wie alle Köpfe, namentlich die der Frauen, sich flüsternd bei ihrem Eintritt zusammensteckten. Als sie auf der Anklagebank Platz genommen, hob sie den Kopf so weit, daß sie einen Mann im schwarzen Rocke gerade vor sich stehen sah: sie erkannte Heidenstein. Er hatte sich zu ihr umgewandt, Marie Lücke hob die Augen bis zu den seinigen empor, und als sein Blick sie traf, hatte sie ein Gefühl, als griffe eine Hand ihr mitten in die Brust bis an das Herz, aber es tat nicht weh, und ihre Augen klammerten sich an seinem Blick fest.

Die Vorbereitungen, die einer Schwurgerichtsverhandlung vorangehen, nahmen ihren regelmäßigen Verlauf, die Namen der Geschworenen wurden aus der Urne gezogen und verlesen. Währenddessen sah Schomburg im Saale umher. Die unruhigen Augen tasteten wie Fühlhörner an den Wänden und Türen entlang, als suchten sie einen Weg zum Entspringen, dann huschten sie über die Gesichter der Geschworenen hinweg und dann hinüber zu den Zuhörern. Als sie hier angelangt waren, wurden sie plötzlich starr und bohrten sich auf einen Punkt. Auf der letzten, etwas erhöhten Bank saß ein Mann, der den dunkelfarbigen, schäbigen Rock, mit dem er bekleidet war, möglichst weit zugeknöpft hatte. Sein aufgedunsenes, bartloses Gesicht zeigte das gelbliche Blaß, das sich den Menschen ansetzt, die wenig in freier Luft und viel in dumpfigen, mit altem Trödel gefüllten Räumen leben; zwei kleine, hinterlistige Augen gaben dem Gesichte einen widerwärtigen Ausdruck. Er hatte sich genau hinter den Schultern des vor ihm Sitzenden gehalten; es schien ihm wenig daran zu liegen, daß man ihn sah. Durch eine Bewegung seines Vordermannes aber war er frei geworden, und in dem Augenblick hatte Schomburg ihn mit den Augen erfaßt. Wer den Räuber beobachtet hätte, würde die schauerliche Veränderung wahrgenommen haben, die in seinem bisher so gleichgültigen Wesen vor sich

ging. Sein Oberleib bog sich vornüber infolge der plötzlichen krampfhaften Zusammenziehung aller Muskeln, seine rechte Hand, die auf der Brüstung des Gitters lag, packte das Holz mit so eisernem Griffe, daß die Knöchel derselben ganz weiß wurden, und seine Augen unterliefen rot wie die einer reißenden Bestie. Der ganze mächtige Organismus war wie geladen mit Wut, und der äußere Zwang, der den Ausbruch verhinderte, verstärkte, indem er sie zurückdämmte, die dämonische Macht, die ihn beherrschte und die sich in den tiefen, schnaubenden Atemzügen seiner Brust bekundete.

Kaum zwei Sekunden dauerte die stumme, furchtbare Unterredung, die er mit dem da drüben auf der Zuhörerbank führte, dann ließen seine Augen ihn los und auf dem Rückweg glitten sie über das Mädchen, das an seiner Seite saß, fort. Auf seinem Antlitz erschien ein unbeschreibbarer Zug, beinahe sah es aus wie ein Lächeln, jenes schreckliche Lächeln der Wut, welches verrät, daß der Herzmuskel eisern geworden ist. Noch einmal flirrte sein Blick hinüber, und fast unmerklich nickte er mit dem buschigen Haupte. Hätte man dieser Gebärde Worte geben sollen, so würde sie geklungen haben: „Warte!" Was das war, worauf er warten sollte, schien der da drüben wohl zu ahnen, denn sein Gesicht nahm eine ganz käsige Farbe an, und die Augen zogen sich hinter die Backenknochen, wie Spinnen, die sich in ihren Höhlen verkriechen.

Der Gerichtsschreiber erhob sich von seinem Platze und verlas die Anklage. Gegen Schomburg lautete sie auf Diebstahl in allen Gestalten, einfachen, schweren Diebstahl mit Einschleichen bei Nacht und mit gewaltsamem Einbruch, Einbruch in Gutshöfen, Bauerhäusern und Kirchen, endlich auf Raub und Straßenraub. Alle diese Taten verübt im so und so viel mal wiederholten Falle — es war ein förmliches Wettrennen verbrecherischer Handlungen, und die horchenden Frauen auf der Zuhörerbank kreuzten und segneten sich innerlich; was es doch für Menschen auf der Welt gibt! Nachdem Schomburgs Sündenregister verlesen war, drehte sich der eherne Spieß der Anklage gegen Marie Lücke. Sie war der strafbaren Begünstigung beschuldigt, das heißt, es wurde ihr zur Last gelegt, daß sie dem Räuber Beistand geleistet habe, um ihn der Bestrafung zu entziehen und um ihm die Vorteile seiner Verbrechen zu sichern, es wurde ihr ferner schuldgegeben, daß sie den Räuber ihres eigenen Vorteils wegen

begünstigt habe, indem sie die geraubten Sachen verkauft, und wenn letzteres bewiesen wurde, dann stand ihre Sache schlimm; sie wurde dann als Hehlerin bestraft, und da es Hehlerei bei schwerem Diebstahl und Raub war, so drohte ihr Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren.

Während die Anklage verlesen wurde, saß das Mädchen regungs- und bewegungslos da, dumpf vor sich hin auf den Boden starrend; jedes Wort, das der Gerichtsschreiber mit eintöniger Gleichgültigkeit herunterlas, fiel wie ein brennender Tropfen in ihr Gehirn, und als der schreckliche Mann zu lesen aufgehört, war ihr zu Sinne, als hätte man einen Eisblock von hundert Zentnerlast auf sie geworfen, unter dem sie zermalmt und erstarrt läge. Sie hatte es sich schlimm gedacht, aber die Wirklichkeit war noch schlimmer, und ihre Hoffnung erlosch wie ein qualmender Lichtstumpf.

Noch zwei Ohren aber waren in dem Saale, die mit fieberhafter Aufmerksamkeit jedem Worte der Anklage folgten, das waren die von Fräulein Lieschen Hainsberg: ihre Augen kümmerten sich nicht um den Räuber, auch nicht um Marie Lücke, sie hingen an einem anderen, an dem Verteidiger der letzteren, an Heidenstein. In seinen Zügen suchte sie zu erspähen, was die Anklage auf ihn für einen Eindruck machte, ob er sich ihr gewachsen fühlte, ob er Hoffnung hätte, mit seiner Verteidigung dagegen aufzukommen, oder ob er den Mut verlöre und unterliegen würde — aber ihre Mühe war vergebens, aus seinem Gesicht war nichts zu erkennen. Es war wie aus Blei gegossen, ein schwerer Druck schien darauf zu lasten, mit verschränkten Armen hörte er zu; wenn er nur wenigstens einmal mit dem Kopf geschüttelt hätte, um anzudeuten, daß etwas nicht richtig sei in der Anklage — nichts von alledem. Es war offenbar, er sah einer Niederlage entgegen, und je weiter die Anklage in ihren Schlußfolgerungen vorwärts schritt, um so tiefer sank auch Fräulein Lieschens Mut, sie fühlte, wie unmöglich es sei, gegen so viel logische Grausamkeit ein Wort der Verteidigung zu sagen.

Nachdem die Anklage verlesen war, rief der Präsident die Angeklagten auf, sich zu erheben, und legte ihnen die Frage vor, ob sie sich schuldig bekennten oder nicht. Schomburg erhob sich strack und steif.

„Im allgemeinen stimmt es," sagte er laut, und die unverschämte Antwort rief ein allgemeines Gelächter hervor. Nun

kam die Reihe an Marie Lücke. Die Knie zitterten unter ihr, während sie aufrecht hinter dem Gitter stand, ihre blassen Lippen bewegten sich, aber so leise, daß man nicht vernahm, was sie sagte.

„Sprechen Sie deutlich," sagte der Präsident, „bekennen Sie sich schuldig? Ja oder nein?"

Ein leises Wort wehte zitternd durch den Saal: „Nein."

Nein? Das leise Wort rief ein Echo auf den Sitzen der Zuhörer, besonders der Zuhörerinnen wach. Nein? Sie will noch leugnen, daß sie schuldig ist? Das freche Geschöpf! Die Köpfe bogen sich zueinander, flüsternd und voll Entrüstung kichernd. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Fräulein Lieschen das erste Lebenszeichen an Heidenstein: auf seinen Wangen erschienen zwei rote Flecke, er drehte langsam das Haupt nach der Seite der Zuhörer und blickte die Kichernden und Flüsternden schweigend an, dann wandte er sich wieder zurück und saß wie vorher.

Zur Begründung der Anklage erhielt der Staatsanwalt das Wort; er faßte sich kurz, denn Schomburg hatte ja ziemlich alles gestanden; gegen Marie Lücke, die geleugnet hatte, sprachen die Tatsachen zu überzeugend; er forderte die Geschworenen auf, beide zu verurteilen.

Nach dem Staatsanwalt sprachen die Verteidiger, und zuerst der Rechtsanwalt, welcher Schomburg vertrat. Auch er entledigte sich seiner undankbaren Aufgabe, einen halb geständigen Verbrecher in Schutz zu nehmen, möglichst rasch, und als er sich niedersetzte, blickten die Geschworenen einander an.

„Heute dauert es nicht lange," sagten ihre Augen.

Jetzt kam die Reihe an Heidenstein, und ein leises Raunen ging durch die Zuhörerschaft, denn jetzt „wurde die Sache fidel"; Fräulein Lieschen wäre am liebsten in die Erde geschlüpft.

Langsam erhob sich die hagere, eckige Gestalt von ihrem Sitze, und während er aufstand, gingen Marie Lückes Augen mit ihm in die Höhe. Sie hatte bis dahin wie befangen von einem dumpfen, lastenden Traume gesessen, die Reden und Gegenreden waren wie das Gebrause des Meeres, in dem sie bereits ertrunken, unverständlich an ihr Ohr gedrungen — alles um sie her war Feindschaft und Verderben — alles gegen sie — jetzt erhob sich der erste, der einzige, der für sie war; unter alle diese Gebildeten, gegen deren Gründe und Worte sie sich machtlos fühlte, trat ein Gebildeter, um ihre Sache zu führen — das

arme, unwissende Mädchen fühlte zum ersten Male, ohne zu verstehen, was sie fühlte, die heilige Macht der Gerechtigkeit, die dem Angeklagten einen Verteidiger, dem Unmündigen einen Mund verleiht.

Der Eingang von Heidensteins Verteidigung versprach nicht viel Gutes, denn zuerst ließ er die schweren Augen stumm über Richter und Geschworene hinrollen, und als er endlich zu sprechen begann, kamen die ersten Worte mühevoll, abgerissen und mit heiserem Klange aus seiner Brust. Aber der Inhalt dieser Worte war besser als ihr Klang; es steckten Gedanken dahinter, diese Gedanken hingen aneinander ohne Riß, ohne Zwischenraum, sie blieben nicht stehen, sie gingen vorwärts, geschlossen wie eine stürmende Kolonne auf ein Ziel los — und plötzlich hatten sie das Ziel gepackt und mitten in die Anklage des Staatsanwalts brachen sie hinein und rissen ein klaffendes Loch hinein, und plötzlich ward es den Geschworenen klar, daß diese scheinbar unanfechtbare Anklage sehr wohl anfechtbar war, und daß kein einziger, stichhaltiger Beweis dafür vorhanden war, daß Marie Lücke die Sachen, welche Schomburg gestohlen und geraubt, verkauft hatte. Schomburg hatte es während der ganzen Untersuchung in Abrede gestellt, ein Hehler, bei dem sie die Sachen untergebracht, war nicht entdeckt worden.

Der Staatsanwalt, der sich im Stuhle zurückgelehnt hatte, weil er sein heutiges Tagewerk für abgeschlossen hielt, richtete sich wieder auf, und sein Gesicht zeigte deutlich die Überraschung über den unerwarteten Angriff; die Richter blickten auf den Präsidenten, die Geschworenen sahen den Referendar, den sie bisher wie eine Art von Marionette betrachtet hatten, mit Augen an, als sähen sie ihn jetzt zum ersten Male, einige von ihnen, welche Brillen trugen, putzten sich die Gläser, um ihn deutlicher zu sehen, und im Zuhörerraum war es ganz still geworden. Die „fidele Geschichte" fing an ernst zu werden.

Je länger er sprach, um so reicher gingen ihm die Worte vom Munde, und gerade die Abgerissenheit, mit der sie eins nach dem andern wie Stücke verkörperten Denkens hervorbrachen, gab ihnen eine rauhe, unbezwingliche Energie. Heidenstein hatte seine erste Stellung erobert. Daß Marie Lücke zu eigenem Vorteile den Räuber begünstigt hätte, war nicht erwiesen — auf seinem bis dahin so blassen Gesicht erschien eine leise, durchsichtige Röte — er schwieg.

„Um Gottes willen, er wird verlegen, er bleibt stecken," sagte sich zitternd Fräulein Lieschen. Sie hatte sich getäuscht; die Röte auf seinem Antlitz war nicht die der Befangenheit, sondern der erste dämmernde Widerschein der Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, seine Schutzbefohlene zu retten, sein Zögern bedeutete den schweigenden Anlauf, den er zum letzten entscheidenden Stoß nahm.

Erwiesen war durch die Umstände, welche sich bei der Ergreifung des Räubers und des Mädchens zugetragen hatten, erwiesen durch ihr eigenes Geständnis, daß sie Schomburg ein Versteck vor den suchenden Augen der Gerechtigkeit gezeigt, daß sie ihm nach dem Ausdruck des Strafgesetzbuches wissentlich Beistand geleistet hatte, sich der Bestrafung zu entziehen, und darauf stand Gefängnis. Derselbe Paragraph, der dieses aussprach, enthielt aber noch einen Satz, an den weder der Staatsanwalt, noch die Richter bisher gedacht, durch welchen die Begünstigung für straflos erklärt wird, wenn sie dem Verbrecher durch einen Angehörigen gewährt wird. Zu den Angehörigen aber rechnen auch Verlobte.

Es ließ sich darüber streiten, ob Marie Lücke und Schomburg im Sinne des Gesetzes als Verlobte gelten konnten, und den Geschworenen zu beweisen, daß das zwischen diesen Menschen bestehende Verhältnis wirklich als solches aufzufassen sei, wie es zwischen Braut und Bräutigam besteht, darauf ging der zweite Teil von Heidensteins Rede.

Eine lautlose Stille hatte sich, während er schwieg, über dem ganzen Saal gelagert; alle Augen blickten ihn an. Ungesucht und ungeahnt hatte der Instinkt ihm den mächtigen Kunstgriff des Redners in die Hand gegeben, der darin besteht, vor der letzten Entfaltung der Redegewalt eine Pause eintreten zu lassen, während deren sich das Gemüt des Hörers mit atemloser Spannung füllt.

Er reckte sich auf, mit unwillkürlicher, mächtiger Bewegung. Während für gewöhnlich der Blick eines einzigen Menschen genügte, seine Augen schüchtern zur Seite zu lenken, überkam ihn plötzlich, als die Aufmerksamkeit von allen Seiten auf ihn eindrang, ein Gefühl, als würde etwas ganz Neues, ganz Merkwürdiges in ihm geboren, etwas wie eine zweite Natur, die er ahnungslos in sich getragen hatte, wie eine schwellende Kraft, die er nicht verstand, von der er nur fühlte, daß sie wie ein Riese

in ihm aufstand. Er wußte, daß er etwas zu sagen hatte, etwas Unermeßliches, Wundervolles, fühlte, wie Gedanken, Worte und Bilder plötzlich, er wußte nicht woher, auf ihn zuströmten, als drängten sie sich in seinen Dienst, und so begann er zu reden. Nach den ersten zehn Worten drehte sich der Präsident kurz nach dem alten Rat Hainsberg um, der mit ihm am Richtertische saß, und beide Männer wechselten einen schweigenden Blick. Was Heidenstein nicht gewußt hatte, Richter und Geschworene wußten es jetzt, daß ein Mann vor ihnen stand, den die Natur zum Redner geboren hatte.

Keinen Menschen sah er an, während er sprach; in die Ecke des Saales, zwischen Geschworenenbank und Richtertisch, wo niemand saß, da hinein bohrten sich seine Augen. Die Augenlider waren zurückgerissen; weit, groß und wie in einem verzückten Selbstgespräch mit sich selbst, so starrten die dunkel glühenden Augen unablässig auf einen Punkt, als wäre dort ein Buch aufgeschlagen gewesen, aus dem er las, was wie ein unaufhaltsamer, unwiderstehlicher Strom von seinen Lippen rauschte. Und in der Tat er sah dort etwas, was niemand sah: vor dem schaffenden Blick seiner Phantasie erschien das düstere Verhörszimmer, und er vernahm Marie Lückes stockende Erzählung von der trostlosen Geschichte ihres trostlosen Lebens; er sah des Mädchens schönes, trauriges Gesicht, und ein Lächeln ging in seinem finsteren Gesicht auf, ein geheimnisvolles, süßes Lächeln, und all die magische Gewalt, die der Anblick eines dämonisch von einem Gedanken beseelten Menschen auf die übrigen Menschenseelen übt, strömte von ihm auf seine Hörer über. In dieser Stimmung vernahmen sie aus seinem Munde die Geschichte von Marie Lückes Liebe und Verderben; aber diese Geschichte, die er stückweis vernommen, war durch seinen gedankenklaren Kopf gegangen und in ihm zusammengeschmiedet worden zu einer Kette von Ursachen und Folgen, daß Glied nach Glied derselben wie ein Hammerschlag auf die Herzen der lauschenden Hörer fiel; diese Geschichte des Elends und der Armut hatte in seinem Herzen geruht und stieg nun daraus hervor, angetan mit allem Reize, den dieses schöne, milde Herz ihr zu schenken vermochte, wie das Bettelkind des Märchens, das man in goldener Schale badete, und das als Königskind daraus hervorging.

War das eine juristische Rede? Niemand fragte danach; es war eine Rede, wie sie an dieser Stätte noch nie gehört

worden war, hinreißend und überwältigend, das wußten alle, das fühlte auch das Weib, welches hinter dem redenden Manne saß, die Angeklagte, der dieses alles galt und die sich immer wieder darauf besinnen mußte, daß sie es wirklich war, der es galt, Marie Lücke.

Ihre Augen hingen an dem Manne, der dort aufgerichtet vor ihr stand, und während sie an ihm hafteten, wurden sie größer und immer größer; ihre Hände hatten sich mechanisch zusammengeschoben und lagen gefaltet in ihrem Schoße, ihr ward zumute so wunderbar, so feierlich, als wäre sie in der Kirche — nein, noch anders — als stände sie als Kind in ihres alten Vaters ärmlicher Stube, wo unter dem Spiegel ein Bild hing, auf dem ein Mann abgebildet war, der die Hände ausbreitete, unter welchem geschrieben stand: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid."

„Das ist der Heiland," hatte der Vater gesagt, „der die Menschen so geliebt hat, daß er sich für sie tot machen ließ" — sie hatte es nicht verstanden, hatte es ihr Leben lang nicht verstanden, denn ihr Leben hatte sie gelehrt, daß es niemanden gab, der für den anderen etwas tat, ohne etwas von ihm dafür zu verlangen — und jetzt —. Sie starrte den fremden, wunderbaren Mann an, der für sie eintrat, für sie redete, Worte, die ihr das Blut der Scham in die Wangen drängten, weil sie fühlte, daß sie ihrer unwürdig war, der sich zwischen sie und die gähnende Pforte des Zuchthauses stellte, um sie zu retten vor Schande und Verzweiflung — was hatte sie ihm gegeben? Nichts; was hatte er von ihr verlangt? Nichts. „Das ist der Heiland," hatte ihr Vater gesagt — wie in ahnungsvollem Traume flüsterte ihr Herz nach: „Es ist der Heiland."

Und noch ein anderes weibliches Wesen war in dem Saale, vor dessen Seele, während Heidenstein sprach, gleichfalls das Zimmer des väterlichen Hauses emporstieg, das kleine, trauliche Zimmer mit dem runden Tische und der hängenden Lampe darüber — das war jene, die dort unter den Zuhörern in stiller, andächtiger, schauernder Wonne saß, Fräulein Lieschen Hainsberg. Wie sie emporwuchs in seinem Triumph, wie sie von Zeit zu Zeit heimlich nach den Freundinnen sich umsah, glückselig, da sie sie alle mit offenem Munde auf ihn hinblicken sah! Sie konnte von seinem Gesicht fast gar nichts sehen, denn er wandte den Zuhörern beinahe gänzlich den Rücken — aber sie wußte ja, wie

er aussah, sie hörte ja den Wohllaut der rollenden Stimme, die ihr so vertraut und doch so wunderbar neu erklang. Ja, das war er, den sie, sie allein gekannt hatte, und den nun die anderen auch kennen lernten, er war es, und doch war er anders, so viel größer, so viel herrlicher als sonst, so voller Klugheit und so voller Güte. Leise füllten sich ihre Augen, demütig neigte sie das liebliche Haupt; wie so unbedeutend sie sich ihm gegenüber fühlte, und wie es sie trotz alledem drängte, ihr Gesicht an seinem Herzen zu bergen und mit zitternden Lippen ihm zu sagen, wie sie es liebte, dieses edle, dieses teure Herz!

Heidenstein hatte den Antrag gestellt, Schomburg zu fragen, ob er sich mit Marie Lücke verlobt habe.

Der Präsident kam diesem Antrage nach und legte dem Räuber die Frage vor; die Wirkung war eine erstaunliche, überraschende.

Schomburg hatte während der Rede Heidensteins finster in sich zusammengedrückt gesessen und nur ab und zu einen düster lauernden Blick auf das Mädchen an seiner Seite gerichtet; als jetzt die Frage des Präsidenten ihn traf, sprang er, wie von einer stählernen Feder geschnellt, auf und stemmte die beiden Hände wie die Tatzen eines Bären auf das Geländer der Anklagebank.

„So wahr ein Gott im Himmel ist," rief er und seine Stimme nahm einen brüllenden Ton an, „wir beide, wir sind miteinander verlobt! So ist es und so bleibt es!" Der Präsident wollte ihn unterbrechen, aber der Räuber hörte nicht darauf hin.

„Und wenn ich heut ins Zuchthaus komme," fuhr er fort, „fünfzehn Jahre, zwanzig Jahre, ich komme wieder 'raus — und dann" — er schüttelte die geballte Faust wie ein Wütender, und seine Zähne knirschten. Einen Blick voll satanischen Hasses warf er hinüber nach der Zuhörerbank, wo der mit dem käsefarbigen Gesichte saß, dann rollten seine glühenden Augen mit düster drohendem Ausdruck über Heidenstein, der sich halb zu ihm herumgedreht hatte.

„Setzen Sie sich," rief der Präsident, so laut er konnte, und langsam, noch zuckend von dem Wutanfall, der ihn geschüttelt hatte, nahm Schomburg seinen Platz wieder ein.

Der rätselhafte Vorfall hatte einen tiefen Eindruck gemacht, aber die Wirkung war für Marie Lücke günstig, man erkannte, unter welch einem brutalen Willen sie gestanden hatte.

Heidenstein hatte seine Rede beendigt und beantragt, das Mädchen für nichtschuldig zu erklären. Während des tiefen Aufatmens, das dem Schlusse seiner Worte gefolgt war, hatte der Präsident den Geschworenen die Fragen vorgelegt, die sie zu beantworten hatten; eine Anzahl von Fragen bezog sich auf Schomburg den Räuber, drei Fragen auf Marie Lücke: ob sie schuldig sei, den Räuber zu ihrem eigenen Vorteile begünstigt zu haben; ob sie schuldig sei, dem Räuber wissentlich Beistand geleistet zu haben, um ihn der Bestrafung zu entziehen, und endlich, ob sie dem Räuber diese Begünstigung als Angehörige habe angedeihen lassen.

Die Geschworenen zogen sich zur Beratung zurück, vor der Tür des Zimmers, in welchem sie sich besprachen, stellte sich der Gerichtsdiener mit einer Bullenbeißermiene als Posten auf; während die Beratung stattfand, wurden die Angeklagten abgeführt. Es entstand eine Pause der Erleichterung, ungefähr wie vor dem Aufgange des Vorhangs zum letzten Akte eines großen, erschütternden Schauspiels. Die Richter erhoben sich hinter dem grünen Tisch und traten in plaudernden Gruppen zusammen — man durfte sich unterhalten; nicht laut, das hätte der Würde des Saales widersprochen, aber flüsternd, und von diesem Recht ward auf den Bänken der Zuhörer, namentlich der Zuhörerinnen, nach so langem Schweigen energischer Gebrauch gemacht.

„Glauben Sie, daß sie freigesprochen wird?"

„Man wird wirklich ganz schwankend."

„Hätten Sie gedacht, daß er so sprechen könnte?"

„Im Leben nicht."

Diese Fragen und Antworten untermengten sich mit dem leisen Rauschen des Papiers, sowie mit dem knisternden Geräusch von Weißbrötchen, die von kauenden Zähnen zermalmt wurden. Die verborgenen Frühstücksschätze entstiegen den Taschen, und die Damen erprobten die beruhigende Wirkung, die Butterstemmeln mit Kalbsbraten auf erregte Nerven üben.

Fräulein Lieschen war ohne Frühstück, aber auch ohne Hunger, sie blickte auf Heidenstein, der mit dem Rücken an der Anklagebank lehnte. Ob er nicht einmal die Augen dahin richten würde, wo zwei Augen so sehnlich seiner warteten? Nein — er schien kaum zu ahnen, daß sie überhaupt anwesend war.

Quer durch den Saal kam jetzt der alte Rat Hainsberg auf Heidenstein zu, dem er mit ernstem Lächeln die Hand reichte,

während er leise einige Worte mit ihm wechselte. Fräulein Lieschen war sehr zufrieden mit ihrem Papa; es war ihr zumute, als sei die Hand des Vaters, die Heidensteins Hand festhielt, ihre eigene und unwillkürlich preßte sie die Rechte zusammen, als wollte sie den Händedruck verstärken.

Früher, als man erwartet hatte, ertönte aus dem Zimmer der Geschworenen das Zeichen, daß sie mit Beraten fertig seien. Ein abermaliges Klappen und Rauschen durch den ganzen Saal; der letzte, bedeutungsvolle Akt begann.

Die Angeklagten wurden wieder hereingeführt, und während das geschah, erschienen die Geschworenen in langsam feierlichem Zuge. Nachdem sie Platz genommen, erhob sich der Obmann, um mit nachdrücklicher Stimme den Wahrspruch der Geschworenen zu verkünden. Schomburg eröffnete den Reigen; alle Fragen, die ihn betrafen, waren mit „ja" beantwortet; schuldig, schuldig und abermals schuldig aller ihm zur Last gelegten Taten.

Von den drei Fragen, die sich auf Marie Lücke bezogen, hieß die Antwort auf die erste „nein" mit mehr als sieben Stimmen — nicht schuldig der Begünstigung des Räubers zu eigenem Vorteil —, auf die zweite „ja" mit allen zwölf Stimmen — schuldig der Begünstigung des Räubers, um ihn der Bestrafung zu entziehen —, auf die dritte „ja" mit allen zwölf Stimmen — sie hatte ihm die Beihilfe als Angehörige angedeihen lassen.

Als dieses dritte und letzte „ja" ertönte, zuckte eine flammende Röte über Heidensteins Gesicht, mit einem Ruck warf er das Haupt herum und sah dem Mädchen voll in das Gesicht. An dem strahlenden Ausdruck des Glückes in seinen Zügen erkannte sie, daß ihre Sache gut stand, und wie betäubt starrten ihre Augen eine Sekunde lang in die seinigen.

Der Staatsanwalt erhob sich und stellte seine Anträge. Die Richter verschwanden im Nebenzimmer, um sich über das Urteil schlüssig zu machen; wenige Augenblicke darauf erschienen sie wieder im Saale. Zwölf Jahre Zuchthaus für Schomburg, Freisprechung für Marie Lücke, so lautete das Urteil, das der Präsident mit tönender Stimme verkündete.

Als das Mädchen dies vernahm, begriff sie, daß sie gerettet sei; sie sank an die Rücklehne der Anklagebank zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen; zwischen den gespreizten Fingern sah man die dunkle Glut, die ihre Wangen bedeckte und sich bis in die Stirn hinaufzog.

Noch einmal erhob sich Heidenstein von seinem Sitze, diesmal nicht langsam und eckig, sondern wie mit einem Sprunge. Er stellte den Antrag, Marie Lücke sofort der Haft zu entlassen. Der Präsident sah die Richter einen nach dem andern an, einer nach dem andern nickte ihm schweigend zu; er stand auf:

„Die Angeklagte wird, dem Antrage des Verteidigers gemäß, sofort in Freiheit gesetzt." Die Schwurgerichtsverhandlung war beendet.

Als Marie Lücke die Anklagebank verließ, um noch einmal in das Zimmer, aus dem sie vorhin gekommen war, zurückzukehren, glaubte Heidenstein, der sich mit dem ganzen Leibe zu ihr herumgedreht hatte, daß sie ihn ansehen würde — es geschah nicht. Ihr Haupt war so tief gesenkt, als wollte sie seinen Blick vermeiden, ihre Füße bewegten sich so langsam und schwer, als wäre Blei darin gewesen. Nachdem sie hinaus war, erschienen zwei Gefangenwärter mit Handschellen, um Schomburg zu fesseln und abzuführen. Der Räuber leistete keinen Widerstand; er hatte das Urteil vernommen, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne mit einer Wimper zu zucken. Als aber jetzt die Fesseln an seinen Händen klirrten, warf er plötzlich die Arme in die Höhe, sein Haupt sank rücklings in den Nacken und seine zum Himmel gerichteten Augen verdrehten sich — eine unverständliche, schauerliche Bewegung. Dann folgte er den Wärtern, die ihn von beiden Seiten an den Schultern packten und hinausführten.

Richter und Geschworene drängten herzu, Heidenstein die Hand zu drücken; er hatte sich alle Herzen mit Gewalt erobert; auch der Präsident trat heran und sprach ihm sein Erstaunen über seine unerwartete Leistung aus. Heidenstein hörte wenig von allem, was ihm gesagt wurde, und sah auch nicht, wie die Augen der Zuhörer und Zuhörerinnen, die den Saal verließen, sich noch einmal auf ihn richteten, als wollten sie sich genau einprägen, wie er aussähe — seine Gedanken waren bei dem Weibe, dessen Gesicht er bisher nur voll Kummer gesehen hatte, und das er nun zum ersten Male in Glück und Freude zu erblicken hoffte.

Eine tiefe, drängende Ungeduld erfaßte ihn, sie wiederzusehen, und sobald er sich allein sah, eilte er nach dem Zimmer, in das sie aus dem Saale eingetreten war.

Im Augenblick, als er die Tür öffnete, sah er, wie durch die gegenüberliegende Pforte ein altes, widerwärtig aussehendes Weib und ein bis an den Hals zugeknöpfter Mann mit einem

käsefarbigen Gesichte verschwanden. Marie Lücke war allein. Sie lehnte am Fenster, die Stirn an die Scheibe gedrückt, so daß das winterlich vereiste Glas unter dem warmen Hauche ihres Mundes und Gesichtes aufzutauen begann; das Schnupftuch hielt sie zusammengedrückt in der Hand, es sah aus wie ein feuchter Klumpen — sie hatte geweint. Überrascht blieb Heidenstein stehen, so hatte er sie nicht zu finden gedacht. Als er eintrat, hatte sie ihm mit einer jähen Bewegung den Rücken zugedreht und die Hände vor das Gesicht geworfen; es sah aus, als fühlte sie vor ihm eine unüberwindliche Angst. Er trat einen Schritt auf sie zu.

„Marie," sagte er mit seiner milden, tiefen Stimme. Als sie ihren Namen von seinen Lippen hörte, zuckte sie zusammen, sie ließ die Hände sinken, wandte sich zu ihm, so daß er ihre rot verweinten Augen sah, und warf sich ihm zu Füßen, indem sie seine Hände mit Küssen bedeckte.

„O — Sie — Sie — sind so gut," sagte sie stammelnd, „und ich — so schlecht, so schlecht" — er wollte etwas sagen, aber sie schüttelte, ohne die Augen zu ihm zu erheben, wie verzweifelnd den Kopf — „Sie — haben gesagt — daß ich unschuldig wäre — und ich — habe die Sachen verkauft." Unwillkürlich riß er seine Hände von ihr los und trat einen Schritt zurück — also hatte er eine Verbrecherin freisprechen helfen! An seiner Bewegung spürte sie, was in seinem Innern vorging, und als sie das fühlte, brach sie völlig zusammen. Sie drückte das Haupt so tief nieder, als wollte sie mit der Stirn die Dielen des Bodens berühren, dann richtete sie es zu ihm auf, streckte die gerungenen Hände zu ihm empor, und indem die dichten Tränen von ihren Wangen strömten, sagte sie mit lallender Zunge:

„Nicht böse sein, lieber Herr, bitte, bitte nicht böse sein."

Der kindlich hilflose Ton dieser Worte, die flehende Gebärde griffen Heidenstein so mächtig ans Herz, daß ihm die Tränen in die Augen traten und er mit einer plötzlichen Bewegung ihre Hände faßte.

„Ich habe Sie verteidigt," sagte er, „vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten." Sie drückte das Gesicht gegen seine Knie.

„Verlassen Sie mich nicht," rief sie, „verlassen Sie mich nicht, lieber Herr, ich möchte gut sein, aber wenn Sie mich verlassen, bin ich hin und verloren!"

Er verstand nicht, was sie meinte, aber er dachte an die beiden abscheulichen Gestalten, die bei seinem Eintritt das Zimmer verlassen hatten.

„War das Ihre Mutter, die da vorhin aus der Stube ging?" fragte er. Sie nickte stumm.

„Und der andere?" Ein Schauder ging über ihren Leib.

„Winkler aus Berlin," erwiderte sie leise.

„Wer ist das?" fragte er erstaunt. Sie beugte wieder den Kopf zur Erde —

„Bei dem ich —" sagte sie qualvoll stockend — „bei dem ich — die Sachen — verkauft habe."

„Der Hehler?" rief Heidenstein, „was will der von Ihnen?"

„Er will, wir sollen mit ihm nach Berlin ziehen — und dann — kann er mit mir machen — was er will." — Ein schaudernder Ekel schüttelte sie vom Kopf bis zu den Füßen, und während sie die Hände wieder vor das Gesicht schlug, drang ein Ächzen aus ihrer Brust.

„Und Ihre Mutter gibt das zu?" fragte Heidenstein. Sie hob die Augen wieder zu ihm auf, und statt aller Antwort ging ein schwaches, aber schreckliches Lächeln über ihr Gesicht.

„Wovon sollen wir denn auch leben?" sprach sie tonlos vor sich hin, „hier in der Stadt bekomme ich bei niemandem Arbeit mehr."

In sich zusammengesunken, wie in dumpfer Resignation kauerte sie am Boden. Heidenstein blickte auf sie herab, und indem ihm der Sinn ihrer Worte und die Lage des Mädchens plötzlich klar ward, überkam ihn ein Grausen vor dem, was er sah. Er hatte geglaubt, die Armut und das Elend kennen gelernt zu haben — jetzt kam er sich vor wie ein Kind, das einen Teich für die See gehalten hat. Er hatte gewähnt, dieses Weib gerettet zu haben, indem er sie vor dem Zuchthause bewahrte — jetzt erkannte er, daß sie trotz alledem verloren war, jetzt sah er die Armut, vom Verbrechen umgarnt, wie von den Ringen einer Riesenschlange, die sich nicht abschütteln läßt, in deren Umklafterung es nur eines gibt: Ersticken.

Er ging im Zimmer auf und nieder, stöhnend vor innerlichem Drange, denn das Bewußtsein der Verpflichtung, dieses Weib dem Verderben zu entreißen, wälzte sich mit Zentnerlast auf seine Brust. Wenn er von Haus zu Haus ging, wenn es ihm wirklich gelang, die Herzen der Menschen zu bewegen, daß sie dem Mädchen Arbeit gaben, wenn sie wirklich ordentlich, brav und gut

ward — dann kam dereinst, spät freilich, nach zwölf Jahren erst, aber doch einmal der Tag, der den Unhold aus dem Zuchthause befreite — und dann — was dann? Aber das waren Sorgen für spätere Zeiten; zunächst mußte sie gerettet werden vor dem Scheusal, das seine Arme wie ein Polyp nach dem unseligen Geschöpf ausstreckte.

Er trat auf sie zu, legte die Hand auf ihr Haupt und drückte es sanft hintenüber, so daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte.

„Marie," sagte er, „wenn man Ihnen Arbeit hier am Orte verschaffte, würden Sie also nicht mit Winkler gehen?"

„Nein," sagte sie hastig, „nicht einen Schritt will ich mit ihm gehen."

„Ich will versuchen, Ihnen Arbeit zu verschaffen," fuhr er fort, „ich will alles tun, alles versuchen, Marie, warten Sie ein paar Tage."

„Wenn das meine Mutter erführe" — sagte das Mädchen.

„Ich will es selber Ihrer Mutter sagen."

„O ja, lieber Herr, sagen Sie ihr das! Sagen Sie ihr das," flüsterte sie voll Eifer und Hast.

„Ich werde selber zu Ihnen kommen," fuhr er fort, „und mit ihr sprechen; treffe ich Sie und Ihre Mutter heute nachmittag in Ihrer Wohnung?"

„Ja!" sagte sie.

„Gut, heute nachmittag — wenn es dunkel geworden ist," fügte er hinzu.

Marie erhob sich errötend von den Knien — sie verstand das „Wenn es dunkel geworden ist".

Während sie ihre Kleidung ordnete, blickte sie zum Fenster hinaus — es konnte bis zum Dunkelwerden nicht mehr allzu lange dauern, der Nachmittag war vorgeschritten. Mit gesenkten Augen blieb sie vor ihm stehen.

„Es ist Ihnen gewiß recht unlieb, gnädiger Herr," sagte sie leise, „daß Sie zu uns kommen sollen?"

Er bemerkte, daß sie in seinem Herzen gelesen hatte. Es schwebte ihm die Frage auf den Lippen, warum sie ihn plötzlich und zum ersten Male „gnädiger Herr" nenne, aber er sagte nichts und blickte sie stumm prüfend an.

Demütig, geneigten Hauptes, als ergäbe sie sich seinem Willen auf Gnade und Ungnade, so stand sie dort — und jäh-

lings schoß eine glühende Blutwelle in seinem Herzen empor. Er fühlte, daß er ein junger Mann war, und daß zu allen Gefahren, die dieses schöne Geschöpf umlagerten, noch eine treten konnte, von einer Seite, an die er bisher nicht gedacht, obschon sie ihm die nächste war.

„Gehen Sie jetzt," sagte er, „heute nachmittag komme ich" — und während sie zu einer Tür hinausging, verließ er das Zimmer durch die andere. —

So hastig war die Nadel in Fräulein Lieschen Hainsbergs Hand noch niemals auf und nieder gegangen, und so langsam war die Stickerei, an der sie arbeitete, trotzdem noch nie vom Flecke gegangen, wie an diesem Abende. Es war kein Wunder, denn nach jedem zehnten Stiche ließ sie Hände und Arbeit sinken und lehnte sich zurück, als könnte sie nicht mehr. Nachdem sie dies ein paarmal so getrieben, stand sie endlich ganz von dem Nähtisch auf und ging zweimal im Zimmer auf und ab. Sie schlug das Klavier auf und steckte die Lichte an demselben in Brand, als ob sie spielen wollte, denn sie spielte sehr hübsch — dann blies sie die Lichter wieder aus, klappte das Klavier wieder zu und spielte nicht. — Es war kein Zweifel, sie war unruhig, sehr unruhig. — Ob auch Paulinchen für das Abendessen gesorgt hatte? Ob die Hängelampe auch in gehörigem Stande war? Es galt, sich davon zu überzeugen. Alles war in schönster Ordnung — leider — denn irgend etwas zu tun zu haben, wäre ja eine Wohltat gewesen — Paulinchen hatte für drei gekocht und gebraten; für drei, aber wo blieb er denn, dieser dritte? Wenn je ein Abend gewesen war, an dem es gar keine Möglichkeit gab, daß er nicht kam, so war es doch der heutige — und immer noch wartete sie vergeblich auf den leisen, wohlbekannten Klingelschlag. Einmal war sie schon bis an die Tür gesprungen, denn sie hatte ganz deutlich seinen Schritt im Hausflur gehört — aber er war es doch nicht gewesen — und er kam nicht; und als sie nachher mit dem Papa einsam am Teetisch saß, und als der alte Rat Hainsberg gesagt hatte, „das wundert mich, daß heute der Heidenstein nicht kommt," hatte sie rasch aufstehen und sich am Nebentische etwas zu schaffen machen müssen, denn zwei schwere Tränen waren ihr lautlos über die Wangen geflossen. Solange sie mit dem Vater zusammen war, kämpfte sie ihr Herz nieder und sprach von gleichgültigen Dingen, aber die Tränen blieben ihr nicht erspart, und als sie im Bette lag,

denn sie hatte sich heute früh zur Ruhe begeben, und als sie dachte, wie öde dieser Abend gewesen war, den sie sich so selig geträumt hatte, da kamen sie wieder, in langem, bitterlichem Strom und feuchteten das Kissen, auf dem ihr Haupt lag. Zum ersten Male fiel es ihr ein, daß Marie Lücke auch ein Weib war, und dazu ein schönes; zum ersten Male fiel es ihr schwer auf die Seele, wie er sich, als das „nichtschuldig" ertönte, glückstrahlend zu jener umgewandt hatte, während er für sie nicht einen Blick gehabt, und in ihrem unschuldigen Herzen wachte zum ersten Male ein bitteres, brennendes Weh auf, vor dem sie erschrak. Was sie noch nie getan, heute fühlte sie, daß sie einem Menschen Böses wünschte, daß sie einen Menschen haßte — und das war jene, für die er so schön gesprochen. Wie schlecht und niedrig sie sich vorkam — wenn er jetzt in ihr Herz hätte blicken können — sie fühlte sich seiner unwürdig, und so, an sich und der Welt verzweifelnd, schlief sie endlich ein, wie ein verschüchterter, kleiner Vogel, dem der Regen das Gefieder durchnäßt hat.

Er war nicht gekommen. Weit ab von dem Hause, in dem die Lichter vergeblich für ihn brannten, führte ihn sein Weg zu dem entgegengesetzten Tore der Stadt hinaus, und ebenso weit, vielleicht noch weiter, waren seine Gedanken von dem Herzen entfernt, das in Schmerzen seiner wartete.

Es war ein dunkler, schlimmer Weg, den er zu seinem Ziel zu machen hatte. Die starre Kälte, die den Tag über geherrscht hatte, war plötzlich gebrochen, der Wind war nach Südwesten umgesprungen und fegte in schweren, heulenden Atemstößen über die Erde.

Von den Dächern der Häuser leckte er mit heißer Zunge den Schnee und das Eis hinweg, und indem das Wasser stromweis niederging, entstand in Dachtraufen und Rinnen jenes klappernde, tröpfelnde Geräusch, das so einförmig und öde durch die dunklen, menschenleeren Gassen kleiner Städte tönt.

Heidenstein hatte sich in den Mantel gewickelt und den Hut tief ins Gesicht gedrückt; es wäre ihm nicht lieb gewesen, wenn jemand ihn erkannt und befragt hätte, wohin er ginge. Innerhalb der Stadt verbreiteten einige spärlich verteilte Laternen ein jämmerliches Licht, als er aber jetzt in die Gasse einbog, die aus der Stadt hinaus zum Kirchhofe führte, hörten auch diese Lichter auf, und dicke schwarze Nacht war um ihn her.

„Wenn Schomburg nicht hinter Schloß und Riegel säße, so wäre das ein Abend für ihn," dachte er bei sich, während er tappend seinen Weg suchte; unwillkürlich blieb er stehen, in der Hecke, die zur Rechten auf einem hohen Erdwalle entlang laufend, den Weg begleitete, hatte er ein Knacken zu hören geglaubt, das er sich nicht zu erklären vermochte. Seine Nerven waren durch die Dunkelheit erregt.

Wenn jemand von dort oben herunter und auf ihn los käme, überlegte er, indem er seinen Weg fortsetzte, so wäre es für ihn eine häßliche Lage; das Gesicht des Räubers trat vor seine Erinnerung, wie sich dasselbe während der heutigen Gerichtsverhandlung mit unheimlich drohendem Ausdruck auf ihn gerichtet hatte. Was wollte er von ihm? Woher dieser Groll? Woher? Mußte er auch fragen, wo der heiße Schauer herkam, der jetzt, indem er an Marie Lücke dachte, trotz Sturm und Nacht durch sein Herz rieselte? Zu wissen, daß dieses Weib seines Kommens wartete, bereit wie eine Sklavin, sich allem zu fügen, was er verlangen würde! Allem! Er sah ihre kniende, demütig hingebende Gebärde, die ihm zu sagen schien: „Hier bin ich." Was hemmte ihn, daß er den Lohn für seine Mühe heischte?

Den Lohn — das also war der Nachklang des großen, reinen Gefühls, das sein Herz erfüllt hatte, als er vor den Geschworenen sprach?

Es war ihm, als ob eine schmutzige Hand in seine Seele griffe, und ein Widerwille überkam ihn vor sich selbst. Er war also nicht besser, als der gemeine wucherische Gläubiger, der seine Macht gegenüber der hilflosen Armut mißbraucht, um ihr das letzte, teuerste Gut abzupressen?

„O pfui, pfui, pfui!"

Kopfschüttelnd sprach er es in sich hinein, als er zu seiner Linken die Mauerecke des Kirchhofes aus der Finsternis hervortreten sah. Das Haus, das er suchte, konnte nicht mehr ferne sein; und in der Tat, da seine Augen sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er rechts vom Wege, der hier an der Kirchhofsmauer entlang lief, die Umrisse einer öden, einstöckigen Hütte. Er ging einige Schritte darauf zu und blieb wieder stehen. Wie ein Haufe schwärzlichen Unrats lag die klägliche Behausung einsam im dunklen Feld. Sollte er wirklich hineingehen? Er zauderte; ein unheimlich schauderndes Bangen überkam ihn, während er das Haus betrachtete, das wie eine

Falle vor ihm lag. Wenn man ihm einen Hinterhalt stellte? War es undenkbar? Eine dumpfe, schwere Stille lag über der ganzen Landschaft; aus der Stadt drang kein Laut des Lebens bis hier heraus, in den kahlen Bäumen des Kirchhofs rüttelte und raschelte der Südweststurm. Aber er überlegte, daß gerade diese Umgebung es war, aus der er sie erretten wollte, und er wiederholte sich, daß, wer der Armut helfen will, damit anfangen muß, daß er sich vor der Armut nicht fürchtet. Entschlossen ging er auf die Haustür zu; durch die Schlitzen der Fensterläden schimmerte rötliches Licht; an der Pforte hing ein alter Glockenzug, den er in Bewegung setzte.

Obgleich er kräftig gezogen, hörte Heidenstein von einer Klingel oder Glocke nichts. Es schien aber, daß jemand in dem Hause war, der so gespannt seines Kommens gewartet hatte, daß er trotzdem seine Ankunft bemerkte; denn sobald der rostige Draht sich knirschend in dem eisernen Ringe, der ihn hielt, herunter und wieder herauf bewegt hatte, klappte im Innern des Hauses eine Tür, und gleich darauf wurde das Haustor von innen geöffnet.

Im Rahmen der Pforte stand Marie Lücke, überflutet vom Lichte der Lampe, die sie in der Rechten hoch emporhielt.

Als sie Heidenstein erkannte, fuhr sie einen Schritt zurück, und es war, als ob sie einen Schrei hinunterkämpfen müßte.

„Ach, Sie sind wirklich gekommen?“ sagte sie halblaut mit gepreßter Stimme; Scham, Bangigkeit und tiefinnerliche Freude vereinigten sich in ihrem Antlitz zu einem wunderbar lieblichen Ausdruck.

Heidenstein war eingetreten und betrachtete das Mädchen, das gesenkten Hauptes vor ihm stand, so demutsvoll und schön in der widrigen Umgebung des rauchgeschwärzten Flurs, wie ein Engel, der sich aus dem Himmel in die Hölle verirrt hat.

„Ich hatte Ihnen ja versprochen, daß ich kommen wollte,“ sagte er, indem er nach ihrer herabhängenden Hand griff. Sie gab ihm die Hand nicht, er mußte sie fassen und emporheben; als sie aber in der seinigen lag, fühlte er, wie sie zitterte; wie dann ihre Finger sich um seine Hand spannten, erst mit schüchternem, dann mit stärker und immer stärker werdendem Druck; ein Seufzer hob ihre Brust, und ihre Augen huschten über sein Gesicht und seine Gestalt dahin, um dann wieder am Boden haften zu bleiben.

Es war ein kurzer taumelnder Blick, wie der Ausdruck einer Seele, die willenlos geworden ist und mit dem Strome eines dunklen Gefühls dahinzutreiben beginnt.

„Ist Ihre Mutter zu Hause?“ fragte er.

„Ja, bitte hier,“ erwiderte sie, indem sie die Tür des anstoßenden Zimmers öffnete.

Die Lampe, die Marie mit sich hinausgenommen, war die einzige Leuchte dieses Raumes gewesen, der inzwischen im Dunkel gelegen hatte. Bei dem einströmenden Lichte gewahrte Heidenstein die Insassen des Zimmers, einen Mann und eine Frau, die zu beiden Seiten eines Tisches saßen, der zwischen den beiden Fenstern des Gemaches an die Wand gerückt stand. Er erkannte die Alte und den Käsefarbigen, die er heute schon einmal gesehen; wie zwei Fledermäuse, die ins Licht blinzeln, saßen sie stumm an die Wand gedrückt und wandten ihre Augen dem Eintretenden entgegen.

„Guten Abend,“ sagte Heidenstein mit erzwungener Gleichgültigkeit. Es erfolgte keine Antwort.

Marie hatte die Lampe auf den Tisch gestellt und rückte in einiger Entfernung davon einen Stuhl für Heidenstein hin.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte sie, „und wollen Sie nicht Ihren Mantel ablegen?“

„Nein, ich danke,“ entgegnete er, während er sich niederließ. Unwillkürlich ließ er die Augen umhergehen, um sich zu vergewissern, wo und wie man aus diesem Zimmer wieder hinaus könnte. Außer der Pforte, durch die er eingetreten war, befand sich an dem entgegengesetzten Ende des Raumes, an der Rückwand desselben, noch eine mit Glasscheiben versehene Tür; sie stand halb geöffnet. Er überlegte, daß man auf diesem Wege vermutlich in die Küche und von da nach der Hinterseite des Hauses ins Freie gelangte.

Unterdessen herrschte ein tiefes Schweigen. Die Alte hatte wieder ihre blödsinnige Maske angenommen und stierte teilnahmlos vor sich hin, der Käsefarbige hielt die Augen auf Heidenstein gerichtet und musterte ihn von der Seite mit einer spitzbübischen Gespanntheit. Offenbar wollte man Heidenstein mit seinen Vorschlägen „kommen lassen“; es war für ihn eine unbehagliche Lage.

„Der Herr wollte mit dir sprechen, Mutter, wegen der Arbeit hier am Ort — du weißt ja“ — unterbrach endlich

Marie, die aufrecht inmitten der stummen Gruppe stand, das Schweigen.

Die Alte sah erst die Tochter und dann Heidenstein mit einem so täuschend nachgeahmten Ausdrucke blöder Dummheit an, daß man wirklich zweifelhaft werden konnte, ob sie verstände, um was es sich handelte.

„Das ist allerdings der Grund meines Kommens," sagte Heidenstein, indem er geflissentlich über den Hehler hinweg zu der Alten sprach, „ich denke, Sie haben gehört, was ich Ihnen vorschlagen will, und haben es sich bereits überlegt?"

Abermals erfolgte keine Antwort.

Ungeduldig knöpfte Heidenstein den Mantel auf und warf ihn, weil es ihm zu heiß ward, über die Lehne des Stuhles, von dem er aufsprang.

„Ich will versuchen, Ihrer Tochter hier am Orte Arbeit zu verschaffen; was sagen Sie dazu?" wandte er sich noch einmal ärgerlich an die Alte.

Jetzt kam von der Seite des Käsefarbigen ein Geräusch wie ein leises Gekicher her. Heidenstein blickte nach ihm um und sah, wie der Hehler vornübergebeugt saß, mit beiden Händen seine Knie reibend.

„Wollten Sie etwas sagen?" fragte er.

„Das Haus ist ja schon verkauft," sagte der Hehler, „wo soll sie denn unterdes wohnen?"

„Das Haus ist verkauft? Wußten Sie davon?" wandte Heidenstein sich an Marie Lücke.

„Nein," entgegnete sie kurz, indem sie die brennenden Augen auf den Hehler richtete.

Dieser zuckte mit den Achseln.

„Die neuen Besitzer ziehen morgen schon ein; alles ist abgemacht."

Er zog ein baumwollenes Taschentuch hervor und indem er sich hinein schneuzte, vergrub er das Gesicht darin, als ob er sich vor den Augen Heidensteins und des Mädchens, die beide auf ihn gerichtet waren, verstecken wollte.

Von neuem entstand ein peinliches Schweigen. Heidenstein hatte sich wieder niedergesetzt; er mußte sich mit der neuen Sachlage zurechtfinden; der Käsefarbige lehnte sich an die Wand zurück und weidete sich mit Ruhe an der Verlegenheit der Gegner.

Plötzlich aber geschah etwas, das die Haltung aller mit einem Schlage veränderte. Von der Hinterseite des Hauses her vernahm man ein Geräusch, wie wenn die Gitterpforte des Gartens leise knarrend geöffnet würde.

„Da kommt jemand," sagte der Hehler, indem er sich, steif wie eine Stange, auf seinem Sitz emporrichtete. Von dem Gesicht des alten Weibes glitt es wie ein Schleier herab, und während sie sich lauschend vornüber neigte, nahmen ihre Augen den Ausdruck eines Raubvogels an, der Gefahr wittert.

Marie Lücke hatte einen Augenblick wie angewurzelt gestanden und den Kopf horchend niedergebeugt, jetzt war sie mit einem Husch nach der Glastür und durch diese hinaus, gleich darauf vernahm man aus dem dunklen Raume dahinter den halbunterdrückten Schrei des Mädchens, und in derselben Sekunde erschien eine furchtbare Gestalt auf der Schwelle der Tür: Schomburg.

So wie er aus dem Gefängnisse entsprungen war, in der Sträflingskleidung, ohne Kopfbedeckung, das wüste Haar bis in die Augen herabhängend, ein Messer, das er vom Küchenherde aufgerafft hatte, in der Faust; so stand er, wie der verkörperte Mord, im Rahmen der engen Tür.

Ohne Wort und ohne Laut, mit Blitzesgeschwindigkeit war der Hehler von seinem Sitze geglitten und zur entgegengesetzten Tür hinausgeschossen, mit einem brüllenden, unartikulierten Schrei aber war Schomburg hinter ihm drein, und im nächsten Augenblick vernahm man, wie die Körper der beiden Männer gegen die Haustür prallten, die der Hehler nicht mehr Zeit gefunden hatte, aufzureißen. Dem dumpfen Schlage folgte das wütende Geschnauf zweier auf Tod und Leben ringender Männer und dann ein gellendes, allmählich herabsinkendes und hinsterbendes Geheul.

Entsetzt von dem furchtbaren Schauspiel war Heidenstein von seinem Stuhle emporgetaumelt; das betäubende Gefühl der Ratlosigkeit legte sich ihm wie eine eiserne Haube auf den Kopf und erdrückte ihm jeglichen Gedanken. Da fühlte er seinen Arm von Maries beiden Händen gefaßt.

„Hier entlang, kommen Sie hier entlang," keuchte sie und riß ihn nach der Glastür zu. Mechanisch folgte er und ließ sich von ihr durch die dunkle Küche nach der Pforte ziehen, die aus der Küche ins Freie ging. Das Mädchen warf sich auf die Klinke — klinkte noch einmal — tastete mit fiebernden Händen

am Schloß herum und drückte mit aller Kraft des Leibes gegen die Tür — vergeblich, sie widerstand.

„Er hat den Schlüssel abgezogen," sagte sie mit einem trockenen Schluchzen. Heidensteins Lage ward entsetzlich, denn er erkannte, daß der Räuber mit allem Fremden aufräumen wollte, was er in seiner Höhle fand.

In der Seitenmauer der Küche war ein Luftloch angebracht, zu eng, um einem Menschen Durchlaß zu gewähren, der einzige Ausweg blieb durch den Vorderraum.

„Sie müssen vorn durchs Fenster hinaus," sagte Marie Lücke mit dumpfer Entschlossenheit, indem sie ihn wieder an der Hand ergriff und in das Vorderzimmer zog. Im Augenblick jedoch, als er dieses betrat, fühlte Heidenstein, wie sich das Mädchen auf ihn zurückwarf und ihn in die Ecke neben der Glastür drängte.

Mitten im Zimmer stand Schomburg, mit Blut besprengt, das Messer in der Hand, die blutlechzenden Augen mit starrer Wut auf ihn gerichtet.

Es entstand eine momentane, fürchterliche Pause.

„Franz," sagte das Mädchen mit heiserer Stimme, indem es einen Schritt vor Heidenstein, zwischen diesen und den Räuber trat, „laß den Herrn gehen, er hat dir nichts getan."

Die Zähne des Räubers preßten sich so gewaltsam aufeinander, daß man die Kinnbacken hervortreten sah.

„Gehst du weg von ihm?" sagte er, indem er einen halben Schritt zur Seite tat, als ob er um Marie herum Heidenstein an den Hals wollte.

Das Mädchen wich noch näher auf diesen zurück, so nahe, daß er sich ganz von ihrem Leibe bedeckt fühlte.

„Franz —" sagte sie mit fliegender Hast, indem ihre Stimme in der Todesangst gellend emporstieg, „Franz, der Herr ist gut zu mir gewesen und hat nichts dafür von mir verlangt, nichts, ich schwöre es dir bei allem, was mir heilig ist — Franz —"

Ihre Worte brachen kurz ab, denn mit einem Sprunge war Schomburg heran, das Messer zum Stoß gezückt.

Marie Lücke umklammerte mit einem Arme Heidensteins Schultern, nnd indem sie jede Miene des Räubers im Auge behielt, warf sie, geschmeidig wie eine Katze, ihren Körper jeder Bewegung desselben entgegen. Plötzlich gab Schomburg einen dumpfen Laut von sich, gleichzeitig fühlte Heidenstein, wie der

Körper des Mädchens von einem furchtbaren Stoß durchschüttert wurde. Ihre Brust zuckte in einem erstickten Schrei auf, ihr Leib bäumte sich an seinem Leibe empor, und indem sie sich mit beiden Händen um Heidenstein klammerte, fühlte dieser, wie ihre Finger im Krampfe des tödlichen Schmerzes sich krallend in seine Haut gruben. Dann wurde sie schwer, lastend und schwer wie ein Körper, den die Gelenke nicht mehr tragen. Ihr Haupt sank plötzlich auf die Brust herab, ihr Gesicht wurde ganz weiß, und es blieb Heidenstein nichts übrig, als sie langsam zur Erde niederzulegen. Indem er dabei die Arme um sie schlang, fühlte er, wie es heiß und feucht aus ihrem zerschlitzten Kleide über seine Hände tropfte.

Schomburg stand wie eine steinerne Säule; als jetzt Marie Lücke auf der Diele lag, und ein langer roter Streifen von ihrem Leibe aus über die Diele dahinfloß, schleuderte er das Messer mit einem Fluche in die Ecke, warf sich, das Gesicht nach unten, auf den Boden und schlug wie ein Wahnsinniger mit der geballten Faust auf die Diele.

Heidenstein kniete neben dem sterbenden Mädchen, das mit geschlossenen Augen vor ihm lag.

„Arme Marie," sagte er leise, „liebe Marie," indem er ihr Haupt in seinem Arme emporhielt und ihre Hände in seiner Hand vereinigte.

Als er das sprach, fühlte er, wie die erkaltenden Hände des Mädchens seine Hand leise drückten, und ein wunderbar süßes, liebliches Lächeln ging in dem totenbleichen Antlitze auf.

„O — das noch einmal sagen," flüsterte sie mit geschlossenen Augen, „bitte das noch einmal sagen."

„Liebe, liebe Marie," sagte er laut, indem er sich tiefer zu ihr herabbeugte und ihre Lippen mit den seinigen berührte.

Da schlug sie die Augen groß auf und sah ihn mit einem langen, glückseligen Blick an.

Sie schmiegte das Haupt tiefer in seinen umfangenden Arm, mit der Gebärde eines Kindes, welches einschlafend ein geliebtes Antlitz auf sich herabgeneigt sieht, und mit einem Ausdruck, als ob ihr unendlich wohl wäre; ihre Augen blieben an den seinigen hangen, als wollte sie sein Bild hinübernehmen in alle Ewigkeit, und ihre zitternden Lippen brachten noch einen letzten Laut hervor, der so klang, wie wenn sie sagen wollte: „Sie Lieber —" aber es war kein deutliches Wort mehr.

Ein Seufzer hob ihre Brust, und das schöne, unglückliche Wesen, welches Marie Lücke geheißen hatte, lag in seinen Armen, eine leere, tote Hülle.

Das Rasseln der Tür, der Lärm von Stimmen und Schritten weckte Heidenstein aus der dumpfen Betäubung, in der er neben der Entseelten kniete. Polizeidiener drangen ein.

Wie ein Stier, den man vor den Kopf geschlagen, ließ Schomburg sich vom Boden emporreißen und die Fesseln anlegen. Er wandte die Augen nicht mehr nach dem ermordeten Mädchen zurück, und als man ihn abführte, taumelte er wie ein Betrunkener.

Heidenstein achtete auf nichts, was sich um ihn her begab; ein Herzweh, wie er es nie empfunden, hielt alle seine Geisteskräfte in schwerem Drucke danieder. Darum bemerkte er auch die zweideutigen Blicke nicht, die zwischen den Polizeibeamten gewechselt wurden, als sie ihn in dieser Umgebung gewahrten.

Am folgenden Tage wurde Schomburg verhört und Heidenstein als Zeuge dazu geladen.

Er sah den Räuber, dessen einst so kraftvolle Glieder schlotternd herabhingen und der mit erloschenen Augen vor dem die Untersuchung führenden Richter stand. Ohne Umschweif räumte er ein, was er getan; Heidensteins Vernehmung war kaum mehr erforderlich. Als er sich erhob, um das Richterzimmer zu verlassen, geriet er in den Bann einer schaurigen Wahnvorstellung. Marie Lücke hing wieder an seinem Halse. Ihre Arme umklammerten ihn, immer enger und erstickender, ihr Leib ward immer starrer und schwerer, seine Knie wankten unter der lastenden Bürde, und als er die Schwelle des Zimmers überschreiten wollte, brach er ohnmächtig zusammen. Besinnungslos ward er nach Hause geschafft, ein schweres Nervenfieber war zum Ausbruch gekommen. —

Das erste, dessen er sich bewußt ward, als er aus dem lebendigen Tode zu sich kam, war ein wohltuender Duft, den er voller Genuß einatmete. „Veilchen," sagte er sich, und als er die Augen aufschlug, sah er seine Wirtin, die soeben aus der Glasschale am Kopfende seines Bettes einen halbvertrockneten Strauß dieser Blumen entfernte und einen frischen hineinsetzte.

„Von wem kommen die Blumen?"

„Ich weiß nicht," war die Antwort; „jeden Morgen, seit es Veilchen gibt, kommt ein Dienstmann und gibt einen Strauß ab."

„Seit wann gibt es denn Veilchen?“ fragte er.

„Seit Ostern.“

„Und wann war Ostern?“

„Vor acht Tagen.“

Er merkte, daß er lange krank gewesen war.

„Hat jemand nach mir gefragt in dieser Zeit?“ forschte er weiter.

„Der Dienstmann, sonst niemand,“ und damit war sie hinaus.

Der Dienstmann, sonst niemand — das war ein trauriger Bescheid für jemanden, der aus mehrwöchiger Krankheit zum Leben erwachte, und der Ton, in dem er gegeben ward, trug nicht dazu bei, ihn erfreulicher zu machen. Sonderbar — die Frau, die früher willfährig und freundlich gewesen war, zeigte ein ganz verändertes Wesen, ihre Antworten waren kurz und trocken, beinahe schroff und hatten jenen unangenehmen Ton, der verrät, daß zwischen dem Fragenden und dem Antwortenden ein Gegenstand liegt, der nicht berührt werden soll. Was das war, erfuhr Heidenstein bald darauf bei eigentümlicher Gelegenheit. Er hatte sich soweit erholt, daß er zum ersten Male das Zimmer verlassen konnte. Die Wirtin öffnete den Schrank, um ihm den Rock, den er zum Ausgehen anlegen wollte, abzubürsten; es war derselbe, den er an jenem verhängnisvollen Abend getragen hatte. Als sie sich mit dem Kleidungsstück entfernen wollte, gewahrte er auf dem linken Ärmel desselben ein langes blondes Haar, das sich in welliger Linie eng an das Tuch geschmiegt hatte. Er wußte, von wo es herrührte!

„Erlauben Sie noch einen Augenblick,“ sagte er, indem er den Rock aus ihren Händen nahm und das Haar behutsam entfernte. Wehmütig blickte er auf dasselbe herab.

Die Frau hatte ihm von der Seite zugesehen; als er ihr jetzt den Rock wieder einhändigte, warf sie denselben mit unwilliger Gebärde über die Lehne des Stuhls und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Die Lösung des Rätsels war gefunden, Heidenstein wußte, woran er war; die Röte des Unwillens und der Scham war die erste, die sein Gesicht wieder färbte. Sorgfältig wickelte er die verlorene Locke in ein Stück Seidenpapier, barg dasselbe in seiner Brusttasche, und nachdem er eigenhändig den Rock gesäubert hatte, ging er aus.

Eine Stunde später kam er zurück, das Herz voll Groll und Bitterkeit. Der Auftritt mit seiner Wirtin war das Vorspiel zu dem gewesen, was er draußen erleben und erfahren sollte.

Mit Windeseile hatte sich die Kunde verbreitet, wo und wie er an jenem Abende getroffen war, und die einzige zulässige Deutung war sehr bald zur Hand: zwischen ihm und dem Mädchen hatte ein schandbares Verhältnis bestanden. Ein Verhältnis mit der Zuhälterin des Räubers und Mörders — es war einfach skandalös. Im weiblichen Teile der Gesellschaft, der sich besonders erbittert zeigte, war die Parole ausgegeben worden, und bald war dieselbe allgemein angenommen. An den tausend Zeichen, aus denen ein so Verfemter seine Verdammung liest, die einzeln wie Nadelstiche, in ihrer Gesamtheit vernichtend wirken, hatte Heidenstein sein Schicksal erkannt: Die Gesellschaft stieß ihn aus.

Wie alle zur Einsamkeit neigenden und der Einsamkeit sich ergebenden Menschen war er stolz und leicht verletzbar, und der Ärger fraß ihm ins Herz, wenn er wahrnehmen mußte, wie Bekannte, die ihn von ferne kommen sahen, sich plötzlich in ein angelegentliches Gespräch vertieften und im Eifer der Unterhaltung völlig übersahen, daß er Arm an Arm bei ihnen vorüberging. Er hatte Gelegenheit zu erfahren, daß man der Gesellschaft noch nicht entkommt, weil man sich der Geselligkeit entzieht, und daß dieser körperlos unfaßbare Begriff plötzlich zu einem handgreiflichen, unheimlichen Wesen wird, sobald sie sich einmütig gegen uns erhebt.

Als er um die Ecke des Marktes bog, gewahrte er Fräulein Lieschen Hainsberg, die sich in Gesellschaft zweier Freundinnen des schönen Frühlingswetters erfreute. Die Damen kamen gerade auf ihn zu, und er sah, wie sie bei seinem Anblick sich hastig anstießen und dann voll Eifer die Schaufenster zur Seite in Augenschein zu nehmen begannen. Er grüßte, aber die beiden Damen blickten zur Seite, und Fräulein Lieschen, das Gesicht wie mit Blut übergossen, schaute zur Erde — sein Gruß blieb unerwidert.

Dieser Auftritt übte eine so vernichtende Wirkung auf ihn, daß er um die nächste Ecke zurückbog und auf dem kürzesten Wege seine Wohnung wieder aufsuchte.

Nachdem er hier einige Stunden gesessen hatte, klopfte es an seine Tür, und ein Dienstmann erschien, der einen Veilchenstrauß überbrachte, doppelt so groß wie die bisherigen.

„Von wem kommt das?“ fragte Heidenstein.

„Von einer Dame,“ erwiderte der Dienstmann, der entweder nicht mehr wußte, oder nicht mehr sagen sollte.

„Von derselben, welche bisher jeden Morgen einen solchen Strauß geschickt hat?“

Der Dienstmann schmunzelte pfiffig.

„Sagen Sie der Dame, daß hier von morgen an dergleichen nicht mehr angenommen wird,“ sagte Heidenstein unwirsch. „Haben Sie mich verstanden?“ fuhr er fort, als der Mann erstaunt aufblickte.

„Jawohl, ja,“ versetzte dieser, indem er langen Gesichtes seinen Abgang nahm.

Tief in Gedanken stand Heidenstein und betrachtete den Strauß in seiner Hand. Sah er ihn nicht an wie ein sanftes, flehendes Auge? War es nicht, als spräche er zu ihm, als sagte er ihm leise und süß alles das, was sie ihm heute, als sie an ihm vorüberging, nicht hatte sagen können, nicht hatte sagen dürfen? Aber in seinem Herzen war in diesem Augenblick kein Gehör für diese sanfte, bittende Stimme; „hinter dem Rücken der anderen kommt sie zu mir, aber in ihrer Gegenwart wagt sie es nicht und verleugnet mich!“ Ein böser, bitterer Groll kochte in ihm empor, er drückte die Blumen in der geschlossenen Faust zusammen, und mit einem Ruck schleuderte er den Strauß durch das geöffnete Fenster hinaus auf die Straße hinunter.

Unwillkürlich trat er an die Fensterbrüstung, um zu sehen, was dort unten aus ihm ward. Wie ein blauer Edelstein lag das kleine Ding im staubigen Straßenpflaster; ein schwerer, mit Fässern beladener Wagen rasselte heran, das eine der Räder ging über den Strauß hinweg, und die zerquetschten Blumen waren ein Haufen Straßenkot neben anderem Kote — wenn sie das gesehen hätte. — Von dem Wasser, mit dem der Strauß besprengt gewesen, waren einige Tropfen an seinen Fingern geblieben; es war ihm, als wären es ihre Tränen. Wer in der ganzen Stadt hatte ein Recht gehabt, ihm zu zürnen, als nur sie, und wer in der ganzen Stadt hatte seiner gedacht in der Zeit der Krankheit? Und er hatte ihr das getan.

Hatte er es denn nicht gesehen, wie sie zusammenschrak, als sie heute seiner ansichtig geworden war? Wie sie nicht teilgenommen hatte an dem Gezischel ihrer Freundinnen, wie die stummen Lippen in dem zuckenden Gesichte gebebt hatten, als sie

an ihm vorüberschritt? Und dieses liebeerfüllte Herz hatte er auf die Straße geworfen, unter die Räder eines gemeinen, schweren Lastwagens!

„Sie wird es nicht erfahren," beschwichtigte er sich selbst, „nie, niemals —" aber da fielen ihm die Worte ein, die er dem Dienstmann für sie aufgetragen hatte und die ihr ganz sicher morgen bestellt wurden, die bösen, harten, häßlichen Worte; ein namenloses Weh überkam ihn, er wußte, daß er von morgen ab kein einziges Herz mehr besitzen würde, das liebend seiner gedachte, und in düsteren Gedanken saß er am Fenster, bis daß die Nacht kam und wie ein großes, totes Auge in sein verödetes Herz blickte.

Seines Bleibens, das fühlte er, konnte in dieser Stadt nicht mehr sein, und schon am nächsten Tage reichte er den Antrag ein, in dem er um Versetzung an ein anderes Gericht bat. Seinem Gesuche ward ohne weiteres gewillfahret, und einige Tage später hielt er das Schreiben in der Hand, das ihm seine Beschäftigung am Gericht eines weit entlegenen Ortes verkündigte.

Heidenstein brauchte niemandem Lebewohl zu sagen, niemand erwartete seinen Abschiedsbesuch, er konnte gehen, er war frei, frei wie der Wolf auf der Heide, dem niemand nachfragt, wohin er sich wendet.

Pünktlich, wie sie früher an jedem Morgen gekommen, so pünktlich waren die Veilchen seit dem Morgen, der auf jenen bösen Nachmittag folgte, ausgeblieben; seine Bestellung war ausgerichtet worden, und sie hatte gewirkt. Er brauchte auch dort nicht mehr Abschied zu nehmen, es war alles aus.

Nur das Haus wollte er noch einmal sehen, zu dem ihn früher so oft und so gern sein Schritt geleitet, und am Nachmittage des letzten Tages vor seiner Abreise war es, als er unter den alten Lindenbäumen dahinwandelte, welche die Wohnung des Rates Hainsberg beschatteten. Deutlich erinnerte er sich der Stunde, als er dies Haus zum ersten Male gesehen hatte: es war ein Tag gewesen, gerade so wie der heutige. Die Sonne hatte darüber gestanden, wie heute, die Vorhänge der Fenster waren niedergelassen gewesen, als wollte das Haus seinen Inhalt wie ein liebliches Geheimnis vor den Augen der Welt verbergen — das Herz schwoll ihm in der Brust, langsam durchmaß er den Lindengang bis an das Ende. Auf seinen Schritten kehrte er um und ging noch einmal an dem Hause vorbei, dann machte

er auf Seitengassen einen Umweg und kehrte zum dritten Male zurück, und nun konnte er nicht mehr davon, ohne wenigstens den Flur und die Treppe noch einmal gesehen zu haben, wo er so manches Mal von ihr empfangen worden war.

Da war das alte Porzellanschild, auf dem mit großen Buchstaben der Name „Hainsberg" zu lesen stand, und daneben die Klingel — und ehe er sich's versehen, hatte er den Klingelzug in der Hand, und die Glocke schlug leise an.

Er erschrak, nachdem er es getan, aber es war geschehen; eine Tür klappte, und Paulinchen erschien mit erstauntem Gesicht auf der Schwelle der geöffneten Pforte.

„Ist der Herr Rat zu Hause?" fragte er verlegen.

„Nein, aber das Fräulein."

Ein Schauer ging über sein Herz; ein Schauer der Angst und doch von süßer, heimlicher Freude.

„Ob — das Fräulein zu sprechen ist?" fragte er stockend.

„Ich werde zusehen," versetzte sie und verschwand.

Wenige Augenblicke später öffnete sie von innen die Tür, es war die, welche zu dem Hinterzimmer führte, zu dem alten, vertrauten Raum, mit dem runden Tische in der Mitte und der Hängelampe, die über dem Tische schwebte.

Heidenstein trat ein.

Am Fenster, an dem sie, wie es schien, nähend gesessen hatte, stand Fräulein Lieschen; ihr Haupt war gesenkt, sie sah den Eintretenden nicht an. Auf dem Nähtische vor ihr gewahrte er in einem Glase ein kleines Veilchensträußchen.

Der Hof, auf den das Fenster ging, lag schon im Schatten des Nachmittags, und da das Zimmer nur durch dieses eine Fenster Licht erhielt, so begann die Dämmerung ihr geheimnisvolles Spiel in demselben zu treiben, aus Decke und Wänden tauchte die Erinnerung einstiger, glücklicher Stunden lautlos mit großen Augen hervor.

„Sie haben vielleicht schon gehört," sagte Heidenstein zögernd und leise, „daß ich von hier fort gehe — darum wollte ich noch einmal zu Ihnen kommen —"

Sie nickte schweigend und hastig mit dem Kopfe, als wollte sie ihm den Schluß seines Satzes „um Abschied von Ihnen zu nehmen" ersparen. Er trat einen Schritt näher auf sie zu, und als er das tat, bemerkte er, wie ihre Hand, in der sie die Näharbeit hielt, leise zitterte; sie errötete nicht, sie wurde blaß.

„Ich fürchte, Sie sind böse auf mich," fuhr er fort, „weil ich — weil ich —"

Da drehte sie sich jählings von ihm ab, nach dem Fenster zu; er sah, wie die ganze zarte Gestalt von dem Krampfe erbebte, der ihre Brust erschütterte; die Arbeit fiel zu Boden, und plötzlich bedeckte sie mit beiden Händen das Gesicht.

„Fräulein Lieschen," sagte er mit bebender Stimme, „habe ich Ihnen so wehe getan? Ach mein Gott, wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich war!"

„Das hatte ich mir ja gedacht," sagte sie schluchzend, ohne das Haupt zu ihm zurückzuwenden, „und darum hatte ich geglaubt, es würde Ihnen vielleicht Freude machen —"

„Es hat mir Freude gemacht," rief er, „es hat mir Trost gebracht, und ich danke Ihnen, daß Sie mir die Blumen schickten. Und wenn es möglich ist, daß Sie mir verzeihen können, so bitte und beschwöre ich Sie, geben Sie mir ein Zeichen, Fräulein Lieschen, und schenken Sie mir den Strauß, der hier auf Ihrem Tische steht."

Sie zog das Taschentuch hervor und trocknete sich die Augen, dann, ohne zu zögern, nahm sie die Veilchen aus dem Glase.

„Sie sind noch ganz naß," sagte sie, als Heidenstein danach griff. Er hatte das Sträußchen aber schon in den Händen — und dabei sah er ihr ins Gesicht, das sie ihm jetzt zugewandt hatte, und er gewahrte, daß er nicht allein unglücklich gewesen war in dieser Zeit. Eine ganze Geschichte von Kummer, Sorge und tiefinnerlicher Not las er aus dem holden, verhärmten Antlitz, und indem er des Straußes gedachte, den der Wagen zermalmt hatte, fiel er vor ihr nieder und bedeckte die kleine gütige Hand mit heißen, strömenden Tränen.

„O nicht doch," flüsterte sie voller Angst, „o nicht doch, nicht doch" — aber nun gab es kein Halten mehr.

Er hatte den Arm um ihre Hüfte geworfen und zog ihre zitternde Gestalt immer näher, immer leidenschaftlicher an sich; sein Gesicht war zu ihr erhoben, und als sie in dasselbe hinunterschaute, war es ihr plötzlich, als drehten sich Welt und Erde rund um sie um, daß der Himmel ihr zu Füßen stand, mit Wolken und Sternen und dem unendlichen Licht, und sie sank und sank, bis daß ihre Brust auf seiner Brust, ihr Mund auf seinem Munde zu ruhen kam, und die beiden Menschen, die so lange schon zueinander gehört, hatten sich gefunden in langem, erstem, selig trunkenem Kuß.

Schulter an Schulter gelehnt, so saßen sie nebeneinander auf dem Sofa, das im Hintergrunde des Zimmers stand. Der Abend sank tiefer und füllte mit seinem Schatten das Gemach, und in die sinkende Finsternis hinein erzählte er ihr mit leiser Stimme Marie Lückes trostlose Geschichte vom ersten bis zum letzten Augenblick.

Er erzählte schlicht und ohne Prunk und sagte nichts von dem, was er gefühlt, aber das Mädchen an seiner Seite, das mit der Phantasie des liebenden Herzens andachtsvoll seinen Worten lauschte, ergänzte schweigend, was er verschwieg, und während unter seinen Worten sein Herz vor ihr aufging wie ein Heiligtum von Menschenliebe und Milde und Güte, gedachte sie der schmählichen Ausdrücke, die sie im Kreise der Bekannten über ihn und sein Verhältnis zu Marie Lücke hatte anhören müssen. Da erschienen ihr diese Menschen elend, kläglich und jammervoll, und vor ihre Seele trat das Bewußtsein vom Erbfluche der Menschheit, daß das Große und Gute sich immer nur in das Herz eines einzelnen flüchtet, während die Menge mit plumpen Füßen darüber hinwegstampft.

Als er geendet hatte, beugte sie sich an ihm nieder, bis daß ihr Haupt da zu liegen kam, wo das Herz des Menschen ist, und an der Stelle drückte sie die Lippen an seine Brust.

„Was tust du, Lieschen?" fragte er.

„Ich küsse dein Herz," erwiderte sie, „und bitte ihm ab, denn ich tat unrecht an ihm. Es gab einen Augenblick, da ich bereit war, in das Urteil der übrigen einzustimmen, und in der Nacht, da sie für dich starb, habe ich sie gehaßt und ihr Böses gewünscht."

„Nein," sagte er, „klage dich nicht gegen mich an, mir gegenüber bist du ohne Schuld — aber wenn du fühlst, daß du ihr unrecht getan hast, so sieh dieses hier." Er griff in die Brusttasche und nahm das Seidenpapier hervor, das er sorgsam öffnete.

„Weißt du, von wem das herstammt?" fragte er, indem er das blonde Haar gegen das Fenster hielt, so daß es im letzten Schimmer des Lichtes wie eine feine, dunkle Linie erschien.

„Ich errate es," flüsterte sie leise.

„Du weißt, daß ich morgen abreise," sagte er, „es könnte mir verloren gehen, und es wäre mir leid, wenn es geschähe."

„So will ich es dir bewahren," versetzte sie leise; „gib her; und wenn du wiederkommst, sollst du es unversehrt finden, ich

verspreche es dir." Sie nahm die Locke aus seiner Hand, wickelte sie sorgfältig wieder in das Papier, dann fielen sie sich um den Hals und küßten sich.

In diesem Augenblick hörten sie, wie in die Außentür ein Schlüssel geschoben ward.

„Der Papa," sagte Lieschen, indem sie vom Sofa glitt, und nun fiel es Heidenstein auf das Herz, daß der zweite, und vielleicht schwierigere Akt begann.

Im Nu war Lieschen auf den Stuhl gesprungen und hatte die Hängelampe in Brand gesteckt.

„Und nun komm," sagte sie, indem sie ihn an der Hand ergriff. Der Rat Hainsberg war in sein nach vorn belegenes Zimmer getreten und auf der Schwelle desselben erschienen jetzt Hand in Hand Heidenstein und Lieschen, seine Tochter.

Der alte Mann blickte von seinem Schreibtisch auf und rückte unwillkürlich, überrascht, den Stuhl einen Schritt vom Tische ab.

Heidenstein wollte den Mund öffnen, aber der Rat unterbrach ihn.

„Sprechen Sie nicht," sagte er, „kommen Sie her, sehen Sie mir in die Augen."

Heidenstein trat zu ihm, der Alte faßte ihn an beiden Händen und blickte schweigend in sein Gesicht.

„Heidenstein," fragte er, „wissen Sie, was die Leute von Ihnen reden?"

„Ja," entgegnete er, und die großen dunklen Augen, die er auf den Rat wandte, sahen aus wie an jenem Tage, als er vor dem Präsidenten des Gerichts gestanden hatte.

„Heidenstein — ist es wahr, was die Leute reden?" die Hände des alten Mannes griffen fester.

„Nein, Herr Rat, es ist nicht wahr," sagte er laut und ruhig. Der Rat Hainsberg erhob sich von seinem Stuhl, legte die Hände auf Heidensteins Schultern, und plötzlich nahm er den Kopf desselben zärtlich zwischen beide Hände.

„Heidenstein," sagte er, indem er sich zu seinem Ohre niederbeugte, „ich habe es auch nie geglaubt, ich habe Sie lieber als all das klatschende Volk."

Mit einem schalkhaften Aufblitzen der grauen Augen wandte er sich zur Seite, wo Lieschen wartend stand.

„Na, und was will Sie denn, Mamsell?" fragte er.

Das war das Signal zum stürmenden Überfall — mit einem Satze stürzte Lieschen auf den Papa zu und kletterte förmlich, wie ein Eichhörnchen, an seiner Gestalt hinauf, indem sie jede Stelle seines Gesichts mit unzähligen Küssen bedeckte.

„So hilf mir doch von dem Kobold!" rief der Alte lachend Heidenstein zu; dieser trat mit ausgebreiteten Armen hinter sie, und indem sie den Hals des Vaters losließ, flog sie, indem sie sich im Schwunge umwandte, an die Brust des Geliebten.

Dann, nachdem sie das Werk des Küssens an ihm fortgesetzt hatte, fegte sie wie ein Wirbelwind zur Tür hinaus, im Hinterzimmer entstand ein Rumoren, Klappern und Klirren, als wären die Heinzelmännchen eingebrochen, und als sie bald darauf mit einer Schürze, weiß wie frischgefallener Schnee, Goldkäfer-Schuhe an den zierlichen Füßen, auf der Schwelle wieder erschien, da war es wieder das Fräulein Lieschen einstiger Tage, aufgeblüht in der Lebensluft des Glücks wie eine Rose, an der die Menschen sich entzücken, Glück atmend und Freude verbreitend.

An dem runden Tisch saßen sie wieder, die drei; heute wurde nicht gelesen, heute gab es zu viel zu reden, teils in vernünftiger Sprache zwischen dem Rat Hainsberg und seinem künftigen Schwiegersohne, teils in einer ganz unvernünftigen, welche zwischen letzterem und Fräulein Lieschen teils mit Augenzwinkern über dem Tische, teils mit Händedrücken unter dem Tische geführt ward.

Und über dem Haupte der drei schwebte der alte Hausgeist, die hängende Lampe; heute ward sie nicht herabgezogen, niemand achtete weiter auf sie, aber wer es getan hätte, der würde gehört haben, wie ihre Flamme mit leisem Rauschen die Luft verzehrte und wie sie dabei einen Ton von sich gab, einförmig und friedlich, wie das einförmige, süße Glück des häuslichen Friedens.

* * *

Drei Jahre später — ein Sprung in der Zeit, ein noch größerer im Raum. Es ist fern von hier, in einer großen Stadt, in einem kleinen, hinter dem Wohnhause belegenen Garten. Das grüne Stück Erde liegt so prangend im sommerlichen Schmuck, als wollte es den Händen danken, die es mit solcher Aufmerksamkeit hegen und pflegen. Im hintersten Winkel dieses Gartens, in einer grünumrankten Laube, sitzen zwei Leute im eifrigem

Gespräch beieinander — ein alter Herr, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er ein zur Ruhe gesetzter richterlicher Beamter sein muß, und ein junger Mann mit sprossendem Bart. Der junge Rechtsanwalt soll heute vor den Geschworenen verteidigen, denn er ist der gesuchteste Verteidiger der Stadt, und seine Praxis mächtig gewachsen.

Der junge Mann entwickelt, wie es scheint, dem Alten den Gedankengang seiner Verteidigungsrede, und der Alte scheint zufrieden, wenigstens nickt er von Zeit zu Zeit mit dem Haupte.

Nur um den Kopf sieht der Herr Rechtsanwalt wenig gepflegt und sogar ein wenig unordentlich aus; außerdem wird er wahrscheinlich die Zeit versäumen, denn er ist so vertieft in seine Auseinandersetzungen, daß er der Stunde gar nicht achtet, er trägt nicht einmal eine Uhr bei sich.

Aber jetzt erscheint in der Tür des Gartens eine weibliche Gestalt. In der hocherhobenen Linken trägt sie eine Taschenuhr und in der Rechten einen Kamm und eine Bürste.

„Ist es Zeit, Lieschen?" fragt der Herr Rechtsanwalt, da er sie erblickt.

„Allerhöchste Zeit," erwidert sie, und er will aufspringen.

„Nein," sagt sie, „du mußt erst deinen Rock noch ausziehen und einen Augenblick still halten."

Und während er nun in Hemdsärmeln vor ihr sitzt, ordnet und glättet sie ihm das verworrene Haar. Dabei lacht sie über das ganze Gesicht, und er blickt von unten zu ihr herauf und lächelt dem niedlichen Friseur zu.

„So," sagt sie, „nun kannst du unter Menschen gehen."

Er stürzt sich in den Rock, stülpt den Hut auf und will fort. Noch einmal aber kehrt er um, faßt sie in beide Arme und küßt sie ganz wild.

„Gott, Lieschen, wenn ich dich nicht hätte!" ruft er.

„Aber die Uhr nicht vergessen," sagt sie und steckt ihm die Taschenuhr in die Weste; und nun ist er frei, und hastig sieht man ihn durch das Haus verschwinden.

Die Uhr hängt an einer goldenen Kette, und an der Kette gewahrt man als einzigen Schmuck eine kleine goldene Kapsel. Wenn man sie öffnete, würde man ein einzelnes blondes, künstlich verflochtenes Haar darin finden — das war das Hochzeitsgeschenk gewesen, das er von Lieschen empfing, am Tage, da sie sein Weib wurde.

Brunhilde

Auf einer Reise nach Kopenhagen war es, als ich in Kiel einen Freund aufsuchte, der dort, in seiner Heimat, studierte. Wir waren in Leipzig, wo er sich der Medizin befleißigte, bekannt geworden, und die kurze Bekanntschaft war schnell zu engerer Freundschaft erwachsen, denn das Wesen des jungen Holsteiners übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. In einem Kreise von Studiengenossen, der sich allwöchentlich einmal versammelte, um sich wechselseitig dichterische Erzeugnisse vorzulesen, hatte ich ihn zum ersten Male gesehen, und die eigentümliche Erscheinung hatte sogleich meine Aufmerksamkeit gefesselt. Den schlanken Oberleib gerade emporgereckt, so daß sein Rücken die Stuhllehne kaum berührte, die Arme über der Brust gekreuzt, sah ich in der Mitte der langen Tafel einen jungen, etwa zwanzig Jahre alten Mann sitzen, der träumerisch, aber nicht finster, vor sich hinblickte und den Versen einer Ballade, die soeben von einem der dichtenden Musensöhne vorgetragen wurde, andachtsvoll zu lauschen schien.

Er trug langes, blondes, in der Mitte gescheiteltes Haar, und zweierlei war es, was seinem noch bartlosen Gesichte einen ganz besonderen Ausdruck verlieh, einmal die fast mädchenhafte Zartheit der Hautfarbe, und dann — was ich erst bei genauerem Hinschauen erkannte, die vollen blonden Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammenstießen. Wären die Haare, die auf diese Weise die Stirn wie durch einen Strich vom unteren Teile des Gesichtes trennten, dunkel gewesen, so hätten sie unbedingt einen finsteren Charakter auf sein Antlitz gezeichnet, aber das blonde Haar ist sanfter, und so erschien mir Benno Rother, der Holsteiner — beides wurde mir auf mein Befragen leise ins Ohr geflüstert — wie einer seiner Altvorderen, einer jener angelsächsischen Jünglinge, die, als sie zum ersten Male in das päpstliche Rom kamen, durch die Mädchenhaftigkeit ihrer weißen Haut und die Männlichkeit ihrer Glieder, durch die Sanftmut ihrer blauen Augen und die Insichgekehrtheit ihrer Gesichtszüge das Staunen der Romanen erweckten.

Durch die Gesetze, welche unsere abendliche Vereinigung regierten, war es einem jeden Teilnehmer zur Pflicht gemacht, mit irgendeinem dichterischen Erzeugnisse, eigener oder fremder Herkunft, laut zu werden, und nachdem im Laufe der Stunden alle ihren Tribut gezahlt hatten, wurde als letzter Benno Rother aufgerufen, der bis dahin schweigend, ohne zu rauchen und ohne

seine Haltung zu verändern, an seinem Platze gesessen hatte. Er schien von der Verpflichtung, die ihm oblag, nichts gewußt zu haben, wenigstens schaute er, als die Aufforderung zum Vortrag an ihn erging, einen Augenblick mit befangenem Lächeln umher; dann erhob er sich indessen, und indem er, leise vornübergebeugt, am Tische stand, mußte ich mir, der ich ihn von der Seite betrachtete, sagen, daß ich nie ein solches Bild sanftmütiger Ergebung gesehen hatte. Ich weiß noch jetzt nicht, woher es kam, daß ich den geringfügigen Anlaß vollständig vergaß, um den es sich handelte, und daß es mir plötzlich war, als senkte sich ein großes, ernstes Geschick auf ihn hernieder, dem er geduldig den jugendlichen Nacken beugte.

Benno Rother sprach ein Gedicht von Klaus Groth, ein tief inniges, wundervolles Gedicht. Er trug es auswendig in plattdeutscher Mundart vor, und es klang, als spräche das holde Gedicht mit seinem eigenen süßen Naturlaute aus seiner Brust heraus. Mir war, als atmete ich den Duft des Bodens, aus dem es erwachsen war, und mein Herz fühlte sich zu dem Jünglinge hingerissen, der die Seele seines Heimatlandes wie ein keusches Geheimnis mit sich trug und dessen Lippen diesen Schatz so schön und weihevoll behandelten. Seit jener Stunde war ich sein Freund, und da wir noch in der Zeit des Lebens standen, wo die Stimmung unserer Seele nach sofortiger äußerer Betätigung verlangt, so waren wir auf „Du" und „Du", als ich ihm spät in der Nacht vor der Tür seines in enger, entlegener Gasse befindlichen Hauses Lebewohl sagte.

Wir standen noch einen Augenblick vor der Pforte, und ich sah an dem finsteren, schmalen, mehrere Stockwerke hohen Gebäude empor.

„Eine übermäßig freundliche Wohnstätte hast du dir nicht ausgesucht," sagte ich.

„Nein," versetzte er, „und von innen ist es noch böser; aber was hilft's?" fügte er hinzu, „man streckt sich nach der Decke." Er hatte das Haupt ein wenig gesenkt, und ich mußte an das Bild von vorhin denken, als er am Tische stehend das Gedicht vortrug.

„Nun gute Nacht," sagte er, indem er den Hausschlüssel aus der Tasche zog. Dabei brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Sieh dieses Monstrum," rief er, indem er mir einen ungeheuren Schlüssel vor die Augen hielt, der im Lichte des abnehmenden Mondes wie eine stählerne Keule leuchtete.

„Wenn ich einmal angefallen werden sollte, habe ich wenigstens eine Waffe." Sein Lachen hatte einen liebenswürdig sympathischen Klang. —

Er schob den Schlüssel in das Türschloß und legte, Abschied nehmend, seine Hand in die meine. Ich sage, er legte, denn es fühlte sich sonderbar an, wie die schmale, weiche Hand in der meinigen lag, den Druck der meinen ohne Gegendruck hinnehmend, wartend, bis daß ich sie losließ; eine Hand, die nicht selber führen, die geführt sein wollte. —

Das machte sich denn auch ganz von selbst, denn ich war einige Jahre älter als er, und seine anschmiegsame Natur machte ihn noch jünger, als er an Jahren war. Dabei war er in hervorragendem Maße zur Empfänglichkeit angelegt, und ihm etwas zu geben, war ein Genuß, weil man fühlte, wie es in lauterer, schöner Tiefe bewahrt blieb.

Je mehr sich daher die Blätter dieser Seelenknospe unter meinen Augen entfalteten, und je tiefer ich in ihren unberührten Kelch hinab sah, um so lieber blickte ich hinein, und von Tag zu Tage mehr fühlte ich mich in den Bannkreis dieser keuschen, beinah spröden Persönlichkeit hineingezaubert, die alles an sich herankommen ließ, ohne selbst zu kommen, und die anzog, indem sie sich zurückhielt.

Wir kamen fast allabendlich beim Glase Wein oder Bier zusammen, und gewöhnlich, wenn ich eintrat, saß er bereits an seinem Platze. Eines Abends jedoch fand ich ihn nicht und erwartete ihn vergeblich während mehrerer Stunden; er kam nicht. Ebenso den zweiten Abend und den nächstfolgenden.

Ich machte mich auf, um zu sehen, ob er auf seiner Stube säße; als ich jedoch vor seinem Hause stand und zu seinen Fenstern hinaufblickte, gewahrte ich kein Licht. Die Haustür war bereits geschlossen, ich mußte die weiteren Versuche, ihn zu finden, aufgeben.

Gerade in diese Zeit fiel eine Reise, die mich auf mehrere Wochen von Leipzig hinwegrief. Spät am Abende noch setzte ich mich nieder und forderte ihn brieflich, unter einigen Vorwürfen über sein plötzliches Fernbleiben auf, mir unter der Adresse, die ich ihm bezeichnete, Nachricht von seinem Tun und Treiben zukommen zu lassen. Ich wartete vergebens; nichts verlautete von seiner Seite. Nun wurde ich stutzig. — Kaum nach Leipzig zurückgekehrt, machte ich mich auf, um ihn in seiner Wohnung

aufzusuchen. Wie es unter jungen Leuten manchmal geschieht, die tagsüber arbeiten und nur abends an diesem oder jenem dritten Orte zusammentreffen, so erging es mir; ich war noch nie in Benno Rothers Behausung gewesen.

Als ich in den roh gepflasterten Torweg eintrat, gewahrte ich nicht ohne Staunen, daß das Haus, welches ein so schäbiges Gesicht nach der Straße zeigte, nach hinten hinaus viel weitläufiger und geräumiger war. Unmittelbar an den Torweg schloß sich ein langer, winkliger Hof, der zu beiden Seiten von Quergebäuden, wie von rußgeschwärzten Armen umklammert war; große Haufen schmutzigen verbrauchten Strohs lagen regellos umher; das ganze Bild war unsäglich wüst und abstoßend.

Indem ich einige Schritte weiter hineinging, bemerkte ich, daß der Hof in einem stumpfen Winkel umbog und mit den Hintergebäuden eines großen Hauses zusammenhing, das nach einer anderen, Benno Rothers Gasse quer durchschneidenden Straße hinausging, und meiner Berechnung nach konnte dieses Haus kein anderes sein als das, in welchem sich ein wohlbekannter, von durchreisenden Akrobaten, Taschenspielern und Tierbändigern vielfach benutzter geräumiger Saal befand.

Ich fühlte einen förmlichen Widerwillen gegen das hinterhaltige Haus, in dem Benno Rother wohnte, und nachdem ich meine Rekognoszierung hier unten beendet, stieg ich die Treppe hinauf, die zu seiner im zweiten Stock belegenen Wohnung führte.

Die Treppe vermehrte meinen Groll, denn sie war abscheulich. Hohe, ausgetretene hölzerne Stufen, ein abgegriffenes hölzernes Geländer, in dem, wie in einem lückenhaften Gebiß, mehrfach die Geländerstäbe fehlten, und dabei so eng, daß man, ein arabisches Sprichwort umkehrend, das von der Wüste gilt, sagen konnte, jeder Begegnende war ein Feind.

Die Wohnung war endlich gefunden, der, den ich darin suchte, war es nicht, denn „Herr Rother ist fort" lautete der überraschende Bescheid, den seine Wirtin mir auf mein Befragen erteilte.

„Ist fort?" fragte ich, „von Leipzig fort?"

„Ja, ganz plötzlich und in aller Eile abgereist."

„Aber es ist ja mitten im Semester?" wandte ich ein.

Die Wirtin zuckte die Achseln, als wollte sie andeuten, daß Herrn Rothers Studienpläne nicht in den Bereich ihrer kontraktmäßigen Interessen gehörten.

Ob sie wisse, wohin er gereist sei? Ob nach Hause? forschte ich weiter.

Die Frau zuckte abermals mit den Achseln, sie glaubte so.

Ob er vielleicht dringende Nachrichten von Kiel erhalten hätte?

Sie wußte es nicht, glaubte jedoch, nein.

Nicht ergiebiger lauteten die Nachrichten, die mir von den Mitgliedern unserer literarischen Runde, bei denen ich Erkundigungen einzog, zuteil wurden. Benno Rother war zuletzt in Gesellschaft eines Freundes gesehen worden, mit dem er den Schaustellungen einer Akrobatengesellschaft beigewohnt hatte; seit jenem Abende war er in der bewußten Vereinigung nicht mehr erschienen.

Ich erkundigte mich nach der Örtlichkeit, wo jene Vorstellung stattgefunden hatte, und erfuhr, daß es der Saal in dem oben erwähnten Hause gewesen war, dessen Hintergebäude mit dem Hofe von Benno Rothers Hause in Verbindung standen.

Sollte ich diesen Umstand mit seinem rätselhaften Verschwinden in Zusammenhang bringen? Ich überlegte hin und her; da ich aber keine Möglichkeit fand, aus dem äußerlichen Zusammentreffen der Räumlichkeiten einen Schluß auf irgendeine innere Verbindung zu ziehen, die zu einer Erklärung seiner Handlungsweise führte, so gab ich schließlich Grübeln und Sinnen auf, indem ich es der Zeit überließ, das Dunkel aufzuklären und das Unverständliche begreiflich zu machen.

Seit jenen Vorgängen war nun mehr als ein Jahr verflossen. Ob er in dieser Zeit an mich gedacht, ich weiß es nicht; geschrieben hatte er nicht. Ich hatte ihn nicht vergessen, und deshalb beschloß ich, da mein Weg mich über seine Vaterstadt führte, ihn in dieser aufzusuchen und zu prüfen, ob der verschwundene Freund mir auch ein verlorener sei. —

Ich fand ihn zu Kiel im elterlichen Hause, das am Düsternbrook in jener entzückenden Straße belegen war, die an buchenbewaldeten Abhängen wie ein Perlenbesatz an einem schönen Gewande die Meeresbucht entlang zieht.

Unangemeldet und überraschend trat ich bei ihm ein, und ich werde nie die sonderbare Mischung von Freude und Schreck in seinem Antlitz vergessen, als er bei meinem Anblicke von seinen Büchern emporfuhr. Der Schreck aber war das Überwiegende, und das, was ich auf seinem Gesichte bemerkte, war nicht nur

Schreck, es sah aus wie Entsetzen. Sein Blick glitt an mir vorüber, als fürchtete er, daß noch jemand außer mir käme, dann stand er, ohne ein Glied zu rühren, mitten in der Stube, als wäre mit meinem Eintritt eine geheimnisvolle Gewalt über ihn gekommen, die ihn regungslos an die Stelle bannte.

Meinerseits betroffen, blieb ich einen Augenblick stehen. War ich es selbst, der ihn so versteinerte, oder war es die Erinnerung an etwas, das ich nicht kannte, und das mit meiner Erscheinung wieder vor seine Seele trat?

„Benno, du Bösewicht," sagte ich, indem ich einen möglichst heiteren Ton anschlug, „ich bemerke mit Vergnügen, wie sich bei meinem Anblick dein Gewissen regt. Wo hast du gesteckt? Warum bist du aus Leipzig entflohen? Warum —"

Als ich den Namen Leipzig nannte, schüttelte er hastig den Kopf, was so aussah, als wollte er etwas von sich werfen, oder als sollte ich nicht weiter sprechen.

Ich streckte ihm die Hand entgegen, und nun kam er plötzlich auf mich zu, fiel mir um den Hals, und ich spürte etwas Feuchtes an meiner Wange; er weinte.

Die abweisende Gebärde von vorhin, die stumme Leidenschaftlichkeit, mit der er mich umschlang, das alles sagte mir, daß in der Zwischenzeit etwas geschehen sein mußte, was tief in diese Seele hineingegriffen und sie zum Schwanken gebracht hatte, das Zittern seiner Brust, die sich gegen die meinige preßte, und die Tränen, die aus seinen Augen quollen, verrieten mir, daß ich es mit einem leicht zerstörbaren Menschen zu tun hatte. Seelenorganismen dieser Art wollen ihrer Natur entsprechend zart und mit Vorsicht behandelt sein. Sie bedürfen des Freundesauges, das teilnahms- und verständnisvoll in sie hineinblickt, sie verlangen nach der Hand, die sanft und fest die verschlungenen Fäden ihres Gewebes zurechtschiebt — aber das Auge darf nicht aufdringlich nahe kommen, die Hand darf nicht täppisch mit einem Griffe alles ordnen und schlichten wollen — sonst schließen diese Seelen sich zu und verschwelen in ihrer stummen Qual. Ich fühlte und wußte, daß ich Benno Rother jetzt nicht und vielleicht noch lange nicht fragen durfte, und ich beschloß zu schweigen, bis daß er selber reden würde.

Vorläufig gab ich mich dem Genusse der entzückenden Aussicht hin, die sich aus seinem Fenster auf den schiffsbevölkerten Hafen bot. Er nannte und beschrieb mir jedes einzelne der ge-

waltigen Kriegsfahrzeuge, welche die eiserne Brust in den Wellen badeten, und aus dem freudigen Eifer, mit dem er mich, den Binnenländer, in die Seewelt einweihte, erkannte ich, daß jener unbekannte Vorgang, der ihn aus Leipzig vertrieben, zwischen uns keinen Schatten geworfen hatte.

Ich mußte seinem Drängen nachgeben und mich bei seinen Eltern einführen lassen. Benno Rother war das einzige Kind; und dieser Umstand erklärte mir zum Teil die überaus große Weichheit und Zartheit seines Wesens, denn ich bemerkte, welch unablässige Fülle liebevoll sorgender Gedanken, einem elektrischen Strome gleich, diesen jungen Mann umkreiste und umhüllte. Sein Vater, das fühlte ich, wußte sehr wohl, welch ein zerbrechliches Gut er in diesem Sohne besaß, und hielt ihn daher, ohne daß dieser es zu gewahren schien, in beständiger, sanft regierender Obhut.

Ob seine Eltern wußten, was es war, was den Sohn so plötzlich aus der Ferne zu ihnen zurückgeführt hatte? Ich hatte im stillen gehofft, von ihrer Seite eine Andeutung irgendwelcher Art darüber zu erhalten, aber es erfolgte nichts, und es blieb mir daher nichts übrig, als auch hier mit Fragen zurückzuhalten.

Im Laufe der Unterhaltung tat ich meine Absicht kund, Kopenhagen, für das ich eine besondere Neigung bewahrt hatte, seitdem ich es zum erstenmal gesehen, zu besuchen.

„Es sind Ferien," wandte ich mich an Benno Rother, „du könntest mich eigentlich begleiten."

Er schwieg auf meinen Vorschlag, und es entging mir nicht, wie er einen beinahe scheuen Blick über den Tisch auf seinen Vater richtete.

„Natürlich," sagte dieser, „der Vorschlag ist vortrefflich; du hast fleißig genug gearbeitet, und eine Zerstreuung wird dir wohltun; dazu ist Kopenhagen gerade recht; es ist eine fröhliche Stadt."

Er hatte nun auch nichts mehr einzuwenden, und in vergnügter Hast packte er seinen Koffer, da wir noch an dem nämlichen Abende mit dem Postdampfer nach Korsör abfahren wollten.

Die Poesie der herrlichen Augustnacht, durch die wir dahin steuerten, der erquickende Seewind, der uns umspielte, da wir noch lange Arm in Arm auf dem Verdeck standen, alles das übte sichtlich die günstigste Wirkung auf meinen Freund.

Die See war mäßig bewegt, immerhin so stark, daß, als wir aus der Bucht in das offene Meer hinausfuhren, ein unabsehbarer Schwall von weißen, im Mondlicht flimmernden Wellenkämmen uns entgegenrollte.

„Sieh," sagte ich zu ihm, von der Größe des Schauspiels ergriffen, „es sieht aus wie der Rachen eines Löwen, der sich auftut, uns samt unserem Schiffe zu verschlingen."

Ich hatte das Wort noch kaum beendet, als ich fühlte, wie sein Arm in dem meinigen zuckte; er sagte nichts, aber sein Atem ging aus beklommener Brust; dabei starrte er auf die Planken des Verdecks nieder.

War in dem Bilde, das ich gebrauchte, irgend etwas gewesen, das ihn hätte aufregen können? Ich schaute ihn von der Seite an und sah, wie er immer tiefer in schweigendes Träumen versank. Es schien mir an der Zeit, ihn loszureißen, deshalb stieg ich mit ihm in die Kajüte hinunter, wo ich in einer guten Koje eine schlechte Nacht verbrachte.

Am anderen Morgen trafen wir in dem Augenblicke wieder auf dem Verdeck zusammen, als das Schiff in die stahlgraue Bucht des Hafens von Korsör einlief. Er hatte offenbar vortrefflich geschlafen und spottete über mein Aussehen, das nur zu deutlich verriet, wie schlecht die Späße gewesen waren, die Neptun sich mit mir erlaubt hatte.

„Wirst du nicht seekrank?" fragte ich.

„Niemals," gab er zur Antwort.

„Das ist unnatürlich," versetzte ich in halbem Ärger, und im stillen dachte ich daran, daß Menschen, die an der Seele kranken, vor manchen körperlichen Leiden bewahrt bleiben, die andere treffen. Aber es gibt für derartige Zustände keinen besseren Arzt als das Lachen, darum ließ ich mich gern von ihm auslachen, und in gesprächigster Stimmung langten wir um die Mittagszeit in Kopenhagen, der fröhlichen Stadt, an.

Der Tag verging, wie ein erster Tag in einer fremden Stadt zu vergehen pflegt, unter tausend wechselnden, neuen Eindrücken. Der Abend fand uns im Tivoli, jenem eigenartigen, reizenden Gartenlokale, wo der erfinderische Sinn eines heiteren Volkes eine ganze Fülle harmloser Vergnügungen für billiges Geld zum Genusse darbietet.

Nachdem wir von allem gekostet hatten, gelangten wir, Arm in Arm durch die Gänge des Gartens dahinschlendernd, an einen

großen runden Holzschuppen, an dessen Eingang mächtige Plakate prangten. Es war ein Zirkus, und der Beginn der Vorstellungen mußte nahe bevorstehen, da man aus dem Innern bereits Musik hörte. Das Publikum drängte sich an die Kasse und zog uns, da wir nicht widerstanden, in seinem Strome nach. Schnell griff ich in die Tasche, um das Geld für zwei Billetts hervorzuholen, als ich fühlte, wie Benno Rother an meinem Arme ruckte. Ich wandte mich zu ihm um und erschrak bei seinem Anblick. Sein Gesicht war totenblaß und völlig verändert; alle Heiterkeit war daraus entschwunden, und ich bemerkte in seinen Zügen jenen Ausdruck dumpfen Entsetzens, der mich erschreckt hatte, als ich zu Kiel in seine Stube trat.

„Willst du durchaus hineingehen?" fragte er mit tonloser Stimme; seine Lippen bewegten sich, als wären sie bleiern gewesen, sein Blick schwankte.

Ich löste mich aus dem drängenden Menschenhaufen und trat mit ihm zur Seite

„Wenn du keine Lust hast," sagte ich, „bleiben wir draußen." Er senkte das Haupt und erwiderte nichts.

„Benno," sagte ich, indem ich seinen Arm losließ und seine Hand ergriff, „dich quält etwas; sage mir endlich, was es ist?"

Er stand noch immer dumpf gesenkten Hauptes; ich sah, wie er zum Sprechen ansetzte, aber es kam kein Wort heraus. Dann schüttelte er wieder den Kopf, als wollte er einen fremden quälenden Körper aus seinem Gehirn hinauswerfen, und stampfte, wie in verzweifeltem Entschluß, mit dem Fuße auf den Boden.

„Es ist Unsinn, es ist Unsinn, es ist Unsinn!" sagte er dreimal rasch hintereinander vor sich hin. „Komm, wir wollen hinein."

Er hatte seinen Arm wieder in den meinigen geschoben; jetzt war er es, der mich nach der Kasse zog, und ich leistete ihm Widerstand.

„Nein," sagte ich, „wir wollen nicht hinein, denn ich sehe ganz deutlich, daß es dir nicht lieb ist."

„Es ist mir lieb, verlaß dich darauf," erwiderte er mit heiserer Stimme, „ich weiß, daß ich dir unbegreiflich erscheinen muß, aber ich werde dir nachher alles erklären, und du wirst sehen, daß es das beste ist, wenn wir hineingehen."

Er war, wie es schien, so plötzlich zu einem festen Entschluß gelangt, daß ich allen Widerstand aufgab. Wir traten vor den Billettschalter.

Der Kassierer, höflich wie alle Dänen, suchte lange nach möglichst guten Plätzen und händigte uns endlich zwei Billetts ein. „Auf der zweiten Bank von der Barriere," sagte er mit verbindlichem Lächeln, „ausgezeichnet schöne Sitze."

Es war, wie er versprochen hatte; die ganze Reihe vor uns war unbesetzt; zu unserer Rechten und Linken hatten wir gleichfalls Spielraum, da der Zirkus nicht überfüllt war. Die erste Nummer des Abendprogramms war bereits in der Ausführung begriffen, während wir unsere Plätze suchten. Ein uralter Zirkusschimmel machte seine einförmige Galopprunde, mit einem Ausdruck im Gesicht, als ob er sich wunderte, daß die Menschen immer noch Gefallen an den ewig wiederkehrenden Mätzchen fanden, die auf seinem Rücken von einer Kunstreiterin vollführt wurden, welche vielleicht einmal jung, aber gewiß niemals schön gewesen war. Sie hüpfte über die üblichen Tücher, sprang durch die üblichen Reifen und sank alsdann mit dem üblichen Lächeln auf dem breiten Rücken ihres Schimmels zur Rast nieder. Wenn es einen Anblick gab, um ein erregtes Gemüt zu beruhigen, so war es dieser.

Mit einem schnellen Blick überflog ich das Programm, um zu sehen, ob die ferneren Genüsse des Abends sich alle auf der Höhe dieser ersten Leistung halten würden; die einzige Nummer, die meine Aufmerksamkeit fesselte, war die letzte, in der die Vorführung wilder Tiere durch eine Signora Carlotta in Aussicht gestellt war. Ein zweiter Blick belehrte mich, daß Signora Carlotta bereits am Schlusse der ersten Abteilung in Kraftproduktionen auftreten sollte.

Ich legte den Zettel über die Lehne des Sessels vor uns, zwischen mich und Benno Rother; dieser schenkte ihm nicht die geringste Aufmerksamkeit. Er saß schweigend neben mir, und es war mir unmöglich, aus seinem Gesichte zu erkennen, was augenblicklich seine Seele bewegte. Nur, indem ich leise mit der Hand seine herabhängende Hand suchte und ergriff, fühlte ich, daß sie kalt und schlaff herabhing.

Die Programmrolle haspelte sich Stück nach Stück ab, und im stillen begann ich mich der Hoffnung hinzugeben, daß die Wirkung bei meinem Freunde dieselbe sein würde, wie bei mir, nämlich die der einschläferndsten Langweile.

So war die letzte Nummer der ersten Abteilung herangekommen, nach welcher eine Pause eintreten sollte. Aus den

Stallräumen des Zirkus erschien ein hünenhaft gebauter Mann, dessen Äußeres um so grotesker aussah, als die riesigen Glieder in einem engen, clownartigen Trikotgewande steckten.

Er trug schwarzgewichstes Haar und einen Schnurr- und Knebelbart von derselben, falsch leuchtenden Farbe. Offenbar wollte er durch sein präpariertes Gesicht die Meinung erwecken, daß er ein Italiener sei.

Mochte er aber angehören welcher Nation er wollte, jedenfalls mißfiel er mir auf das äußerste, denn ich hatte noch nie ein Gesicht gesehen, auf dem die brutale Roheit mit so faustdicken Zügen aufgetragen war. Dieser Mann trug nun mit Hilfe der Stallknechte eine Anzahl von Holzklötzen herein, die er in der Arena im Viereck aufstellte und über welche er eine Lage von starken Brettern breitete, so daß in der Mitte des Zirkus eine Art von niedriger Tribüne entstand, an deren Fuß er sodann einen tuchüberdeckten Korb heranschob. Der Inhalt des Korbes schien äußerst gewichtig, denn ich sah, wie sich die Muskeln an den Armen des Mannes spannten, während er ihn heranzerrte.

Nachdem diese Vorbereitungen getroffen waren, trat der schwarzgewichste Riese wieder in die Stallräume zurück und gleich darauf kam er aus diesen in Begleitung einer anderen, weiblichen Gestalt wieder hervor.

Daß es eine Frau war, erkannte ich zuvörderst nur an ihrer Kleidung, denn die Maße und Verhältnisse ihres Körpers waren so kolossal, daß der hünenhafte Mann an ihrer Seite sie nur um wenige Zoll überragte. Bekleidet war sie in der Art der Schauspielerinnen bei Darstellung antiker Rollen mit einem langen griechischen Gewande, welches den Hals frei ließ, auf den Schultern mit Spangen geschlossen war, und aus dem die Arme nackt hervorkamen. Dieser Hals, die Schultern und die Arme, welche von ganz erstaunlicher Kraft zeugten, waren übrigens so weiß, daß ich starke Zweifel an der italienischen Abkunft der „Signora Carlotta" zu hegen begann.

Wie alles an dieser Gestalt mächtig war, so war es auch das dunkelbraune, ins Schwarz spielende Haar, das sie auf dem Hinterkopfe in einem hohen Knoten zusammengebunden trug, während rechts und links vom Scheitel zwei dicke Flechten, wie Girlanden, in die Schläfen herabhingen.

Diese eigentümliche Haartracht vermehrte das Absonderliche der Erscheinung, die jetzt mit schweren, langsamen Schritten, das

Haupt so tief gesenkt, daß ich ihr Gesicht kaum sehen konnte, neben dem Manne in die Arena hereintrat.

Ich war so benommen von dem merkwürdigen Anblick, daß ich zunächst alles andere, auch meinen Freund Benno Rother, völlig darüber vergaß, und wie mir, so schien es dem gesamten Publikum zu ergehen, das in tiefem, staunendem Schweigen verharrte.

Der Riese, der neben der Frau herging, flüsterte ihr etwas ins Ohr, worauf sie stehen blieb, die eine Hand auf die Brust legte und das Publikum mit einer Verbeugung begrüßte. Der Begleiter hatte sie erst darauf aufmerksam machen müssen, wie es schien.

Auch in dieser Bewegung lag etwas Schweres, Dumpfes, das in seltsamer Weise von der beifallbuhlenden Schmiegsamkeit anderer Zirkuskünstler abstach; sie hatte das Haupt für einen Augenblick erhoben, aber nicht das leiseste Lächeln, nicht eine Spur von Heiterkeit war auf ihrem Antlitz erschienen. Soweit ich erkennen konnte, war es übergossen von einem tiefen, steinernen Ernste.

Das Weib bestieg die in der Mitte des Zirkus errichtete Tribüne, und während der Begleiter die Decke von dem Korbe nahm, stand sie so regungslos, daß sie in ihrem antiken Gewande wie eine Kolossalstatue der Alten Welt aussah. Ihre Stellung war so gewählt, daß sie uns drei Viertel ihres Profils zuwendete, und ich hatte Zeit, die Züge ihres Gesichtes zu prüfen, in denen ein einziges charakteristisches Merkmal, Größe, so in den Vordergrund trat, daß man darüber zu fragen vergaß, ob sie schön oder häßlich waren.

Nur eins fiel mir sofort auf, was dem Gesicht einen düsteren, beinahe unheimlichen Ausdruck verlieh, das waren die dunklen, über der Nasenwurzel dicht ineinander verwachsenen Augenbrauen. Und dazu kam der rätselhafte Ausdruck der großen rundgeschnittenen Augen, die scheinbar in völliger Geistesabwesenheit starrend vor sich hinblickten, wie Augen, die vom schwarzen Star befallen sind, und denen man ansieht, daß ihre Netzhaut nichts mehr von den Erscheinungen der umgebenden Welt weiß. Bei keinem lebenden Menschen, nur einmal auf einem Bilde hatte ich einen solchen völlig öden Blick gesehen, auf einem Gemälde Böcklins, wo der Wassermann aus der tiefen See emporsteigt und mit Augen um sich schaut, in denen der stille Wahnsinn ewiger

Hoffnungslosigkeit wie ein die lebendige Welt verschlingendes Ungetüm brütet.

Der schnauzbärtige Riese griff nun in den Korb, faßte ein an einem Ringe befestigtes eisernes Gewicht und schleuderte es dem Weibe zu, das den wuchtigen Eisenklotz mit beiden Händen auffing. An der unwillkürlichen Beugung, welche ihr Oberkörper dabei machte, erkannte ich, wie furchtbar schwer die Last sein mußte. Sie griff mit der rechten Hand in den Ring und hielt das Gewicht mit wagerecht gestrecktem Arme zwanzig Sekunden lang in der Schwebe, wechselte dann mit den Händen und vollführte dasselbe Kraftstück mit dem linken Arme. Darauf warf sie den Eisenblock auf die Bretter der Tribüne, daß es prasselte und krachte.

Dies schien den Wünschen des Riesen zu widersprechen, denn ich sah, wie ein böse funkelnder Blick die lächelnde Maske seines grinsenden Gesichtes durchbrach und wie seine Lippen sich kurz und schnell bewegten. Er flüsterte, wie es schien, der Frau irgendein zorniges Wort zu, ohne daß ich auf deren Gesicht irgendeine Wirkung seiner Äußerung wahrzunehmen vermochte. Mit derselben Leblosigkeit wie vorher blickte sie über den Mann hinweg, und mit mechanischer Gleichgültigkeit fing sie das zweite Eisenstück auf, das jener aus dem Korb gerissen und ihr zugeworfen hatte.

In dieser Weise ging es fort, und die beiden sahen wie Giganten aus, die mit Felsblöcken Fangeball spielen; allerdings ein grausames Spiel, denn wenn die Eisenklötze, die von einem zum andern Male an Gewicht zunahmen, dem Weibe aus den Händen glitten, so bedeutete es für sie einen zerschmetterten Fuß.

Sie arbeitete aber mit der Regelmäßigkeit und Genauigkeit einer Maschine, und dadurch eben bekam das Schauspiel etwas unbeschreiblich Einförmiges und Totes. Wenn überhaupt eine Seele in diesem Leibe wohnte, so war sie offenbar weit, weit von dem Körper entfernt, dessen Glieder sich wie die eines Automaten sinnlos in einer brutalen Tätigkeit abmühten.

Ich atmete daher erleichtert auf, als endlich das letzte und hauptsächlichste Kraftstück an die Reihe kam: auf einem Blockwagen wurde ein eisernes Kanonenrohr hereingeschoben, das der Riese vor den Augen des Publikums mit einer gewaltigen Pulvermasse lud. Das Weib stieg von der Tribüne herab und stellte sich mit gespreizten Beinen, den Oberleib nach vorn über-

gebeugt und das Haupt zur Seite gedreht, im Sande der Arena auf. Der Riese, von sämtlichen Bediensteten des Zirkus unterstützt, hob das wuchtige Kanonenrohr vom Wagen empor und wälzte es auf ihre Schulter. Er hielt die brennende Lunte und erwartete das Kommando, welches sie zu geben hatte. „Feuer!“ schrie das Weib mit einer Stimme, die wie ein Posaunenstoß durch den weiten Raum hallte; in demselben Augenblick entlud sich die Kanone mit betäubendem Knall, und während das Rohr zur Erde rollte und ein dichter Pulverqualm sich wirbelnd erhob, stand sie, ruhig aufgerichtet, als wenn nichts vorgefallen sei, mit untergeschlagenen Armen da.

Eine Beifallssalve rauschte von den Galerien herab, und während die Männer sich daran machten, die Tribüne abzubrechen und das Kanonenrohr wieder auf den Wagen zu laden, ergriff die Frau, die den Beifall des Publikums mit derselben Neigung des Oberleibes und derselben steinernen Gleichgültigkeit aufgenommen hatte, mit welcher sie vorher ihren Gruß dargebracht, eins der eisernen Gewichte, um mit demselben an die Bänke der Zuschauer heranzutreten. Durch eigenes Anschauen und Betasten sollten sich diese überzeugen, daß keine Spiegelfechterei vorlag und daß sie mit wirklichen Lasten und Gewichten gearbeitet hatte.

Sie ging zunächst auf einige Herren zu, die rechts von uns auf der untersten Bank, dicht an der Barriere saßen, und nachdem diese eine Zeitlang sich mit dem Gewichte beschäftigt, und flüsternd ihr Erstaunen ausgetauscht hatten, wandte sie sich zu uns.

Um zu unseren Plätzen zu gelangen, mußte sie die Barriere übersteigen, und in dem Augenblick, da dies geschah, hörte ich einen erstickten Laut neben mir, der halb wie ein dumpfes Ächzen, halb wie ein „Herrgott im Himmel“ klang.

Es kam von Benno Rother her, und als ich mich erschreckt nach ihm umwandte, sah ich, wie er sich von seinem Sitze erhoben hatte, als wenn er fliehen wollte, und wie er dann, scheinbar gebrochen und fahlen Gesichtes auf den Sessel zurücksank.

Bevor ich noch ein Wort an ihn richten konnte, war das Weib heran. Sie blieb vor uns stehen, ihr bis dahin gesenktes Haupt hob sich empor, und ihre Augen richteten sich auf uns.

Sie stand so dicht, daß ihr Kleid mich fast berührte, daher konnte ich aus nächster Nähe die unerhörte Veränderung wahr-

nehmen, die plötzlich, als sie Benno Rothers Gesicht erblickte, mit ihr vorging:

Die kraftvollen Hände, die vorhin so sicher gearbeitet hatten, sanken, wie von plötzlicher Schwäche befallen, nieder, so daß der Eisenklotz, den sie hielten, mit dumpfem Schalle auf der Lehne des Sessels aufschlug, vor dem sie stand; der ganze Leib erstarrte zur Regungslosigkeit eines steinernen Bildes, aber in den Augen, die zuvor so gleichgültig starr geblickt hatten, erwachte ein stummes, leidenschaftliches, rasendes Leben. Es war, als wenn im Innern des Weibes eine Flamme emporloderte; ich sah, wie der Schweiß ihr hervortrat, so daß der obere Saum ihres Gewandes, der sich eng an die Brust schmiegte, davon durchfeuchtet ward, und nie in meinem Leben hatte ich in Menschenaugen einen Ausdruck bemerkt, wie der war, mit dem ihre Blicke auf Benno Rothers Antlitz hafteten.

Es war in diesen Augen etwas Lechzendes, Wildes, beinahe Tierisches, eine unbeschreibbare Mischung von zürnender Drohung und selbstvernichtender Hingebung, eine wütende Freude über ein plötzlich gefundenes Glück und eine schauerliche Verzweiflung an allem, was nach diesem Augenblick noch kommen konnte.

Mit verschlingender Glut wühlten ihre Augen sich in des Jünglings blasses Gesicht, und ich hatte ein Gefühl, als müßte er wie Schnee in der Nähe einer feurigen Esse zerschmelzen und vergehen.

„Hier also bist du?" sagte sie, und indem diese wenigen Worte langsam mit tiefer, schwerer Stimme Silbe für Silbe von ihren Lippen rollten, klangen sie wie die Atemstöße eines im tiefsten Innern gärenden Vulkans, wie eine Mahnung an einen düsteren, geheimnisvollen Vorgang, der zwischen diesen beiden Menschen gespielt hatte.

Benno Rother starrte sie, keines Wortes mächtig, an, seine Brust bewegte sich in kurzen, fieberhaften Atemzügen, er befand sich offenbar vollständig im Banne des rätselhaften Weibes. Ob das Publikum, welches mittlerweile seine Plätze zu verlassen begann, von diesem beinahe lautlosen Vorgange etwas bemerkte, kann ich nicht sagen, da ich selbst für nichts anderes Augen und Ohren hatte. Der Begleiter der Frau jedoch, der die Geduld verlor, kam heran, um sie zum Verlassen des Zirkus aufzufordern.

„Vorwärts, wie lange dauert's?" sagte er, indem er an die Barriere trat, mit gedämpfter, aber eindringlicher Stimme.

Das Weib warf den Kopf mit einem jähen Ruck zu ihm herum.

„Solange ich will!“ antwortete sie; ihre rechte Hand ballte sich zur Faust und über ihr Gesicht zuckte ein Strahl, der ihre Züge wie ein zackiger Blitz zerriß und entstellte.

Der Riese erwiderte nichts, sie wandte sich noch einmal zu Benno Rother zurück, und ihr Gesicht nahm jetzt einen ganz anderen, tief sehnsüchtigen Ausdruck flehender Bitte an.

Es war nichts Sanftes, nichts Weiches in diesem Ausdrucke, es war die Lebensäußerung einer übermächtigen, gewaltsamen Natur, die in ihrem Wollen und Wünschen unersättlich den Gegenstand, den sie einmal erfaßt hat, in sich hineinziehen und verschlingen muß, wie das Meer, das sein Opfer im Wellensturze an sich reißt oder durch das sehnsüchtige Auge seiner Tiefe an sich lockt.

Und der Gegenstand dieses dämonischen Verlangens, das merkte ich nun wohl, war Benno Rother.

Meine Nähe schien sie gar nicht zu bemerken; die Anwesenheit so vieler Menschen in dem Zirkus schien ihr völlig gleichgültig zu sein; nur er war für sie da. Wie mechanisch streckte sie den rechten Arm nach ihm aus, als wollte sie ihn ergreifen, aber sie berührte ihn nicht. In der Mitte ihres Unterarmes gewahrte ich eine rote, narbenartige Vertiefung, deren Entstehung ich mir nicht zu erklären vermochte: von einer Kugelverwundung konnte sie nicht herrühren, dazu war die Narbe zu schmal, von einer Messerklinge auch nicht, dazu war der Riß zu unregelmäßig.

Das Weib legte die Finger der linken Hand auf diese Narbe, dann sagte sie mit demselben schwerfälligen Tone, der ihre ersten Worte so merkwürdig gemacht hatte:

„Vergiß nicht — ich halte dich.“

Benno Rother erwiderte keinen Laut; sie raffte das Gewicht, das ihren Händen entschlüpft war, auf und wandte sich zur Rückkehr. An der Barriere drehte sie das Haupt noch einmal um, bohrte die Augen noch einmal in sein Gesicht und wiederholte mit laut erhobener, tief vibrierender Stimme: „Ich halte dich.“ Dann verließ sie in Begleitung des Riesen, dem sie wie einem Knechte das Gewicht zuwarf, raschen Schrittes die Arena.

Atemlos blickte ich ihr nach, bis daß sie in den Stallräumen verschwand, dann stürzte ich mich auf meinen Freund, der noch immer wie gelähmt an seinem Platze saß.

Ich faßte ihn an der Schulter und schüttelte ihn.

„Komm fort," sagte ich, „komm augenblicklich fort."

Schwankend erhob er sich von seinem Sitze, und beinahe willenlos ließ er sich von mir fortführen.

Als wir am Ausgange des Tivoligartens angelangt waren, machte er halt.

„Wollen wir hinweggehen?" fragte er.

„Ich denke doch," versetzte ich, „oder hättest du Lust, eine ähnliche Szene zu erleben, wenn sie nachher mit den wilden Tieren erscheint?"

„Nein," sagte er wie im plötzlichen Erschrecken, „du hast recht, komm fort."

Wir kehrten nach dem Gasthofe zurück und suchten sogleich unser Zimmer. Dort angelangt, warf Benno Rother sich in das Sofa und blieb darauf, die Hände vor das Gesicht gedrückt, in brütenden Gedanken sitzen.

Ich ließ ihm Zeit, sich zu fassen, als jedoch kein Laut von ihm erfolgte und nur ein fortdauerndes, stöhnendes Atemholen den Krampf verriet, der sein Innerstes bewegte, beschloß ich, dem heillosen Zustande ein Ende zu machen und ihn zum Aussprechen zu nötigen.

„Benno," sagte ich, indem ich seine Hände gewaltsam von seinem Gesichte entfernte und in den meinigen festhielt, „hast du das sichere Gefühl, daß ich dein Freund bin?"

Er sah mich an und nickte stumm.

„Gut," sagte ich, „damit ein Freund uns helfen könne, muß er wissen, was uns fehlt. Du hättest mir vor Jahr und Tag schon sagen sollen, was dir zugestoßen war; du hast es damals nicht getan, also tu es heute, jetzt. Es scheint mir höchste Zeit, daß du es mir sagst," fuhr ich dringend fort, da ich sah, wie er wieder das Haupt sinken ließ; „hörst du wohl? Höchste Zeit."

Ich betonte diese letzen Worte absichtlich so stark, daß er daraus entnehmen mußte, was ich für ihn und seinen geistigen Zustand fürchtete. Er schien mich zu verstehen, denn eine zuckende Röte ging über sein Gesicht, und mit jener Plötzlichkeit der Entschließung, die mir heute schon einmal an ihm aufgefallen war, sprang er vom Sofa auf.

„Es ist wahr," sagte er, indem er im Zimmer auf- und niederging, „es muß endlich einmal heraus, sonst, fühle ich, macht es mich toll."

„Wohlan," sagte ich, „sammle dich einen Augenblick, wir wollen die Sache mit voller Gemütsruhe verhandeln und wollen denken, wir säßen wieder, wie in der lustigen Leipziger Zeit, in der Weinstube zusammen, wo wir uns gegenseitig so manche Schnurren zum besten gaben."

Ich klingelte und bestellte bei dem eintretenden Kellner ein paar Flaschen Wein. Nachdem sie erschienen waren, füllte ich jedem von uns ein Glas.

„Trink," sagte ich, indem ich an sein Glas anstieß, „du weißt, daß wir beide in manchem Gespräche die homerischen Helden bewundert haben, weil sie in jeder Gemütsverfassung essen und trinken konnten." Während er sein Glas austrank, zündete ich mir eine Zigarre an, indem ich eine Gemütsruhe heuchelte, von der ich in Wirklichkeit weit entfernt war.

„Wenige Tage vor deiner damaligen Abreise aus Leipzig," hob Benno Rother an, „hatte mich ein Freund aufgefordert, den Vorstellungen einer Akrobatengesellschaft beizuwohnen, die ihre Künste in einem Saale vorführte, der nicht weit von meiner Wohnung belegen war —"

„Und dessen Hintergebäude," unterbrach ich ihn, „mit dem Hofe deines Hauses in Verbindung stand."

Er sah mich überrascht an.

„Du weißt das?" fragte er.

„Ja," sagte ich, „ich habe mir die Örtlichkeit angesehen."

„Die Schaustellung," fuhr er fort, „geschah auf einer kleinen Bühne, deren Podium nur etwa zwei Fuß über dem Boden des Saales erhöht war. Wir saßen beide in der vordersten Stuhlreihe, ganz dicht an der Rampe.

Nachdem die Akrobaten eine Reihe von halsbrechenden Kunststücken ausgeführt hatten, wurde ein hohes, festes Gitter von Eisendraht um die Bühne gezogen, und hinter diesem erschien ein Mann, in feuerfarbenes Trikot gekleidet, mit einem Ochsenziemer in der Hand, dem man auf den ersten Blick den Tierbändiger ansah."

„Derselbe," fragte ich, „den wir heute abend im Zirkus gesehen haben?"

„Derselbe," versetzte er. „Sobald dieser Mann dem Publikum seine Verbeugung gemacht hatte, öffnete sich die Pforte der Bühne von neuem, und ein mächtiger brauner Bär kam hereingetrottet, dem die Schnauze mit einem starken Lederriemen zu-

geschnürt war. Die Bestie erhob sich auf den Hinterbeinen, machte einige Tanzbewegungen, legte dann ihre Tatzen auf die Schultern des Bändigers und ließ sich von diesem, der seinerseits mit beiden Händen in das zottige Fell des Ungetüms griff, rücklings über den Haufen werfen. Mensch und Tier wälzten sich einen Augenblick in einem Knäuel, dann sprang der Bändiger auf, gab dem Bären einen Schlag, und dieser trottete ebenso wieder hinaus, wie er gekommen war.

Wiederum öffnete sich nun die Pforte, und ein Rudel Wölfe kam auf die Bühne geschwärmt.

Während ich ihnen meine Aufmerksamkeit schenkte, stieß mein Begleiter mich von der Seite an.

„Um des Himmels willen," sagte er leise kichernd, „sieh das an, ist das ein Mann oder eine Frau?"

Hinter den Wölfen war eine Gestalt erschienen, die in der Tat das Unerhörteste war, was ich je gesehen hatte. Stelle dir die Erscheinung vom heutigen Abende vor, vom Kopf bis zu den Füßen in enganschließendem, lilafarbenem Trikot, die Füße mit roten Stiefeletten bekleidet, die um die Knöchel schlossen, die Arme nackt von den Schultern an. Sie trug einen Eisenstab in den Händen und führte gewissermaßen die Aufsicht über die Wölfe, die in der Zeit, während deren der Bändiger mit einem einzelnen Kunststücke machte, sich selbst überlassen waren. Kleidung und Gestalt befanden sich in wahrhaft schreiendem Mißverhältnisse, und diese Geschmacklosigkeit in kolossalem Maßstabe übte eine so belustigende Wirkung auf die Zuschauer, daß ich trotz des Spektakels, den der Bändiger mit seinen Wölfen vollführte, das Kichern der Leute rings um mich her vernahm.

Mein Begleiter war wie außer sich vor Vergnügen, er hielt sich das Taschentuch vor den Mund, stieß mich fortwährend in die Seite, und endlich konnte auch ich mich nicht länger der allgemeinen Heiterkeit entziehen, ich senkte das Haupt und lachte vor mich hin.

Als ich das Gesicht wieder zu der Bühne erhob, sah ich, wie die Frau, die ihre Stellung während der ganzen Zeit nicht um eine Linie verändert hatte, ihre Augen starr auf mich gerichtet hielt, und in dem Augenblick hatte ich ein Gefühl —"

Benno Rother, der bis dahin im Zimmer auf- und abgegangen war, blieb plötzlich stehen und griff sich an die Brust.

„Mein Gott," sagte er leise vor sich hin, „da steht sie wieder."

Ich schenkte ihm schweigend ein neues Glas ein, er nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf.

„In dem Augenblick," fuhr er fort, „hatte ich ein Gefühl, als bekäme ich einen Schuß mitten in die Brust. Ich wußte nicht, ob sie mich hatte lachen sehen, aber jedenfalls hatte sie das Gekicher des Publikums bemerkt und verstanden. Von der Stirn bis hinunter in die Brust sah ich sie von einer tiefen, glühenden Röte bedeckt, in den dunklen Augen gewahrte ich einen Ausdruck —

Wenn ich dir nur beschreiben könnte," unterbrach er sich, „wie dieser Ausdruck war; wenn man sich einen Menschen aus der Steinzeit denken könnte, ein Wesen, das den Namen unserer Art führt und doch nicht zu unserer Art gehört, der plötzlich unter die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts tritt, nichts von allem begreifend, was ihn umgibt, und von allen unbegriffen — so hätte sein Gesicht aussehen müssen, wie das der Frau in jenem Augenblick. Die Qual des Selbstbewußtseins lag wie eine dumpfe Last auf ihren Zügen, aus ihren Augen sprach eine finster grollende Traurigkeit, und ihre Mundwinkel waren herabgezogen, so daß es aussah, als würde sie zu weinen beginnen.

Ich blickte von ihr hinweg und suchte meine Aufmerksamkeit auf die Wölfe zu richten, ich sah nach links, nach rechts, ich wollte es vermeiden, sie anzusehen — endlich kehrten meine Blicke doch wieder zu ihr zurück, und ich sah ihre Augen mit demselben furchtbaren Ausdruck auf mich gerichtet, wie vorher.

Es war kein Zweifel mehr, sie suchte mich, und indem der stumme Blick sich inmitten der höhnenden, spottenden Menschenmenge an mich, den einen, wandte und mir den leidvollen Abgrund ihrer Seele enthüllte, erfaßte mich ein unbeschreibliches, aus Mitleid und Widerwillen gemischtes Gefühl. Ich zürnte mir, daß ich mit den anderen über sie gelacht und dazu beigetragen hatte, dem wehrlosen Weibe die Schamröte in das Gesicht zu treiben, anderseits schämte ich mich vor dem Publikum, dessen Aufmerksamkeit ich zu erwecken fürchtete, und ich fragte mich vergeblich, wodurch es geschah, daß sie gerade mich mit ihren Blicken und Gedanken verfolgte.

Erst mit dem Augenblick, da die Wölfe den Schauplatz ihrer Tätigkeit verließen, endigte dieser für mich unerträgliche Zustand; sie ging von der Bühne ab, und nur der Bändiger blieb noch

zurück, um dem Publikum zu verkündigen, daß morgen die Vorführung von ‚noch reißenderen Tieren' als heute stattfinden werde. Was für Tiere das sein sollten, wurde nicht verraten.

So rasch ich konnte, verließ ich den Saal; den Freund, in dessen Gesellschaft ich gekommen war, ließ ich allein davon gehen, denn er war mir durch sein beständiges Lachen ebenso unangenehm geworden wie das übrige Publikum.

Spät in der Nacht kam ich nach Haus — und da geschah etwas —" die letzten Worte verklangen tonlos auf seinen Lippen, Benno Rother war an das Fenster getreten und drückte die Stirn an die Scheiben.

„Nur Ruhe, mein Junge," sagte ich beschwichtigend, da ich sah, wie er unter der Erinnerung an etwas Schreckliches litt.

Benno Rother kam vom Fenster zurück.

„Du hast die Treppe gesehen," fragte er, „die zu meiner Wohnung hinauf führte?"

„Ja," erwiderte ich, „sie ist mir unvergeßlich geblieben, denn es war die abscheulichste, die ich je kennen gelernt habe."

„Als ich in den Hausflur trat," nahm er seine Erzählung wieder auf, „umgab mich eine so vollständige Finsternis, daß ich, wie man zu sagen pflegt, nicht die Hand vor Augen sah. Nur aus dem Hofe, dessen Tor wie gewöhnlich weit geöffnet stand, drang ein fahler Lichtschimmer herein. Mit tastenden Füßen gelangte ich an die Treppe.

So oft ich die Treppe in der Dunkelheit erklommen hatte, war ich ein widriges, unheimliches Gefühl nie los geworden: auf dem weitläufigen Hofe meines Hauses hatte ich nämlich Katzen in großer Zahl bemerkt, und nun mußt du wissen, daß ich gegen diese Tiere einen unüberwindlichen Abscheu hege. Jedesmal verfolgte mich daher die Vorstellung, daß eine davon in das Innere des Hauses geschlüpft sein möchte, daß ich mit ihr auf der engen, dunklen Treppe zusammentreffen, vielleicht gar auf sie treten würde, und meine Phantasie malte mir die Folgen auf das widerwärtigste aus.

Bisher war mir noch nichts derartiges begegnet. Als ich an jenem Abende indessen die Hand auf das Treppengeländer gelegt und die untersten drei Stufen erstiegen hatte, vernahm ich, wie auf dem ersten Absatze sich etwas erhob und mit raschen Sprüngen zur nächsten Biegung der Treppe hinauf entfloh.

Es war ganz unverkennbar das weiche elastische Geräusch, das ein schnell dahinhuschender katzenartiger Körper auf Holzstufen hervorbringt.

Ich blieb wie angewurzelt stehen, und ein eisiger Schauer, ich bekenne es, ging mir über den Rücken.

Was war zu tun? Ich beschloß, den ersten Treppenabsatz zu ersteigen und dann Licht zu schlagen. Sobald ich jedoch eine Stufe weiter gegangen war, sprang das Tier wieder auf und ging im Galopp vor mir her bis in den zweiten Stock. Dabei fiel es mir auf, daß die Schläge, mit denen der springende Körper die Holzstufen berührte, trotz ihrer Weichheit auffallend dumpf und schwer waren — es mußte eine ganz ungewöhnlich große Katze sein.

Dort oben, so überlegte ich mir, nahm die Treppe ein Ende, das Tier konnte nicht weiter. Wollte ich daher nicht aus meiner Wohnung ausgesperrt bleiben, so mußte ich der Katze Gelegenheit geben, an mir vorüber nach unten zu entkommen. Vielleicht, dachte ich, ließe sich das auf dem Flur vor meiner Zimmertür oben bewerkstelligen, der eng genug, aber immerhin geräumiger als die Treppe war.

So vorsichtig und leise als möglich setzte ich meinen Weg fort, und als ich bis zur Mitte des obersten Treppengliedes gelangt war, zog ich mein Feuerzeug aus der Tasche und setzte ein Zündholz in Brand.

Im Augenblick jedoch, als die Flamme emporloderte, schlug ein so furchtbarer Laut an mein Ohr, daß ich, wie gelähmt, an das Geländer taumelte und das brennende Holz auf den Boden fallen ließ. Es war ein pfauchender Stoß, dem ein lang anhaltendes rasselndes Schnarren folgte, und es hörte sich an, wie das kochende Brodeln einer Hölle von Wut.

Ich weiß nicht, ob du jemals in der Lage gewesen bist, einer tödlichen Gefahr plötzlich gegenübergestellt zu sein. Der Atem gerinnt uns in der Brust, unsere Glieder sinken nieder, und während eine völlige Machtlosigkeit auf unserem Körper lastet, macht unser Geist, zu schrecklicher Klarheit angespannt, im Zeitraume einer Sekunde ganze Reihen von Kombinationen durch. Ich wußte, daß das Tier, dem ich mich, durch keine Schranke getrennt, in unmittelbarer Nähe gegenüber befand, etwas ganz anderes und viel Entsetzlicheres als eine gewöhnliche Katze sein mußte, ich sagte mir, daß es zur Wut gereizt war und daß diese

Wut ihm ebensoviel an Kräften zulegte, als mir der Schrecken an Kräften raubte, und ich hatte ein deutliches, fürchterliches Gefühl, daß ich im nächsten Momente eine gräßliche, haarige Masse an meinem Gesichte und den Griff von Raubtierkrallen an meinem Leibe empfinden würde.

Nicht sehen können, ist in solchen Augenblicken das Schlimmste, und instinktiv, obgleich es vielleicht nicht zweckmäßig war, riß ich wieder das Feuerzeug hervor und schlug abermals Licht. Dasselbe höllische Pfauchen ließ sich von oben vernehmen, und obschon mir die Hände zitterten, hielt ich das Zündholz fest und leuchtete mit der Flamme zum Flur hinauf.

Es bot sich mir ein Anblick, der mir das Haar sträuben machte:

In die Mauerecke des Flurs gedrückt, zusammengeballt wie ein unförmlicher Klumpen, lag etwas, das im ersten Momente wie eine riesige schwarze Katze aussah. Der Rücken war zum Buckel gekrümmt, die Rückenhaare standen borstig aufgerichtet, und aus dem Kopfe, der wie eine runde Kugel auf die mächtigen Vorderpranken niedergedrückt war, stierten mich zwei grünlich schillernde Augen voll teuflischer Wut an."

„Es war ein schwarzer Panther?" unterbrach ich seine Erzählung, der ich in atemloser Spannung gefolgt war.

„Ja," sagte er, „ein schwarzer Panther, eins jener Geschöpfe, die die Natur in einer Stunde wildester Phantasie hervorgebracht zu haben scheint. Ich stand an das Geländer gepreßt, regungslos wie ein Stück Holz, denn der Instinkt sagte mir, daß jede Bewegung vorwärts oder rückwärts der zur Raserei gebrachten Bestie das Signal zum Sprunge geben würde; das einzige, was ich zu tun vermochte, war, daß ich ein Streichholz nach dem andern verbrannte, nur um meinen schrecklichen Gegner im Auge behalten zu können.

In diesem Augenblick drang vom Hausflur unten ein Lichtschein empor, und ich vernahm eine menschliche Stimme, voll und gewaltig wie eine Glocke.

„Ist jemand dort oben?" rief sie, „bleiben Sie stehen, rühren Sie sich nicht, ich komme!"

Gleichzeitig hörte ich, wie jemand die Treppe heraufkam, in weit ausholenden Sätzen, immer zwei Stufen mit einem Schritte überspringend, schwer auftretend wie ein Mann, und doch so weichen Fußes, daß es klang, als wären die Füße unbekleidet.

Erst als der Unbekannte auf dem letzten Treppenabsatz angelangt war, drehte ich das Haupt nach ihm zu, und vor mir stand das Weib, das ich heute auf der Bühne unter den Wölfen gesehen hatte.

Trotz der schaudervollen Lage, in der ich mich befand, ist mir das Bild unvergeßlich geblieben, das sich mir darbot: die Frau war offenbar so wie sie vom Lager und aus dem Schlafe aufgefahren war, herbeigestürzt; ihre Kleidung bestand einzig und allein aus einem langen, weißen Hemde, das vom Halse bis zu den nackten Füßen herabfloß und das die mächtigen Glieder wie das Gewand einer antiken Statue umhüllte. Das dunkle Haar, zur nächtlichen Ruhe aufgelöst, wogte wie eine schwarze Mähne über den Nacken bis tief in den Rücken hinab.

Die ganze Erscheinung war so überwältigend, so jedes Maß der Alltagserscheinungen überschreitend, daß ich sie offenen Mundes anstarrte; ich hatte ein Gefühl, als ob sie es wirklich mit dem schwarzen Panther aufnehmen könnte.

„Er ist ausgebrochen," sagte das Weib, das mich mit einem raschen Blicke gestreift hatte, indem es auf die Stufe trat, auf der ich stand.

„Nehmen Sie das Licht — warten Sie," fuhr sie fort; an der kleinen Laterne, die sie trug, rückte sie einen Schieber so vor die Flamme, daß sich ein schmaler Lichtstreif, scharf wie eine Klinge, aus dem Lichtbehälter ergoß, dann händigte sie mir die Laterne ein.

„Sehen Sie sein Auge?" fragte sie; „richten Sie das Licht gerade darauf." Sie erteilte mir diese Anweisungen mit wunderbarer Ruhe, mit gedämpfter Stimme, nur das heiße Vibrieren im Klange ihrer Worte ließ erraten, welch eine gewaltsame Aufregung sie mit Leib und Seele beherrschte.

Ich richtete die Laterne in der Weise, wie sie mir angegeben hatte, und der Strahl der Flamme traf wie eine Messerspitze in das Auge des Tieres. Sogleich erkannte ich die Zweckmäßigkeit ihrer Anweisung, denn das geblendete Auge kniff sich zu, und der Panther drückte den Kopf an die Wand, indem sein bisheriges Pfauchen sich in dumpfes Knurren verwandelte.

Nun kauerte sich die Frau auf den Boden nieder, und indem sie den Oberleib flach an die Stufen drückte, schob sie sich vorsichtig und gleitend wie eine Schlange auf den Panther zu. In ihrer linken Hand bemerkte ich ein Stück rohen Fleisches, das sie

weit vor sich hinstreckte, in ihrer rechten ein Ding, das wie eine Schlinge aus Leder und Draht aussah.

Alle diese Bewegungen begleitete sie mit einem sonderbaren gurgelnden Ton, der unaufhörlich wie das eintönige Gemurmel eines blasenwerfenden Quells aus ihrer Kehle stieg.

„Fangen Sie an, ganz langsam hinunterzusteigen," flüsterte sie mir zu, sobald ihr Gesicht in der Höhe des Flurbodens war; „aber so, daß Licht hier oben bleibt — und nehmen Sie sich nachher in acht, wenn ich mit ihm komme."

Sie hatte, während sie das sprach, kein Auge von dem Tiere verwandt; ich begann Schritt für Schritt die Treppe hinabzugehen; auf dem Absatze blieb ich stehen und hob die Leuchte hoch empor. Hier war soviel Raum, daß sie an mir vorbeigelangen konnte.

Von dem Panther hörte ich nichts mehr; das einzige, was ich vernahm, war das ewig sich gleichbleibende, tiefe Summen aus dem Munde des Weibes. Es hörte sich an wie ein dumpfes Wiegenlied, das die Bestie in Schlaf singen sollte.

Soweit ich erkennen konnte, hatte der schwarze Unhold das Fleisch gewittert, das sie ihm entgegenhielt; ich sah, wie er sich aus der Ecke herauswickelte und vorsichtig schnobernd den Hals lang machte, gleichzeitig bemerkte ich, wie die rechte Hand der Frau unhörbar und unmerklich näher und näher auf dem Boden entlang an das Tier heranrückte. Jetzt berührte ihre Hand seinen Kopf, im nächsten Augenblick schlug wieder das Wutgeheul, das ich vorhin vernommen, aber noch rasender und wilder, an mein Ohr, um gleich darauf jedoch in ein ersticktes Röcheln überzugehen, und zugleich sprang das Weib in voller Größe vom Boden empor, indem sie mit dem weit ausgereckten rechten Arm einen lastenden Gegenstand emporriß und denselben so weit von ihrem Leibe entfernt hielt als möglich. Es war der Panther, dem sie die Schlinge um den Hals geworfen hatte und der jetzt, mit Vorder- und Hintertatzen um sich hauend, halberwürgt in der Schlinge baumelte.

Und so, die entsetzliche, in wütenden Zuckungen sich windende Last vor sich hertragend, mit keuchender Brust und mit weitaufgerissenen lodernden Augen sah ich das Weib von droben herabsteigen, wie eine Göttin, die den Satanas überwunden und geknebelt hat.

„Gehen Sie voraus — mit dem Licht," rief sie mir zu, „und immer drei Schritte davon — er schlägt noch —" Ich

tat, wie sie mir sagte, indem ich rücklings hinunterstieg und das Licht der Laterne voll auf sie und ihren Weg fallen ließ.

Als die Bewegungen des Tieres zu erlahmen begannen, sah ich, wie sie mit der linken Hand die Hinterpranken desselben packte und zusammendrückte, indem sie dieselben so weit als irgend möglich nach hinten ausreckte. Jedenfalls wurde ihr die Last zu schwer für den einen Arm; und vielleicht wollte sie das Tier, die kostbare Habe ihrer Menagerie, nicht völlig erwürgen.

Im Augenblick aber, als sie den Panther in dieser Weise faßte, schlug derselbe mit der rechten Vordertatze noch einmal um sich und gleich darauf stieß das Weib einen Schmerzensschrei aus, der um so herzzerreißender klang, als man ihm anhörte, mit welcher Gewalt er in die Brust hinuntergewürgt ward. Der Panther hatte sie in den rechten Unterarm geschlagen, ihr Gesicht wurde totenblaß.

„Um Gottes willen," sagte ich, „er hat Sie verwundet!"

„Gehen Sie weiter," sagte sie mit heiserem Flüstern, „nur schnell, nur schnell!"

Wir hatten den Hausflur erreicht, wir gelangten auf den Hof; sie lenkte, indem sie hinter mir drein schritt, meinen Weg. Aus einer geöffneten Stallpforte drang Lichtschimmer; da ging es hinein, und die heiße Witterung von Raubtieren schlug mir wie ein dicker Qualm entgegen. Wir befanden uns inmitten einer Menagerie.

Ein Mann kam auf uns zu, ganz schlaftrunken, wie es schien, und rieb sich die Augen. Es war der Mensch, der heute mit dem Bären gerungen hatte.

„Donnerwetter," sagte er, „hast du ihn wieder? Eben sehe ich, daß er 'rausgekommen ist."

Er schob die Pforte an einem der Käfige auf.

„Soll er wieder entspringen?" fragte das Weib, dessen Lippen bleich wie Marmor geworden waren. „Ich habe dir gestern schon gesagt, daß die Planke locker geworden ist, aber du natürlich, du hast wieder an nichts gedacht."

Brummend öffnete der Mann den nebenanliegenden Käfig, der gleichfalls leer war, dann faßte er das Tier, das jetzt ganz leblos schien, mit seinen Fäusten an.

„Du hast ihn wohl ganz und gar erwürgt?" sagte er; dabei riß er die Pranke des Panthers, die immer noch an dem Arme des Weibes haftete, so roh und ungeschickt an sich, daß das

Blut aus der Wunde hervorbrach und das Weib mit einem abermaligen Schmerzenslaute zurücktaumelte.

„Sie müssen sich verbinden lassen," rief ich, indem ich auf sie zutrat. „Haben Sie Verbandzeug? Ich bin selbst Mediziner, ich kann es besorgen."

„Ja, das habe ich, und es ist sehr gut, daß Sie das können," erwiderte sie, indem ihre Zähne wie im Froste aneinanderschlugen. „Bitte kommen Sie mit." Sie warf einen weiten Mantel, der an einem Pflocke hing, über ihr Nachtgewand, schlüpfte mit den nackten Füßen in ein Paar bereitstehende Schuhe und trat mit mir auf den Hof hinaus. In der Tür wandte sie sich noch einmal zu dem Manne zurück, der dem Panther die Schlinge vom Halse genommen hatte und finster auf das Geschöpf niederblickte, das unbeweglich im Käfig lag.

„Gib ihm Wasser," sagte sie, „er ist nicht tot, ich hab's gefühlt. Gib ihm Wasser in den Käfig hinein."

Während wir über den Hof gingen, sah ich Lichter an den Fenstern des Hauses entlang und die Treppe herabhuschen. Die Hausbewohner waren durch den Lärm geweckt worden und sammelten sich auf dem Flure unten, um zu erfahren, was vorgefallen war. Wir überließen es dem Manne, ihre Wißbegierde zu befriedigen, und traten in das Zimmer des Weibes ein, das zu ebener Erde auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes sich befand.

Es war ein kahler, unwirtlicher Raum; ein schlechtes Sofa an der einen Seite, einige Stühle, ein Schrank und ein Bett, das sich noch in dem Zustande befand, in dem sie es verlassen hatte, das war die ganze Ausstattung.

Das erste, was das Weib tat, als wir eingetreten, war, daß sie auf das Bett zuging und es zudeckte. In ihrem blassen Antlitz gewahrte ich eine leise Röte. Alsdann öffnete sie den Schrank und nahm einen Ballen linnener Streifen daraus hervor, die sich zum Verbinden eigneten.

„Wenn Sie nun so gut sein wollen?" sagte sie. „Ich werde mich setzen, dann wird es leichter gehen."

Sie nahm auf dem Sofa Platz, warf den Mantel von der rechten Schulter und streckte den verwundeten Arm über die Lehne. Mit dem übrigen Teile des Mantels verhüllte sie sich so eng und dicht als möglich. Es schien, daß sie erst jetzt ihre Blöße bemerkte, und in ihrer Bewegung lag ein Ausdruck schamhafter Weiblichkeit und Keuschheit.

„Sie haben immer Verbandzeug bei sich?“ fragte ich, während ich die Wunde mit einem feuchten Lappen auswusch.

„Bei einem solchen Beruf“ — erwiderte sie mit tonloser Stimme — „muß man es da nicht?“

Sie hatte das bleiche Haupt zurückgelehnt, ihre Augen waren geschlossen, und aus den Zügen des Gesichtes sprach körperlicher Schmerz, verbunden mit noch tieferem Seelenleid.

Nach allen Regeln der Kunst, soweit ich dieselbe bisher gelernt, legte ich den Verband an; sie äußerte nichts, hielt die Augen geschlossen, und nur von Zeit zu Zeit seufzte sie schwer und tief.

„Fühlen Sie starke Schmerzen?“ fragte ich.

„Ach ja,“ gab sie zur Antwort, „es tut weh.“

Das Wort klang so bescheiden, so ergeben in einen qualvollen, unabwendbaren Zustand, daß mich ein tiefes Mitleiden ergriff.

Der Verband saß fest; ich machte eine Schlinge, um das verletzte Glied in der Schwebe zu erhalten, und bettete den Arm sanft und vorsichtig hinein. Während ich damit beschäftigt war, schlug sie die Augen auf und blickte mich schweigend an. Ich mußte die Schlinge um ihren Nacken legen; sie beugte das Haupt vor, so daß ihr Gesicht das meinige fast berührte, dann, als meine Hand zwischen ihrem Nacken und der Rücklehne des Sofas sich befand, drückte sie plötzlich den Nacken zurück, so daß meine Hand gefangen war.

Ich stand halb über sie gebeugt, und aus allernächster Nähe senkten sich die großen dunklen Augen des Weibes in die meinigen.

„Und Sie haben heute abend auch über mich gelacht,“ sagte sie mit starrem Blick, indem die Lippen das einzige waren, was sich an ihr bewegte.

Das Wort kam mir so unerwartet, daß ich nicht wußte, was ich sagen sollte; die blutige Röte der Verwirrung trat mir in das Gesicht.

„Sie — Sie meinen?“ fragte ich stockend.

Sie senkte das Haupt, so daß meine Hand frei wurde.

„Ich hab' es wohl gesehen,“ sagte sie, „ich habe einen Blick dafür, ich bin an so etwas gewöhnt.“

Ein dunkler grollender Schatten lagerte sich auf ihrer Stirn.

„Es hat mir sehr leid getan,“ erwiderte ich, „aber nur das Kleid war schuld, das Sie trugen.“

„Das Kleid," murrte sie halblaut vor sich hin, „das verfluchte Kleid." Mit einem jähen Ruck sprang sie vom Sofa auf.

„Ich hab' es ihm gesagt," rief sie, indem sie das Zimmer durchmaß, „daß ich in der verfluchten Jacke nicht mehr auftreten wollte — aber er hat wieder nicht darauf gehört! Aber heute war es das letztemal, nie soll er mich wieder hineinbringen! Niemals! Nie! Ich schwöre es!"

Den linken Arm emporgereckt, so stand sie mitten in der Stube; ich sah sie von der Seite an und sagte mir im stillen, daß, wenn sie heute abend in dieser Gestalt vor dem Publikum erschienen wäre, niemand daran gedacht haben würde, über sie den Mund zu verziehen.

„Sie werden sehr recht daran tun," sagte ich, „wenn Sie in Ihren Mann dringen —"

Sie warf das Haupt zu mir herum.

„Mein Mann?" fragte sie.

„Nun jener," versetzte ich, „der heute abend mit Ihnen auftrat und den wir in der Menagerie fanden, war das nicht Ihr Mann?"

Ein Zug verächtlichen Hohnes glitt über ihr Gesicht.

„Der und mein Mann!" sagte sie. „Nein," rief sie, indem sie den Nacken schüttelte, so daß das dunkle Haar nach rechts und links flog, „er ist mein Mann nicht! Niemand ist mein Mann, ich will keinen Mann, ich brauche keinen, ich hasse die Männer, alle miteinander, denn sie sind alle einer wie der andere!"

Ich stand sprachlos; mit weiten Schritten ging sie im Zimmer auf und nieder, so daß sie selbst wie ein im Käfig umherwütender Tiger erschien, dann kam sie plötzlich auf mich zu, und aus ihren Augen, die sich in mein Antlitz bohrten, brach der Grimm wie ein breiter Strom hervor.

„Nein, keiner ist anders," rief sie, „keiner! Denn auch Sie haben über mich gelacht heute abend, und ich konnte nichts dawider tun!" Die mächtige Gestalt blieb dicht vor mir stehen, und die ganze Erscheinung sah so gefährlich aus, daß ich unwillkürlich erschrocken einen Schritt zurückwich.

Als sie das bemerkte, erlosch plötzlich das Feuer in ihren Augen, ihre Züge nahmen einen angstvoll flehenden Ausdruck an, und ihr Gesicht verzog sich, wie es heute bei der Vorstellung ausgesehen hatte, als wollte sie zu weinen beginnen.

„Bin ich denn auch Ihnen so gräßlich?" fragte sie.

Ich vermochte nicht zu antworten, denn in der Tat empfand ich ein Grauſen vor dem unheimlichen Weſen, das mir gegenüberſtand.

Sie ließ den Kopf auf die Bruſt herabſinken und ſtand wie vernichtet da.

„Ich merke ſchon," ſagte ſie, „es iſt Ihnen ſchrecklich, hier mit mir zuſammen ſein zu müſſen — ich danke Ihnen, daß Sie mich verbunden haben, gehen Sie nur."

„Was haben Sie mir zu danken?" rief ich; „meinen Sie denn, daß ich vergeſſen hätte, oder je vergeſſen könnte, daß Sie mir heute das Leben gerettet haben?"

Als ich das ſagte, erzitterte ſie, als ob das Fieber ſie ſchüttelte, ſie richtete das Haupt auf, und es traf mich ein Blick voll glühenden, lechzenden Verlangens. „Mein Gott — wäre es möglich" — dachte ich bei mir, und es widerſtrebte mir, den Gedanken zu Ende zu denken, den dieſer Blick in mir erzeugte.

„Das iſt wahr," ſagte ſie mit dumpfer, ſchwerer Stimme, „ich habe Ihnen das Leben gerettet, und wiſſen Sie, ich will Ihnen noch etwas ſagen, etwas Sonderbares —"

Sie verſtummte einen Augenblick, als müßte ſie ſich beſinnen; währenddeſſen ließen ihre Augen mich nicht los.

„Ich weiß nicht, was es war," fuhr ſie langſam fort, „daß ich plötzlich aus dem Bette ſpringen mußte, weil ich eine Ahnung hatte, daß der Panther ausgebrochen ſei. Und als ich ſah, daß es wirklich ſo war, und als ich auf den Hof trat und den Lärm auf der Treppe hörte — da wußte ich mit einem Male, daß Sie da oben ſein müßten — und ich hatte doch noch gar nicht erfahren, daß Sie dort wohnten. Und wiſſen Sie — wenn er Ihnen etwas zuleide getan hätte — mit meinen Händen hätte ich ihn erwürgt und mit meinen Zähnen ihn zerriſſen — und ich hätte ihn untergekriegt — wahrhaftig, ich weiß es."

Ihre Worte waren ſtockend hervorgequollen, als ſchnürte ein Krampf ihr die Kehle zu; ſie wiegte das Haupt, und ein unbeſchreibliches, an Wahnſinn erinnerndes Lächeln zeigte ſich auf ihrem Geſicht. Entſetzt ſtarrte ich ſie an.

„Nein," ſagte ſie flüſternd, „du mußt dich nicht vor mir fürchten, du nicht — denn dich, ſiehſt du —"

Ihre Stimme brach plötzlich ab, ſie lehnte ſich auf meine Schulter und drängte ſich an mich, daß ich ihren Leib an meinem Körper fühlte.

„Wirst du morgen wiederkommen?“ fragte sie, „ja, nicht wahr, du mußt kommen und nach meiner Wunde sehen? Denn du weißt ja, daß ich sie für dich empfangen habe?“

Ich war wie betäubt.

„Wäre es nicht besser,“ fragte ich, „wenn ich Ihnen einen erfahrenen Arzt schickte?“

„Nein,“ sagte sie, „du sollst kommen! Du! Alle die anderen fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh, aber deine Hand ist weich, du hast mich sanft angefaßt. Wirst du kommen? Wirst du?“

Ihre Stirn berührte meine Stirn, ich spürte ihren wogenden Busen und ihren glühenden Hauch. —

„Gut denn,“ rief ich, indem ich mich losriß, „ich werde morgen wiederkommen und nach Ihrem Arme sehen — es ist spät — schlafen Sie wohl.“

Eilend wandte ich mich zum Ausgange; als ich von der Tür zurückblickte, sah ich sie mitten im Zimmer stehen, die Augen auf mich gerichtet, den linken Arm erhoben, als mahnte sie mich drohend an mein Versprechen.

Beinahe flüchtend erreichte ich meine Behausung. —

Als ich an der Stelle vorüberkam, an der vorhin der Panther gesessen hatte, bemerkte ich, daß der schreckliche Vorfall bereits in meiner Seele zu verblassen anfing, überwältigt und verdrängt von dem Eindruck, den mir die Vorgänge im Zimmer des Weibes erweckt hatten.

In meiner Seele war ein Zustand, den ich nur mit dem Bilde vergleichen kann, das eine durch einen Dammbruch jählings unter Wasser gesetzte Landschaft gewährt. Da, wo Äcker und Wiesen, Anpflanzungen und freundliche Wege waren, herrscht nur noch das wilde, zerstörende Element, und statt der bunten Mannigfaltigkeit von Farben und Linien, die uns bisher erquickte, gewahren wir nur noch die graue eintönige Flut.

So war in mein Leben plötzlich und gewaltsam dieses dämonische Wesen hereingebrochen; Erinnerung und Ziele, Vergangenheit und Zukunft meines Lebens versanken mir unter der vernichtenden Gewalt dieser letzten Stunden.

Was ich von mir zurückgewiesen hatte wie einen wüsten, spukhaften Traum, ich mußte es als Tatsache und Wahrheit anerkennen: das Weib liebte mich. Und wenn es je einen Menschen gegeben hat, der sich eines solchen Sieges nicht erfreute, so war ich es, denn mir schauderte vor dieser ihrer Liebe.

Das Verhältnis zwischen Mann und Weib war zwischen uns in sein Gegenteil verwandelt, sie war der gebietende, ich der gehorchende Teil, und ich fühlte den Greuel dieser Unnatur auf das allertiefste. Daneben empfand ich die Unmöglichkeit, ihrem Banne mich zu entziehen, denn nicht nur die Pflicht der Dankbarkeit zwang mich zu ihr zurück — nein, es regte sich noch etwas anderes, was ich nicht verstand, was ich nicht zu bezeichnen vermochte.

War es Mitleid und Mitgefühl? Ich glaube beinahe, denn aus ihren Worten, die mir eins nach dem anderen wieder in Erinnerung kamen, klang etwas hervor, das darauf hindeutete, daß in diesem Körper, dessen Maße alle Grenzen der Weiblichkeit überschritten, eine Seele wohnte, die in jeder Faser das Gepräge der Weiblichkeit trug, die sehnend danach verlangte, von den Menschen als Weib erkannt und anerkannt zu sein, und die es qualvoll empfand, daß ihr von den Menschen diese Anerkennung versagt wurde.

„Sie fassen mich an, als wäre ich ein Stück Vieh" — welche Summe verletzender Erlebnisse enthielt dieses kurze Wort; wie trostlos war der Klang ihrer Stimme gewesen, als sie von ihrem Berufe sprach, und wie schamhaft und keusch die Bewegung, mit der sie ihr Bett vor mir verbarg und ihre Glieder in den schützenden Mantel hüllte.

Ich sah ein menschliches Wesen vor mir, das die Natur durch einen schweren Mißgriff, den sie an ihm begangen, zum tiefsten Leide verdammt hatte, dem sie äußerliche Bedingungen verliehen hatte, die es aus den Grenzen vernünftiger Ordnung ausstießen, und dem sie gleichzeitig die Fähigkeit gegeben hatte, seine Einsamkeit zu empfinden. Und daß ich es war, an den sie sich anklammerte, um in diese ersehnte Menschheit zurückzugelangen, das war es, was mich in jener Nacht schlaflos bis zum grauenden Morgen liegen ließ.

Als ich am nächsten Tage," erzählte Benno Rother weiter, „aus dem Halbschlafe erwachte, in den ich schließlich gesunken war, traten die Ereignisse der vergangenen Nacht wie ein grauer Schatten vor meine Seele. Und dieses Gefühl ward ein bleibendes, ein Schleier umwob mir die ganze umgebende Welt. Ich ging des Morgens in den Hörsaal und hörte mechanisch die Vorlesungen an, ohne eigentlich zu verstehen, was ich hörte, ich vermied es, mit den Freunden zusammenzutreffen, nichts von allem,

was mich erfüllt hatte, interessierte mich fürderhin. Widerstrebend und doch unabänderlich kehrten meine Gedanken zu dem öden Zimmer zurück, wo sie meiner wartend lag.

Daß sie mich in der Tat erwartet hatte, erkannte ich, als ich am Nachmittage, da es schon zu dunkeln begann, bei ihr eintrat.

Ich fand sie vor einem Spiegel stehend, der, wie ich erst jetzt bemerkte, an der Wand zwischen den beiden Fenstern angebracht war. Mit dem verwundeten Arme schien es besser zu gehen, denn sie hatte die Schlinge bereits abgelegt und ordnete das Gewand, das sie sich, wie es schien, im Laufe des Tages zurechtgemacht hatte. Es war ein langes, an altgriechische Kleidung erinnerndes Kleid, das vom Halse bis zu den Füßen floß, völlig abweichend von dem gestrigen Trikotgewande, ungefähr wie das, in dem du sie heute im Zirkus gesehen hast.

Die Veränderung ihrer Erscheinung war so augenfällig, daß ich überrascht auf der Schwelle stehen blieb.

Sie hatte mich, als ich eintrat, sofort im Spiegel erkannt und wandte sich hastig zu mir um, indem sie beide Arme nach mir ausstreckte.

„Ach," sagte sie, „ich wußte, daß du kommen würdest — das ist recht."

Ich blieb stehen, ohne ihre ausgereckten Hände zu berühren; langsam ließ sie die Arme sinken.

„Ist es so besser?" fragte sie, indem sie an ihrem Gewande herabsah. „Gefalle ich dir so etwas weniger schlecht?"

Sie blickte mich nicht an, schamhafte Glut färbte ihr Gesicht.

„Jawohl," erwiderte ich rasch, „es steht Ihnen viel besser als Ihr bisheriges Kleid; niemandem wird es mehr einfallen, über Sie zu lachen."

Ein freudiger Strahl zuckte aus ihren Augen, indem sie diese zu mir erhob. Ich war dicht an sie herangetreten, wir standen nah aneinander vor dem Spiegel. Mit der rechten Hand erhob sie die Lampe und beleuchtete unserer beider Gesichter. Plötzlich sah ich, wie sie aufmerksam wurde, sie beugte sich bis dicht an das Glas des Spiegels vor, dann wandte sie sich zu mir herum und blickte forschend in mein Gesicht, als suchte sie etwas darin.

„Merkwürdig," sagte sie leise, — „ganz wie bei mir."

„Was meinen Sie?" fragte ich.

„Sieh doch," erwiderte sie, indem sie die Lampe niedersetzte und mit dem Zeigefinger der rechten Hand über meine Augenbrauen dahin strich, „sieh doch, ganz dicht zusammengewachsen."

Sie ließ den Finger über meiner Nasenwurzel ruhen, dann wiederholte sie dieselbe Bewegung an ihrem eigenen Gesichte.

„Siehst du?" sagte sie.

In der Tat bemerkte ich jetzt, daß ihre Augenbrauen wie ein dunkler Strich über der Nase ineinander übergingen.

„Nun ja," sagte ich, „ein Zufall, das ist wahr."

Sie wiegte das Haupt und sah mich mit einem seltsamen, schwermütigen Ausdruck an.

„Nein," versetzte sie, „weißt du denn nicht, was das zu bedeuten hat?"

„Was soll es zu bedeuten haben?" fragte ich leichthin.

„Du weißt es wirklich nicht?"

„Nein doch, wenn ich's Ihnen sage."

Sie drehte sich plötzlich von mir ab.

„Dann möchte ich's dir eigentlich gar nicht sagen."

Ich war nun wirklich neugierig geworden und bestand darauf, es zu erfahren.

Sie beugte sich dicht an mein Ohr.

„Wer das hat," flüsterte sie, „der ist gezeichnet — mit dem nimmt es kein natürliches Ende."

Ich drängte den Schauer nieder, der mich bei diesen geheimnisvollen Worten erfaßte, und blieb äußerlich ruhig.

„Davon hatte ich ja noch gar nichts gewußt," sagte ich lächelnd.

„Aber es ist wahr," fuhr sie fort, „solch einer stirbt durch Gewalt." —

Sie hatte beide Hände auf meine Schultern gelegt und blickte mich mit schmerzlich fragendem Ausdruck an.

„Meinetwegen," sagte sie, „wundert mich das nicht, ich hab's mir immer gedacht — aber du? auch du —"

Plötzlich sank sie vor mir nieder, ihre Hände glitten von meinen Schultern und schlangen sich um meinen Leib, und mit der ganzen Kraft dieser Arme fühlte ich mich an ihren wogenden Busen gepreßt.

„O du" — sagte sie mit heißer, vor Leidenschaft zitternder Stimme — „fühlst du denn jetzt nicht, daß wir zusammengehören?

Warum nennst du mich immer noch ‚Sie'? Komm doch, komm her zu mir, und küsse mich — o nur ein, nur ein einziges Mal küsse mich!"

Ich weiß nicht, ob sie zu mir emporstrebte, oder mich zu sich herniederzog, ich weiß nicht, ob ich Lust oder Entsetzen empfand, nur das noch weiß ich, daß ich mich plötzlich wie umflutet fühlte von einem glühenden Meere, daß ich zwei Lippen fühlte, die in wilden Küssen meine Lippen suchten, daß meine Hand in ihrem strömenden Haare untertauchte und daß auch meine Lippen sich wieder und immer wieder auf die ihrigen senkten.

„Liebst du mich denn so sehr?" fragte ich sie leise.

Ein unterdrücktes Stammeln war ihre Antwort; mit verdoppelter Gewalt schlang sie die Arme um mich her.

„Mit dir sterben," sagte sie stöhnend, „o, mit dir zusammen sterben!"

Sie lehnte ihr Haupt an meine Brust, sie schloß die Augen, und ihr Antlitz sah aus wie das einer sterbenden Gigantin.

Mit schwindelnden Sinnen riß ich mich los und setzte mich auf das Sofa; zu meinen Füßen ließ sie sich nieder.

Ich verlangte, daß sie neben mir sitzen sollte, aber sie schüttelte den Kopf, und indem sie die Arme auf meine Knie lehnte, blickte sie mir von unten in das Gesicht.

„Dies sanfte Gesicht," hob sie nach einer Pause schweigenden Schauens an — „und dies weiche, blonde Haar —"; plötzlich nahmen ihre Augen wieder den forschenden Ausdruck an, wie vorhin, als sie mit mir vor dem Spiegel stand.

„Wahrhaftig," sagte sie, „ich glaube, du bist es, den sie mir wahrgesagt hat."

Ich war bereits so an Seltsames und Abenteuerliches von ihrer Seite gewöhnt, daß mich diese neue geheimnisvolle Andeutung kaum mehr in Erstaunen setzte.

„Wer hat dir wahrgesagt?" fragte ich.

„Als ich von Hause fortgelaufen war," erwiderte sie, „ist mir im Walde eine Zigeunerfrau begegnet und hat mir in der Hand gelesen. Sie hat mir gesagt, daß zweie mir begegnen würden, erst ein Schwarzer und dann ein Gelber; der Schwarze würde mich haben wollen, aber der würde mich nicht bekommen —"

„Nun," fragte ich, „und ist solch einer gekommen?"

„Ja freilich," sagte sie, „du hast ihn ja gesehen und hast ja geglaubt, daß er wirklich mein Mann wäre."

„Ach so," erwiderte ich, „der Mann, mit dem du aufgetreten bist?"

Sie nickte schweigend.

„Er hat mich auch zur Frau haben wollen," fuhr sie fort, „mehr als einmal, und er liegt mir auch jetzt noch in den Ohren damit — aber er bekommt mich nicht! Nie bekommt er mich! nie!"

Sie hatte meine Knie umschlungen und drückte ihr Gesicht darauf.

„Du bist von Hause fortgelaufen?" forschte ich, „wo ist denn deine Heimat?"

Sie schaute mit einem dumpfen Blick auf den Boden.

„Ich weiß selbst nicht mehr," erwiderte sie, „es ist schon so lange her, seit ich fort bin. Aber es war eine kleine Stadt, und die Leute sprachen halb polnisch, halb deutsch."

„Wer war dein Vater?" fragte ich.

„Ich habe gar keinen Vater gehabt," sagte sie tonlos, „aber es war da ein Mann, der in einer Fabrik arbeitete, von dem ging das Gerede, daß er mein Vater wäre."

Sie war dunkel errötet und wandte das Haupt zur Seite. Es sah aus, als versänke sie in Erinnerungen düsterer Art.

„Es war so schlimm bei uns zu Hause," fuhr sie stockend fort, „so schlimm, daß ich es endlich nicht mehr aushalten konnte. Als ich so alt war, daß ich schon lange Röcke trug, haben sie mich in die Schule getan, daß ich lesen und schreiben lernen sollte. Und ich wollte so gern etwas lernen, denn ich wollte nicht immer bloß das Vieh hüten, mit dem sie mich alle Tage hinausschickten. Aber als ich in die Schule kam, wollten die übrigen Jungen und Mädchen nichts mit mir zu tun haben, und wenn ich auf der Bank neben ihnen saß, rückten sie ab, und wenn ich mit ihnen spielen wollte, liefen sie weg und warfen mit Steinen nach mir. Und weil ich damals schon so groß und stark war, sagten die Mädchen, daß ich gar kein Mädchen wäre, sondern ein Mann, und die Jungen sagten, daß ich eine Hexe wäre, die man ins Wasser werfen müßte. Und ich hatte doch keinem etwas zuleide getan."

Trostlos schüttelte sie das Haupt.

„Aber einmal," erzählte sie weiter, „als sie es wieder so trieben, konnte ich es nicht länger aushalten und drehte mich um und nahm den größten und stärksten von den Jungen, der immer am

lauteſten geſchrien hatte, am Halſe, und als er ſich wehrte, wurde es mir plötzlich ganz rot vor den Augen, und ich würgte ihn und warf ihn an die Erde, daß es krachte, und prügelte ihn, bis daß ich nicht mehr konnte. Darauf lief er zum Lehrer, und all die anderen mit ihm, und zeigten mich an. Und der Lehrer hätte mich doch in Schutz nehmen müſſen, denn ich war doch in meinem Recht — aber auch er —" ihre Stimme erloſch in einem ſchweren, ſtöhnenden Seufzer.

Ich legte meine Hand auf ihr Haupt, ſie ergriff mit beiden Händen meine Hand und drückte die Lippen darauf.

„Ja, du biſt anders — du biſt beſſer als ſie," ſagte ſie, „aber die übrigen Menſchen ſind immer gegen mich geweſen — alle, alle miteinander! Der Lehrer hörte mich gar nicht an, ſondern nahm den Rohrſtock hinterm Ofen vor und wollte mich ſchlagen. Und als ich ihm ſagte, daß er es nicht tun ſollte, und daß ich kein Unrecht begangen hätte, ſchlug er mich über die Schultern. Da fiel ich über ihn her und riß ihm den Stock aus den Händen und brach ihn entzwei und warf ihm die Stücke vor die Füße. Der Lehrer wurde vor Schreck weiß wie die Wand und lief durch die Hintertür hinaus, geradeswegs zu meiner Mutter. Und als ich nach Hauſe kam, war er ſchon dageweſen und hatte meiner Mutter geſagt, ich dürfte nie wieder in die Schule kommen, denn ich wäre gar kein Menſch, ſondern ein wütender Affe, ein Gorilla, und als ich über die Straße nach Hauſe ging, ſchrie ſchon alles hinter mir her: ‚Da geht der Gorilla!' Meine Mutter aber gab mir den Abend nichts zu eſſen und ſagte nur — ſagte nur —"

Sie wollte weiter ſprechen, aber die Worte ertranken ihr im Halſe, von Tränen erſtickt; ſie barg das Geſicht in den Händen und fing an zu weinen, laut, klagend und ſo furchtbar verzweiflungsvoll, wie ich noch nie einen Menſchen hatte weinen hören.

„Sie ſagte mir —" fuhr ſie endlich mit ſchluchzender Bruſt fort — „ihr Unglück wäre ich ſchon immer geweſen, nun wäre ich auch noch ihre Schande — eine rechte Affenſchande!"

Sie verſtummte und ſah mich von unten herauf mit einem langen, prüfenden Blick an.

„Haſt du eine Mutter?" fragte ſie.

„Ja," ſagte ich.

„Und ſie liebt dich? Und du liebſt ſie auch recht?"

„Ja gewiß," erwiderte ich.

„Wie ich mir das denken kann," fuhr sie träumerisch fort, „wie schön das sein muß, wenn Ihr so beieinander sitzt, du und deine Mutter —"

„Sie wohnt nicht hier," antwortete ich, „denn dies ist meine Heimatstadt nicht; meine Mutter wohnt weit von hier, in Kiel — hast du davon schon einmal gehört?"

Sie schüttelte verneinend das Haupt, dann sprang sie jählings auf die Füße und trat von mir fort, mitten in das Zimmer.

„Geh hinweg von mir," sagte sie, „geh hinweg! Was würde deine Mutter sagen, wenn sie dich hier mit mir sähe! Du gehörst zu anderen Menschen, und wenn du bei mir bleibst, mußt du unglücklich werden, denn ich bringe allen Unglück, die mit mir zusammenkommen!" —

Benno Rother unterbrach seine Erzählung.

„Wenn ich diesen Augenblick benutzt hätte" — sagte er vor sich hin — „aber ich tat es nicht, ich blieb sitzen. Was mich hielt? Weiß ich es selbst? War es aufkeimendes Interesse? War es Edelmut? Ein törichter Edelmut — nicht wahr?"

Er stand dicht neben mir und sah mich an, als erwartete er meine Antwort. Ich ergriff seine Hand.

„Nein," sagte ich, „wenn du in dem Augenblick gegangen wärst, so hättest du wie ein Feigling gehandelt."

Er nickte schweigend vor sich hin.

„Als sie bemerkte, daß ich sitzen blieb," fuhr er fort, „kehrte sie in ihre vorige Stellung zu meinen Füßen zurück."

„Siehst du," sagte sie, „das ist das letzte Wort gewesen, das ich von meiner Mutter gehört habe. Denn als sie das gesagt hatte, wurde mir das Blut in den Adern kalt; ich ging zur Tür hinaus, die Straße entlang, immer weiter, immer zu, ich hörte nichts, ich sah nichts, ich weiß nicht, wie lange ich in einem Zuge gegangen bin, aber ich glaube, es sind ein paar Meilen gewesen, denn als ich zum erstenmal stehen blieb, war ich in einem Walde, von dem ich wußte, daß er weit, weit von der Stadt entfernt war.

Von der Stunde an bin ich nie mehr nach Hause gekommen. Es war schon ganz dunkel, ich legte mich unter einen Baum. In der Nacht hörte ich die Eulen schreien, und ich schrie selber laut in das Dunkel hinein, denn ich dachte, daß ich nun selber ein wildes Tier geworden wäre.

Am anderen Morgen ist mir die Zigeunerfrau begegnet, die mir in der Hand gelesen und gewahrsagt hat. Darauf bin ich bis zum Mittag weitergegangen, immer den Weg geradeaus, und als ich müde wurde, habe ich mich in den Straßengraben gelegt und bin eingeschlafen. Plötzlich bin ich dann aufgewacht, denn ich fühlte, daß jemand mir an die Brust griff, und wie ich aufschaute, sah ich einen Mann — ich hatte noch nie solch einen großen, starken Menschen gesehen — mit schwarzem Haar und Bart, der neben mir am Boden kniete.

Ich sprang auf, aber er fing mich in beide Arme und riß mich an den Boden zurück, und dabei sah er mich mit einem Paar Augen an, daß mir ganz schlimm wurde. Da wurde ich so wütend, daß ich ihn mit beiden Händen am Halse ergriff, und wir rangen miteinander, und plötzlich — ich weiß noch jetzt kaum, wie es geschah — hatte ich ihn unter und warf ihn in den Graben, daß er lang auf dem Rücken lag.

Wie ich das sah, da wußte ich mit einemmal, daß ich stärker war als alle Menschen, und seit dem Tage habe ich mich vor nichts mehr gefürchtet.

Der Mann stand wieder auf und klopfte sich den Staub vom Rocke.

„Der Tausend," sagte er, „du hast Kraft in den Armen; dich könnte ich gebrauchen."

„Zu was?" fragte ich.

„Ich habe eine Menagerie," sagte er, „und ich denke mir, du würdest mit den Rackern fertig werden. Hättest du Lust dazu?"

Das schlug mir in die Seele. Die Menschen wollten mich nicht haben, also konnte ich es mit den Tieren versuchen; und je wilder und böser sie waren, desto lieber war es mir, denn in dem Augenblick war ich selbst so böse und wild, daß ich mich in Blut hätte baden mögen.

„Es ist gut," sagte ich, „ich will mit dir gehen; vor deinen Tieren fürchte ich mich nicht, und wenn du noch einmal so etwas versuchst wie das von vorhin, dann bringe ich dich um!"

„Er schaute mich schief von der Seite an und lächelte, und von der Stunde an wußte ich, daß er ein Teufel war, denn ich sah, daß er wütend war, und doch konnte er lachen. Und das sind von allen Menschen die gefährlichsten," fügte sie wie in Gedanken hinzu.

„Er hatte damals nur ein paar schlechte Wölfe," fuhr sie fort, „und mit denen zogen wir von Ort zu Ort. Unterwegs lehrte er mich eine Menge Kunststücke; ich wurde stärker von Tag zu Tag, und das Geschäft ging gut. Wo wir in eine Stadt kamen, liefen die Leute herzu, um uns zu sehen, und bald konnte er sich ein Tier nach dem anderen dazukaufen, und als das Jahr herum war, da hatte er wirklich eine Menagerie zusammen. — Und als es soweit war, da kam der Gelbe." Ihre Stimme wurde hohl, ihr starrender Blick senkte sich ins Leere.

„Ja so," sagte ich, „was hatte sie dir denn von dem Gelben prophezeit?"

„Sie hat gesagt, es würde mich keiner zwingen, aber wenn der Gelbe käme, dann würde ich verloren gehen mit Seele, Leib und Leben."

„Und solch einer ist also gekommen?" fragte ich.

Sie nickte stumm, und es sah aus, als müßte sie die Träume sammeln, die wie ein dunkles Meer ihr durch den Kopf fluteten.

„War es ein Mann?" fragte ich.

Sie richtete die Augen auf mich, und auf ihren Lippen erschien wieder jenes wahnsinnige Lächeln, das mich schon einmal mit Schrecken erfüllt hatte.

„Ein Mann?" wiederholte sie leise meine Frage, „ja, ja — und was für einer — ein starker, stolzer, o ich sage dir, er ist gewaltig."

Sie redete wie in einer dumpfen Verzückung, und ihr Gesicht sah aus wie das eines Menschen, der von einer fixen Idee beherrscht wird. Ich sah schweigend auf sie nieder, und jenes geheimnisvolle Wesen, von dem sie sprach, fing an, meine Phantasie gefangen zu nehmen. War es wirklich ein Mann, ein Mensch, was sie meinte?

„Und den also hast du geliebt?" fragte ich weiter.

„Ja," erwiderte sie flüsternd, indem sie das dunkle Haar, das ihr über die Stirn gefallen war, zurückstrich, „ich habe mir eingebildet, der wäre es, von dem sie mir gewahrsagt hat, bis daß ich dich sah."

Sie preßte meine Knie mit ihren Händen zusammen.

„Denn als ich dich vor mir sitzen sah," sagte sie mit heiserer Stimme, „da ging mir etwas durch Mark und Bein — etwas, was ich noch gar nicht gekannt hatte, — da wußte ich mit einemmal, daß einer da war, der mit mir machen konnte, was er

wollte." Sie reckte sich lang empor, bis daß sie mit ihren Lippen mein Haar berührte.

Dann spürte ich, wie sie eine Locke meines Haares zwischen ihre Zähne nahm und leise meinen Kopf nach ihrer Seite hinüberzog. Ihr Gesicht berührte beinahe das meinige, indem sie mich von der Seite unablässig anblickte, dabei flüsterte sie ganz leise vor sich hin:

„Er ist der Gelbe — er ist der Gelbe."

Plötzlich näherten sich ihre Lippen meinem Ohre.

„Weißt du was," sagte sie, „küssen ist doch eigentlich nichts — aber beißen — und verschlingen!"

Während sie so sprach, begann sie an meinem Rockärmel zu zerren, als wollte sie ihn mir vom Leibe ziehen.

„Was beginnst du?" fragte ich erstaunt.

„Sei still," erwiderte sie mit leisem, aufgeregtem Flüstern, „laß mich machen, laß mich machen!"

Ihre Bewegungen wurden immer hastiger, eine unterdrückte, finstere Leidenschaftlichkeit regierte ihre Hände, und da ich dem seltsamen Gebaren keinen ernsten Widerstand entgegensetzte, hatte sie bald meine linke Schulter vom Rocke befreit.

Mit einem erstickten Laute warf sie sich auf mich, und durch das Hemde hindurch fühlte ich, wie sie meine Schulter mit ihren Zähnen faßte. Ich fuhr zurück und wollte mich ihr entziehen, aber sie hatte meine beiden Hände mit aller Kraft gefaßt, und plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz. Sie hatte mich in die Schulter gebissen.

In der Überraschung des Schmerzes zuckte ich auf und wollte mich gewaltsam von ihr befreien, aber sie ließ die Lippen nicht von meiner Schulter, und ich fühlte, wie sie das Blut aus der Wunde sog. Dann sprang sie zwei Schritte zurück und hob beide Arme empor.

„Ich habe sein Blut getrunken!" rief sie wie in frohlockendem Triumph, „mein Blut ist für ihn geflossen, nun kann er nicht mehr von mir los!"

In ihren Augen loderte eine wilde, vernichtungsselige Freude.

Ich hatte mein Taschentuch hervorgezogen und drückte es schweigend auf die Schulter, um das Blut zu trocknen. Als sie das bemerkte, kam sie herangestürzt, sank an dem Sofa zu meinen Füßen nieder und schaute mir mit einem Ausdruck tödlicher Bangigkeit in das Gesicht.

„Hat es weh getan?“ fragte sie, „wirklich? Hat es weh getan?“

Ich sah sie nicht an und erwiderte nichts, denn in der Tat fühlte ich Schmerz.

„Sprich zu mir,“ sagte sie, indem sie wie rasend die Arme um mich warf, „sprich zu mir, ich halte es nicht aus, wenn du böse bist mit mir! Habe ich dir weh getan?“

„Nun,“ erwiderte ich mit ärgerlichem Lachen — „wenn man jemanden beißt wie ein wildes Tier —“

Als ich das sagte, sanken ihr die Arme herab und sie kauerte, gesenkten Hauptes, wie vor den Kopf geschlagen, zu meinen Füßen. Dann warf sie sich mit ganzem Leibe auf den Boden nieder und wandte das Haupt zu mir empor.

„Setz' deine Füße auf mich,“ sagte sie, „und tritt mich! Ich bitte dich, tritt mich; ich verdiene es nicht anders!“

Ich schüttelte das Haupt.

„Steh' nur auf,“ sagte ich, „mehr verlange ich nicht von dir.“

Lautlos tat sie, wie ich ihr geheißen, und als sie auf den Füßen stand, blickte sie mich staunend an.

„Wie sanft er ist,“ sprach sie in sich hinein, „keinen Schlag, kein böses Wort —“

Sie neigte sich wieder über meine Schulter, und so wild ihre Bewegungen vorhin gewesen waren, so sanft und sorgsam waren sie jetzt. Sie drückte die Lippen auf die Wunde und legte sodann ihre Wange darauf, währenddessen ließ sie jenen summenden Ton vernehmen, den ich von ihr gehört hatte, als sie sich dem Panther näherte.

„Was murmelst du so?“ fragte ich.

„Laß nur,“ erwiderte sie leise, „das ist gut, da schläft das Blut ein — so etwas lernt man in meinem Beruf.“

„Siehst du,“ fuhr sie fort, „es fließt schon nicht mehr — freilich, nicht alles Blut ist so milde und süß.“

Sie hatte sich jetzt neben mich gesetzt und schmiegte sich eng an mich.

„Gib mir den Arm frei,“ sagte ich, da ich den Rock wieder anziehen wollte.

„O nur einen Augenblick noch,“ erwiderte sie, und plötzlich hatte sie das Haupt auf meine Brust gedrückt, indem sie das Ohr, wie lauschend, an mein Herz legte.

„Horch, wie es schlägt," sagte sie, „ticktack, ticktack wie eine Uhr — weißt du, was ich möchte? Daß die Uhr da drinnen ewig ginge, und daß ich ihr ewig so zuhören könnte."

Welche Rätsel waren in diesem Geschöpf vereinigt!

Unwillkürlich beugte ich mich nieder und umfing ihren Hals und küßte sie auf den dunkellockigen Scheitel.

Da richtete sie das Haupt empor, und während sie mit beiden Händen meine linke Hand erfaßte und leise drückte, sah sie mir mit einem langen, wunderbar ernsten Blick in die Augen.

„Ich will dich etwas fragen," begann sie mit einem Tone, der ganz anders klang, als alles, was ich bisher von ihr vernommen, „willst du mit mir kommen — zu ihm?"

„Zu wem?" fragte ich erstaunt.

„Zu dem — Gelben?"

Ob es der Ton ihrer Worte, oder was es sonst war, ein schauerndes Bangen überströmte mich, als sie mir diesen Vorschlag machte.

„Sage mir," erwiderte ich, „wer das eigentlich ist, von dem du so sprichst, den du den Gelben nennst?"

„Du sollst ihn kennen lernen, willst du mit mir gehen? Willst du?" fragte sie.

Sie war vom Sofa aufgestanden und zog mich an der Hand, die sie in ihren Händen festhielt, mit sanfter Gewalt nach.

„Ich weiß nicht, ob ich soll," sagte ich, indem ich den Rock wieder anzog und ihr in das Gesicht schaute. In ihren Augen ging wieder jener stille, verzehrende Blick auf, den ich am Abend zuvor bemerkt hatte.

„O komm," sagte sie leise flehend, „komm, du wirst sehen, wie schön er ist."

Mit diesen Worten legte sie den Arm um meine Schultern, und beinahe willenlos ließ ich mich von ihr führen. —

Wir verließen das Zimmer, wir schritten über den Hof, und dann traten wir dort ein, wo ich bereits am Abende vorher gewesen war, in die Menagerie.

Auf der Schwelle blieb ich stehen.

„Wohnt er hier?" fragte ich.

Sie schüttelte das Haupt, ohne mich anzusehen.

„Komm nur weiter," sagte sie, „komm nur weiter."

Der geräumige Saal, in dem wir uns befanden, und an

dessen Wänden die Käfige der Tiere angebracht waren, wurde durch eine einzige Laterne erhellt, die in einer Ecke an einem Haken in der Wand hing. Unter dieser Laterne befand sich eine Bettstatt, und auf dieser lag der schwarzbärtige Tierbändiger in tiefem, schnarchendem Schlafe. Über dem Bette war ein Gesimse an der Wand, auf dem standen noch einige Lampen, und eine derselben nahm meine Begleiterin herab.

Sie zündete den Docht in der Lampe an, dann ergriff sie meine Hand, als fürchtete sie, daß ich ihr entfliehen würde, und so schritten wir quer durch den weitläufigen Raum auf eine in der entgegengesetzten Ecke befindliche Tür zu.

Wir gelangten in einen dunklen Gang, und als wir denselben durchschritten hatten, stieß sie eine zweite Tür auf; ein Gelaß, das keinen weiteren Ausgang hatte als die Pforte, durch die wir eingetreten waren, nahm uns auf.

Sie drückte die Tür hinter uns ins Schloß, dann hob sie die Leuchte empor.

„Komm," sagte sie.

Ich folgte ihr, wir traten zwei Schritte vor — und ich prallte zurück:

Vor mir gewahrte ich einen Käfig, und hinter den Stäben desselben richtete sich, vom plötzlichen Lichte geweckt, lautlos ein gewaltiger Löwe auf.

Ich weiß nicht, ob es eine Wirkung meiner tiefen Erregtheit war, oder ob die schweigende Einsamkeit, aus der er mir plötzlich entgegentrat, ihn so mächtig erscheinen ließ, ich hatte in dem Augenblick die Empfindung, daß ich noch nie ein so riesenhaftes Tier dieser Art gesehen hatte.

Regungslos, wie aus Erz gegossen, stand er mitten in dem Käfig; die gelbbraune Mähne umwogte sein Genick, und aus dieser Umrahmung trat der Kopf voll drohender Gelassenheit hervor; seine finsteren Augen waren auf uns gerichtet.

„Sieh ihn an," flüsterte meine Begleiterin, „wie er da steht in seiner Herrlichkeit; er ist ein König der Natur und zürnt den Menschen, die sich auf seinen Thron gesetzt haben."

Sie sprach so leise, als glaubte sie, daß er ihre Worte verstehen würde, ihre Lippen öffneten sich, so daß die weißen Zähne sichtbar wurden, ihre Nasenflügel zitterten, und ihre Blicke ruhten auf ihm mit dem verzehrenden Ausdruck, mit dem sie gestern mich angesehen hatte.

Ein unerhörtes Grauen stieg mir zum Herzen und legte sich bleischwer darauf, scheu blickte ich sie von der Seite an.

Nun hing sie die Lampe an einen zur Seite des Käfigs aus der Wand vorspringenden Griff, dann trat sie so dicht an den Käfig, daß ihre Stirn das Gitter berührte.

Der Löwe wich einen Schritt zurück, öffnete den Rachen, und ein langes, hohles Grollen stieg aus seiner Kehle empor.

Sie drehte sich zu mir um.

„Hörst du's, wie er mich begrüßt?" fragte sie.

Dann wandte sie sich zu dem Tier zurück, und mit tiefem, feierlichem Ernste, als spräche sie zu einem vernunftbegabten Menschen, sagte sie:

„König, vergib, daß ich deine Ruhe störe, aber hier ist einer gekommen, der dich in deiner Herrlichkeit zu sehen verlangte, es ist ein Mensch, aber der einzige von allen, den ich liebe — er ist anders als die anderen."

Sprachlos hörte ich diesen seltsam schauerlichen Worten zu; das Weib befand sich offenbar in einem Zustande wildester Ekstase, und zum ersten Male empfand ich es, daß der Anblick solchen Zustandes ansteckend auf den Menschen wirken kann. Denn indem ich die Augen des Löwen, der sich im Hintergrunde des Käfigs niedergelegt hatte, regungslos auf die Sprechende gerichtet sah, fing ich wirklich an zu glauben, daß er begriffe, was sie zu ihm sagte.

Ich war wie gebannt auf meinem Flecke stehen geblieben und befand mich zwei Schritte hinter ihr. Jetzt wandte sie sich langsam zu mir zurück und schaute mich an, als wundere sie sich, daß ich noch immer so fern blieb. Dann kam sie zu mir heran.

„Fürchtest du dich vor ihm?" fragte sie; „ja, seine Arme sind stark und das Herz in seiner Brust ist furchtbar, wenn es zürnt — aber wenn du wüßtest, wie wonnevoll es ist, wenn man das Haupt in seine Mähne bettet, wenn du wüßtest, wie weich sein goldenes Fell ist — und wie sanft es sich in seinen Armen ruht —"

Sie unterbrach sich, legte beide Hände auf meine Schultern, und indem sie mir ins Gesicht starrte, hob ihre Oberlippe sich empor. Instinktmäßig wollte ich zurückweichen, aber ich fühlte mich von ihren Händen am Platze festgehalten.

„Sprich," sagte sie mit hohler Stimme, „hättest du nicht auch Lust, einmal in seinen Armen zu ruhen? Einmal mit

mir zusammen in seinen Armen — denk' doch, wie selig das sein muß."

Wie ein eisiger Schauer drang mir der schreckliche Sinn ihrer Worte ins Herz. Ich faßte ihre Handgelenke, um ihre Hände von meinen Schultern zu bringen, aber wie Schraubstöcke hielten ihre Finger mich gepackt.

„Ich habe es dir ja gesagt," fuhr sie fort, „daß du gezeichnet bist wie ich zum Tode durch die Gewalt — die Stunde ist da, und sie ist so schön — warum willst du ihr entfliehen? Du bist zu gut für diese Welt, viel zu sanft und zu gut, du kannst ja nicht glücklich werden — darum hat dein Schicksal dich zu mir geführt. Komm doch, mein Trauter, mein Liebling, ich will dich heilen von allem Leid, das dir die Menschen tun werden —" Sie hatte die Arme um mich geschlungen, ihre Augen glühten und sprühten in dunkler Glut, von ihren Lippen strömte die Beredsamkeit der wütenden Raserei. Ich fühlte mich in der Gewalt einer Wahnsinnigen, deren unnatürliche Kräfte ins Maßlose gesteigert waren. Der kalte Schweiß brach mir aus allen Gliedern hervor; ich wollte sprechen, wollte ihr zur Vernunft reden, aber das Entsetzen drückte mir die Worte in die Kehle zurück.

„Ich dulde es nicht," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme ward drohender von Silbe zu Silbe, „ich dulde es nicht, daß die verfluchten Menschen dich quälen, daß sie dich martern, bis daß du stirbst — ich will dabei sein — mit dir zusammen will ich sterben! Komm, sag' ich dir, er macht es kürzer," und sie winkte mit dem Haupte rückwärts nach dem Löwen hin — „er macht es wie ein stolzer König mit einem Male! Du denkst, es täte weh? Glaub' es nicht; siehst du die Tür dort?" — sie zeigte auf die Eingangspforte des Käfigs und riß mich gleichzeitig einen Schritt auf dieselbe zu — „dort treten wir zu ihm hinein — Arm in Arm, Brust an Brust — dann kommt uns der König entgegen — dann fängt er uns in seine Arme —"

„Lassen Sie mich los!" rief ich, von Todesschrecken gepackt, verzweifelnd sträubte ich mich in ihren Armen.

Wir waren bis dicht an das Gitter gelangt, und beim Anblicke unserer ringenden Bewegungen erwachte plötzlich der blutgierige Instinkt des Löwen. Mit einem ungeheuren Satze fuhr er empor und flog durch den ganzen Käfig mit der vollen Wucht seines Leibes gegen das Gitter, daß es in allen Fugen dröhnte

und krachte. Weit tat sich der Rachen auf, und ein donnerndes Gebrüll durchschütterte den öden Raum.

Während aber der furchtbare Laut jedes Glied meines Leibes erstarren machte, schien er das Weib erst ganz zum rasenden Wahnsinn zu erwecken.

„Hörst du," schrie sie mit gellender Stimme, „wie der König ruft? Er zürnt uns, daß wir ihn warten lassen — auf, du mußt! Du mußt!"

Ächzend stemmte ich mich mit den Füßen gegen den Fußboden, aber mit ihrer unbändigen Kraft warf sie sich auf mich, ich fühlte mich fortgerissen, noch einen Schritt und noch einen auf die verhängnisvolle Pforte zu — da ging die Tür, durch die wir eingetreten waren, jählings auf, und verstörten Gesichtes kam der Bändiger hereingestürzt.

„Bist du wieder einmal toll geworden?" schrie er.

Mit einem Sprung war er herangekommen und gab dem Weibe einen Stoß, daß sie zurücktaumelte. Ihre Arme glitten von mir ab — ich war befreit.

Nach Luft ringend, gebrochen in allen Gliedern stand ich da.

„Machen Sie fort," rief mir der Bändiger zu, der das Weib, das in die Knie gesunken war, an den Schultern festhielt, „machen Sie fort, so schnell Sie können."

Taumelnden Schrittes wandte ich mich dem Ausgange zu, da hörte ich ihre Stimme hinter mir:

„Das tust du mir?" rief sie, „ich habe dich retten wollen vor den Menschen, und du fliehst zu den Menschen vor mir?"

Als ich diese Worte vernahm, die mit allem Jammer tiefster Verzweiflung hinter mir drein erschollen —"

Benno Rother brach mitten im Satze ab, sein Antlitz war weiß geworden wie der Schnee —

„Begreifst du es nun," sagte er, indem er plötzlich dicht an mich herantrat, „daß ich fliehen mußte aus jener Stadt am nächsten Tage in aller Frühe? Daß ich nicht sprechen konnte von dem, was mir begegnet war? Begreifst du es, daß, als ich jenes letzte Wort von ihr vernahm, ich mich nur einen halben Schritt noch vom Wahnsinn entfernt fühlte und daß der Wahnsinn mir zurückkehrte, so oft dieses Wort mir im Gedächtnis wieder emportauchte? Wenn ich mein Leben retten wollte, mußte ich entfliehen, und indem ich vor ihr floh, überkam es mich wie das Gefühl einer tödlichen Schuld, die ich an dem unseligen Weibe beging." —

Ich erhob mich von meinem Sitze — die Zigarre war längst erloschen, der Wein war ungetrunken stehen geblieben.

„Ja," sagte ich, indem ich seine Hand ergriff und fest in der meinigen behielt, „ich begreife alles, alles. Dennoch ist es gut, daß du mir dein Geheimnis anvertraut hast, denn du wirst nun erkennen, daß die Prophezeiungen jenes Weibes im Wahnsinn gesprochen waren, daß die Menschen dich nicht verfolgen, daß sie dir helfen und dich schützen werden, wo und wie sie können. Du hast einen schrecklichen Traum geträumt, aber nach dem schweren Traum der Nacht freut man sich doppelt des hellen, gesunden Tages. Und nun mache ich dir folgenden Vorschlag: morgen nachmittag um sieben Uhr geht der Eisenbahnzug nach Korsör, wir setzen uns hinein, und übermorgen ist das Meer zwischen dir und ihr."

Benno Rother senkte das Haupt.

„So wird es am besten sein," sagte er. —

Was von der Nacht noch übrig blieb, wurde benutzt, die versäumte Ruhe nachzuholen — ob er geschlafen hat, weiß ich nicht, wenn ich nach mir urteilen soll, möchte ich es indessen bezweifeln.

Am nächsten Vormittage entführte ich ihn zu einem Ausfluge nach dem reizenden Marienlyst, von wo wir in den Nachmittagsstunden zurückkehrten. Dann trennten wir uns für kurze Zeit, da ich einen Freund aufsuchen wollte.

Es wurde verabredet, daß wir um sechs Uhr im Gasthofe zusammentreffen wollten, um von da gemeinschaftlich nach dem Bahnhofe zu gehen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde fand ich mich ein, Benno Rother war noch nicht erschienen.

Eine Viertelstunde verging — er kam nicht; auf mein Befragen erfuhr ich nur, daß er bald nach mir das Gasthaus verlassen hatte und bisher nicht zurückgekehrt war.

Es schlug halb sieben; wenn wir den Zug benutzen wollten, war es höchste Zeit.

Ich machte mich allein nach dem Bahnhofe auf den Weg, in der Meinung, ihn dort vielleicht vorzufinden, im Gasthofe hinterließ ich entsprechende Weisung.

Ich streifte die Perronhalle auf und ab, ich durchmusterte die Wartezimmer eins nach dem anderen — wen ich nicht fand, war Benno Rother. Ratlos stand ich da — die Glocke mahnte zum

Einsteigen — konnte ich ihn jetzt allein zurücklassen? Unmöglich — der Zug rollte ohne mich davon. Auf dem Wege, den ich gekommen war, kehrte ich zum Gasthause zurück — er war auch jetzt noch nicht wieder eingetroffen.

Während ich unschlüssig zaudernd auf der Schwelle des Flurs stand und die gleichgültigen, fremden Menschen gleichgültig an mir vorüberwandeln sah, stieg mir plötzlich schwarz und schreckhaft wie etwas körperlich Greifbares der Zusammenhang der Dinge vor der Seele auf. Wie war es möglich, daß ich daran nicht gleich gedacht, daß ich mich in seiner Seele so verrechnet hatte! Mit der Rückerinnerung an all das Furchtbare, das er durchlebt, mit dem Bewußtsein, daß das Weib an einem Orte wieder mit ihm zusammen war, hatten die Spukgebilde der Nacht wieder Gewalt über seine Seele gewonnen, und ihr düsteres „Ich halte dich" von gestern abend war tatsächliche Wahrheit geworden.

Gerade weil er sich vor ihr entsetzte, riß es ihn zu ihr hin, denn er war einer jener Menschen, die, wenn sie am schwindelerregenden Abhange stehen, die entsetzliche Möglichkeit des Hinabstürzens mit so schauriger Gewalt der Phantasie in sich empfinden, daß sie, um dieser Qual zu entgehen, sich kopfüber hinunterwerfen. — „In Schwachen wirkt die Einbildung am stärksten" — er heißt nicht zu Unrecht der größte Seelenkenner, der Mann, der das gesagt hat. —

Jetzt erst fiel es mir wieder ein, wie er gestern schon, als wir den Garten verließen, auf der Schwelle gestockt hatte, als wollte er wieder zurück — ich wußte nun, wo ich ihn zu suchen hatte, und unverweilt machte ich mich nach dem Tivoli auf den Weg.

Als ich am Tore des Gartens mein Eintrittsgeld erlegen wollte, hatte ich einen kurzen Aufenthalt, denn der Kassierer war so gänzlich in die Erzählung eines vor ihm stehenden Mannes versunken, daß er auf wiederholtes Anrufen erst sich zu mir umwandte und mich abfertigte. Was der Mann erzählte, konnte ich nicht verstehen, da es auf Dänisch geschah, aber die erregte Hast fiel mir auf, mit der er sprach, außerdem sah ich, wie er sich mit der rechten Hand, als wenn er seine Erzählung bildlich lebendig machen wollte, auf die Brust schlug, indem er die Finger krümmte, so daß die Hand die Gestalt einer Kralle nachahmte. Ich trat in den Garten ein — aus dem hinteren Teile desselben, wo der Zirkus lag, kamen mir Gruppen aufgeregter

Menschen entgegen, die sich laut redend und gestikulierend miteinander unterhielten, und plötzlich — war es der Schatten eines grausigen Ereignisses, das vorahnend in meine Seele fiel? — plötzlich durchzuckte mich die Gewißheit, daß etwas Schreckliches im Zirkus vorgefallen und Benno Rother dabei beteiligt sei.

Keuchenden Laufes erreichte ich die Pforte des Gebäudes; Haufen von Menschen standen vor derselben gedrängt; eine Frau schwankte an mir vorüber, das Taschentuch vor das Gesicht gedrückt, mit jenem nervösen Schluchzen, in das Frauen beim Anblick blutiger Vorgänge häufig verfallen, und das die Nerven auch des stärksten Mannes zerwühlt.

Rücksichtslos brach ich mir Bahn, bis daß ich in das Innere des Zirkus gelangte.

Das erste, was ich sah — denn die Menschen standen auch im Innern dicht gedrängt — war ein Käfig, der mitten in den Zirkus geschoben war, und in welchem ein ungeheurer Löwe mit wütenden Sätzen auf und nieder tobte. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Bewegungen, drückte sich mit vollem Leibe gegen das Gitter, als verlangte er nach einem Gegenstande, der sich unmittelbar außerhalb des Käfigs befinden mußte, den ich noch nicht sehen konnte, und stieß ein blutdürstiges Geheul aus.

Rechts und links stieß ich die Neugierigen, die mir den Weg wie eine Mauer versperrten, zur Seite; ich gelangte an die Barriere — und wie an den Boden gewurzelt blieb ich an der Barriere stehen:

Lang hingestreckt in den Sand der Arena lag die Frau, die ich gestern abend gesehen hatte, neben ihr im Sande kniete ein Mann — und dieser Mann war Benno Rother. Mit zwei Sprüngen war ich an ihrer Seite.

„Benno," rief ich, „du hier?"

Er hob das Haupt, er sah mich an, ob er mich erkannte — ich weiß es nicht.

Der linke Arm des Weibes war um seine Schulter geschlungen, ihr Oberleib lehnte gegen sein aufgestemmtes rechtes Knie, ihr Haupt ruhte an seiner Brust. Eisige Blässe bedeckte ihr Gesicht; die Augen waren geschlossen — eine sterbende Gigantin — das Bild fiel mir ein, das er gebraucht hatte, und wunderbar, wie es die Sache traf.

Einer der Umstehenden, ein Arzt wie es schien, beugte sich herab und schob Benno Rothers Hand, die ein Tuch auf ihre

Brust gepreßt hielt, leise beiseite. Eine tiefe, strömende Wunde zeigte sich mitten auf ihrem halbentblößten Busen.

„Nichts mehr zu machen," sagte er kopfschüttelnd, indem er sich wieder aufrichtete.

Er sprach Deutsch, ich wandte mich an ihn.

„Haben Sie den Vorgang mit angesehen?" fragte ich.

„Jawohl," erwiderte er leise, „es war etwas höchst Sonderbares. Die Vorführung des Löwen geschah zu Ende der ersten Abteilung des Programms. Die Frau war in den Käfig getreten, das Tier schien zwar in übler Laune zu sein, aber es tat dennoch, was sie von ihm verlangte. Sie legte sich zu ihm nieder und bettete das Haupt in seine Mähne — auch das ließ der Löwe sich gefallen, obschon er drohend zu murren begann. Als sie aber so lag, sah es aus, als ob sie plötzlich unter den Zuschauern jemanden bemerkt hätte, der ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Ich kann es nicht genau sagen, aber ich glaube in der Tat, es war der junge Mann, der dort neben ihr kniet" — er wies auf Benno Rother. — „Sie blickte einzig und allein auf ihn hin und schien ganz zu vergessen, in welcher Lage sie sich befand. Der Löwe ward offenbar ungeduldig, sein Murren wurde zum dumpfen Gebrüll, und nun kam der Mann, der die Frau begleitete, plötzlich herangelaufen. Er sprang in den Vorkäfig und riß die Tür des inneren Käfigs auf — und das war ein Fehler; denn bei dem Lärm, den er machte, wurde der Löwe zornig und stand plötzlich auf. Zwar sprang jetzt die Frau gleichfalls auf die Füße, aber es war schon zu spät, denn indem sie durch die geöffnete Tür hinaustreten wollte, sprang der Löwe mit einem Gebrüll, wie ich ähnliches nie gehört habe, auf sie los und schlug ihr die rechte Vordertatze mit einer solchen Gewalt in die Brust, daß sie rücklings über taumelte und von dem Manne aufgefangen ward, der eben noch Zeit gewann, die Käfigtür zuzuwerfen. Im Augenblick, da er sie alsdann herausschaffte, kam der junge Mann dort wie ein Rasender von seinem Platze herabgesprungen, über die vor ihm sitzenden Leute hinweg — und warf sich zu ihr in den Sand. Und seitdem, sehen Sie, kniet er noch ebenso neben ihr."

Ich hatte dem Berichte wortlos zugehört; was dem Erzähler unerklärlich schien, war mir nur zu erklärlich.

Jetzt bemerkte ich, daß das Weib die Augen aufgeschlagen hatte, und ich stand so, daß ich gerade in diese Augen hinein-

schauen konnte. Nichts Wildes war mehr darin, nichts Leidenschaftliches, nur der ergreifende Ausdruck liebender, leidender Weiblichkeit. Sie regte die Lippen, und unwillkürlich beugte ich mich nieder, um zu hören, was sie zu ihm sprach.

„Ich habe es dir gesagt," — hörte ich sie leise sagen — „es tut nicht weh — gar nicht weh" — eine Pause trat ein. —

„Ich gehe jetzt fort" — fing sie noch einmal, noch leiser an — „kommst du nun auch bald?"

Schwer lastend blieb ihr Haupt auf seiner Brust liegen — in dem weiten, menschenerfüllten Raume regte sich kein Laut; das große Geheimnis, vor dem die Menschen verstummen, war zwischen uns getreten, der Tod.

Ich trat zu ihm heran und berührte seine Schulter.

„Benno," sagte ich, „wende deine Augen auf die Lebenden, kennst du mich nicht mehr?"

Verworren schaute er zu mir empor, dann richtete er sich, von mir gestützt, langsam auf, und nachdem er einen langen, öden Blick auf das zu seinen Füßen liegende Weib geworfen hatte, fiel er mir um den Hals und brach in einen Strom von Tränen aus, der kein Ende nehmen wollte.

Der Arzt, der vorhin mit mir gesprochen hatte, kam heran.

„Das ist gut," sagte er mir ins Ohr, „das ist sehr gut, daß er weint, bringen Sie ihn schnell fort." —

Wie ich ihn nach Hause geschafft, wie wir diese Nacht verbracht haben — ich weiß es nicht mehr.

Am nächsten Abend waren die Wellen der Ostsee unter unseren Füßen, und am darauffolgenden Tage brachte ich ihn in die Arme seines Vaters zurück. —

„Eine traurige Vergnügungsreise" — so schloß ich meinen Bericht, dem der alte Herr mit besorgter Spannung gefolgt war.

„Der Alp ist von seinem Leben genommen," sagte er, indem er tiefaufatmend sich erhob, „ich denke, daß nun alles wieder gut werden wird."

„Ich fühle," erwiderte ich, „daß alles, was ich jetzt für meinen Freund tun kann, darin besteht, ihn ganz Ihrer Fürsorge zu überlassen. Wollen Sie mir versprechen, daß Sie mir schreiben wollen, sobald er wieder ganz der lebendigen Welt angehört?"

Er versprach es mir in die Hand, die ich ihm scheidend reichte. —

Ich warte noch immer auf seinen Brief. — —

Die Danaide*)

*) Danaos, König von Argos, ward durch die Söhne des Aigyptos gezwungen, seine Töchter, die Danaiden, mit ihnen zu vermählen.

Aus der Frucht dieser Verbindung war ihm Unheil prophezeit, und um diesem Unheil zu entgehen, befahl er seinen Töchtern, ihre Gatten in der Brautnacht zu ermorden.

Neunundvierzig von den fünfzig Danaiden erfüllten des Vaters blutiges Gebot; nur die eine, Hypermnestra, von Liebe zu Lynkeus, ihrem Gemahl, ergriffen, tötete den Geliebten nicht und rettete sein Leben.

Friede. — Welch ein süßes Wort du gefunden hast, schöne, deutsche, mütterliche Sprache, um den seligsten Zustand zu malen, welcher der Welt bereitet ist. Friede. — Hingegossen wie ein schlummer-trunkenes Weib, dem Ruhe die Glieder gelöst hat, so liegt die weite Erde unter dem Himmel da, gebadet in dem Meere goldener Wellen, die der heiße, stille Sommermittag ihr herniederschickt. Über den Ährenspitzen der schwankenden Felder zittert und flimmert die Luft, aus den Schornsteinen des Dorfes steigt lautlos der häusliche Rauch, nur der Heimchen feines Gezirp ertönt aus den Wiesen, nur ein leiser Schauer durchrieselt das Laub der träumenden Bäume — sonst Ruhe überall und tiefe Stille. Aber diese Ruhe lähmt nicht, dieses Schweigen bedrückt nicht, denn es ist das Schweigen der in sich gekehrten, gesättigten Wonne, und wer mit aufmerksamer Seele hinauslauschen wollte in die geheimnisvolle Stunde, der würde den tiefen Atemzug der schlafenden Mutter Erde vernehmen, der würde hören, wie sie im Traume lispelnd das eine süße Wort wiederholt: „Friede — Friede." —

Da plötzlich — welche Veränderung: in die blühende duftende Stille ist ein Laut hinein ertönt, kurz und rauh wie ein abgerissener Donnerschlag — Krieg! Und nun ist es, als führe die Erde jählings empor, als schüttelte sie den Schlummer ab und blickte entsetzten Auges umher; ihr Antlitz verwandelt sich, und wer sie vorher gesehen, erkennt sie nicht wieder.

In der Hecke, welche dort mit grüner Wand die Felder umschließt, wo nur die Käfer schwirrten und die Bienen summten, ist ein neues, schreckliches Leben erwacht: Rauchwolken zischen daraus hervor, in kurzen Stößen, dicht über der Erde hin — das sind Schüsse; in den Zweigen der Hecke prasselt es — das sind Kugeln, die von drüben hineinschlagen.

Über den Spitzen der Ährenfelder taucht es auf, dunkel, finster, unheimlich, Menschengesichter, Rosseshäupter, Haufen von Fußvolk und Reitergeschwader. Langsam schieben sie sich voran, wie von unsichtbarer Macht gestoßen, kein Wort ertönt, nur das dumpfe Klirren ihrer Waffen begleitet ihre Schritte. Unter ihren Füßen beugen sich die Ähren, unter ihren Hufen verwandelt sich die grünende Wiese in farblosen Staub — sie achten nicht darauf; für sie gibt es keinen Schmuck und keine Zier der Natur, in ihrer Seele lebt nur eins, vor ihren Augen ist nur eins: das Dorf drüben, das Ziel, dem der Angriff gilt.

Und dieses Dorf selbst, das vorhin so friedlich seinen Rauch zum Himmel steigen ließ, wie schauerlich verwandelt erscheint es jetzt: die Bäume, die den Abhang beschatteten, sind abgehauen und ragen nur noch in häßlichen Strünken aus der Erde, die Häuser scheinen enger aneinandergerückt, und das Ganze sieht aus wie ein zum Sprunge zusammengerolltes Ungeheuer, das sich im nächsten Augenblicke mit tausend brüllenden Schlünden auf die Männer herabstürzen wird, die dort unten heranziehen.

Ein gewalttätiger Bildner ist der Krieg, und nicht mit der Oberfläche begnügt er sich, tiefer greift er hinein, bis in das Mark und das Leben, bis in die Seelen der Völker, die er nach den Eingebungen seiner wilden Phantasie gestaltet.

Wer die Gabe besäße, die Millionen von Gesichtern eines solchen, gegen einen gemeinsamen Feind ringenden Volkes in einem einzigen Gesichte verkörpert vor sich zu sehen, der würde eine schauerliche Wahrnehmung machen; er würde sehen, wie dieses Angesicht sich vor seinen Augen zu verzerren beginnt, wie in demselben ein Zug hervortritt, vor dem er sich schaudernd abwenden würde, indem er sagte: „Das ist kein menschliches Gesicht mehr.“ — Ja doch, aber freilich kein solches, wie wir es heute kennen, nachdem Jahrtausende in langsamer aber stetiger Arbeit an dem Antlitz der Menschheit gebildet und geformt haben; es ist ein Gesicht aus düsterer, lange verschollener Zeit, als unter den furchtbaren Geschöpfen, welche damals die Erde bevölkerten, das furchtbarste und wildeste dasjenige war, welches aufgerichtet auf den Füßen ging und welches sich „der Mensch“ nannte.

Einen solchen Zug erblickte man im Jahre 1813 in dem Antlitz des deutschen, insbesondere des preußischen Volkes, als die märkischen Bauern bei Nacht sich zusammentaten, die Quartiere der Franzosen überfielen und diese abschlachteten wie gefangene Raubtiere, als bei Hagelsberg die preußischen Landwehren zu schießen sich weigerten und mit den Kolben die französischen Bataillone erschlugen, weil der Haß sich nicht damit begnügt, den Feind aus der Ferne zu erschießen, sondern fühlen will, wie er ihn unter seinen Fäusten zermalmt.

Und einen solchen Zug gewahrte man 1870 im Angesichte des französischen Volkes, als die Heereskörper Frankreichs unter dem stürmenden Siegesgange der deutschen Heere verschwunden waren, als das Wort „le prussien“ zum Inbegriff alles Ent-

setzlichen, Verabscheuenswerten geworden war und als die Franktireurs auszogen, um auf die „Menschenjagd" zu gehen. —

So standen die Dinge im Januar 1871, als der Führer der französischen Nordarmee, General Faidherbe, zum Rückzuge blasen und den Deutschen das Feld räumen mußte.

Immer von neuem und immer vergeblich hatte er versucht, den eisernen Riegel zurückzuschieben, der sich in Gestalt von zwei preußischen Armeekorps zwischen ihn und zwischen Paris legte; endlich hatte er sich noch einmal zum letzten, verzweifelten Versuche aufgerafft, und dabei rannte er sich den Kopf ein. Denn obschon er kein schlechter Mann war, so stand doch auf der anderen Seite einer, der noch besser war als er, das war der kriegsgewaltige General von Goeben, der bei St. Quentin in sieben blutigen Stunden Faidherbe samt seiner Armee zerschmetterte und ihn samt seiner Armee zurück bis nach Cambrai jagte.

Das ganze Land zwischen den beiden Strömen Seine und Somme, welche dort den Norden Frankreichs durchziehen, war nun rein gefegt von französischen Heeren und gehörte den Deutschen. Aber es war kein ruhiger Besitz, denn in diesem Lande lagen Städte, Flecken und Dörfer, und in diesen wohnten Menschen, die nicht mit Faidherbe hinweggegangen waren, und in den Herzen dieser Menschen lebte, wuchs und gedieh finsterer Groll und Verderben sinnender Haß.

Jedesmal, wenn sich von Osten herüber die brüllende Stimme der Kanonen erhob, waren sie aus ihren Häusern geeilt, hatten die Köpfe zusammengesteckt und gesagt: „Das sind die Unsrigen; heut werden sie's den verdammten Prussiens zeigen." — Und jedesmal, wenn die Winternacht herabsank und den kurzen, aber schrecklichen Tagen ein Ende bereitete, waren sie gesenkten Hauptes in ihre Wohnungen zurückgekehrt; „es war wieder nichts daraus geworden" und die Hoffnung, die am Morgen aufgestanden war, hatte den kurzen Wintertag nicht überlebt.

Nun zumal, als der vernichtende Schlag von St. Quentin gefallen war und ihnen verkündete, daß es keine Hoffnung mehr gab, da stand in ihrem Herzen die Verzweiflung auf und Mord hieß jetzt die Losung.

Von nun an war es für die Deutschen, als würden sie von Horniſſen umschwärmt, und ein dumpfes Summen stündlich naher Gefahr erfüllte die Luft. Wenn man über Feld ging, so hörte man plötzlich aus dem Walde drüben einen vereinzelten Schuß,

und während man noch dem rollenden Echo lauschte und überlegte, wem es gegolten haben möchte, vernahm man über dem eigenen Kopfe ein singendes Pfeifen, und eine Kugel schlug in den winterlich harten Boden ein. Dann gab es ein Suchen in den Büschen, ein Jagen übers Feld; manchmal fand und erjagte man, und dann war eine stechende Hornisse weniger — aber an ihrer Stelle kamen andere, und ausrotten ließ sich das giftige Gezücht nicht.

Wo es seine Nester hatte, darüber konnte kein Zweifel herrschen, denn jedes der finsteren steinernen Häuser, aus denen dort die Dörfer bestehen, bildete ein solches. Und unter diesen Dörfern war eines, welches in besonderem Verrufe stand und im Munde der deutschen Soldaten als schlimmstes, mörderischstes Nest bezichtigt wurde. Das war ein großes Dorf in einem entlegenen Winkel der Pikardie.

Ob es seinen bösen Ruf in Wahrheit verdiente, war noch nicht festgestellt worden; man beschloß aber, der Sache auf den Grund zu gehen und den Herd des Unheils, wenn es wirklich ein solcher war, zu ersticken. Ein Bataillon Infanterie wurde in das Dorf gelegt und demselben die äußerste Vorsicht zur Pflicht gemacht. Das hätte man den Soldaten aber nicht besonders zu empfehlen gebraucht, denn da sie aus dem Munde ihrer Kameraden wußten, daß sie auf einen Boden kamen, wo Skorpione wohnten, so machten sie die Augen auf und sahen genau zu, wohin sie traten. Die Häuser, die ihnen zum Quartier angewiesen wurden, durchsuchten sie vom Boden bis zum Keller, aber sie fanden nichts von versteckten Waffen, überhaupt nichts Verdächtiges, wohl aber in den Kellern vielen und guten Wein. Zwar der Wein konnte vergiftet sein, und nicht ohne Bedenken entschloß man sich daher, von ihm zu kosten; aber diese Befürchtung erwies sich als unbegründet, es war ein unverfälschtes Getränk und mundete von einem Tage zum andern besser.

Einschläfern ließ man sich trotzdem nicht, und Vertrauen gewann man zu dem „Mordloche“ nicht, denn es waren immerhin Erscheinungen vorhanden, die zu denken gaben.

In dem ganzen großen Dorfe fand man, als man einrückte, fast nur Frauen und alte Männer vor, und da die Frauen sich mit feindseliger Scheu in ihren Wohnungen hielten, alte Männer aber nicht geeignet sind, Leben und Bewegung zu verbreiten, so

herrschte in dem weitläufigen Häusergebiete eine öde, schweigende Ruhe. Wo waren die jungen Männer des Ortes geblieben? Das fragte man sich. Es war freilich jemand vorhanden, der darauf Antwort geben konnte und gab; das war ein alter pensionierter französischer Forsthüter, der in dem Kaffeehause, wo die deutschen Offiziere verkehrten, täglich seinen Absinth nahm, ein jovialer alter Bursche mit einem echt französischen weißen Knebelbart und einem Paar lebenslustiger französischer Augen im Kopfe, der einzige im Dorfe, der mit den Deutschen unter einem Dache zusammenkam.

Er ließ es sich gefallen, daß ihm von den Offizieren hier und da ein petit verre vorgesetzt wurde, und dabei kam man ins Gespräch.

Wo die jungen Männer geblieben wären? Parbleu — und er lachte über das ganze Gesicht — wenn man jetzt da drüben bei den Herren Prussiens in den Dörfern nachsehen wollte, würde man auch wohl fragen, wo sind die jungen Prussiens hingekommen? Im Kriege sind sie, der eine hier, der andere da, und unterdessen sitzen diese armen Frauen einsam und allein.

Man würde ja bereit sein, diese einsamen Frauen zu trösten, hatte es lachend vonseiten der Deutschen geheißen, aber sie hielten ihre Türen so fest verriegelt, wie ihre Herzen.

Nun ja, wie die Weibsleutchen nun einmal wären, und der alte Waldläufer zwinkerte mit den Augen, das werden diese Herren ja wohl wissen; er hätte ihnen auch angeboten, sie für die Abwesenden zu trösten, aber sie hätten ihm gesagt, er wäre ihnen zu alt.

„Freilich, wenn Sie jünger wären," sagte ein preußischer Hauptmann, indem er dem lustigen alten Knaben über den Tisch hin scharf in die Augen sah, „dann würden Sie wohl etwas anderes tun, als hier im Dorfe sitzen, nicht wahr?" Der Hauptmann hatte einen bohrenden Blick und eine scharfe Art zu sprechen; beides schien dem alten Forsthüter nicht recht zu gefallen.

„Was der Herr Kapitän denn meinte, das er dann tun würde?" fragte er, indem er an den Augen des Hauptmanns vorbeisah.

„Hinausgehen würden Sie mit den übrigen jungen Burschen des Dorfes und es ebenso machen wie sie, und sich hinter

Büsche stellen, hinter Ackerfurchen legen und auf die Prussiens schießen."

„Ein Franktireur? Der Herr Kapitän meinten, ich würde ein Franktireur sein?" er sprang vom Stuhle auf und schüttelte sich förmlich vor Vergnügen. „Hé, toi Rodolphe" — und er wandte sich an den Wirt des Kaffeehauses, der, mit den Händen in den Hosentaschen, hinter seinem Schanktische stand — „hast du gehört? Franktireurs sind wir, du und ich! Du würdest einen guten Franktireur abgeben — he? Du, der du tausendmal an jedem Tage alle Franktireurs zu allen tausend Teufeln wünschest, weil sie diesen verfluchten Krieg nicht einschlafen lassen und dir das Geschäft ruinieren!"

Der so ins Gespräch gezogene Wirt, ein schwarzbärtiger, finsterblickender Franzose, der ganze Tage lang in brütendem Schweigen hinter seinem Tische zu verharren pflegte, machte bei dieser Anrede des alten Forsthüters ein ganz unbeschreiblich sonderbares Gesicht. Er riß die Augen weit auf und starrte den Sprecher mit einem blöde fragenden Blick an, dann öffnete er den Mund, als ob er etwas sagen wollte, und da er nichts herausbrachte, blieb der Mund halb offen stehen.

„Noch einen Absinth darauf," sagte der Waldläufer, indem er mit der flachen Hand auf den Schanktisch schlug. Er stand dem Wirt jetzt dicht gegenüber, und während er ihm seine Bestellung zurief, sah er ihm aus nächster Nähe in die Augen. Plötzlich ging etwas, das wie ein unterdrücktes Grinsen aussah, über die Züge des Schankwirts, er entfernte die Hände aus ihren Behältern und füllte ein Glas mit Absinth. „Zum Teufel die Franktireurs!" sagte er mit polterndem Tone.

„He — mon capitaine," wandte sich der Alte an den Hauptmann, „Rodolphe hat seit acht Tagen kein Wort geredet, haben Sie gehört, was sein erstes Wort war? ‚Zum Teufel die Franktireurs!'" Er wollte sich ausschütten vor Lachen.

Bei dem Hauptmann schien dies Gelächter seine Wirkung zu verfehlen; „von Ihnen beiden spreche ich nicht," sagte er, „aber die anderen! Ich kann es mir nicht denken, daß alles, was von Männern zwischen dreißig und sechzig Jahren ist, bei der Armee sein soll — Sie haben keine allgemeine Wehrpflicht."

Plötzlich kam es hinter dem Schanktische dumpf grollend, beinahe grunzend hervor: „Wenn die Herren wissen wollen, wo unsere Männer sind, so mögen sie gefälligst unter der Erde

suchen, da werden sie sie finden, erschossen, zertreten von den Ihrigen!"

Es war der Wirt, der so gesprochen. Er hatte die Hände wieder in den Hosentaschen versenkt und sah vor sich hin, indem er das Haupt wie ein böser Stier vornüber beugte.

Unter den Offizieren trat ein Stillschweigen ein, sie wechselten stumme Blicke. Diese Worte kamen aus dem Herzen, Monsieur Rodolphe war kein Freund der Prussiens.

Das Schweigen wurde durch eine Stimme unterbrochen, welche aus dem inneren, hinter dem Schankraum gelegenen Zimmer nach dem Wirte rief. Die Stille, welche augenblicklich herrschte, ließ den Klang der Worte deutlicher hereindringen; es war eine tiefe, wohltönende Frauenstimme.

„He — Madame la Reine," rief der Waldläufer, indem er an den Schanktisch trat und über denselben hinweg nach dem inneren Zimmer hineinsprach, „treten Sie doch näher, Rodolphe ist beschäftigt, er kann nicht hinaus, und Sie brauchen sich vor uns nicht zu fürchten."

Er wandte den Kopf zu den deutschen Offizieren herum und zwinkerte ihnen listig zu: „Jawohl, wir tun den Damen nichts," hieß es lachend vom Offizierstische.

Eigentümlich war es zu sehen, wie sich eine verbissene Unruhe des Wirtes bemächtigte. Er wollte hinaus und es sah aus, als wünschte er den Eintritt der Frau zu verhindern. Der Waldläufer aber hielt ihn an der Hand fest und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Es geschah so leise, daß man nur die Bewegung seiner Lippen sah, ohne daß man verstand, was sie sagten, indessen verfehlten sie, wie es schien, ihre Wirkung nicht, denn der Wirt blieb hinter dem Tische stehen und wandte sich von dort aus nach der Tür des dahinterliegenden Zimmers.

„Nun also," sagte er, „bitte kommen Sie herein, Madame Gouyou."

Über die Schwelle trat jetzt eine Frau, deren voll entwickelte Gestalt auf ein Alter von etwa dreißig Jahren schließen ließ.

Es war nichts besonders Merkwürdiges an ihr, aber die Seltenheit einer weiblichen Erscheinung zog die Augen der deutschen Offiziere an; alle Blicke richteten sich forschend auf die Eingetretene.

Als diese es bemerkte, raffte sie mit unwillkürlicher Bewegung das Umschlagetuch fester zusammen, das ihre Schultern

und den ganzen Oberleib umhüllte; in den kräftigen aber nicht unschönen Zügen ihres Gesichtes erschien ein rasch aufsteigendes Erröten, und indem sie bei dem Wirte mit leiser Stimme ihre Bestellung anbrachte, wandte sie sich so, daß sie den Offizieren möglichst den Rücken kehrte. Man fühlte ihr an, wie peinlich es ihr war, daß sie zum Eintreten genötigt worden war.

„Wünschen Sie, daß ich ihn zu Ihnen hinüberschicke?" fragte halblaut der Wirt, indem er eine Tüte Zucker auf den Schanktisch setzte, „Sie wissen, daß Sie nur zu befehlen brauchen."

„Nein, danke," erwiderte sie kurz und zugleich legte sie ein Frankstück auf den Zahlteller. Der Wirt ließ ein brummendes Knurren hören und machte Miene, als wollte er das Geld nicht annehmen. „Sie wissen, Madame Gouyou," sagte er, „daß das nicht nötig ist; jedenfalls hat es keine solche Eile."

„Und Sie wissen, daß ich es so will," entgegnete sie schnell und heftig; ihre Stimme war etwas lauter geworden, ihr Haupt hatte sich erhoben, so daß sie größer erschien als der Wirt. Beide sahen sich einen Augenblick schweigend an, und die Augen der Frau nahmen einen abweisenden Ausdruck an. Dann ergriff sie die erhandelte Tüte und hastig, wie sie gekommen war, verschwand sie, ohne sich umzusehen, ohne Wort und Gruß.

Herr Rodolphe schüttelte mit einem dumpfen „Ah" sein schwarzstruppiges Haupt, und als er das Schubfach, aus welchem er den Zucker genommen hatte, wieder zuwarf, hörte man an dem Gepolter, mit dem es geschah, daß er schlechter Laune war.

„Madame la Reine, sagten Sie?" wandte sich einer der Offiziere an den alten Waldläufer, „es ist also eine Königin?"

„He," sagte der Alte schmunzelnd, „hat sie nicht wirklich etwas davon an sich? Sie ist aus der Normandie, und da haben sie alle was von der Art. In Wahrheit ist sie aber nur die Witwe Reine Gouyou, und wegen ihres Vornamens erlaubt man sich wohl einmal den Scherz."

„Witwe?" fragte der Offizier weiter.

„Ja, der alte Meister Gouyou, mit dem sie ein paar Jahre gelebt hat, ist tot, und er tat recht daran, daß er starb, denn seine Verdienste sind erst nach seinem Tode hervorgetreten, nämlich daß er ein reicher, alter Filz war. Das Haus da drüben" — er zeigte auf ein dem Kaffeelokale gerade gegenüber liegendes einstöckiges Haus — hat er ihr hinterlassen, und außerdem einen

Abscheu vor allen Männern. Das arme Ding mag böse Stunden mit dem alten Knacker durchgemacht haben; seitdem aber ist sie stolz geworden, sitzt einsam in ihrem Hause, verkehrt mit niemandem, besorgt ihre Wirtschaft allein, ohne Dienstleute, und es hat noch kein Mann bei ihr Glück gehabt, obschon sich mancher redliche Mühe darum gegeben hat."

Er blinzelte mit einem Auge zu Herrn Rodolphe hinüber, der sich mit seinen Gläsern und Karaffen zu schaffen machte, als wenn er von nichts hören und wissen wollte, und halblaut vor sich hinmurmelte. Der Waldläufer steckte den Finger in den Mund, zog ihn heraus, als ob er sich verbrannt hätte, und schnitt dazu ein so drolliges Gesicht, daß die Offiziere in ein lautes Lachen ausbrachen.

Es war wirklich ein lustiger alter Bursche! In diesem Augenblick trat der Adjutant herein und brachte eine Mitteilung, die einige Aufregung hervorrief: Das Bataillon sollte marschieren. Es fehlte an Stühlen. Der Forsthüter stand auf und überließ dem Adjutanten seinen Sitz, während er selbst an den Schanktisch trat. Er stützte die Ellenbogen darauf und ließ sich mit Rodolphe in ein Gespräch ein. Rodolphe sah wüst und wild aus.

„Ich versteh' dich nicht," sagte er aufgeregt flüsternd zu dem Alten; „wie kannst du vor diesen verdammten Allemands unsere Angelegenheiten verraten?"

„Nicht so laut, Dummkopf," zischte der andere zwischen den geschlossenen Zähnen hervor. Er hatte den Kopf unmerklich nach der Seite der Offiziere gedreht, seine Gesichtszüge waren gespannt, als läge er auf der Lauer. Im Verkehr mit den Offizieren hatte er ein paar Brocken Deutsch aufgeschnappt, soeben vernahm er, daß von Ulanen die Rede war.

Rodolphe war stumm geworden, der Ton, in dem der Alte ihn angefahren, hatte ihn erschreckt.

„Füll' mir meine Pfeife," sagte der Forsthüter laut, indem er dem Wirte seinen Tonstummel hinüberreichte, und während dieser ihn in Empfang nahm, fügte er leise hinzu: „Setze deine Kinnladen in Bewegung und sprich etwas, sollen die Prussiens durchaus Unrat wittern?"

„Es — ich dachte doch aber —?" sagte Rodolphe dumm erstaunt.

„Nur leise sollst du reden, damit ich hören kann, was sie sich erzählen. Wir bekommen Ulanen ins Quartier — soviel hab' ich verstanden."

„Pest," brummte Rodolphe, während er Tabak in die Pfeife des Alten stopfte.

„Eine Eskadron" — fuhr der Waldläufer fort — „das ist nicht viel — was meinst du? Damit könnten wir am Ende fertig werden?"

Er hielt die Tonpfeife im Munde, Rodolphe gab ihm Feuer und durch die aufschlagende Flamme des brennenden Schwefelholzes sahen beide Männer sich ins Gesicht.

Wenn ihn die Deutschen in diesem Augenblick hätten sehen können, so würden sie ihren jovialen Zechkumpan nicht wieder erkannt haben; seine buschigen Augenbrauen waren im Bogen emporgezogen, funkelnd lagen die Augen darunter und seine Nasenflügel waren geöffnet, als witterten sie Blut. So wie er jetzt dastand, in grimmer, regungsloser Spannung, gehörte dieser Mann in den Wald, auf den Anstand, und wenn ein deutscher Soldat ihm dort vorübergekommen wäre, so hätten sich die Augen einer deutschen Mutter mit Tränen gefüllt.

Die Offiziere erhoben sich von ihren Plätzen und riefen nach der Zeche. Während Rodolphe die Gelder einstrich, schlug einer von ihnen den Waldläufer auf die Schulter. „Ein petit verre zum Abschied, mein Braver," sagte er, wir müssen uns trennen."

Der Alte strich den Knebelbart und zeigte ein bestürztes Gesicht. „Wie? Die Herren verlassen uns? Pauvre Rodolphe, welch ein Verlust für dich!"

Die Offiziere lachten. „Vive la guerre," sagten sie, indem sie mit ihm anstießen. Der Waldläufer schüttelte mit trübseliger Miene den Kopf. „Ach, meine Herren," sagte er, „daß dieses große Unglück bald ein Ende haben möchte."

„Übrigens kann Monsieur Rodolphe unbesorgt sein," fuhr der Offizier fort, welcher dem Alten ein Glas hatte kredenzen lassen, „nach uns kommen Ulanen, und wir werden ihnen seinen Absinth und seinen Kaffee empfehlen."

„Ulanen?" fragte der Waldläufer; „aber das ist ja schrecklich."

Dieser Ausruf erweckte von neuem die Heiterkeit der Offiziere. „Sie sind nicht so schlimm," hieß es, „diese Ulanen; man muß die Menschen nur kennen lernen, dann verlieren sie ihre Furchtbarkeit. Von Euch hier im Dorfe haben wir auch anders gedacht, bevor wir herkamen, wir glaubten Franktireurs

und Menschenjäger zu finden, und im Grunde seid Ihr ja bons enfants."

„Sie werden das den Herren Ulanen sagen, nicht wahr?" fragte der Waldläufer hastig. „Wann kommen sie?"

„Morgen früh."

„Auch ein Bataillon?"

Man amüsierte sich über die Unkenntnis des Alten in militärischen Dingen. „Ulanen haben keine Bataillone," hieß es, „nur Schwadronen, eine Eskadron rückt morgen ein."

Der Waldläufer wiegte den Kopf. „Immerhin," sagte er, „es ist schade, daß diese Herren gehen, es tut mir weh im Herzen."

Er schüttelte sich mit den Offizieren die Hände, und eine Stunde später zog das Bataillon mit Trommelklang zum Dorfe hinaus, nach Westen zu, seinem neuen Bestimmungsorte entgegen. Auf einer Anhöhe, da, wo die Dorfstraße ins freie Feld mündete, stand der Forsthüter und ließ die marschierende Truppe bei sich vorbeiziehen. Jedesmal wenn er einen Offizier erblickte, zog er sein Käppi vom Haupte, und wenn ihm die Offiziere lachend zuwinkten, verbeugte er sich. Dann kehrte er in das Dorf zurück und ging von Haus zu Haus und erkundigte sich, ob irgendwo noch Einquartierung zurückgeblieben sei; er fand nichts, die Deutschen hatten samt und sonders den Ort verlassen.

Eine halbe Stunde darauf sah man eine Gestalt, welche aus dem nördlichen Ausgange des Dorfes herauskam und mit langen Schritten über die Felder hin dem Walde zustrebte, der sich dort wie ein dunkler Gürtel ausbreitete. Es war der Forsthüter. Nur von Zeit zu Zeit machte er halt, um die Schneeklumpen abzustoßen, die sich unter seinen Hacken ballten, dann setzte er seinen hastigen Gang fort, bis er im Dickicht verschwand.

Die Nacht kam, aber mit ihr nicht die Stille, sondern ein dumpfes Geräusch, ein Getrappel von Schritten auf den Wegen und Stegen des Dorfes. Von draußen kamen Männer herein, teils einzeln, teils in Gruppen aus dem Dunkel auftauchend. Wenn sie in den Schein der Lichter traten, die an den bisher so dunklen Fenstern der Häuser aufgestellt waren, dann erkannte man struppige Bärte, kotbedeckte Kleider und Stiefel, Gestalten, denen man ansah, daß sie tage-, vielleicht wochenlang kein Dach über ihrem Haupte gehabt hatten.

Wenn die Deutschen, welche heute ausmarschiert waren, hätten zurückblicken können, so würden sie nicht mehr gefragt haben, wo die männliche Bevölkerung des Ortes geblieben sei.

Aus den Häusern waren die Frauen herausgetreten und begrüßten sich mit ihren Männern, Vätern und Söhnen; hin und wieder hörte man ein lautes, lustiges Wort, ein gellendes Lachen, aber diese Töne schlugen nur wie Spritzwellen aus einem bleiernen Meere auf, die ganze Masse von Männern und Weibern bewegte sich mit halblautem Flüstern durcheinander. Plötzlich kam eine Strömung in die Menschenflut und „Zu Rodolphe!" hieß das Wort, das von Mund zu Mund als Losung ging und jedem einzelnen seinen Weg vorschrieb.

Der große Saal des Herrn Rodolphe war ein geräumiges Viereck, dennoch war er kaum weit genug für die Masse von Männern und Frauen, die sich in denselben hereinschob. Einige wenige von der Decke herabhängende, mit schlechtem Petroleum gefüllte Lampen schickten ein spärliches Licht auf die Gruppen der Männer herab, die auf Stühlen und Tischen umhersaßen, das Gewehr um die Schultern gehängt, zornig und eifrig gestikulierend. Den Hut ins Genick zurückgeschoben, so daß die wilden Gesichter weit hervorquollen, so erzählten sie prahlend von ihren blutigen Heldentaten. Offenen Mundes lauschten ihnen die Weiber, und ein wüstes Gelächter erhob sich, wenn der Erzähler recht drastisch zu malen verstand, wie der „Prussien", dem er seine Ladung in den Leib gejagt, gleich einem Hasen Purzelbaum geschlagen und sich niedergelegt hatte.

Dumpfe, schwüle Hitze, Tabaksdampf und Schnapsgeruch erfüllten die Luft, der ganze Saal war wie ein Brutofen von Wut, Leidenschaft und mörderischen Plänen.

„Zum Tode mit den Hunden von Prussiens," brüllte ein in der Mitte des Saales am Tische sitzender stiernackiger Kerl, indem er mit dem dicken Stiele seines Schnapsglases dröhnend auf den Tisch schlug. Ein johlendes Geheul, das sich aus allen Ecken und Enden erhob, bezeugte, daß seine Worte gezündet hatten.

„Die Hände sollen mir aus dem Grabe wachsen," fuhr er fort, „wenn ich einen einzigen von den Ulanen morgen lebendig aus dem Dorfe hinauslasse!"

„Sage ich auch," schrie ein junger Bursche, der dem andern am Tische gegenüber saß. „Wir sind fünfzig Gewehre, wir stellen

uns in den Häusern hinter die Fenster und blasen sie, einen nach dem anderen, aus dem Sattel!"

„Gut erdacht, meine Jungen, gut erdacht," sagte der Waldläufer, der von Tisch zu Tische ging, sich mit allen in kurze Gespräche einließ und allem, was gesprochen wurde, sein Ohr lieh. „Gut erdacht, aber auf die Weise geht es nicht."

„Warum soll es nicht gehen?" brüllte man ihn an.

„Weil die Ulanen immerhin über hundert Mann stark sind; bei dem ersten Schusse kehren sie auf den Hacken um, und wenn wir neunzig von ihnen über den Haufen schießen, so kommen immer noch zehn mindestens davon, und übermorgen ist unser Dorf vom Erdboden rasiert!"

„Aber sterben müssen sie, oder der Teufel soll mich holen!" Der schwarze Riese, der das sagte, schlug abermals mit seinem Schnapsglase auf den Tisch, als wollte er die Platte zerschmettern.

„Und wer für ihr Leben spricht ist ein Verräter!" schrie der ihm Gegenübersitzende.

„Nieder mit dem Verräter! Nieder!" heulte und tobte es durch den weitläufigen Saal. Das Wort war gefallen, welches damals wie der Stich einer vergifteten Nadel das Gehirn der Franzosen traf. Die Männer sahen mit blutdürstigen Augen umher, die Stimmen der Weiber erhoben sich wie gellende Trompeten, die ganze Versammlung raste und lärmte sich in eine tolle, gegenstandslose Wut hinein.

Schneidend und scharf über all das Getöse hinweg vernahm man die Stimme des alten Forsthüters.

„So hört doch," rief er, indem er mitten im Saale allen sichtbar stand. „Nicht nur bekommen sollt Ihr Eure Ulanen, Ihr sollt sogar noch Eure Bequemlichkeit dabei haben; aufessen sollt Ihr sie in aller Gemächlichkeit, zum Frühstück, zum Abendessen, wie es Euch beliebt."

„Willst du sie uns anrichten?" hieß es zurück.

„Das will ich, und Euch das Salz und den Pfeffer dazu besorgen."

„Bravo, alter Wilddieb," hieß es; man lachte, man drehte sich um und blickte nach ihm. „Im Grunde hat der alte Racker doch die besten Gedanken unter seinem Schädel," vertraute man sich gegenseitig an.

„Wir werden die Ulanen wie einen Fleck auswischen," fuhr er fort, „hübsch leise, daß draußen niemand etwas davon hört, versteht Ihr, wie ich's meine?"

Die glotzenden Augen, die sich mit stummer Frage auf ihn richteten, verrieten, daß man noch nicht verstand.

„Wir werden sie ins Dorf hereinlassen, wie wir das Bataillon vor ihnen hereingelassen haben," sagte der Forsthüter, „wir werden sie sicher machen, das wird nicht schwer fallen, denn die Prussiens halten uns für bons enfants — du hast es gehört, Rodolphe — alsdann, in einer guten dunklen Nacht, werden wir dafür sorgen, daß die Offiziere allesamt hier bei Rodolphe versammelt sind, von ihren Mannschaften getrennt, und die Mannschaften werden wir im Laufe des Tages fleißig mit unserem guten Wein begossen haben, den diese Bettler nicht vertragen können, weil sie selber keinen haben; sodann werdet Ihr, meine Jungen, hübsch leise herangekommen sein; ein Dutzend von Euch, und zwar diejenigen, die am schärfsten zu reißen und zu beißen verstehen, werden hier durch Türen und Fenster hereinbrechen und mit den Prussiens eine Unterhaltung beginnen — Ihr versteht? ohne zu schießen, hübsch leise mit dem Messer in der Hand; und wenn jeder von Euch seinen Prussien an die Diele genagelt hat, dann werden wir weiter gehen, zu den Quartieren der Ulanen, jeder Mann an sein eigenes Haus, und diese Damen werden dafür gesorgt haben, daß die Türen, hinter denen sie schnarchen, hübsch offen alle sind, damit es keinen Lärm macht, wenn wir zur Visite bei ihnen eintreten, und werden uns genau sagen, wie viele es sind, und wo sie liegen — und am nächsten Morgen werden die Prussiens ihren Kaffee beim guten alten Petrus oder beim Satan trinken."

Eine tiefe Stille trat nach diesen Worten ein. Die lautesten Schreier von vorher verstummten, wie Renommisten zu tun pflegen, wenn sie plötzlich zur Tat gerufen werden. Es war, als wäre eine dunkle, schreckliche Gestalt unhörbaren Schrittes eingetreten und hätte sich mitten unter sie gesetzt, eine Gestalt, die man prahlend in Gedanken oftmals heraufbeschworen hatte und deren gräßliches Gesicht man jetzt zum erstenmal wirklich sah: der Mord. Nicht der Mord des einzelnen, im Walde aus dem Verstecke verübt, sondern der Massenmord in dunkler Nacht, mit allen Schrecken tückischer Überlegung geplant und vollbracht. Der einzige, der nichts von der allgemeinen Beklemmung zu fühlen schien, war der Waldläufer selbst.

„Begreift Ihr nun, was ich damit sagen wollte," fuhr er fort, indem seine Lippen sich zu einem satanischen Lächeln breit-

zogen, „daß wir sie wegwischen würden wie einen Fleck? Sobald wir unsere Arbeit besorgt haben, verscharren wir sie mit ihren Pferden, die wir vorher abgestochen haben, mit ihren Waffen und ihrem Gepäck — fort werden sie sein vom Erdboden, weggewischt, verschwunden — kein Stück von ihnen soll übrig bleiben — und wenn die Prussiens von draußen kommen und nach ihnen fragen — bah — wir wissen von nichts — haben nichts gesehen von Ulanen — zu uns sind keine gekommen — haben vielleicht den Weg verfehlt, sind vielleicht nebenan geritten, ins Nachbardorf — bitte, sehen Sie nur zu, Messieurs — ha ha ha." — Er brach in ein schneidendes Gelächter aus, indem er den Stuhl, neben dem er stand, krachend auf den Boden stieß, und dieses Lachen löste den Bann, der auf allen Seelen und Lippen lag.

„Eine Idee! Eine Teufelsidee!" schrie der Schwarze, der ihm zunächst saß und mit stieren Augen zu dem Sprecher emporgeschaut hatte, und „es ist eine Idee!" ging es wie ein Echo durch den ganzen Saal.

„Aber du weißt," sagte Rodolphe, der hinter dem Schanktische vorgekommen war und die Gläser aufs neue füllte, „wie vorsichtig und mißtrauisch diese verdammten Prussiens sind; wenn drei von ihnen schlafen, stehen viere immer Wache."

„Habe ich dir nicht gesagt," erwiderte der Forsthüter, indem er ihm sein Glas hinhielt, „daß wir sie sicher machen werden? Dazu müssen uns diese Damen helfen."

Die Frauen lauschten auf und drängten näher, als sie hörten, daß von ihnen die Rede war.

„Ja ja, meine schönen Damen," fuhr der Alte fort, „wenn Sie zurückhaltend bleiben wie bisher, dann ist's kein Wunder, daß die Prussiens nicht aus dem Mißtrauen herauskommen; ein wenig freundlich müssen Sie sich zeigen, ein wenig entgegenkommend."

„Pest — sie sollen schön tun mit diesen Hunden von Allemands?" Ein dumpfes Gemurr unter den Männern bekundete, daß dieser Vorschlag wenig Anklang fand.

„Das große Unglück," sagte der Waldläufer verächtlich, „ich bin freilich kein verheirateter Mann, aber wenn ich's wäre und wüßte, daß ich jede Umarmung, die man meiner Frau zuteil werden läßt, fünf Minuten später mit einem famosen Messerstich rächen könnte — Sakrament — darauf hin möcht' ich noch jetzt auf meine alten Tage heiraten!"

„Darin hat er auch wieder recht," sagte der Schwarze, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „wir werden wie Wölfe über sie kommen und unsere Stöße werden um so tiefer sitzen."

„Außerdem — für das Vaterland!" — hörte man hier und da.

„Ja, die Frauen müssen uns helfen," entschied plötzlich die allgemeine Stimme, „sie müssen uns die Prussiens ins Netz locken."

Die Frauen hatten bisher kichernd diesen Beratungen zugehört und sich gegenseitig heimlich angestoßen, nun wurden sie still, die Sache ward ernst. Der Gedanke an das, was man von ihnen verlangte, drang in ihr Blut, und die Glut, welche er darin erzeugte, trat in der dunklen Röte ihrer Wangen zutage. „Aber man möchte doch gerne genauer wissen, was man zu tun hat," sagte eine von ihnen, ein schönes, schlank gewachsenes Weib mit keckem, lächelndem Gesicht.

„Eine französische Frau, und fragt, wie man es anzufangen hat, um liebenswürdig zu sein?" fragte der Forsthüter, indem er die Sprecherin mit eingekniffenen Augen von der Seite ansah. „Parbleu, man empfängt die Einquartierung an der Haustür, man freut sich, daß man endlich einmal diese berühmten Ulanen so in nächster Nähe sehen kann, man hat sich vor ihnen gefürchtet — hu — schrecklich gefürchtet, aber man findet sie liebenswürdig, wahrhaftig, viel liebenswürdiger als die Infanterie, die vor ihnen dagewesen ist."

Der Alte begleitete alle diese Worte mit so tollen Grimassen, daß seine Zuhörerinnen in helles Gelächter ausbrachen und jauchzend in die Hände klatschten. Die finsteren Gesichter der Männer lächelten, und plötzlich bemächtigte sich eine grausam lüsterne, wilde Lustigkeit der ganzen Gesellschaft. „Einen Tanz!" ertönte es, „einen Tanz!"

Im Augenblicke aber, als man Tische und Stühle beiseite zu räumen begann, erhob sich noch einmal die Kommandostimme des Waldläufers.

„Noch einen Moment, meine Kinder," rief er, „noch einen Moment! Dies Wort bringt mich auf einen guten Gedanken: Diese Prussiens, und namentlich die Offiziere, gehen nie ohne Säbel und Revolver; das könnte unbequem für Euch werden, wenn Ihr hereinkommt. Wir werden es veranstalten, daß sie

an dem Abende, wenn sie hier bei Rodolphe sind, tanzen; dabei müssen sie die Waffen ablegen, und dann ist die Arbeit halb getan."

„Mit wem sollen sie tanzen?" fragte Rodolphe.

„Mit deinen Stühlen nicht," antwortete der Alte, „aber mit den Damen. Diese Damen werden die Gefälligkeit haben, sich hier einzufinden, nicht alle, etwa ein Dutzend, sie werden sich hübsch gemacht haben und werden sehr artig und liebenswürdig sein, und werden sich untereinander beklagen, daß man keine Männer zum Tanzen hat und dann — werden sie mit den Prussiens tanzen."

„Aber das wird auffallen, wenn wir hier plötzlich ohne Grund und Ursache erscheinen," sagte die Schlanke, die sich zur Vorsprecherin für ihr Geschlecht machte.

„Gut bedacht, meine Allerschönste," sagte der Forsthüter; „darum werden wir den Prussiens erzählen, wir feierten ein Fest, ein häusliches Fest bei Rodolphe — zum Beispiel —" er schien zu überlegen, „je nun, zum Beispiel seine Verlobung."

„Sapristi," sagte Rodolphe, indem er in ein polterndes Gelächter ausbrach, „du verlobst mich, alter Baumspecht? Hast du mir schon eine Braut ausgesucht?"

Der Waldläufer ließ die Augen rings umhergehen, dann erfaßte er die Hand des Wirtes, der dicht neben ihm stand. „Was bekomme ich," fragte er mit heiser unterdrückter Stimme, „wenn ich sie dir verschaffe? Wär' es auch nur für eine Nacht?"

„Wen?" erwiderte der Gefragte. Der Waldläufer nickte stumm nach einer entlegenen Ecke des Saales hin.

Ein breites Grinsen legte sich über Rodolphes Züge; aller Augen wandten sich nach der bezeichneten Ecke, und „Reine Gouyou" ging es wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde.

Als diese, welche bisher aufmerksam lauschend, aber ohne sich unter die übrigen Frauen zu mischen, an einem Tische für sich gesessen hatte, ihren Namen im ganzen Saale ertönen hörte, erhob sie sich, wie von einem plötzlichen Schreck erfaßt und ging auf die Tür des Saales zu.

Nun aber brach ein wüstes Gejohle und Geschrei aus. „Man geht nicht fort, wo Patrioten sich beraten," grunzten die Männer, und „man ist keine Königin, sondern eine Frau wie alle anderen," kreischten die Weiber.

Das Geschrei ward zum Geheul und nahm einen so bedrohlichen Ton an, daß die Frau unwillkürlich stehen blieb. Ihr Gesicht war leichenblaß, ihre großen dunklen Augen blickten geängstigt umher.

„Die Bürger werden mich nicht deshalb für eine schlechte Patriotin halten," sagte sie leise, indem sie zu lächeln versuchte, „weil ich nach meiner Wirtschaft sehen muß."

„Ach was Wirtschaft," gab der schwarze Spektakelmacher roh zur Antwort, „es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um das Vaterland! Haben wir nicht alle unsere Wirtschaft? Sind wir deshalb weniger in den Wald hinausgegangen und haben wir nicht alles stehen und liegen lassen?"

„Allerdings, allerdings," bestätigte das brüllende Echo.

„He, meine Freunde, wozu diese Aufregung," wandte sich beschwichtigend der alte Forsthüter an die Erhitzten, indem er zwischen sie und Reine Gouyou trat. „Madame Gouyou ist eine kluge Frau und eine gute Patriotin, das werde ich am besten wissen, da ich der älteste von Euch bin, und sie wird sich's überlegen, daß es nicht zu viel verlangt heißt, wenn sie einen Abend lang von den Prussiens für die Verlobte unseres braven Rodolphe gehalten wird — nicht wahr, Madame Gouyou?"

Die Frau hatte gesenkten Hauptes diese mit häßlicher Freundlichkeit gesprochenen Worte angehört, ihr Busen hob und senkte sich.

„Warum denn gerade ich?" seufzte sie leise.

„Weil die Prussiens eine schlechte Meinung von Rodolphes Geschmack bekommen würden, wenn er sich mit einer weniger schönen verlobte," erwiderte der Forsthüter, indem er sich hämisch lächelnd den Knebelbart strich.

„Und weil man nicht von heute erst weiß, daß man denen da aus der Normandie nicht trauen darf," eiferte die schlanke Schöne, die sich als besonders energische Widersacherin zeigte, „weil man fürchten muß, daß, wenn man sie nicht unter Augen hält, an dem Abende, wo es gilt, sie uns womöglich an die Prussiens verrät!"

Reine Gouyou maß die Sprecherin mit einem finsterverächtlichen Blicke. „Verleumderin!" sagte sie kurz und dumpf, und dieses Wort brachte die Angreifer für den Augenblick zur Ruhe; man fühlte, daß es aus einem gut französischen, patriotischen Herzen kam.

Rodolphe trat herzu und legte mit täppischer Liebenswürdigkeit seine Hand auf ihre Schulter. „Sie wissen ja doch, Madame Gouyou," sagte er —

Reine Gouyou zuckte zusammen, als sie seine Berührung fühlte. „Fassen Sie mich nicht an!" stieß sie hervor, indem sie unwillkürlich einen Schritt von ihm zur Seite trat. Rodolphe stand mit dumm verblüfftem Gesicht, und nun erhob sich das kaum beschwichtigte Gemurr noch drohender als zuvor.

„Was? Sie will die Stolze spielen? Vielleicht wohl, weil ihr alter Geizkragen von Mann ihr einen Sack mit Geld übriggelassen hat? Sie will sich dem Willen des Volkes widersetzen? Die Verräterin! Die Verräterin!"

Immer häufiger, immer wilder ertönte das verhängnisvolle Wort, und Reine Gouyou bemerkte mit Schrecken, wie die gesamte Bewohnerschaft des Dorfes ihr feindselig gegenüberstand. Die Stimmung war bis zum Siedegrad erhitzt, und die Gewalttat hing über ihrem Haupte. Es blieb ihr kein Ausweg, sie mußte sich ergeben.

Wie um den Sturm zu beschwichtigen, erhob sie die Hand. „Ich sage nicht, daß ich nicht will," sprach sie, „nur das eine möchte ich noch einmal fragen: es ist alles nur zum Schein? Und am nächsten Tage wird alles wieder sein, wie es zuvor gewesen ist?"

„Das sagten wir Ihnen ja," erwiderte der Forsthüter, „am andern Morgen sind Sie wieder frei, falls Rodolphe nicht Macht gewonnen haben sollte über Ihr sprödes Herz."

Reine Gouyou preßte die blassen Lippen aufeinander. „Es ist gut," sagte sie, „es wird also geschehen."

„Das ist ein Wort! So ist's recht!" ertönte es von allen Seiten; die Erklärung ihrer Unterwerfung wurde mit Beifall begrüßt, man hatte den Eigensinn der stolzen Witwe gebrochen, und das Wonnegefühl, mit dem man sich jetzt der unterbrochenen Tanzfreude wieder hingab, wurde durch die Wollust der Grausamkeit zur Raserei gesteigert. Man hatte ein Gefühl, als tanzte man auf den blutigen Leichen der Prussiens und auf dem in Qualen sich windenden Leibe von Reine Gouyou.

Sobald die wüste Tanzorgie begann, war diese lautlos aus dem Saale entwichen. —

Ein trübes Gespinst farbloser Wolken bedeckte den grauen Winterhimmel, als Reine Gouyou am Morgen des nächsten Tages

nach einer dumpfen, schlechten Nacht ans Fenster trat und auf die menschenleere Dorfstraße hinausblickte.

Wie öde war der Anblick. Heute zum erstenmal empfand sie das, obschon sie das Bild seit Jahren kannte; heute zum erstenmal fühlte sie sich einsam, obschon sie jahrelang einsam gewesen war. Daß sie im Dorfe nicht besonders geliebt wurde, hatte sie sich schweigend wohl gesagt, daß sie aber so gehaßt wurde, das hatte sie erst gestern abend erfahren.

Sie dachte daran, ihr Besitztum zu verkaufen und das Dorf zu verlassen, obschon sie nicht wußte, wohin sie sich wenden sollte. Aber jetzt gleich ließ sich das nicht bewerkstelligen, jetzt war zunächst das zu ertragen, was man ihr auferlegt hatte, und bei dem Gedanken an das Bevorstehende war es ihr, als zöge sich ein Strick um ihr Herz und ihre Eingeweide. Sie ging in die Küche, um sich ein Frühstück zu bereiten, aber nachdem sie es getan, ließ sie es unberührt stehen, sie konnte nichts essen. Am Küchenherde setzte sie sich nieder und starrte vor sich hin. Ein lastendes Unglücksgefühl, ein Bewußtsein tiefer, trostloser Verlassenheit schwoll in ihr auf, lautlos begann sie zu weinen. Sie regte kein Glied und hob keine Hand, um die tropfenden Tränen zu trocknen, wie ein Stein saß sie an die Steine des Herdes gelehnt.

Als es gegen Mittag war, hörte sie von der Straße her Geräusch, Pferdegetrappel und Klappern von Hufen. Eiskalt ging es ihr am Rücken hinab — die Ulanen! — Anfänglich wollte sie an ihrem Platze sitzen bleiben, wollte nichts hören und sehen, sondern das Schicksal kommen lassen, wann und wie es kam. Aber die Neugier siegte, und sie verließ die Küche, um an das Fenster ihres ebenerdig nach der Straße gelegenen Zimmers zu treten.

Unmittelbar vor ihrem Hause hatte sich eine Gruppe von Frauen des Dorfes versammelt, und es war offenbar kein Zufall, daß sie dort standen, denn im Augenblicke, als Reine Gouyou hinter den Scheiben des Fensters erschien, wandten sich die Köpfe aller Frauen zu ihr hin. Mit spöttischen Knicksen wurde sie begrüßt. Sie trat in das Zimmer zurück, aber sobald sie vom Fenster verschwunden war, klopften Hände an diesem an. Wohl oder übel mußte sie das Fenster öffnen.

„Guten Morgen, Madame la Reine!“ rief es zu ihr hinein, „wir wollten Ihnen nur unsere Aufwartung machen und uns Ihnen vorstellen als Ihre Brautjungfern zu Ihrer Verlobung mit Rodolphe.“

Reine Gouyou hatte wie geistesabwesend auf die Schwätzerinnen herabgeblickt, erst das Gekicher derselben erweckte sie. Hastig warf sie das Fenster zu und verschwand. Mit gerungenen Händen ging sie im Zimmer auf und nieder; sie fühlte, daß es kein Entrinnen für sie gab, daß sie auf Schritt und Tritt umgeben war von den unerbittlichsten Spionen, von erbosten Weibern. „Was habe ich ihnen getan?“ sprach sie leise klagend vor sich hin, „was habe ich ihnen getan?“ Sie machte ihre Schmerzenserfahrungen mit dem Neide.

Unterdessen war die Schwadron weiter eingerückt, und mitten im Zimmer stehend, sah Reine Gouyou sie vorüberziehen. Über das Fenstergesims hinweg schaute sie gerade in die Gesichter der Ulanen. Sie sah die wettergebräunten Züge, die stolze, sichere Heiterkeit der kühnen Augen, die rechts und links an den Häusern emporblickten, und obschon es sie beim Anblick der starrenden Lanzen schaudernd ergriff, indem sie sich vergegenwärtigte, wie oft diese furchtbaren Lanzen französisches Blut getrunken hatten, fühlte sie sich doch wie von einer zwingenden Gewalt an die Stelle gebannt, wo sie stand. Sie konnte den Blick nicht abwenden, sie mußte an das Fenster treten und der langsam dahinziehenden kriegerischen Schar mit den Blicken folgen, so weit sie vermochte. Unwillkürlich erschienen vor ihrer Seele andere Gestalten, welche neben diese ruhigen, schweigenden Männer traten, die, welche sie gestern abend gesehen hatte, mit den verzerrten Gesichtern, mit den heiser brüllenden Stimmen — und wenn sie diese mit jenen dort verglich — Reine Gouyou fuhr mit der Hand über die Stirn und blickte entsetzt um sich; sie war allein, auch die Weiber draußen waren hinter den Ulanen dreingelaufen — aber wie kam es, daß sie plötzlich das schreckliche Wort von gestern abend in ihren Ohren zu vernehmen glaubte: Verräterin?

Eine Viertelstunde später klopfte es an die Tür ihres Hauses, und als sie auf den Flur trat, blieb sie regungslos auf der Schwelle ihres Zimmers stehen; vor ihr stand ein preußischer Ulan. Er hielt mit einer Hand die Klinke der geöffneten Pforte, mit der anderen den Zügel seines hinter ihm stehenden Pferdes. Reine Gouyou starrte ihn mit weit aufgetanen Augen an; ein blühendes, von der Winterluft frisch gerötetes Jünglingsgesicht blickte ihr entgegen.

„Ängstigen Sie sich nicht, Madame,“ sagte der Ulan, „ich beklage, daß ich Ihnen zur Last fallen muß, aber ich werde mich

bemühen, Ihnen so wenig Unbequemlichkeit zu verursachen, als möglich. Wollten Sie die Freundlichkeit haben, mir zu sagen, wo ich mein Pferd einstellen kann?"

Er sprach fließend französisch, und wenn sie in preußischen Militärdingen bewandert gewesen wäre, so würde sie an den schwarzweißen Schnüren, welche die Achselklappen seines Mantels einfaßten, erkannt haben, daß er ein Freiwilliger war.

Keines Wortes fähig, neigte sie schweigend das Haupt und schritt an ihm vorüber zur Tür des Hauses hinaus, indem sie ihn, mit dem Haupte winkend, aufforderte, ihr zu folgen. An die Ecke des Wohnhauses stieß die Mauer des Hofes, und in der Mitte derselben war eine große hölzerne mit einem ebensolchen Pflocke verschlossene Pforte. Sie bemühte sich, den Pflock aus der eisernen Öse zu ziehen, in der er steckte, aber das Holz war durch Nässe, Frost und langen Nichtgebrauch verquollen.

„Erlauben Sie mir," sagte der Ulan, als er ihre vergeblichen Anstrengungen sah. Er trat hinzu, aber der Pflock saß so fest, daß er mit beiden Händen zugreifen mußte.

„Wollten Sie mir einen Augenblick das Pferd halten?" fragte er. Sie nahm die Zügel aus seiner Hand, das Pferd beugte leise schnobernd seinen Kopf zu ihr nieder; es war des Freiwilligen eigenes Pferd, ein edles Tier. Reine Gouyou blickte ihm in die Augen; wie schön sie waren, wie treu und vertrauensvoll. Unwillkürlich streichelte sie ihm den schlanken Hals, im selben Augenblick aber ließ sie die Hand sinken, als hätte sie sich verbrannt — das Pferd des Prussien!

„Endlich!" sagte der Ulan, indem er den Pflock mit einem letzten kräftigen Ruck aus der Öse springen ließ. „Wenn Sie erlauben, so werde ich das Eisen nachher ein wenig einölen, es ist etwas verrostet."

Er stieß den einen Flügel des Torweges auf, dann nahm er ihr die Zügel wieder ab, die sie ihm schweigend ließ, wie sie sie schweigend genommen hatte. „Schönen Dank," sagte er treuherzig, „dort drüben ist der Stall? Nicht wahr?" Sie nickte und ging ihm gesenkten Hauptes voran.

„Holla, Egmont," sagte er, indem er seinen Fuchs auf den Hals klopfte, „solch schönen Stall hast du lange nicht zu Gesicht bekommen, alter Kerl."

Während er sein Pferd absattelte, stand Reine Gouyou an den Pfosten der Stalltür gelehnt und sah dem jungen

Soldaten zu. Er hatte den Mantel ausgezogen und die Tschapka abgelegt, seine schlanke Gestalt bewegte sich in kraftvoller Geschmeidigkeit, volles, blondes, leicht gelocktes Haar umgab sein Haupt.

„Ein geräumiges Dorf, Madame," sagte er, in seiner Tätigkeit plaudernd, „wir sind untergebracht wie die Könige, jeder einzelne beinah in einem Hause für sich, das tut gut, wenn man wochenlang unter kein Dach gekommen ist und auf Vorposten gelegen hat. Übrigens denke ich," fuhr er fort, als er keine Antwort erhielt, „daß wir nicht allzulange Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen werden; es wird bald Friede werden, dann ziehen wir nach Haus, und Sie sind die Prussiens los —" er lachte und schaute über den Rücken seines Pferdes zu der stummen Frau hinüber — „es wird Ihnen keinen großen Kummer bereiten, nicht wahr?"

Reine Gouyou wandte das Haupt zur Seite. „Der Herr wird etwas zu essen wünschen?" sagte sie.

„O, wenn Madame die Güte haben will," erwiderte der Ulan.

„Es ist meine Pflicht," sagte sie kurz und hart.

Jetzt trat von der anderen Seite Stillschweigen ein, und als sie einen Blick hinüberschweifen ließ, sah sie, wie das Gesicht des jungen Mannes bis über die Stirn errötet war. Er hatte sich ganz seinem Pferde zugewandt, scherzte mit ihm, liebkoste es, streute ihm Futter in die Krippe und das edle Geschöpf beantwortete mit leisem Schnauben die Freundlichkeit seines Gebieters.

Reine Gouyou verließ den Stall, aber sie ging langsam und in der Mitte des Hofes blieb sie stehen und kehrte noch einmal zurück.

„Wenn der Herr" — sagte sie, und in ihrer Stimme war ein Stocken — „wenn der Herr — nachher sein Zimmer zu sehen wünscht —"

„Ich werde die Ehre haben, bei Madame nachher vorzusprechen," antwortete der Ulan.

Er war damit beschäftigt, das Zaumzeug an dem Riegel aufzuhängen, der in dem Türpfosten angebracht war, und auf die Art geschah es, daß er jetzt dicht neben ihr stand.

„Madame hat Kummer?" fragte er plötzlich, indem er in seiner Beschäftigung innehielt und sich zu ihr wandte. Unwillkürlich wich sie einen halben Schritt zurück.

„Weshalb?“ fragte sie, ihn mit großen Augen anblickend.

„O — ich glaubte,“ erwiderte er, „Ihr Gesicht schien mir so betrübt — und in einer Zeit wie diese —“ er schwieg und putzte an seinem Zaumzeug, dann erhob er noch einmal das Gesicht zu ihr: „Ich glaubte, Sie hätten vielleicht jemanden verloren?“

Eine tiefe Blässe, der ein heißes Erröten folgte, überflog das Antlitz der Frau, und in dem schweigenden Wechsel der Empfindungen gewann dieses Antlitz eine beinahe großartige Schönheit. Langsam schüttelte sie das Haupt. „Ich habe keine Verwandten bei der Armee,“ sagte sie, „und ich habe nichts zu verlieren.“

Sie wandte sich hastig und verschwand im Hause. Als Reine Gouyou in ihre Küche gekommen war, ging sie in die entfernteste Ecke, setzte sich nieder und drückte die geschlossenen Augen tief in die Hände. Es tat ihr wohl, sich für einen Augenblick so in der Nacht zu verlieren, nichts zu sehen und zu denken. Dann erhob sie sich, stellte Tiegel und Töpfe auf dem Herde zurecht, um Essen zu bereiten, und während sie das tat, fiel es ihr ein, daß das Tor des Hofes offen geblieben war. Sie machte sich auf den Weg, um es zu schießen. Weshalb? Sie wußte selbst nicht, aber sie hatte ein Gefühl, als bewahrte sie in ihrem Hause ein Geheimnis, das niemand sehen sollte, niemand, und vor allem nicht die abscheulichen, lästernden Weiber. Als wenn sie etwas Verbotenes täte, ging sie mit schnellen Schritten um das Haus herum — nicht über den Hof, und als sie den Torflügel zugezogen, und niemand sie dabei gesehen hatte, atmete sie auf. — Was hatte sie zu verheimlichen? was zu verbergen? nichts. War etwas geschehen, was sie hätte bezeichnen, beschreiben können? nein — und doch hatte sie das Gefühl von etwas Neuem, Großem, Schrecklichem und Wunderbarem, das plötzlich da war, wo vorher nichts gewesen war. Sie wußte nicht, was es war, sie begriff es nicht, denn es war ein so dunkles, rätselhaftes Gefühl, aber wenn jemand es ihr hätte erklären wollen, so würde sie sich die Ohren zugehalten haben; sie wollte nicht wissen, wollte nicht aufwachen, nur lauschen wollte sie auf das tiefe, leise, heimliche Wogen ihres Blutes, auf die schauernde Wärme, die ihre innersten Organe überhauchte, während ihre Hände und Füße im Frost erzitterten.

Sie ging in die Küche zurück, sah noch einmal nach ihren Töpfen und Kasserollen auf dem Herde und dann, von einer

seltsamen Unruhe erfaßt, stieg sie die Treppe hinauf, die vom Flure zu dem Giebelzimmer führte, in welchem der Ulan wohnen sollte. Meister Gouyou, ihr verstorbener Mann, hatte wenig Sinn für behagliche Ausstattung seines Hauses und wenig Neigung gehabt, Geld dafür auszugeben. Es war ein sehr einfacher Raum, der nur dasjenige enthielt, was ein Bewohner notdürftig brauchte: eine Bettstatt, einen Tisch und ein paar Stühle. Sie ließ ihre Blicke durch das kahle Gemach dahingehen.

Indem sie die Klinke der Tür erfaßte, bemerkte sie, daß an dieser weder Schloß noch Riegel war — das Zimmer war nicht verschließbar. Sie hatte nicht daran gedacht, weil sie den Raum selten oder nie benutzte; sinnend hielt sie die Tür in der Hand. Plötzlich fiel ihr ein, was jener gestern abend gesprochen hatte: „Die Damen werden dafür sorgen, daß die Türen offen sind, hinter denen sie schlafen," und indem sie dieser Worte gedachte, überfiel es sie wie ein jäher, fürchterlicher Schreck. Das Schicksal selbst war es, das sie durch Zufall dieses Zimmer auswählen hieß, das so vortrefflich zur nächtlichen „Visite" bei dem Prussien geeignet war.

„Ich habe es nicht gewußt" — halblaut sprach sie es vor sich hin, als wollte sie sich vor sich selbst rechtfertigen. Im Geiste überlegte sie, wo und wie sie ihn anders unterbringen könnte, aber bevor sie noch einen Gedanken hatte fassen können, vernahm sie Schritte auf der Treppe, und das blonde Haupt des jungen Ulanen blickte um die Treppenbiegung zu ihr hinauf.

Überrascht blieb er stehen, denn es bot sich ihm ein sonderbarer Anblick: mit schlaff herabhängenden Armen stand die Frau an die Wand gelehnt und blickte mit starren, entsetzten Augen zu ihm hinunter. Er faßte sich indessen rasch und stieg die letzten Stufen hinauf.

„Ist das die Stube, wo ich wohnen soll?" fragte er, indem er auf das vor ihm liegende, geöffnete Zimmer hinwies.

Sie nickte stumm. Er zögerte einzutreten.

„Aber es scheint Ihnen unangenehm?" fragte er. Sie schüttelte hastig das Haupt. „Es — es ist so wenig behaglich eingerichtet," sagte sie, und ihre Lippen stammelten, als sie das sprach.

„O, was das anbetrifft," entgegnete er lachend, „das hat für einen Soldaten nicht viel zu bedeuten." Er blickte hinein. „Ein Bett," sagte er, „ein Stuhl und ein Tisch, auf dem man einen Brief schreiben kann — was soll man mehr verlangen?"

Er trat über die Schwelle. Ob er bemerken würde, daß die Tür sich nicht verschließen ließ? Mit der Angst des bösen Gewissens paßte sie auf. Er sah aber die Tür gar nicht an, sondern fing sogleich an, seine Waffen und sein Gepäck im Zimmer abzulegen. Reine Gouyou war hinter ihm stehen geblieben und sah ihm zu; so ruhig verfuhr er, so sicher und heiter, als wenn es gar nicht möglich gewesen wäre, daß ihm irgendwelche Gefahr drohte. Wenn er geahnt hätte, daß dieses Zimmer ein Sterbezimmer war — wenn sie es selbst ihm sagte —? Unwillkürlich öffneten sich ihre Lippen, preßten sich aber krampfhaft wieder aufeinander — „Verräterin!" flüsterte sie tonlos in sich hinein.

Endlich wurde es ihr unerträglich, so gewissermaßen lauernd hinter ihm zu stehen.

„Das Essen wird bald fertig sein," sagte sie, „wenn der Herr vielleicht in einer halben Stunde hinunterkommen will?"

„Recht," entgegnete er, „bis dahin werde ich noch Zeit haben, einen Brief zu schreiben." Er hatte bei diesen Worten ein mit grünseidenem Bande kreuzweise umwundenes Päckchen aus seinem Mantelsack hervorgezogen. „Sehen Sie hier," sagte er, indem er ihr dasselbe lächelnd vor die Augen hielt, „lauter Briefe, die ich während des Krieges erhalten habe."

„Aus Ihrem Lande?" fragte sie.

Er lachte gutmütig, weil er merkte, daß sie ihn für einen Bauernsohn hielt. „Mein Land," sagte er, „ist eine Stadt, und die Briefe sind von meiner Mutter und meiner kleinen Schwester." Er hielt das kleine Paket in der Hand, und seine Augen leuchteten in stiller Freude, während er die geliebten Schriftzüge betrachtete. „Sehen Sie, Madame," fuhr er fort, „dies Band hier hat meine Schwester mir aufgenötigt, weil grün, wie sie behauptet, Glück brächte — der kleine Aberglaube — aber was das Tollste ist, sie hat recht behalten; ich habe Tage durchgemacht, nach denen ich, wenn es Abend wurde, meine Glieder angesehen und mich im stillen gewundert habe, daß ich sie noch heil und gesund besaß. Ich habe nie etwas abbekommen, und nun, denke ich, sind wir so ziemlich über die Gefahr hinweg, denn jetzt steht der Friede vor der Tür." Er warf das Briefpaket mit einem Seufzer der Erleichterung auf den Tisch. Reine Gouyou stand noch immer wie angewurzelt an der Schwelle, und als er zu ihr umblickte, sah er ihre Augen wieder mit dem Ausdrucke stummen Entsetzens auf sich gerichtet, den er vorhin

wahrgenommen hatte, und den er sich nicht erklären konnte. Als sie seine Überraschung bemerkte, senkte sie das Haupt und nickte hastig. „Jawohl," sagte sie, „sehr richtig, sehr richtig — also — der Herr wird sich nachher bemühen?"

„Wann und wo es Madame beliebt," antwortete er, indem er sich artig gegen sie verbeugte.

Wer jetzt in die Küche hätte blicken können, in welcher Reine Gouyou wieder am Herde stand, der würde daselbst eine Frau gesehen haben, die wie in einem traumhaften Zustande mechanisch schaffte und hantierte. In ihren Ohren war ein dumpfes Rauschen und Brausen, und aus dem allgemeinen Getöse, welches ihr Inneres erfüllte, klang immer wieder ein einzelnes, bestimmtes Wort heraus: „Meine Mutter und meine kleine Schwester." Sie überraschte sich dabei, wie sie es ein über das andere Mal vor sich hin sprach, und indem sie diese Wahrnehmung an sich machte, kam ihr plötzlich der sonderbare Gedanke, wie es sein würde, wenn sie seine Mutter wäre. Ein unbeschreiblich wonniges Gefühl überströmte sie bei diesem Gedanken; sie unterbrach sich in ihrer Tätigkeit, und vor sich hinstarrend versank sie in den Bildern ihrer Phantasie. An der Treppe oben würde sie den Heimkehrenden erwarten — ihr Töchterchen, seine kleine Schwester, würde ihm entgegengelaufen sein bis an die Haustür — dann würde sie seinen Schritt auf den Stufen hören, und sie fühlte deutlich, wie sie bei diesem Klange zittern würde — dann würde sein Angesicht um die Biegung der Treppe blicken — so wie es vorhin zu ihr hinaufgeschaut hatte — zwei Sprünge alsdann, und sein Haupt würde an ihrer Brust liegen, das junge, schöne, holdselige Haupt! Und wie sie sich herniederbeugen, wie sie es küssen, mit Küssen bedecken würde dieses Haupt, dieses Haar, wie sie es an sich drücken würde mit ihren umfangenden Armen — ohne zu wissen, was sie tat, hob Reine Gouyou beide Arme leise empor, und ein tiefer Seufzer glitt über ihre Lippen. Dann würde er sich aufrichten und ihr ins Gesicht schauen, mit dem sanften, freundlichen Lächeln, wie er vorhin zu ihr hinübergeschaut hatte, über sein Pferd hinweg, und dann würde er sagen: „Hast du Kummer, Mutter?" Reine Gouyou drückte die Hand auf das Herz, es war etwas Warmes in ihr Herz gekommen, etwas Süßes, Seliges, als wenn Eis über ihrem Herzen gelegen und die Sonne hindurch geküßt hätte an einer Stelle; das war in dem Augenblick geschehen, als er zu ihr sprach: „Madame hat

Kummer?" Das war die Stelle, wo dieser freundliche, gute, innige Ton in ihre Seele gedrungen war.

Sie schüttelte das Haupt, sie wischte sich über die Stirn, als wollte sie etwas Unmögliches fortwischen. — „Der Prussien," sagte sie heiser vor sich hin, indem sie ihre Arbeit wieder aufnahm.

Sie vergegenwärtigte sich alles, was sie Schreckliches über diese Ullanen vernommen hatte, und erinnerte sich, wie sie früher, wenn sie dies Wort aussprechen hörte, das Gefühl gehabt hatte, als spräche man von einer Art wilden Tiers, nicht aber von Menschen. Sie dachte auch daran, wie sie gestern abend ganz ruhig zugehört hatte, als man den Plan zur Ermordung der Ullanen faßte; es war ihr als etwas ganz Naturgemäßes erschienen, sie hatte nicht den mindesten Stoß in ihrem Innern verspürt, als der Forsthüter davon sprach, daß man sie „wie einen Fleck von der Erde fortwischen würde" — „wie einen Fleck" — ja so hatte er gesagt, und plötzlich, gleich einem Segel, das der Hand des Schiffers nicht mehr gehorcht, schwang ihre Phantasie sich herum und führte ihr, wider ihren Willen, ein neues, seltsames Bild vor: wieder war sie bei seiner Mutter, und sie sah sie ganz deutlich, eine blasse, zarte Gestalt, wie sie in Ängsten ihres Sohnes harrte, der immer und immer noch nicht heimkehren wollte. Alle anderen waren schon da, nur er noch nicht. Und er mußte doch kommen, denn er war ja in keinem Gefechte gefallen, das wußte sie ja, in keinem Lazarette gestorben, das hätte man ihr ja gemeldet; wo war er? Wo blieb er? — Sie wiegte das Haupt — weggewischt von der Erde — verschwunden — ohne Grab, wie will man so einen wiederfinden? Es war, als spräche sie mit der fremden Frau, und ihre Phantasie ging weiter und weiter: die Mutter war hergereist aus dem fernen Lande; man hatte ihr gesagt, daß ihr Sohn zuletzt in diesem Dorfe gewesen sei, und es hatte ihr keine Ruhe gelassen, sie wollte ihn hier suchen. Reine Gouyou hörte ganz deutlich, wie es leise, schüchtern an ihre Tür klopfte, und sie wußte, wer es war, der draußen stand; sie würde sich in die Ecke ihrer Küche setzen, wie sie jetzt saß und „Herein" rufen. Sie sah die Frau auf der Schwelle stehen, ihr Töchterchen an der Hand, beide ganz schwarz gekleidet, beide ganz blaß und verhärmt. Sie wußte, was die Frau zu fragen kam, aber sie würde sich den Anschein geben, als wüßte sie von nichts. „Sie können mir nichts von meinem Sohne sagen? Sie wissen nichts von ihm?" Ganz deut-

lich vernahm sie die bange, zitternde Stimme, ganz deutlich sah sie, wie die Augen der kleinen Schwester in ihrem Antlitz forschten — „nein, Madame, ich weiß nichts," sie sprach es, wie in wachem Traume, ganz laut; „nein, Madame, gar nichts." Dann würde die kleine Schwester anfangen, ihr zu beschreiben, wie er ausgesehen hätte — blondes Haar und blaue Augen hätte er gehabt — und dann würde sie das Kind unterbrechen, denn das würde sie nicht ertragen können, das fühlte sie genau. Und dann sah sie, wie in dem Gesicht der Mutter der Jammer zu wühlen begann, wie eine schwere, schwere Träne aus ihren Augen floß, und wie die beiden Frauen davongingen, langsam, langsam, wie Menschen mit gebrochenem Herzen gehen, und sie würde ihnen nachsehen, von ihrer Haustür aus, wie sie die Dorfstraße entlang gingen, immer zu, bis sie sie nicht mehr sehen konnte — und dann würde sie zurücklaufen, zum Stalle, wo sie heute mit ihm gesprochen, würde niedersinken und die Stelle küssen, wo er heute gestanden; und sie würde den Tag von heute, den ersten Tag zurückersehnen, damit sie ihn einmal, nur ein einziges Mal noch sehen könnte — aber das würde nie mehr geschehen, denn mitten auf dem Hofe würde alsdann eine Grube sein, ein tiefes, tiefes Loch, und da würde er liegen, fern von seinem Lande, fern von seiner Mutter und seiner kleinen Schwester, neben ihm sein Pferd, das edle Pferd, mit den schönen, sanften, treuherzigen Augen — beide weggewischt von der Erde — ohne Spur — ohne Grab. Reine Gouyou schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. —

Da hörte sie seinen Schritt auf der Treppe draußen, und ihr erstes Gefühl war: „Gott sei gedankt, noch ist er da — noch war alles nur ein schrecklicher Traum!" Rasch sprang sie auf, um sich die Augen zu trocknen — und als es gleich darauf klopfte, und er sein blondes Haupt hereinstreckte und fröhlich sein „eh bien, Madame?" hören ließ, war es ihr, als ginge ein Licht in ihrem Herzen auf.

„Gleich, mein Herr, sogleich," sagte sie, und der Ton ihrer Stimme klang beinahe fröhlich; „bitte, treten Sie nur dort vorne ein," sie wies auf ihr Wohnzimmer, „ich decke sogleich."

„Wie, Madame, in Ihrem eigenen Zimmer?" wandte er bescheiden ein.

„Eh, weshalb nicht?" gab sie zur Antwort; „hier in der Küche kann ich den Herrn doch nicht speisen lassen?"

Es half kein Widerstreben, er mußte bei ihr eintreten. Hastig rückte sie den Tisch in die Mitte des Zimmers, deckte ihn mit einem weißen Leinen und legte ein Kouvert auf.

„Und nun einen Moment," sagte sie, „der Herr wird es mir nicht abschlagen, eine Flasche Wein aus meinem Keller zu trinken."

Sie war verschwunden und wenige Augenblicke darauf erschien sie wieder, mit einer ganz staubigen Flasche in der Hand — sie hatte offenbar in den besten Winkel des Kellers gegriffen. Man sah ihr an, daß sie rasch gegangen war, denn ihr Antlitz war leise gerötet, zudem hatte sie ein frisches weißes Häubchen aufgesetzt, und sie war jetzt ganz und gar eine reizende Französin voller Anmut, Leichtigkeit und Grazie.

Der junge Mann bemerkte die Verwandlung, die mit ihr vorgegangen war, und als sie seinen erstaunten Blick so wohlgefällig auf sich ruhen fühlte, mußte sie sich schnell zum Schranke wenden, wo die Gläser standen, um das Lächeln des Vergnügens zu verbergen, das über ihr Gesicht dahinging.

„Ach nein, Madame," sagte er, als sie ein Glas auf den Tisch stellte, „wir brauchen noch eines, bei uns in Deutschland ist es Sitte, daß der Wirt uns, wenn wir trinken, Bescheid tut."

„Wirklich?" erwiderte sie; „nun, wenn der Herr durchaus will —" sie nahm ein zweites Glas herunter. „Aber nun die Suppe — Sie erlauben?" Mit diesen Worten füllte sie ihm den Teller, und während er am Tische Platz nahm, stellte sie sich hinter ihn. Er stand auf und holte einen zweiten Stuhl. „Madame wird nicht stehen wollen, während ich sitze?" sagte er.

„Aber ich muß den Herrn bedienen?" wandte sie ein.

„Aber es würde mir nicht schmecken, wenn Madame mir nicht Gesellschaft leistete."

Sie setzte sich; von der Seite blickte sie ihn an, während er die Suppe verzehrte; sie hatte sie bereitet, und es mundete ihm — sie hatte ein Gefühl, als wenn sie lange, lange so neben ihm sitzen könnte und nicht müde werden würde, ihn anzusehen.

Sobald die Suppe verzehrt, war sie wieder hinaus, um das nächste Gericht zu holen; es bereitete ihr ein so eigentümliches Wohlgefühl, ihn zu bedienen. Als sie zurückkam, sah sie, daß er die Flasche geöffnet und zwei Gläser gefüllt hatte; getrunken aber hatte er noch nicht.

„Eh bien, Madame," sagte er, sein Glas zur Hand nehmend, „wollen Sie mir gestatten, mit Ihnen anzustoßen?"

Gesenkten Hauptes ergriff sie das ihrige.

„Und befehlen Sie, bitte, worauf wir anstoßen wollen," fuhr er fort.

Sie schwieg einen Augenblick. „Ihre Frau Mutter," sagte sie dann leise, indem sie ihm in die Augen sah. „Und noch einen kleinen Schluck" — fügte sie rasch hinzu — „die kleine Schwester."

Ihr ganzes Antlitz war in Glut getaucht; plötzlich, als sie das Glas hingestellt, fühlte sie ihre Hand ergriffen, mit beiden Händen hielt er ihre Rechte umschlossen.

„Wie gut Sie sind," sagte er, „wie ich Ihnen danke!"

Seine Stimme hatte einen bebenden Klang, in seinen Augen erschienen Tränen. Er beugte sich nieder und küßte ihre Hand, und als sie den warmen Druck seiner Lippen empfand, sank sie an die Lehne ihres Stuhles zurück. „O mein Gott," sagte sie mit einem tiefen Seufzer. Sie zog ihre Hand zurück, stand auf und ging hinaus. Einsam verzehrte er seine Mahlzeit bis zum Ende.

Einige Zeit darauf vernahm Reine Gouyou aus ihrer Küche seinen Schritt, der sich der Haustür zuwandte. Sie erschien auf der Schwelle.

„Sie gehen fort?" fragte sie.

„Zum Appell," antwortete er, stehen bleibend, „es wird nicht lange dauern, ich komme bald zurück."

Warum er das letztere hinzusetzte, hätte er selbst kaum gewußt, aber er hatte ein Bedürfnis gefühlt, es zu sagen; in ihrem Antlitz war ein so eigenartiger Zug gewesen — und während er dem Sammelplatze zuschritt, mußte er fortwährend an diesen Zug und an dieses Gesicht denken.

Es dunkelte bereits, als das Klappen der Haustür seine Rückkehr verkündete. Reine Gouyou hatte sich mit einer Handarbeit in ihrem Wohnzimmer niedergesetzt und die Lampe angezündet, aber ihre Gedanken waren nicht bei ihren Händen gewesen, sie hatte wie lauschend gesessen, und als sie nun die Pforte gehen hörte, fühlte sie es wie eine Beruhigung. Sie vernahm, wie er langsam über den Flur an ihrer Tür vorüberging. Es kam ihr sogar vor, als bliebe er vor letzterer stehen. Er mochte das Licht in ihrem Zimmer bemerkt haben — kämpfte er mit sich,

ob er noch einmal bei ihr eintreten sollte? Beinahe schien es so, und mit verhaltenem Atem saß sie regungslos da. Endlich ging er weiter, die Treppe hinauf nach seinem Gemach. Sobald sie ihn droben hatte eintreten hören, stand sie auf, ging an die Haustür und schloß sie ab, indem sie den Schlüssel zweimal herumdrehte. Sie drückte die Klinke nieder, sie versicherte sich, daß es unmöglich war, von draußen hereinzukommen, und dann, als ob ihr das alles nicht genügte, schob sie noch einen eisernen Riegel vor. Nun war sie sicher.

Aber nachdem sie wieder eine Zeitlang bei ihrer Arbeit gesessen, hörte sie ihn abermals aus seiner Stube treten; er kam die Treppe herab, nicht mit dem leichten Schritte von heute mittag, sondern langsam, Stufe nach Stufe. Die Arbeit sank ihr in den Schoß; wirklich, er kam auf ihre Tür zu, es klopfte an. Ihre Stimme zitterte unwillkürlich, als sie leise „Herein" rief; im nächsten Augenblick stand er bereits innerhalb der Tür, die er hinter sich zuzog.

„Verzeihen Sie," sagte der Ulan, „daß ich Sie zu so später Stunde noch störe, aber — ich mußte mich bei Ihnen bedanken."

Er lächelte, aber es war nicht mehr das unbefangene Lächeln von vorhin, sein Gesicht verriet seine Verlegenheit.

Reine Gouyou hatte die Augen nicht erhoben.

„Wofür bedanken?" fragte sie.

„Ich fand mein Zimmer oben so angenehm geheizt, und außerdem haben Sie mir sogar noch ein Abendessen auf den Tisch gesetzt; Sie tun viel mehr, als ich verlangen kann."

„O," sagte sie leise, indem sie mit scheinbarem Eifer an ihrer Arbeit stichelte — und dann trat ein langes, tiefes Schweigen ein, einer jener Augenblicke, in denen man entweder nichtssagend redet oder vielsagend schweigt. — Endlich unterbrach er die Stille.

„Ich komme soeben vom Appell," sagte er, „und unsere Ulanen sind ganz überrascht; auf dem Wege hierher begegneten wir dem Bataillon, das vor uns hier im Quartier gelegen hatte, und man sagte uns, die Damen hier im Dorfe wären finster und zurückweisend, und statt dessen" — er stockte, sie sah ihn fragend an, als sollte er fortfahren.

„Nun, statt dessen sind die Leute ganz entzückt, sie hätten noch nie soviel Liebenswürdigkeit und Schönheit gefunden, meinen sie, als hier."

„Wirklich?“ sagte Reine Gouyou. Sie hatte die Arbeit sinken lassen und starrte über dieselbe hinweg auf den Boden. Ihr Busen hob und senkte sich; er bemerkte ihre Erregtheit.

„Es ist Ihnen nicht unangenehm, was ich Ihnen erzählte?“ fragte er.

„Was geht es mich an, wie die Frauen hier im Dorfe sind,“ erwiderte sie, indem sie aufstand und die Fensterläden schloß. Ihr Gesicht hatte sich verdüstert, ihre Stimme war heiser und rauh.

„O“ — sagte er schüchtern, „ich — hatte Ihnen ein Kompliment über Ihre Landsmänninnen sagen wollen.“ Als er das sagte, blieb sie jählings, wie angewurzelt, mitten im Zimmer stehen; in ihren Augen erschien ein unbeschreibbarer Ausdruck, ein Lächeln; und doch war es kein solches, sondern ein durcheinander wogendes Gemisch von Staunen und Schrecken, von Hingebung und Feindseligkeit, und über dem allen wie ein Schatten, ein tiefes, düsteres Weh. Und diese Augen richtete sie jetzt langsam auf ihn und sah ihm mit langem, tiefem Blicke in das Gesicht.

Ein Schauer durchzuckte ihn; sie erschien ihm plötzlich verwandelt, nicht mehr eine schlichte Bauernfrau, sondern ein majestätisches Weib, eine Verkörperung des Landes, dem sie angehörte, des verlockenden und abstoßenden, des stolzen und gedemütigten Frankreichs.

Er trat ihr ganz nahe. „Sind Sie mir böse?“ fragte er leise. Sie gab keinen Laut von sich, sie rührte kein Glied. Er neigte sich noch näher. „Wie schön Sie sind,“ flüsterte er, und plötzlich beugte er sich und seine Lippen berührten ihre Wange. Er fühlte die Kühle ihrer Haut, und als sie aus tiefem Busen aufstöhnte, fuhr er zurück. Auch jetzt aber blieb sie regungslos. Noch einmal neigte er sich zu ihr, in dem Augenblick jedoch warf sie beide Hände auf seine Schultern, so daß sie ihn fern von sich hielt, ihr Antlitz näherte sich dem seinigen, noch einmal warf sie das Haupt zurück, als sträubte sie sich gegen eine übermächtige Gewalt, dann sank ihr Haupt zu ihm hin und wie ein Hauch berührten ihre Lippen die seinigen. Im nämlichen Augenblick taumelte sie zurück, barg das abgewandte Gesicht in ihren Arm und mit der freigebliebenen Hand winkte sie ihm: „Gehen Sie, gehen Sie.“ — Er ging. —

Am nächsten Tage kam der junge Ulan erst um die Mittagsstunde in das Quartier zurück; den ganzen Vormittag war

er im Dienste beschäftigt gewesen, Reine Gouyou hatte ihn bis dahin nicht gesehen. Als er an der Küche vorüberging, hörte er aus dem Innern derselben die Stimme der Frau, die ihm zurief, daß das Essen bereit sei und daß er vorn in ihr Zimmer gehen möchte. In der Tat fand er den Tisch bereits gedeckt.

Als Reine Gouyou mit der Suppenterrine eintrat, sah sie ihn am Fenster stehen, gedankenvoll hinausblickend. Er wandte sich, als er sie kommen hörte, und begrüßte sie; seine Verbeugung aber war förmlicher als gestern, und sie bemerkte, daß seine Augen wie fragend auf ihr ruhten. Auch nachdem er sich gesetzt und Reine Gouyou wieder neben ihm Platz genommen hatte, blieb er schweigsam und, wie es schien, mit Gedanken beschäftigt.

Nach einiger Zeit wandte er die Augen wieder nach dem Fenster hin, und indem er mit dem Kopfe in der Richtung nickte, fragte er: „Dort drüben das Haus, ist das das Kaffeehaus des Herrn Rodolphe?"

Sie zuckte innerlich zusammen. „Allerdings," sagte sie, „weshalb?"

„Ich hörte," erwiderte er, „wie die Offiziere sich darüber unterhielten. Sie sind, glaube ich, schon gestern abend dort gewesen, und heute, als der Appell zu Ende war, und die Offiziere beieinander standen und sich unterhielten, kam ein sonderbarer alter Kauz an sie heran, ich glaube, es ist ein alter Forsthüter, und lud sie gewissermaßen zu morgen abend zu Rodolphe ein —"

„Zu morgen?" unterbrach sie ihn.

„Ja," fuhr er fort, „ich stand in ihrer Nähe und hörte, was gesprochen wurde. Wenn ich recht verstanden habe, soll morgen abend ein Fest bei dem Herrn Rodolphe gefeiert werden, es sollen Damen dabei sein und —" er stockte und blickte auf seinen Teller nieder — „und mir war es, als hätte ich auch Ihren Namen nennen gehört?"

Reine Gouyou gab keine Antwort; sie fühlte, wie ihre Eingeweide erkalteten.

Er richtete das Haupt auf und sah sie von der Seite an: „Man erzählte, es solle eine Verlobung gefeiert werden und — und Madame würde sich mit Herrn Rodolphe verloben?"

Wieder entstand ein langes Schweigen.

„Und wenn es so wäre?" sagte sie mit einem gewissen Trotze, „würde jemand etwas dawider einzuwenden haben?"

„O, — gewiß nicht," murmelte er, dann fuhr er laut und in absichtlich gleichgültigem Tone fort: „Ich sah heute früh einen Mann drüben an der Tür stehen, mit schwarzem, buschigem Haare, ist das Herr Rodolphe?"

„Nach Ihrer Beschreibung ist er es gewesen," antwortete sie. Er sagte nichts, aber er schaute sie wieder an, und diesen Blick ertrug sie nicht, denn sie las darin ein staunendes: „Wie ist es möglich?"

Einen Augenblick drängte es sie, ihm zu sagen, daß alles nicht wahr sei, daß sie niemals jenes Menschen Braut sein würde, aber gleichzeitig kam ihr die Überlegung, daß sie ihm dann alles sagen, alles verraten müßte, das aber war ja nicht möglich. Und so, von schweren, widerstreitenden Gefühlen belastet und gequält, erhob sie sich, und indem sie stumm hinausging, überließ sie ihn seinem Staunen.

Sie sahen sich den ganzen ferneren Tag nicht mehr, sie gingen sich aus dem Wege. Er glaubte die Erklärung für alles gefunden zu haben, was ihm an ihr rätselhaft erschienen war, sie fürchtete sich vor seinen schweigenden, fragenden Blicken. Aus seinen Worten aber hatte sie erfahren, daß die furchtbare Stunde näher und näher schritt, und die Nacht, die sie verbrachte, war schrecklich. Schlafen konnte sie nicht, und der Halbschlummer, der ihr gefoltertes Gemüt endlich umfing, brachte ihr ein grausenvolles Bild: sie sah Rodolphe zur Tür hereintreten, einen brennenden Kienspan in der einen, ein offenes Messer in der andern Hand. Das schwarze, buschige Haar hing ihm über die Stirn, sein rot von der Flamme angeflackertes Gesicht war wild verzerrt. „Oben?" fragte er mit heiserem Tone, und leise wie eine wilde Katze schlich er die Treppe hinauf.

Sie sah ihn, wie er behutsam die Tür öffnete, die schreckliche Tür ohne Riegel und Schloß, wie er einen Augenblick auf der Schwelle haltmachte, rings umhersuchend mit den Augen, und wie er sich dann mit einem Sprunge dahin stürzte, wo das Bett stand. Sie hörte einen dumpfen, erstickten, schrecklichen Laut, dann sah sie, wie Rodolphe sein vertiertes Gesicht emporhob, wie er sich umwandte zu ihr, sie hörte, wie er knirschend zu ihr sagte: „Weil du ihn geliebt hast, weil du ihn geliebt hast!" und sie sah, wie er noch einmal und noch einmal in den zuckenden, windenden Körper hineinstieß.

Kalter Schweiß bedeckte ihre Glieder und mit einem Schrei des Entsetzens sprang sie aus dem Bette. Totenstille herrschte im

Hause und auf der Gasse draußen, aber das Traumgesicht war so furchtbar lebendig gewesen, daß sie mit zitternden Händen Licht anzündete und, so wie sie war, mit nackten Füßen hinauseilte, um die Haustür zu untersuchen.

Die Pforte war verschlossen und verriegelt, es wäre keine Möglichkeit gewesen, hereinzukommen; trotzdem ließ es ihr keine Ruhe, lautlos schlüpfte sie die Treppe hinauf, bis an sein Zimmer, und horchend legte sie das Ohr an die Tür. Zunächst verhinderte das wilde Pochen ihres Herzens sie, irgend etwas zu hören, dann aber, nachdem sie ruhiger geworden, vernahm sie die tiefen Atemzüge des Schlafenden. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück. „Noch nicht!" murmelte sie vor sich hin, und es überlief sie mit eisigem Schauder.

Als der Tag, welcher dieser Nacht folgte, seine grauen Augen aufschlug und in Reine Gouyous Zimmer blickte, sah ihm von dort ein bleiches, überwachtes Antlitz entgegen. „Heute" — das war der Gedanke gewesen, mit dem sie tödlich ermattet und dennoch fieberhaft wach, sich vom Lager erhoben hatte, und dieses „Heute" summte und brauste vor ihren Ohren, tanzte wie eine schwarze Spinne vor ihren Augen.

Als es zehn Uhr vormittags war, wurde die Tür ihres Hauses von draußen geöffnet, hastige Schritte ertönten im Flur, und unmittelbar darauf erschien die Gestalt des Forsthüters auf der Schwelle ihrer Stube. Hinter ihm stand Rodolphe.

„Also Madame Gouyou," sagte er, „auf heute abend; sind Sie bereit?"

Sie starrte die beiden Männer, keines Wortes mächtig, an.

„Sind Sie bereit?" wiederholte der Forsthüter; seine Augen blitzten, seine Brauen zogen sich zusammen.

„Es — ist abgemacht," brachte sie qualvoll hervor.

„Gut," sagte er, „wenn es heute nachmittag dunkel wird, werden Sie Rodolphe erlauben, daß er Sie abholt; du wirst dich hübsch machen, mein Junge," wandte er sich an diesen. Rodolphe schmunzelte. „Was Madame anbetrifft, so brauche ich nicht weiter an ihren Geschmack zu appellieren. Sie weiß, was auf dem Spiele steht und daß das Vaterland nicht mit sich spaßen läßt." Diese letzten Worte waren leise und furchtbar eindringlich an Reine Gouyou gerichtet; sie verstand ihren Sinn und erbebte. Er wollte sich zum Gehen wenden, als Rodolphe ihn leise anstieß. „Ja so," sagte der Forsthüter, „die Stube des Prussien; wollen Sie uns zeigen, Madame, wo er wohnt?"

Der Ulan war draußen im Dienste. Mechanisch setzte sie sich in Bewegung.

„Aha," sagte der Waldläufer, als er bemerkte, daß sie sich nach der Treppe wandte, „im Giebelzimmer oben? Das hab' ich mir gedacht."

Auf der obersten Treppenstufe blieb sie stehen, sie konnte nicht weiter. Die beiden Männer gingen auf das Gemach zu.

„Öffnet sich leicht und bequem," sagte der Forsthüter, indem er die Klinke niederdrückte.

„Kein Schloß an der Tür," bemerkte Rodolphe.

„Kein Schloß, du hast recht," versetzte der andere. Er wandte sich um: „Sehr gut, Madame Gouyou, mache Ihnen mein Kompliment."

Mit prüfenden Blicken überschauten sie den Raum, dann stieß der Forsthüter Rodolphe mit dem Ellenbogen in die Seite. „Er wird uns nicht viel zu schaffen machen, he?"

„Ich denke, er ist besorgt," erwiderte Rodolphe mit einem brutalen Grinsen seines breiten Gesichts. „Auf Wiedersehen, Madame Gouyou!" — und beide gingen an ihr vorüber hinaus.

Erst nach einiger Zeit ward Reine Gouyou sich dessen inne, daß sie noch immer an der Treppe oben stand, krampfhaft an das Geländer geklammert. Sie wollte sich bewegen, aber es war ihr, als wären ihre Glieder gefesselt, sie wollte denken, aber die Gedanken versagten ihr, nur eins noch war lebendig in ihr, ein dumpfes Gefühl ratloser Entsetzens. Die Uhr in ihrem Zimmer schlug die elfte Stunde, und indem sie im Geiste den Zeiger von Stunde zu Stunde weiterrücken sah, erschien es ihr, als wäre sie in einen heulenden Strom eisigen Wassers geworfen, der sie hilflos dahintrug einem Augenblick entgegen, wo das Denken aufhörte, das Leben aufhörte, und wo nichts mehr war als ewige, ewige Nacht.

Auch jetzt bereitete sie ihm wie an den vorhergehenden Tagen das Essen, aber die Hände sanken ihr dabei nieder, und immer von neuem mußte sie sich aufraffen; sie hatte ein Gefühl, als kochte sie für jemanden, der keine Speise mehr brauchte, für einen Toten.

Als sie ihn heute vom Dienste hereinkommen hörte, verursachte ihr der Klang seiner Schritte einen Schüttelfrost, sie verhielt sich lautlos, damit er nicht zu ihr hineinblicken sollte. Eine

Melodie vor sich hinpfeifend, ging er bei der Küche vorüber, den gewohnten Gang, die Treppe hinauf — ob er nicht stutzen würde droben? Ob keine Ahnung ihm sagen würde, was für Augen dieses Zimmer heut besichtigt, was für Gedanken es bevölkert hatten? Ob ihm nicht ein Dunst aus der Stube entgegenschlagen würde, wie der Geruch von Blut? Nein — er schien in fröhlichster Stimmung zu sein, er sang sich ein Lied, sie hörte seine klangvolle Stimme.

Als er zur Mahlzeit heruntergekommen war, wurde sein heiteres Gesicht freilich ernst, als er das todblasse Antlitz seiner Wirtin sah. Sie vermochte seinen Gruß nur mit einem stummen Kopfnicken zu erwidern, ihre Lippen waren wie vertrocknet, sie vermochte ihn nicht anzusehen. Schweigend trug sie ihm sein Mahl auf, und er wagte nicht, sie aufzufordern, daß sie sich neben ihn setzen sollte. Es wurde ihm klar, daß sie Herrn Rodolphe nicht gern heiratete, aber es widerstrebte ihm, ihr Leiden durch Fragen zu vermehren.

Im Laufe des Nachmittags vernahm der junge Ulan, während er im Stalle mit seinem Pferde beschäftigt war, ein eigentümliches Geräusch im Hause. Eine große Schar von geputzten Frauen war eingetreten und erfüllte die sonst so stillen Räume mit Geschwätz und Gelächter. Türen wurden klappend zugeworfen, man hörte das Rauschen von Seide auf der Diele, und als er herantrat, um das Schauspiel in der Nähe zu betrachten, sah er, wie die Frauen mit Kleidern, Bändern und Schmucksachen hin- und herliefen. Eine derselben, ein schlank gewachsenes Weib mit schönem, herausforderndem Gesicht, stellte sich, als sie den Ulanen in den Flur treten sah, wie abwehrend vor ihm auf.

„He, mein Herr," rief sie, indem sie ein Paar weißseidene Strümpfe in der Hand schwenkte, „das sind Geheimnisse, von denen Männer nichts wissen dürfen! Nachher, wenn wir die Braut angezogen und geschmückt haben, werden wir Sie rufen, dann sollen Sie sie sehen."

Sie lachte, während sie das sagte; ihre weißen, spitzen Zähne wurden sichtbar, und das hübsche Gesicht bekam dadurch beinahe einen wilden Ausdruck.

Nach einer halben Stunde etwa, als es schon zu dunkeln begann, erschien sie wieder in der Tür, die nach dem Hofe hinaus ging.

„Eh bien, mein Herr," rief sie, „jetzt sind wir soweit, wenn Sie jetzt wollen —?"

„Aber wird es Madame Gouyou auch nicht unlieb sein?“ fragte er, indem er zögernd näher trat.

„Ah, kein Gedanke, kein Gedanke!“ hieß es; der ganze Schwarm der Weiber hatte ihn umringt und zog ihn nach der offenen Tür von Reine Gouyous Wohnzimmer hin.

Betroffen blieb er auf der Schwelle stehen. Man hatte den Tisch zur Seite gerückt und alles, was sich von Lichtern auftreiben ließ, darauf gestellt, und neben dem Tische saß Reine Gouyou auf einem Stuhle. Er erkannte sie kaum wieder, denn statt der dunklen Tracht, in der er sie bisher gesehen, umschloß ein helles, rosafarbenes Seidenkleid ihren schönen Leib, ein Halsband von Karneolsteinen umfing ihren Hals, ein goldenes Armband schmückte ihren linken Arm. Regungslos lagen ihre Hände im Schoße, wie eine geputzte Leiche saß sie da. Als seine Gestalt in der Tür erschien, blickte sie flüchtig zu ihm auf, dann sanken ihre Augen teilnahmlos wie vorher nieder. Schwatzend und lärmend standen die Weiber um sie her.

„Sehen Sie sie an, Monsieur,“ riefen sie dem Ulanen zu, „ob sie hübsch ist? He? Ob Monsieur Rodolphe sich freuen wird zu einer solchen Braut? He? Sehen Sie, welch schöne Hände!“

„Und welche Füßchen!“ rief die Schlanke, indem sie vor Reine Gouyou niederkniete; „und sie werden tanzen heute abend, diese Füßchen, tanzen! Tanzen! Nicht wahr, Madame la Reine?“ Sie hatte beide Füße von Reine Gouyou ergriffen und schüttelte sie, indem sie dabei wie unbändig lachte.

„Lassen Sie mich!“ rief die gequälte Frau. Sie stieß die Hände des Weibes zurück und erhob sich. Mit zürnenden Augen schaute sie im Kreise umher.

„Allons,“ rief die Schlanke, „wir gehen zu Rodolphe hinüber und sagen ihm, daß er kommen kann, seine Braut abholen!“

„Zu Rodolphe!“ wiederholte schreiend der ganze Chor, „und auf Wiedersehen, Madame Gouyou, auf Wiedersehen!“

Damit zogen sie zur Tür hinaus, bei dem Ulanen vorüber, der wortlos dastand und gar nicht wußte, wie er sich den tollen Auftritt erklären sollte. Alle diese Weiber hatten ihm den Eindruck gemacht, als ob sie berauscht gewesen wären. Als er seine Augen auf Reine Gouyou wandte, sah er sie am Tische lehnend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, er trat auf sie zu.

„Madame," sagte er, „verzeihen Sie mir, aber es scheint mir, daß Sie nicht gern zu dieser Verlobung schreiten?"

Ihre Brust zuckte wie im Krampfe, ihre Hände glitten herab, sie wandte ihm das Gesicht zu, und im nächsten Augenblick mußte er sie auffangen, da sie wie gebrochen in seine Arme sank. Er fühlte das Zittern ihres Leibes, der sich an den seinen preßte, und hörte das qualvolle Stöhnen ihres Busens.

„Muß es denn sein?" fragte er leise, „müssen Sie durchaus hinübergehen?"

Wie eine Sterbende sah sie ihn an. „Es muß," hauchte sie leise, „es muß."

Er wollte sprechen, aber sie schüttelte das Haupt, als sollte er nichts sagen; dabei sah sie unverwandt in sein Gesicht. Dann legte sie den Arm um ihn und küßte ihn auf die Augen, die Lippen und das Haar.

„Werden Sie heute abend ausgehen?" raunte sie leise.

„Nein," erwiderte er.

„Sie werden nicht ins Kaffeehaus hinüberkommen?"

„Nein."

„Gut so, gut so!" flüsterte sie. „Sie werden Ihre Fensterläden schließen? Wollen Sie? Wollen Sie?"

„Wenn Ihnen ein Gefallen damit geschieht," sagte er, „will ich es gern tun."

Sie nickte; dann beugte sie das Haupt; es sah aus, als kämpfe sie mit einem Entschluß. Scheu blickte sie umher, dann neigte sie sich zu seinem Ohre.

„Noch eins," flüsterte sie, „hören Sie noch eins — heute abend —"

In dem Augenblicke aber ging lärmend die Haustür auf, sie prallte zurück, und während er in dem dunklen Flur verschwand und die Treppe gewann, kam der tobende Weiberschwarm, Rodolphe an der Spitze, von draußen herein.

Über das Treppengeländer gebeugt, sah er, wie Reine Gouyou, die einen Mantel übergeworfen hatte, in die Mitte genommen und wie im Triumphe hinausgeführt wurde. Die Tür fiel ins Schloß, alles wurde still.

Ihr letztes Wort war unausgesprochen geblieben. Was hatte sie sagen wollen? Er überlegte hin und her, dann nahm er eine Laterne und ging zum Stalle. Die Winternacht war hereingebrochen und das Dunkel war so dick und schwer, als wollte es das kleine Licht seiner Leuchte erdrücken.

Bei seinem Eintritt in den Stall wandte das Pferd den Kopf und schnaubte leise; er hing die Laterne am Riegel auf und untersuchte Sattel- und Zaumzeug. In der einsamen Stille, die ihn rings umgab, überkam ihn plötzlich ein seltsames, unheimliches Gefühl. Der wüste Vorgang von vorhin, das unverständliche Gebaren der Frau, alles trat wieder vor seine Seele, und nach einigem Zaudern entschloß er sich und legte seinem Pferd den Sattel auf, so daß er es jeden Augenblick besteigen konnte. Dann kehrte er ins Haus zurück.

Die Luft in seinem Zimmer war drückend warm, er öffnete ein Fenster und blickte hinaus. Von jenseits der Straße leuchteten die Fenster des Kaffeehauses herüber, er bemühte sich zu erkennen, was hinter denselben vorging. Die Straße aber war breit, die Entfernung zu groß, er konnte nichts Bestimmtes unterscheiden. Das einzige Lebendige auf der Straße war eine Gruppe von Ulanen, die Arm in Arm in ihre Quartiere zogen. Sie unterhielten sich laut und lachend, ihre Zungen waren etwas schwer, so daß es klang, als ob sie getrunken hätten. Nachdem sie vorüber waren, versank das Dorf in öde, schweigende Ruhe, nirgends regte sich ein Laut. Er schloß das Fenster, und indem er es tat, fiel ihm ein, daß sie ihn gebeten hatte, die Läden zu schließen. Jedenfalls hatte sie gefürchtet, daß er sie drüben sehen und erkennen würde; obgleich er ihre Befürchtung als unnötig erkannte, tat er nach seinem Versprechen und hakte die hölzernen Fensterläden ein. Obgleich er jetzt völlig ruhig geworden war, spürte er doch kein Verlangen, sich in das Bett zu legen. Er nahm seinen „Faust", den er im Mantelsack mit sich führte, hervor, setzte sich an den Tisch und begann zu lesen. Nach einer Stunde etwa fingen die Buchstaben an, vor seinen Augen zu tanzen, er wurde müde, stützte den Kopf auf den Arm und schlief ein.

Plötzlich — es mochte tief in der Nacht sein — fuhr er auf, von einem sonderbaren Geräusche geweckt. Er hatte geglaubt, auf der Straße ein Gesumme von durcheinander redenden Stimmen zu hören. Anfänglich meinte er geträumt zu haben, als er aber seine Sinne gesammelt hatte, bemerkte er, daß es keine Täuschung war. Die Schritte der Hin- und Hergehenden schallten auf dem harten Winterboden, es mußte eine größere Anzahl von Menschen sein, die sich dort unten sammelte.

Eben war er im Begriff, das Fenster zu öffnen und hinunterzuschauen, als er jählings, wie erstarrt, stehen blieb: Er vernahm,

wie die Haustür unten schmetternd zugeworfen und der Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht wurde; alles das in rasender Hast. Sein Säbel lag auf dem Tische, er schnallte ihn um, ergriff die Lampe und trat auf den Flur hinaus. „Wer kommt da?“ rief er; in demselben Augenblick schaute Reine Gouyou um die Biegung der Treppe. Ihr Gesicht war aschfahl, ihre Augen weit aufgerissen und ihre Brust keuchte, als wenn sie springen würde.

„Ihr Pferd!“ ächzte sie, „satteln Sie Ihr Pferd! und fort! fort! fort!“

Er stieg zu ihr hinab. „Was geschieht?“ fragte er.

„Drüben — Ihre Offiziere — sind tot! Franktireurs!“ stammelte sie.

Er stieß einen heiseren Schrei aus und taumelte zurück. Mit beiden Händen ergriff sie seinen Arm und zog ihn die Stufen hinunter.

Er setzte die Lampe aus der Hand.

„Meine Kameraden!“ rief er und stürzte auf die Haustür zu.

Reine Gouyou hing sich mit beiden Armen um ihn, als wollte sie ihn durch die Schwere ihres Leibes zurückhalten.

„Nicht da hinaus,“ jammerte sie, „nicht da hinaus, Sie laufen ihnen in die Hände! Sie ermorden Ihre Ulanen!“

Indem sie das sagte, erdröhnte die Haustür von wütenden Faustschlägen, die von außen dagegen schmetterten. Der Ulan wandte sich um und war mit zwei Sprüngen auf dem Hofe; Reine Gouyou hinter ihm drein.

Im Augenblick, als er das Pferd aus dem Stalle gerissen hatte, vernahm man von draußen eine gräßliche Stimme. Es war Rodolphe.

„Aufgemacht,“ brüllte Rodolphe, „aufgemacht, Frau Gouyou! Aufgemacht!“

Die Tür widerstand; draußen erhob sich ein lautes, durcheinander schwirrendes Geschrei. Dann kam es wie ein Rudel Wölfe an den Torweg des Hofes, man hörte, wie sie sich von außen gegen die Planken warfen, wie die Pforte knackte und krachte — noch einen Augenblick und das Tor gab nach, und die Meute war herein. Unterdessen war der Ulan in den Sattel gesprungen.

„Hier entlang,“ keuchte Reine Gouyou, indem sie das Pferd am Zügel ergriff und nach einer Pforte zog, welche sich in der Hintermauer des Hofes befand. Die Tür war offen; das wild

erregte Pferd schäumte und wollte sich nicht halten lassen; er zwang es zur Ruhe. „Aber Sie?“ fragte er zu ihr hinunter, „wenn Sie in ihre Hände fallen?“

Plötzlich setzte sie den Fuß auf seinen im Steigbügel ruhenden Fuß.

„Du findest den Weg nicht,“ sagte sie tonlos heiser, „nimm mich mit.“

Er beugte sich herab, sie ergriff seinen Arm und im nächsten Augenblick saß sie hinter ihm, ihn mit ihren Armen umschlingend. Er lenkte aus dem Tore. „Rechts entlang!“ sagte sie, als sie hinaus waren, „und nun ist offener Weg.“

„Vorwärts, Egmont!“ rief er, und im Sprunge schoß das Pferd mit ihnen davon.

Draußen erhob sich ein Mordgeheul und ein Getrampel von laufenden Schritten. Sie hatten den klappernden Hufschlag gehört, sie wollten ihm den Weg abschneiden. Als der Ulan eine Querstraße durchschnitt, welche auf die Hauptstraße mündete, sah er auf dieser einen dunklen Menschenhaufen und aus dem Haufen krachten Schüsse nach ihnen hin. Die Kugeln pfiffen um seinen Kopf. — „Bist du verwundet?“ fragte er zu ihr zurück. — „Nein,“ sagte sie und schlang sich fester um ihn. Des Pferdes Kräfte verdoppelten sich durch den Schreck, und in gestrecktem Laufe jagte es mit seiner Last dahin. Hinter Gartenzäunen entlang, an den Hintermauern der Häuser vorbei ging der furchtbare Ritt. „Wieder rechts,“ hörte er ihre Stimme, sie hatten freies Feld erreicht. „Dort die Pappeln — das ist die Chaussee — und dann links.“

Auf der hartgefrorenen Chaussee dröhnten die Hufe des galoppierenden Rosses, immer weiter ging es in atemberaubender, rasender Hast.

Endlich mündete die Chaussee in ein Fichtengehölz, und als sie dieses erreicht hatten, scholl ihnen ein „Halt — wer da?“ entgegen. Sie waren bei den Vorposten preußischer Infanterie. Er hielt sein Pferd an und gab mit stöhnender Brust Losung und Feldgeschrei.

„Wo ist die Feldwache?“ fragte er; „die Ulanenschwadron ist von Franktireurs überfallen und niedergemacht worden.“

Der Soldat, der ihn angehalten hatte, stieß einen Fluch aus. „Die Hunde!“ sagte er; „na wartet, morgen kommen wir Euch über den Hals und dann soll es Euch schlecht gehen mit Eurem verfluchten Dorf.“—

Es wurde ihm beschrieben, wo er die Feldwache zu suchen hatte: „Fünfzig Schritt die Chaussee entlang, dann rechts hinein, über die Brücke und dann wieder ein paar hundert Schritt g'rad aus." Langsam setzte er sein schweißtriefendes Pferd in Gang. „Wer sitzt denn da oben mit dir auf dem Pferd?" rief ihm der Wachtposten nach, als er abritt, aber er hörte nicht darauf hin. Zur Rechten der Chaussee öffnete sich ein Weg, er bog in denselben ein und nun ritten sie stumm durch die lautlose Waldesnacht. Da fühlte er, wie das Gesicht des hinter ihm sitzenden Weibes an seinen Rücken sank, und hörte wie sie leise jammernd vor sich hinweinte; mit seiner Rechten faßte er ihre Hände, die vor seiner Brust zusammengekrampft lagen, er drückte sie schweigend, er streichelte und liebkoste sie — zu sprechen vermochte er nicht. — Die Bäume lichteten sich, die matt schimmernde Fläche eines Teiches wurde sichtbar und da war auch die Brücke. Als die Hufe des Pferdes auf den hölzernen Bohlen erdröhnten, lösten sich plötzlich die Hände des Weibes, und ehe er es verhindern konnte, war sie hinter ihm hinabgeglitten. Er hielt sein Pferd an; „wo willst du hin?" rief er. Sie hatte die Arme über das Brückengeländer gestreckt, das Haupt auf die Arme gedrückt und gab keine Antwort; ein Krampf durchschütterte ihren zitternden Leib.

Mit einem Sprunge war er aus dem Sattel und stand neben ihr. Er legte den Arm um sie, aber sie klammerte sich am Geländer fest, und beinah mit Gewalt zog er sie endlich an seine Brust. Ihre Knie wankten, ihr Haupt lag schwer auf seinem Herzen, ein trostloses, verzweifeltes Schluchzen drang aus ihrem röchelnden Busen.

„Du — wirst nun — zu den Deinigen gehen," sagte sie, und ihre Worte kamen zerrissen, wie Scherben einer zermalmten Seele, hervor — „du wirst ihnen sagen — alles — was geschehen ist — und was sie getan haben — und daß sie die Ulanen umgebracht haben — und dann werden sie morgen kommen — und Rache nehmen — und das Dorf niederbrennen — und an allem — werde ich schuld sein — ich — ich — und ich habe mein Land verraten — und ich —" sie drückte das Gesicht gegen seine Brust, als wollte sie sich hineindrängen und darin verbergen — „mein Land! mein armes Land!" Ihr Weinen ward zum dumpfen, heulenden Klagen — plötzlich fuhr sie wild auf: „Und ich habe doch nicht anders gekonnt! Denn weißt du, ich habe dich geliebt! und ich liebe dich noch — o so — so"

mit leidenschaftlicher Gewalt umschlang sie ihn, und ihre kalten Lippen bedeckten sein Gesicht mit wütenden Küssen.

„Und du bist nun gerettet," stammelte sie, „du wirst nun heim kommen zu deiner Mutter — wirst du sie grüßen von Reine Gouyou?"

Die Tränen stürzten ihm aus den Augen. — „Ich werde sie grüßen," sagte er — „ich werde."

„Und deine kleine Schwester — wirst du sie küssen von Reine Gouyou?"

„Tausendmal, tausendmal!" antwortete er schluchzend.

„Und du selbst — wirst du an sie denken, an die arme Reine Gouyou? Wirst du? Wirst du?"

Inbrünstig schloß er sie in seine Arme und küßte ihr tränenfeuchtes Gesicht. Plötzlich riß sie sich aus seinen Armen, legte beide Hände auf seine Schultern und stieß ihn zurück. Unwillkürlich taumelte er, und in dem Augenblick war sie von der Brücke fort, im Dunkel verschwunden. Er schlang die Zügel um das Brückengeländer und lief hinter ihr drein; aber er sah nichts und hörte nichts. Ratlos blieb er stehen. „Hören Sie mich," rief er, „um Gottes willen, hören Sie mich!" Da vernahm er vom fernen Ende des Weihers her ein plätscherndes Geräusch im Wasser und einen letzten schrillen Schrei. Über Baumwurzeln stolpernd, mit den Händen um sich greifend, weil die Fichtenzweige ihm ins Gesicht schlugen, stürzte er nach der Richtung hin — aber es war nichts mehr zu hören, nichts mehr zu sehen. Nur das Schilf bewegte sich in leisem Wellenschlage, und wie das Wasser am Ufer gluckste und seufzte, klang es beinah wie ein leises „Gouyon — Reine Gouyou." — Alle Kraft verließ ihn, er lehnte sich an einen Baum und fühlte, daß dieses eine jener Stunden war, in denen das Haar des Menschen plötzlich grau wird, und für die es kein Vergessen gibt. —

Nein, kein Vergessen — und wenn er, der Mann, der damals ein Jüngling war, jetzt im fernen Frieden seiner deutschen Heimat einsam den Wald durchstreift, der nahe vor den Toren seiner heimatlichen Stadt den schweigenden Weiher umkränzt, wenn dann der Wind in den Wipfeln rauscht und die leisen Wellen am Ufer seufzen und flüstern, dann geschieht es ihm jetzt noch, daß er stehen bleiben muß, weil es ihm war, als hörte er eine süße, bekannte Stimme, die von drunten zu ihm spricht, dann nickt er hinunter, als wollte er sagen: ich denke an dich, und seine Lippen murmeln leise: „Reine Gouyou — arme Reine Gouyou."

Die heilige Frau

Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich zwischen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umschließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen sehe an Menschen, die ich besaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.

Großes furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal das Herz wieder zusammen, wenn ich von Reisen zurückkehrend, die steinernen Glieder deines Leibes hinauswachsen sehe ins Land, weiter und weiter, gleich den Riesenarmen eines Polypen, der am Grunde gelagert, Scharen von Lebewesen an sich reißt, unerschöpflich im Verlangen, unersättlich im Verschlingen.

Du Behausung des Widerspruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen.

Immer sind diese Gegensätze deines Wesens in meiner Seele gegenwärtig gewesen, nie aber lebendiger als einstmals, an einem Sommerabende, zu jener Zeit, als man im Viktoria-Theater Wagners Nibelungen spielte.

Aus dem glut- und geräuscherfüllten Hause war ich hinausgetreten und hatte mich über den Straßendamm hinüber in die einsame Gasse zur Linken gerettet, welche Münzstraße und Neue Friedrichstraße verbindet, in die schweigsame, dunkle Rochstraße. Tobender, rasselnder Lärm war draußen, tiefe, ruhende Stille war hier; kaum ein Fußgänger kam des Weges, kaum ein Wagen ging mir vorbei, und indem ich mich an das Geländer der Brücke lehnte, welche dort den Königsgraben überschreitet, war es mir, als stünde ich auf einsamer Insel, mitten im brausenden Meere.

Der Tag war brennend heiß gewesen, ein dunstiges Gewölk bedeckte den Himmel, und vom Lichte der tausend und abertausend Laternen rötlich angeglüht, hing dieser Dunst wie der Widerschein einer flackernden Feuersbrunst über den Häusern der Stadt. Zögernd lösten sich einige Tropfen ab und fielen als schwerer, warmer Regen hernieder. Leise hörte ich es in den Graben niederrauschen, über dem ich stand. Berge von Schutt und Erde waren in demselben gehäuft; man warf ihn zu, um die Bogen der Stadtbahn darin zu erbauen.

Ich blickte in das Dunkel hinunter und überlegte, wie diese schönen Tropfen, die so rein, so makellos vom Himmel herabkamen, morgen nichts weiter sein würden, als Pfütze und Kot. Draußen in den Vorstädten mit Gärten, Blumen und Bäumen regnete es nun auch, und wenn morgen der Tag aufgeht, sagte

ich mir, werden dort zitternde Tropfen an Zweigen und Halmen sich wiegen und es wird aussehen, als wären über Nacht Perlen vom Himmel gestreut worden. Und doch war es dieselbe Wolke, aus welcher diese Tropfen geboren wurden und jene, nur daß die einen in den Staub fielen und zu Kot wurden, während die anderen in das duftende Grün sanken und sich in Diamanten verwandelten.

Ob es das Nachwogen der großen Töne sein mochte, die ich soeben im Theater vernommen — meine Seele spann ihre Traumfäden weiter und weiter:

Gleich den Tropfen des Regens, die rein vom reinen Himmel fielen und, vom Winde geweht, in dem weiten Straßenmeer dort unten ihr ungleiches Schicksal fanden, so sah ich die Menschenkinder dahergezogen kommen von fernher nach dem großen Berlin, von dem sie in ihrer Heimat so viel gehört hatten, Wunderbares und Verlockendes. Ich sah ihre Augen geöffnet, ihre Herzen schwellend in der Erwartung alles dessen, was sie erleben würden, und ich sah, wie der Schicksalswind sie ergriff und zur Erde setzte, den einen auf grünem freundlichem Fleck, den andern an bösem Orte, wo es schmutzig war und häßlich und wo ihm die Menschen abgewandten Gesichtes vorübergingen. Und in dem Augenblick sank ein Tropfen auf meine Hand, ein einzelner Tropfen, beinah wie eine Träne — und da — fiel mir ein — — — —

Eine Reihe von Jahren ist es her — es war bald nach Beendigung des großen Krieges und zu der Zeit, als Berlin sich darauf besann, daß es die Augen der Welt auf sich gelenkt habe und deshalb ein den Ansprüchen der großen Welt entsprechenderes Gewand anlegen müßte. Diese Überzeugung kam bekanntlich etwas plötzlich, und der fieberhafte Zustand, den sie hervorrief, lebt unter dem Namen der Gründerzeit in unserer Erinnerung fort.

Wie sich das Vorhandensein des Fiebers im menschlichen Körper durch gewisse Erscheinungen kundgibt, die es auf der Haut zum Vorschein bringt, so erging es auch dem Körper der Stadt Berlin, auf dessen Oberfläche in beinah überstürzender Folge neue Gebäude aufwuchsen. Und damit die neuen Raum zum Dasein erlangten, mußten die alten weichen; da verschwanden in der westlichen Vorstadt die kleinen, tief in Gärten eingebetteten Landhäuser, da erstickten die grünen Rasenplätze der Gärten unter den Haufen von Backsteinen, die man zu Bergen darauf türmte,

und die alten Bäume legten sich stumm und traurig nieder, weil die neuen vierstöckigen Häuser ihnen zu dreist auf die Köpfe herabschauten.

Immerhin gab es damals, zu Beginn jener Zeit, noch hin und wieder einige größere, gitterumschlossene Erdflecke, und ein solcher, zum Genuß von Bier und Kaffee eingerichteter Garten war vor dem Potsdamer Tore, unmittelbar jenseits der Potsdamer Brücke gelegen.

Der Garten war geräumig und durchaus nicht elegant; viereckige Tische von weißlackiertem Holz mit Stühlen von derselben Art bildeten die Ausstattung; er war für den „Mittelstand" berechnet, und dieser Bestimmung kam er im vollsten Maße nach, denn der „Mittelstand" liebte ihn und besuchte ihn zahlreich. Besonders lebhaft ging es an Sonntagen zu, und an einem solchen Sonntag nachmittag im Sommer war es, als an einem der vielen Tische zwei junge Männer saßen und Bier tranken.

Der eine von ihnen, der mit übereinander geschlagenen Knien nachlässig an den Stuhl zurückgelehnt saß, hatte seinen Platz so gewählt, daß er den ganzen Garten und die Insassen desselben überschauen konnte, und die braunen Augen, die wie zwei lustige gute Kameraden aus dem hübschen jugendfrischen Gesichte herausblickten, besorgten ihren Aufpasserdienst vortrefflich.

Unablässig wanderten sie umher, und sobald sie etwas Bemerkenswertes entdeckt hatten, wurde an den gegenübersitzenden Freund Bericht erstattet. Dabei nannten sich beide „Kollegen", und aus dieser Bezeichnung, wie aus der Kleidung der beiden jungen Leute, die gewählter als die der übrigen Gartengäste war, durfte man den Schluß ziehen, daß es junge Beamte, vielleicht Referendarien an einem der Berliner Gerichte, waren. Übrigens gab es ziemlich viel zu berichten, denn der Garten bildete nicht nur den Sammelplatz für kaffeedurstige Familien. Zahlreich vertreten waren vielmehr Ladenarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, jener mühsalbeladene Teil des weiblichen Geschlechtes, welcher tagaus tagein im Frondienste kärglichen Erwerbes hinzuschmachten verurteilt ist.

Da saßen sie, diese armen, blassen Geschöpfe, die aus den tiefen Winkeln der dumpfen heißen Stadt aufgetaucht waren, zu zweien oder dreien, manchmal auch ganz allein, eine Handarbeit in den mageren Fingern, ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee

vor sich auf dem Tisch. Da saßen sie und genossen den kümmerlichen Brosamen des Glücks, der für sie von der Tafel des Lebens gefallen war; für eine Woche der Knechtschaft eine Nachmittagsstunde der Freiheit. Sie hatten vielleicht einen endlosen Weg machen müssen, um bis heraus zu kommen vor das Potsdamer Tor, aber sie konnten doch für einen Augenblick den müden Rücken aufrichten, welcher sechs Tage lang von früh bis spät auf die Arbeit sich gebeugt hatte, sie sahen wirklich einen grünen Baum, saßen im Freien, in der Natur, wenigstens in dem, was sie für Natur hielten, und konnten von den Herrlichkeiten träumen, welche andere ihres Geschlechts alljährlich in Badereisen und Schweizerreisen genossen.

Ob es dies gerade war, was die Augen des Referendars auf ihrer Beobachtungsreise suchten? Schwerlich. Aber wenn sein Blick auf eine solche Gruppe fiel, dann wurde er nachdenklich, und man sah alsdann das Gesicht eines gutmütigen, weichherzigen Menschen, dem freilich das eigene Glück noch nicht die Zeit gelassen haben mochte, über das Unglück anderer nachzudenken.

Die Aufmerksamkeit, die er dem weiblichen Geschlechte widmete, war indessen keine ungeteilte, denn von Zeit zu Zeit blickte er suchend auf der Erde umher und jedesmal erhob er dann mit dröhnender Stimme den Ruf: „Schnipp!“ Zunächst erfolgte hierauf gar nichts, dann aber, nach einem Weilchen, kam aus irgendeiner Ecke des Gartens stürmenden Laufes ein kleiner gelber Affenpintscher dahergejagt, der mit heftig gestikulierendem Schweife an dem Referendar emporsprang und seine Zugehörigkeit zu ihm bekundete. Mit verständnisvoll leuchtenden Augen nahm Schnipp demnächst einige Verhaltungsmaßregeln entgegen, wie zum Beispiel: „Wo soll das gute Hundchen bleiben?“ „Hier soll das gute Hundchen bleiben,“ und dann, nachdem er zum Zeichen seines Einverständnisses seinen Kopf in die Hand seines Herrn gedrückt hatte, sprang er hinunter, um weiteren Plänen zur Durchführung des Kampfes ums Dasein nachzusinnen.

Soeben hatte sich ein derartiger Vorgang abgespielt; Schnipp lag, den sinnenden Kopf auf die Vorderpfoten gebeugt, zu Füßen seines Herrn, als plötzlich von einem andern Tische her sein Name ertönte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn ausgesprochen hatte, und der Laut klang wie ein zartes Echo zu dem vorherigen Rufe des Referendars.

Hund und Herr richteten gleichzeitig die Köpfe auf. An einem nicht allzu entfernten Tische saßen zwei Mädchen; die eine ein blasses, hageres Wesen mit spitzem Gesicht und spitzen Fingern, in denen sich eine Häkelarbeit mühsam fortquälte, die andere ein junges, blühendes Geschöpf mit kleineren runderen Formen, lieblich gerötenten Wangen und blonden, unter einem Rembrandthute vorquellenden Locken.

Der Hut war keck ein wenig auf die Seite gesetzt, eine hübsch ausgesuchte und zugerichtete Feder schmückte ihn, die ganze Erscheinung des Mädchens atmete jenen unbeschreiblichen Reiz des kleidsamen Geschmacks, der wie der Duft der Weiblichkeit über den Frauen schwebt, unerreichbar trotz Reichtum und Vornehmheit, wenn er von der Natur versagt ist, unverlierbar trotz Armut und Niedrigkeit, wenn die Natur ihn einmal verliehen hat.

Sie war es, welche Schnipp gerufen hatte, und als sie jetzt den Referendar herüberschauen sah, wurde sie feuerrot und beugte sich kichernd zu ihrer Begleiterin über den Tisch. Diese blickte von ihrer Arbeit nicht auf und nur die schmalen Lippen bewegten sich, anscheinend um einen Tadel über das Benehmen der andern auszusprechen.

Die Kleine hörte ihr zu und es ging wie eine leise Beschämung über ihr Gesicht; dann aber blitzte der Mutwille wieder auf, die Augen glitten, den Referendar vermeidend, nach der Stelle zu seinen Füßen und „Schnipp" rief sie halblaut noch einmal.

Nun erhob sich Schnipp auf seine Füße; ein Weilchen stand er, die Augen mit staunender Gelassenheit auf die Ruferin gerichtet, dann setzte er sich langsam in Bewegung nach ihr hin, und sein leise wackelnder Schweif schien zu sagen: „Da bin ich aber doch wirklich neugierig."

Sobald das Mädchen ihn kommen sah, neigte sie sich ihm entgegen, schnalzte lockend mit den Fingern und „komm, Schnipperle," rief sie, „komm Schnipperle!" Vor ihr stand ein halbgeleertes Glas Bier; sie beugte sich zu der Freundin hinüber, die Kaffee trank, und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß sie nicht alle Milch gebraucht hatte, nahm sie, ohne viel zu fragen, das Milchkännchen, goß den Inhalt desselben in die kleine Schale, in welcher der Zucker gelegen hatte, und hielt das gefüllte Gefäß dem Pintscher vor die Nase. Schnipps Augen nahmen einen

verklärten Glanz an, er erhob sich auf den Hinterbeinen, indem er die Vorderpfoten auf die Knie des Mädchens stützte; die Milch in ihrer Hand aber rückte höher und höher, so daß der unglückliche Schnipp Tantalusqualen auszustehen begann; ein Winseln ertönte, ein letzter äußerster Entschluß malte sich in den spitz emporgerichteten Ohren, und mit einem Satze befand er sich auf dem Schoße der Unbekannten.

Nun wurde ihm der Lohn für seine Mühe zuteil, er durfte die Milch ausschlecken, und nachdem dies besorgt war, drehte er sich, die letzten Tropfen aus seinen Barthaaren leckend, zu dem Mädchen herum, mit einem Ausdruck, als ob er fragen wollte: „Wer bist denn du eigentlich?"

Das Mädchen schien ein unendliches Wohlgefallen an dem Hündchen zu finden, sie streichelte es, drückte ihre Wange an seinen Kopf, und als Schnipps Zunge ihr leckend in das Gesicht fuhr, schrie sie beinah vor Vergnügen auf. „Wo soll das gute Hunderl bleiben?" sagte sie, die Worte des Referendars wiederholend, „hier soll das gute Hunderl bleiben, hier soll es bleiben, hier" — dabei stieß sie kichernd ihre Freundin mit dem Ellbogen an, und als diese mißbilligend das Haupt schüttelte, überkam sie das Lachen so stark, daß sie den Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm legen mußte. Der Rembrandthut verschob sich, die blonden Locken quollen ihr über Stirn und Gesicht, und ihr Gesicht lag über der weißen Tischplatte wie eine rote Rose.

Diesen Augenblick benutzte Schnipp, um von ihrem Schoße zur Erde hinabzuspringen und zu seinem Herrn zurückzukehren.

Mit stummer Aufmerksamkeit war dieser dem ganzen Vorgange gefolgt.

„Welch ein reizendes Geschöpf!" sagte er unwillkürlich halblaut vor sich hin.

„Wer?" fragte der Kollege, der den beiden Mädchen mit dem Rücken zugewandt saß und nichts von allem hatte sehen können.

„O — nichts," sagte der erstere, und indem er das sagte, wurde er etwas rot, wie ein Mensch, der etwas für sich behalten will.

Ihr Benehmen war ein wenig keck, das konnte er sich nicht verhehlen, aber wie so ganz frei von Dreistigkeit war diese Keckheit, wie so ganz ohne Gefallsucht ihr gefälliges Getue und Gehabe.

Und wie hatte sie gesagt? „Schnipperle?“ und „Hunderl?“ Sonderbar, so sprach doch keine Berlinerin? Das klang ja ganz nach Süddeutschland.

Vor seiner Erinnerung erschien ein Bild, das er im vergangenen Jahre gesehen hatte, als er auf einer Sommerreise nach München gekommen war. Er hatte sich am Abend in eine Bierbrauerei begeben, wo eine Militärkapelle Musik machte. An einem großen runden Tisch mitten im Saale saßen mehrere bayerische Unteroffiziere, unter ihnen einer, der durch seine frische Jugendlichkeit auffiel. Das Schenkmadl brachte gefüllte Maßkrüge an den Tisch, und nachdem sie alle ihre Krüge verteilt hatte, behielt sie den für den jungen Unteroffizier bestimmten in der Hand, klappte den zinnernen Deckel zurück, und indem sie dem jungen Manne lachend zunickte, trank sie ihm einen kräftigen Zug vor. Dann setzte sie den Maßkrug vor ihn hin, der Unteroffizier zog sein Taschentuch heraus, sie nahm es, wischte sich damit die roten blühenden Lippen ab und gab es ihm zurück, so harmlos, als wenn das alles gar nicht anders sein könnte. Niemand hatte dem kleinen Vorgange Aufmerksamkeit geschenkt, aber er, der Norddeutsche, hatte das seltsam reizende Bild nicht vergessen können. Immer sah er die kecken braunen Augen des Mädchens über den Schaum des Getränkes hin den jungen Mann anlachen, immer sah er die natürliche Anmut, mit der sie sein Taschentuch nahm, um sich damit die Lippen zu trocknen — das alles war so ohne jede Spur von gezierter Sprödigkeit, und so ohne jede Ahnung von Unkeuschheit — er erinnerte sich, wie ihm zumute geworden war, als ob plötzlich eine sonnigere, freiere Lebensluft an sein Herz spülte, und wie er zu sich selbst gesagt hatte: „Bei Gott, hier ist Deutschland.“

Und alle diese Erinnerungen und Empfindungen tauchten jetzt wie mit einem Zauberschlage wieder in ihm auf, als er das liebe schalkhafte Ding da drüben sah, das sich wie ein Kind an seinem Schnipp ergötzte.

Er rief den Hund zu sich heran und streichelte ihm den Kopf.

„Nu — Schnipp?“ sagte er mit erhobener Stimme, „war es hübsch drüben?“ Er folgte mit blinzelnden Augen der Richtung seiner Worte; aber das Mädchen blickte jetzt geradeaus vor sich hin, und er konnte nicht erkennen, welche Wirkung dieselben gemacht hatten.

Sie nahm ihr Bierglas auf und tat einen Zug; es dauerte jedoch ziemlich lange, bis sie das Glas wieder niedersetzte und man hätte glauben können, daß sie ein Lächeln darin verstecken wollte.

Mittlerweile hatte sich unter den Gästen des Kaffeehausgartens eine gewisse Unruhe zu zeigen begonnen, immer mehr und mehr derselben waren verschwunden, und jetzt kam von Westen her ein schweres blaugraues Gewölk am Himmel heraufgezogen. Ein erster Windstoß fegte heran und dies war das Signal zu einem Trommelkonzert auf allen Tischen, durch welches die Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbeigerufen und die Anstalten zum Aufbruche vorbereitet werden sollten.

Auch die beiden Mädchen rüsteten sich. Die ältere hob die scharfkantige Nase witternd gen Himmel, raffte mit einem geschwinden Griffe ihre Häkelarbeit zusammen und erhob sich; die Kleine folgte ihrem Beispiele, und nebeneinander herschreitend verließen beide den Garten. Am Ausgangstore blieben sie stehen, es schien, daß sie verschiedene Wege einzuschlagen hatten, und in der Tat, nach einigen wenigen Worten trennten sie sich, und während die Ältere nach links die Potsdamer Straße weiter hinausschritt, wandte sich ihre jüngere Gefährtin der Brücke zu, um dem Innern der Stadt zuzustreben.

Mit einem Ruck erhob sich der Referendar.

„Wir werden gleich naß werden," sagte er, „ich gehe."

„Ich denke, wir gehen ins Haus und machen eine Partie Billard," meinte der andere.

Mit einer gewissen Verlegenheit aber wurde dieser Vorschlag abgelehnt, ein energisches Klopfen beflügelte die Schritte des Kellners, und nachdem die Rechnung beglichen war, drückte er dem Kollegen hastig die Hand. Von den halblaut gemurmelten Abschiedsworten glaubte dieser so etwas wie „noch viel zu tun bis morgen" zu verstehen, dann befand er sich allein und hatte Muße, sich von seiner Verblüfftheit zu erholen.

Im Augenblick, als der Referendar aus dem Garten heraustrat, hatte sich der Himmel ganz schwarz bezogen, und als er die Brücke überschritten hatte, erdröhnte ein lang rollender Donnerschlag und die Pflastersteine sprenkelten sich unter den ersten großen Tropfen des Gewitterregens. Er spannte den Schirm auf und unter demselben scharf auslugend, als wenn er etwas oder jemanden suchte, ging er die Potsdamer Straße entlang.

Als er bis an die Eichhornstraße gelangt war, hatte sich der anfänglich sanfte Regen in einen Platzregen verwandelt, und als er noch zwanzig Schritte weiter gegangen war, hatte er gefunden, was er suchte. Unter einem der großen Bäume, möglichst dicht an den Stamm gedrückt, stand das Mädchen. Sie hatte keinen Schirm, Pferdeeisenbahnen gab es damals noch nicht, ziemlich ratlos blickte sie zum Himmel auf, der krachend Blitz auf Blitz und schäumend Guß auf Guß herniederschickte.

Mehr als vor dem wilden Ausbruche der Elemente schien sie aber doch zu erschrecken, als sie plötzlich die Stimme eines Mannes neben sich vernahm, der sie fragte, ob er ihr seinen Schirm anbieten dürfte. Sie schaute empor und „O je — der Herr" sagte sie, als sie den Referendar erkannte.

Dann aber wußte sie offenbar gar nicht mehr, was sie tun und sagen sollte, denn sie wandte sich ab und blickte stumm in den strömenden Regen.

„Der Regen wird sobald nicht nachlassen, und der Baum wird Sie nicht lange mehr schützen," sagte er mit eindringlichem Tone.

„Das glaub' ich freilich selber," erwiderte sie nachdenklich, „und wahr ist's, ich verderbe mir alle Sachen" — wie mit plötzlichem Entschlusse wandte sie sich zu ihm, ohne ihn anzusehen — „wenn der Herr denn also schon von der Güte sein will" — und sie hatte es noch kaum ausgesprochen, als ihr Arm schon in den seinigen gezogen war und sein Schirm über ihrem Haupte die Flügel ausbreitete.

In schweigender Befangenheit gingen sie dahin, da gewahrte sie Schnipp, der wassertriefend vor ihnen einhertrabte.

„O je, das arme Hunderl," rief sie unwillkürlich, „wie das naß wird!"

Der Ausruf klang so drollig, daß der Referendar laut auflachen mußte.

„Es ist doch wahr," sagte sie, „solch ein armes Tier. Wissen Sie was," fuhr sie fort, „ich möcht' ihn auf den Arm nehmen."

Sie wollte wirklich stehen bleiben, und er hatte beinah Mühe, ihr den Gedanken auszureden, indem er versicherte, daß Schnipp durch den warmen Regen nicht den mindesten Schaden nehmen würde.

„Na, so lauf also, du armes Kerlchen," sagte sie.

Nun war das Eis gebrochen, man fing an, sich zu unterhalten. Eine Berlinerin aber wäre sie doch nicht? meinte er.

„Na, das mein' ich," erwiderte sie lachend, „daß der Herr das bald gehört haben wird, daß ich keine bin." Aus Bayern sei sie her, und nach Berlin sei sie gekommen, weil sie bei sich zu Haus gehört hätte, wie es in Berlin Geld zu verdienen gäbe wie Heu, viel, viel mehr als bei ihnen zu Haus, und hier arbeite sie in einem Geschäft, wo künstliche Blumen und Putzfedern und dergleichen Dinge gemacht würden, in der Jägerstraße, denn so etwas zu machen, darauf hätte sie studiert.

Alles das kam so possierlich und doch auch so verständig herausgeplaudert, und wenn er ein wenig nach rechts blickte, so sah er, wie der Rembrandthut zu jedem ihrer Worte nickte.

Wie ihr denn Berlin gefiele? fragte er.

Je nun, sie sei erst kurze Zeit hier und könne drum noch nicht urteilen, meinte sie, aber ein wenig sehr groß sei es schon, und wenn man so ganz allein sei —

Sie sei also ganz ohne Verwandte und Angehörige hier?

Ja, eine alte Tante in Bayern, das wäre alles, was sie noch an Verwandten hätte; bei der hätte sie gelebt, aber sie hätte es nicht ausgehalten bei ihr, denn die hätte gewettert und geschimpft von früh bis spät.

„Nun, und die Berliner," wagte er sich weiter, „wie gefallen Ihnen denn die?"

„Ja, die Berliner," meinte sie nachdenklich, „die Berliner —"

„Haben Sie sich nicht vor ihnen gefürchtet, bevor Sie herkamen?"

„Das schon," erwiderte sie, „denn bei uns die Leute, die sprachen oftmals recht häßlich von den Berlinern, aber das muß ich schon sagen, sie sind nicht so schlimm, nein, es sind rechtliche Leute, auch gegen solche, die von anderswo kommen, aber arbeiten muß man, arbeiten von früh bis spät, wenn man's auch nur zu etwas Wenigem bringen will."

„Sie haben wohl recht angestrengt zu tun?" fragte er mitleidig.

Je nun, ja, das hätte sie wohl, aber ihr ginge es flinker von der Hand als mancher andern — aber freilich, so tagaus tagein, alle Morgen früh in das Geschäft hinein zu müssen, und abends spät erst wieder heraus — sie nickte sinnend mit dem Haupte — „aber wissen Sie," unterbrach sie ihre Gedanken, „was komisch an den Berlinern ist? Daß sie gar so gern lachen; immer wenn ich etwas gesagt habe, lachen alle, und ich weiß doch

oft gar nicht, weshalb?" Sie richtete plötzlich die Augen zu ihm empor: „Sie sind auch wohl ein Berliner? Nicht wahr?"

„Allerdings," sagte er, „warum?"

„Nun, Sie haben doch vorhin auch immer gelacht, wenn ich etwas sprach, und dann — und dann —"

„Und dann?" fragte er.

„Ja, schau'n Sie," und sie kicherte leise vor sich hin, „ein wenig keck sind die Berliner Herren schon."

Er drückte leise ihren Arm.

„Aber sie meinen es gut," sagte er, „wirklich, sie meinen es gut."

Langsam wandte sie das Gesicht nach seiner Seite und sah ihn schweigend mit ernsten Augen an.

„Und wenn wir manchmal zu dem lachen, was Sie sagen," fuhr er fort, „so geschieht dies nicht, um Sie zu verhöhnen, sondern weil wir uns freuen, weil es so niedlich und hübsch klingt, wenn Sie sprechen."

Sie erwiderte nichts, aber es war ihm, als fühlte er einen ganz leisen, leisen Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arm.

Unter diesen Gesprächen waren sie die Leipziger Straße hinunter bis an die Mauerstraße gelangt.

„Hier muß ich nun entlang," sagte sie, indem sie mit dem Kopfe nach links deutete, und sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihren Arm aus dem seinigen ziehen.

Er hielt ihren Arm fest.

„Aber Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten? Es regnet ja noch immer furchtbar; wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?"

Sie zauderte einen Augenblick.

„In der Kronenstraße," sagte sie dann leise, „es ist nicht eben weit mehr zu gehen."

Sie schwenkten in die Mauerstraße ein, und von nun an trat wieder das verlegene Schweigen ein, welches anfangs zwischen ihnen geherrscht hatte.

Nur wenige Schritte hatten sie alsdann in der Kronenstraße gemacht, als sie anhielt.

„So," sagte sie, „hier bin ich, und nun dank' ich halt auch schön!"

Er blickte auf und sah, daß sie vor einem mehrstöckigen Hause standen. Zu der Haustür, welche ein wenig in das Haus

hineingebaut war, führten einige steinerne Stufen empor; wenn man auf diesen stand, war man vor dem Regen geschützt.

Das Mädchen löste sich von seinem Arme los und schlüpfte behend die ersten Stufen hinan; bevor sie jedoch die Tür erreicht, hatte er den Schirm zugeklappt und war gleichfalls auf die Treppe getreten.

Die Türklinke in der Hand, wandte sie sich zu ihm zurück.

„Nu, nu," sagte sie, halb verlegen, halb lächelnd, „jetzt find' ich mich aber schon allein."

Im nämlichen Augenblick brach sie jedoch in ein helles Gelächter aus; Schnipp war hinter ihnen drein unter das schützende Vordach getreten und schüttelte sich aus Leibeskräften, dann drängte er sich mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht an sie, um sein nasses Fell an ihrem Kleide zu trocknen.

„Wirst du wohl," rief der Referendar, aber das Mädchen hatte bereits ihr Taschentuch herausgezogen und fing an, den Hund wie mit einem Scheuerlappen abzureiben.

„Er bekommt ja das Reißen, der arme Narr," sagte sie, während sie sich ganz tief zu ihm niederkauerte.

„So, und jetzt leb wohl, du, Herr Schnipp, und vergiß mich nicht." Dabei nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und bewegte ihn hin und her. Dann erhob sie sich, und als ihr der Referendar, um ihr dabei behilflich zu sein, die Hand hinstreckte, stützte sie sich leicht darauf. Er hatte ihre Hand erfaßt und hielt sie, als sie dieselbe jetzt zurückziehen wollte, fest.

„Darf ich nicht erfahren, mit wem ich die Ehre gehabt habe?" fragte er leise.

Sie senkte das Köpfchen.

„Wie ich heiße, möchten Sie wissen? Nun, also denken Sie einmal, ich hieße Hildegard."

„Hildegard?" wiederholte er.

„Ja, aber wie ich sonst noch weiter heiße," fuhr sie fort, „das sag' ich Ihnen nicht, sonst lachen Sie wieder über mich."

„Weshalb sollte ich denn lachen?" fragte er.

„Je nun, weil's auch gar zu putzig klingt; geben Sie einmal acht, aber leise, daß es kein anderer hört." Dabei trat sie an ihn heran und näherte ihren Mund seinem Ohre, um ihm ihren Namen zuzuflüstern; aber jedesmal, wenn sie anfangen wollte, überfiel sie das Lachen, so daß sie nicht von der Stelle kam. Ihre Lippen berührten die Spitzen seines Haares, ihr

warmer, süßer Hauch floß um seine Wange. Endlich brachte sie es heraus.

„Hardermiezl," flüsterte sie mit einem Tone, als erwartete sie einen Heiterkeitsausbruch von seiner Seite. Er lächelte indes nur ganz wenig.

„Das gefällt mir aber ganz gut," sagte er.

„Das gefällt Ihnen?" fragte sie erstaunt.

„Ja, namentlich das Miezl am Ende, das macht sich sehr niedlich, find' ich; das — das paßt so gut zu Ihnen."

Sie wurde ganz nachdenklich.

„Ja, wenn man's von der Seite anschaut," sagte sie, „dann hat's schon was Wahres."

Den träumerischen Blick in die dämmernde Straße hinaus gerichtet, schien sie sich in Gedanken darüber zu verlieren, ob ihr Name zu ihrer Persönlichkeit passe, dann wandte sie sich mit dem schelmischen Ausdrucke, der so plötzlich in ihren Zügen aufblitzte, zu ihm.

„Jetzt aber warten Sie einmal," sagte sie, „ob ich errate, wie Sie heißen?"

„Das wollen Sie erraten können?" fragte er.

„Ja, so etwas sieht man den Menschen an den Augen an," und sie senkte den lächelnden Blick in seine Augen.

„Also — also — Karl?"

Er schüttelte den Kopf.

„Theodor?"

Er schüttelte abermals.

„Aber sagen müssen Sie's, wenn ich's getroffen habe!"

Er würde es schon sagen, versicherte er.

„Nun dann — dann vielleicht — Kurt?"

Er zuckte ein wenig zusammen.

„Wahrhaftig," sagte er „Sie haben es erraten."

Ausgelassen fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Und wissen Sie noch etwas?" fuhr sie fort, „ich weiß auch, wie Sie weiter heißen."

„Wie ich mit Familiennamen heiße?" fragte er.

„Mit Familien- oder mit Vatersnamen, wie Sie's nennen wollen; soll ich's Ihnen sagen?"

„Ja, da bin ich wirklich gespannt," erwiderte er.

Sie näherte, wie vorhin, ihren Mund seinem Ohre, diesmal aber schien das, was sie zu sagen hatte, noch viel drolliger zu

sein, als das erstemal, denn sie prustete vor Lachen, sobald sie anfangen wollte.

„Sie sind — aber Sie dürfen's nicht übelnehmen," unterbrach sie sich.

„Ich bin also?" fragte er.

„Sie sind — der Herr — Kurt von Schnipperle —"

Ihr Scherz bereitete ihr, wie es schien, ein ganz unsägliches Vergnügen. „Der Herr von Schnipp — der Herr von Schnipperle," wiederholte sie, und als er in ihre Heiterkeit einstimmte, kam sie vor Lachen ganz außer sich. Eine glühende Wärme überströmte ihn, er warf den Arm um ihren Leib und küßte die volle Wange, die nah vor seinem Munde war.

„O je!" sagte sie, indem sie sich aufrichtete, und der Ton klang, als ob ihr weh getan worden sei.

Sie war von ihm fort bis an die gegenüberliegende Wand getreten und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Leise ergriff er ihre Hände und zog sie herab.

„Sind Sie mir böse?" fragte er.

Sie gab keinen Laut von sich und sah ihm schweigend ins Gesicht. Beim flackernden Scheine der Laternen, die mittlerweile angezündet worden waren, konnte er die Veränderung wahrnehmen, die in ihren Zügen vor sich gegangen war, ein tiefer Ernst lagerte auf ihrem Antlitz, es sah aus, als schimmerte es feucht in ihren Augen.

„Sind Sie mir gar nicht ein wenig gut?" fragte er leise.

„Ich weiß es noch nicht," gab sie, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„Sie wissen es noch nicht?"

„Nein, ich kenne Sie erst gar zu kurze Zeit" — und die schönen braunen Augen schauten ihn an, tief und ehrlich wie die Wahrhaftigkeit selbst. „Aber ich will Sie einmal etwas fragen," fuhr sie fort und sie senkte das Haupt. „Vorhin, entsinnen Sie sich, haben Sie mir gesagt, daß Sie — daß Sie es gut meinten — ist das nur so hingeredet gewesen, wie man so etwas sagt? Oder ist's wahr gewesen?"

„Es war die Wahrheit," sagte er hastig. Ihre Hände lagen regungslos in den seinigen.

„Die wahre, wahrhaftige Wahrheit?"

„Die lautere Wahrheit," gab er noch einmal zur Antwort.

Ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust, und indem sie jetzt langsam den Blick erhob und auf ihm ruhen ließ, sah es aus,

als gewahrte sie einen ganz andern Menschen, als den, mit dem sie bisher verkehrt hatte. Ihre Augen gingen über sein Gesicht, indem sie prüfend jeden einzelnen Zug in demselben musterte.

„Sie haben so gute Augen," sagte sie leise, „ich meine wirklich, Ihnen darf man trauen."

Die eine ihrer Hände nestelte sich langsam aus seinen umschließenden Händen los, sie öffnete die Haustür. Im Treppenflur brannte kein Licht, eine schwarze Finsternis gähnte auf. Sie trat über die Schwelle, indem sie mit der andern Hand seine Finger umspannte; die stumme Bewegung schien zu sagen: „Folge mir" — er trat hinter ihr zur Tür hinein, die Pforte fiel hinter ihnen zu.

In der Dunkelheit, die sie umgab, fühlte er, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legten, wie sie sich weiter schoben und hinter seinem Nacken vereinigten; er konnte nichts sehen, nur empfinden konnte er, wie ihre junge Brust sich an die seine legte, wie ihr Gesicht sich neben sein Gesicht schob, so daß ihre Wange sich an die seine schmiegte. Seine Hände zitterten, als sie die blühende Gestalt umfaßten, und als ihr Busen wogend an seinem Herzen auf und nieder ging, da war es ihm, als sei es der Wellenschlag dieses reinen jungen Lebens, das unaufhaltsam in sein Dasein hineinzuströmen begann.

„Eins muß ich Ihnen sagen," sprach sie, und ihre Stimme hatte einen tiefen, bebenden Klang, „wenn's nicht wahr gewesen wäre, was Sie mir heut gesprochen haben, das wäre schade gewesen, das hätte mir schrecklich weh getan in meinem Herzen, denn wissen Sie, ich glaub' fast, ich könnte Ihnen gut werden, recht von Herzen gut."

„Ich war Ihnen gut vom ersten Augenblick an, da ich Sie zuerst gesehen habe," erwiderte er flüsternd, „Sie liebes, liebes Kind Sie." Er wandte das Haupt zur Seite und küßte sie auf den Mund. Sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Was machen Sie aus mir, was machen Sie aus mir," sprach sie hilflos seufzend.

Da klappte oben im Hause eine Tür, sie riß sich von ihm los, er fühlte, wie sie im Schreck erbebte.

„Gehn Sie heim jetzt," sagte sie, „ich bitt' schön, gehn Sie fort." Damit wandte sie sich nach der Treppe.

„Die Treppe ist so dunkel," sagte er, „wohnen Sie hoch?"

„Zwei Stiegen," erwiderte sie, „aber ich finde mich schon."

Er zog eine Büchse mit Wachskerzchen aus der Tasche.

„Bitte, nehmen Sie die," sagte er, „damit Sie nicht zu schaden kommen."

„Soviel brauch' ich nicht," antwortete sie, „das wär' ja unbescheiden, das eine genügt schon." Damit hatte sie ein Kerzchen herausgenommen und an der Wand entzündet. Sie stand am Fuße der Treppe, zu ihm zurückgewandt, plötzlich blies sie das Licht aus und kam auf ihn zugestürzt; er fing sie in seinen Armen auf.

„Behüt' Sie Gott!" flüsterte sie, „behüt' Sie Gott!" Ihre Lippen schlossen ihm die Augen und brannten im Kuß auf seinen Lippen.

„Ja, und noch eins ist, wissen Sie, was ich Sie gern bitten möcht," raunte sie ihm zu, „aber Sie dürfen nicht über mich lachen?"

„Gewiß nicht," versetzte er, „was ist es denn?"

„Ich möchte dem Schnipperle gern ein Halsband machen. Werden Sie's nicht übel aufnehmen?"

Sie sah im Dunkeln nicht, wie er lächelte.

„Im Gegenteil," sagte er, „ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, und der Schnipp wird sich freuen, es wird ihm gewiß gut stehn."

„O ja," meinte sie, „kleiden soll's ihn schon, ich hab' mir schon unterwegs so ausgedacht, wie es werden soll — himmelblau mit — aber nein — das soll eine Überraschung sein," unterbrach sie sich.

Er nahm ihre beiden kleinen Hände wieder in die seinigen und drückte sie. „Darf ich mir's denn bei Ihnen abholen?" fragte er.

„Ja so," und sie versank in Gedanken; daran schien sie gar nicht gedacht zu haben.

„Zwei Treppen hoch?" fuhr er leise fragend fort, „und dann?"

Sie schwieg — „Geradeaus," sagte sie endlich ganz schnell und leise, zugleich warf sie seine Hände zurück und ohne umzuschauen, eilte sie, so hastig sie vermochte, die Treppe hinauf.

Er hörte ihr Kleid auf dem Flur des ersten Stockes rauschen.

„Hildegard!" rief er mit gedämpfter Stimme hinauf. Da beugte sich etwas über das Geländer der Treppe. „Behüt' Sie

Gott," kam es flüsternd von droben herab, „behüt' Sie Gott — Sie lieber Herr von Schnipp" — dann ein Geräusch wie eine Kußhand, ein ersticktes Gekicher, — trappelnd verlor sich der Schall ihrer Füße auf der oberen Treppe. —

„Da hätten wir ja nun ein kleines Verhältnis," sagte Kurt von Steigendorf zu sich selber, als er nach Haus gekommen war und Licht angezündet hatte.

Er war in Gedanken und zwar so sehr, daß er nach einiger Zeit erst die Briefe gewahrte, die seiner wartend auf dem Tische lagen. Es waren ihrer zwei, der eine von dem Rechtsanwalt, bei dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hatte. Der Justizrat übersandte ihm das Zeugnis über seine nunmehr abgeschlossene Tätigkeit bei ihm, dasselbe war in den schmeichelhaftesten Formen abgefaßt; Kurt von Steigendorf galt für einen sehr tüchtigen jungen Juristen. Seine Referendariatstätigkeit war damit beendigt, er konnte daran gehen, sich zum Assessorenexamen vorzubereiten.

Die Schrift auf dem zweiten Briefe war von einer unbekannten Hand; als er ihn öffnete, fand er, daß er von dem Bankier Großberger kam, der ihn zu dem Feste einlud, das er zur Eröffnung und Einweihung seines neuen Hauses geben wollte. Von diesem Hause, das er sich in der Behrenstraße gebaut hatte, sprach man seit einem Vierteljahre in Berlin; es sollte an Pracht der Ausstattung und Einrichtung alles Dagewesene übertreffen.

Großberger war eine Finanzkapazität ersten Ranges und hatte eine Hand wie König Midas, von dem bekanntlich die Sage erzählt, daß er alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Er stand an der Spitze einer großen Aktiengesellschaft, und man sprach von weiteren bedeutenden Unternehmungen, die er demnächst ins Leben zu rufen gedachte. Kopfschüttelnd betrachtete Kurt Steigendorf den Brief. Er konnte sich nicht recht erklären, wodurch er sich den Vorzug erworben hatte, zu diesem Feste eingeladen zu werden; er hatte im Hause des Bankiers noch niemals Besuch gemacht. Allerdings war er ihm zu wiederholten Malen im Bureau des Justizrats begegnet und dieser hatte niemals unterlassen, ihn Herrn Großberger als einen jungen Mann vorzustellen, dem eine bedeutende juristische Zukunft bevorstände. Herr Großberger war jedesmal sehr entgegenkommend zu ihm gewesen und hatte nie unterlassen, seine Hand in seinen fetten Händen zu schütteln.

„Wir kommen zusammen, junger Mann," pflegte er in orakelhaftem Tone hinzuzufügen, „wir kommen zusammen; dem Juristen gehört die Welt; wenn mein neues Haus fertig ist, besuchen Sie mich, wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen; mein châtel wird Ihnen gefallen." Dabei klopfte er ihn auf die Schulter, indem er sich im stillen über die von ihm gefundene Bezeichnung „châtel" freute.

Kurt von Steigendorf wußte recht gut, was Großberger damit sagen wollte, daß dem Juristen die Welt gehörte. Damals war das Zeugnis über das bestandene Assessorenexamen ein Wertpapier; es verlieh dem glücklichen Inhaber die Anwartschaft auf eine Fülle von Lebensstellungen, zwischen denen er zu wählen hatte. Der Staat brauchte Richter an seinen Gerichten, die Verwaltungskörper ergänzten ihren Bedarf an Arbeitskräften lediglich aus den Assessoren der Justiz. Dem Staate gegenüber aber standen die großen Unternehmungen des Privatkapitals, welche damals wie Pilze aus dem Boden schossen. Sie brauchten juridisch gebildete Männer zur Leitung ihrer Geschäfte. Auch sie streckten ihre Hände nach den Assessoren aus, und diese Hände waren soviel schwerer vergoldet als die des Staats, daß sie sich häufig als die stärkeren Magnete erwiesen.

Das Examinationsgebäude war gewissermaßen die Assessorenbörse, und wenn die jungen Leute, mit der Strangulationsmarke des Examens, der weißen Halsbinde, angetan, aus dem feurigen Ofen der Prüfung heraus auf die Straße traten, so brauchten sie sich eigentlich nur danach umzusehen, an wen sie sich am zweckmäßigsten „verkaufen" sollten.

Der Kaufpreis, der geboten wurde, war in den meisten Fällen ein ganz ungeheurer, und so geschah es, daß junge Männer, die aus bescheidenen, oft sogar ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen waren und in solchen gelebt hatten, plötzlich zu Einnahmen gelangten, die im Verhältnis zu ihren bisherigen fürstliche genannt werden mußten.

Alle diese Gedanken gingen Kurt Steigendorf durch den Kopf, als er jetzt sinnend auf die beiden Briefe schaute, die auf dem Tische nebeneinander lagen, als wären es der Justizrat und der Bankier selbst, die sich verständnisinnig anblickten.

Das Examen bot für ihn keine Schwierigkeit; es war nur eine Frage der Zeit, wann er es machte, und ein halbes Jahr durfte als äußerster Termin gelten. Noch ein halbes Jahr also — und dann —

Unwillkürlich stand er auf, und wie von einer gewissen Unruhe ergriffen, ging er auf und ab. Bald aber setzte er sich wieder, das Zimmer war für solche Spaziergänge zu eng. Er sah sich um und bemerkte, daß es eigentlich ein ziemlich einfaches, beinah dürftiges Zimmer war. Schon seit Jahren wohnte er darin und hatte es noch nie bemerkt; seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, wie sie während seiner Studentenzeit gewesen waren, obschon seine in der Provinz lebenden Eltern es ihrem einzigen Sohne an nichts hatten fehlen lassen. Aber was hatte er viel gebraucht? Heute zum erstenmal kam ihm der Gedanke, daß man sich eine größere Wohnung beschaffen, daß man sich dieselbe mit Glanz einrichten könne und daß es sich angenehm in einer solchen Wohnung leben lassen müßte. Und das alles vermöge der eigenen Begabung und Kraft; es bereitete ihm ein behagliches Gefühl, sich in den Gedanken zu versenken.

Und während so die ersten Träume von künftigem Erringen, Besitzen und Genießen gleich einem schweren narkotischen Dufte in den Tiefen seiner Seele aufstiegen, war es ihm, als wehte durch den berauschenden Duft plötzlich der süße Hauch einer frischen Waldblume; über Großbergers gemästetes Organ drang eine Stimme an sein Ohr, dem Zwitschern eines Vogels ähnlich: „Behüt' Sie Gott, Sie lieber Herr von Schnipp," und das holde Geschöpf, das heute so plötzlich in seinen Lebensweg getreten war, stand vor ihm da in all seiner Unschuld, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Unwillkürlich mußte er lächeln; er hatte sich soeben im Geiste als Syndikus irgendeiner großen Aktiengesellschaft gesehen, mit feierlicher Miene hinter irgendeinem mächtigen Schreibtische in einem mächtigen Geschäftssaale Rechtsgutachten von sich gebend, und wie malte sein Bild sich in der Seele dieses Mädchens! Sie hatte gar nicht für nötig befunden zu fragen, was er sei, für sie war er der „Herr von Schnipp", nichts weiter — ja freilich, etwas noch dazu, der „liebe" Herr von Schnipp.

Er rief den Hund zu sich heran und ließ ihn an seinem Knie emporspringen, er legte die Hand auf sein Köpfchen und dachte an die kleine Hand, die vorher an dieser Stelle gelegen hatte, und plötzlich kam ihm ein ganz sonderbarer Einfall:

Wenn er das Examen gemacht hatte, so konnte er, falls er sonst wollte und sich dem Staate zur Verfügung stellte, innerhalb weniger Tage angestellter Richter sein. Man schickte ihn dann

voraussichtlich nach irgendeinem kleineren Orte in der Provinz und da konnte er von seinem Gehalte und dem, was er von Hause aus besaß, recht gut einen Hausstand gründen, eine Frau heimführen, und diese Frau war? — „Hildegard," sprach er halblaut in Gedanken vor sich hin.

Wie er sie vor sich sah in dem Augenblick, so deutlich, so lieblich verlockend in dem weißen Brautkleide, das seine Phantasie ihr bereits angezogen hatte; wie sie sich an ihn schmiegte, so süß, so dicht, daß der Brautkranz sich verschob und der Schleier sich zerknitterte und wie sie, als er sie darauf aufmerksam machte, so kindlich sagte: „Es tut ja nix, du lieber, lieber Mann du!" Wie sie mit ihm zur Trauung fuhr und wie sie den kleinen zartbeschuhten Fuß so lächelnd und zögernd auf die Rosenblätter setzte, mit denen man ihren Weg vom Wagen bis zur Kirche bestreut hatte, und wie sie ganz heimlich sich umsah, ob auch das Schnipperle nicht abhanden gekommen sei, das hinterdrein gelaufen war — er lachte laut für sich auf — wahrhaftig, sie würde imstande sein, zu bitten, daß der Schnipp mit in die Kirche dürfte, um der Trauung beizuwohnen.

Und wie er dann mit ihr leben würde, mit dem holden Kinde Süddeutschlands in dem fernen norddeutschen Städtchen. Wie sie miteinander spazieren gehen würden in der hübschen Umgebung ihres Wohnorts, nicht mehr befangen wie heut, sondern glücklich, liebend und geliebt; er täglich neu seinen Entschluß segnend, der ihn mit raschem Griffe diese schöne Feldblume an seinem Wege hatte pflücken lassen, sie täglich dankbarer dem teuren Manne, der es nicht verschmäht hatte, sich von der Höhe seiner Bildung zu ihm, dem armen kleinen Mädchen, herabzubeugen.

Kurt Steigendorf stand auf und ging an den Schreibtisch, um Herrn Großberger dankend auf seine Einladung abzuschreiben. Als er jedoch den Grund mitteilen wollte, der ihn zu kommen verhinderte, stockte er. Krankheit mochte er nicht vorschützen, Geschäftsüberbürdung konnte er nicht angeben, das hätte Großberger nicht geglaubt, was sollte er sagen? Er riß den Briefbogen entzwei, und dem nächsten ging es nicht besser.

Er fing an, sich zu ärgern, daß er über einer solchen Lappalie, wie diese paar Zeilen, sich den Kopf zerbrechen mußte, und er merkte, daß es schwerer ist, drei Zeilen zu schreiben, mit denen man etwas verschweigen, als zehn Zeilen, in denen man

etwas sagen will. Es wäre ihm unangenehm gewesen, wenn Herr Großberger ihn nach seinen Zukunftsplänen befragt und er ihm hätte sagen müssen, daß er als Amtsrichter in irgendein Landstädtchen zu gehen beabsichtige. Er wollte das erstaunte Gesicht nicht sehen, das Herr Großberger als Antwort auf diese Eröffnung zeigen würde; es wäre ihm peinlich gewesen, wenn er mit Vorstellungen bestürmt worden wäre — und das alles konnte er doch eben Herrn Großberger nicht sagen, und so kam es, daß auch der dritte Briefbogen zerrissen in den Papierkorb flog.

„Morgen werde ich ihm schreiben," entschied er endlich, und damit erhob er sich, um den Abend am Stammtisch mit seinen Kollegen zuzubringen.

Als er ziemlich spät nach Mitternacht in seine Wohnung zurückgekehrt war und Licht gemacht hatte, setzte er sich noch einmal an den Schreibtisch und schrieb an Herrn Großberger einen Brief, in welchem er dessen Einladung mit verbindlichem Danke annahm.

Dann blieb er noch ein Weilchen, über sich selbst den Kopf schüttelnd, am Schreibtische sitzen.

War er das wirklich selbst gewesen, der vorhin, die Feder zerdrückend und Bogen nach Bogen zerreißend, an dieser Stelle gesessen hatte? Er, der lustige Kurt von Steigendorf, der denn doch so manches Mädchen schon geküßt, so manches kleine Verhältnis schon gehabt hatte, plötzlich verwandelt in einen sentimentalen Schwärmer? Welch ein Glück, daß er sich noch unter vernünftige Menschen begeben hatte und daß ihm dabei sein „Rappel" vergangen war.

Durch den Freund, mit dem er heut nachmittag vor dem Potsdamer Tore zusammengewesen war, hatte sich unter den Kollegen so etwas verbreitet, daß Kurt Steigendorf wieder einmal irgendwo den „Anschluß" gefunden hätte. Er widersprach nicht geradezu, aber er erzählte auch natürlich nichts von allem, was sich zwischen ihm und dem Mädchen begeben hatte, denn er fühlte ganz deutlich, daß er mit seiner Erzählung die ungeheuerste Heiterkeit des Biertisches hervorgerufen haben würde. Und als er beim dritten Glase war, kam er sich selbst mit seinen Gedanken von vorhin unglaublich lächerlich vor.

Eine kleine Putzmacherin, die er an einem Sonntagnachmittag in einem Kaffeegarten kennen gelernt hatte! Und mit der sich am anderen Tage verheiraten! Würde es auf der Welt einen Men-

schen gegeben haben, der das nicht eine tolle Verrücktheit genannt hätte? Was seine Eltern für ein Gesicht dazu machen würden, davon ganz zu geschweigen; aber das Mädchen selbst würde über den Gedanken gelacht haben. Sie, eine preußische Frau Amtsrichter — das würde ihr schön langweilig gewesen sein! Wer sagte ihm außerdem, wes Geistes Kind das Mädchen eigentlich war? Was wußte er weiter von ihr, als daß sie ein hübsches Gesicht hatte und niedlich süddeutsch sprach — und darauf hin heiraten! Sollte man es für möglich halten, auf was für tolle Einfälle der Mensch geraten kann?

So ernüchtert legte er sich zu Bett, und in dieser Stimmung erhob er sich am andern Morgen.

Die Vorgänge des gestrigen Tages standen halb verblaßt vor seiner Seele und er beschloß, die Sache mit einem energischen Riß zu Ende zu bringen, er wollte das Mädchen nicht mehr sehen. Mochte sie ihn mit dem Halsbande, das sie für Schnipp arbeiten wollte, erwarten, er wollte es nicht abholen. Sie würde sich vielleicht ein paar Tage lang ein wenig grämen, dann würde sie ihn vergessen, und so war alles gut.

Jetzt war das Examen zu machen und daran sollte ohne weiteres gegangen werden. Noch an demselben Vormittag machte er sich darum nach dem Kammergericht auf den Weg, um sich den Urlaub für die notwendigen Arbeiten zu holen.

Als er von dort zurückkehrte und müßig durch die Straßen schlenderte, geriet er in die Jägerstraße, und dabei fiel ihm ein, daß das Putzfedergeschäft, in dem sie arbeitete, in der Jägerstraße liegen sollte. Unwillkürlich musterte er die Schaufenster, und richtig, nicht weit von der Ecke der Oberwallstraße entdeckte er einen sehr eleganten Laden, in dem künstliche Blumen, Putzfedern und alle möglichen anderen Schmuckgegenstände für Damen auslagen. Sie hatte ihm den Namen ihres Geschäftes nicht genannt — ob dies ihr Laden sein mochte? Sollte er einmal zusehen? Folgerichtiger wäre es wohl eigentlich gewesen, es nicht zu tun — aber, ach was — Philisterei! Und damit war er bereits eingetreten. Es wurde ihm schwer, seine Befangenheit zu bemeistern, als er den etwas erstaunten Blick wahrnahm, mit dem ihn die hinter dem Kassenpult sitzende Dame musterte; ob sie es ihm ansehen mochte, daß er weniger nach künstlichen als nach natürlichen Blumen suchte?

Hinter dem Ladentische, dem Eingange gegenüber, auf eine Pappschachtel mit nachgemachten Veilchen sich herabbeugend,

war ein blondes Lockengewirr sichtbar; jetzt richtete sich dasselbe auf, und eine lodernde Glut flammte unter den Locken auf — sie war es.

Mit der Fassung jedoch, die Frauen in solchen Fällen ja so weit mehr zu Gebote steht als Männern, erhob sie sich anscheinend unbefangen und erkundigte sich nach seinem Begehren.

„O — er — er wünschte — einige künstliche Blumen zu sehen."

„Schön, sie würde ihm sogleich eine Auswahl vorlegen."

Schnell wandte sie sich um, es schien ihr lieb zu sein, daß sie einen Augenblick seinen Augen ausweichen konnte — und fing an, unter den Schachteln, welche hoch bis an die Decke hinauf in den Schränken standen, zu kramen. Sie wandte ihm den Rücken zu, er hatte Muße, ihre reizende Gestalt zu betrachten, deren blühende Umrisse sich unter dem Sommerkleide von leicht gewebtem Stoffe abzeichneten. Indem sie an den Schränken emporlangte, fielen die weiten Ärmel des Kleides bis über die Ellenbogen zurück, und die nackten weißen Arme wurden sichtbar.

Er dachte daran, wie diese Arme ihn gestern umschlungen hatten —

Endlich setzte sie ihre Schachteln auf den Tisch, und nun standen sie sich beide gegenüber. Er versuchte, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie hielt die Augen gesenkt, als wenn sie nur an das Geschäft dächte. Aber er sah ihre Brust sich heben und senken und fühlte, wie das arme Kind litt. Sie war jedoch gar zu reizend in ihrer stummen Pein anzusehen, als daß er sich hätte entschließen können, die Quälerei zu enden.

„Ich möchte mich für Veilchen entscheiden," meinte er.

Sie nahm eine Girlande davon auf, er legte seinerseits die Hand daran, und unter den Blumen berührten seine Fingerspitzen ihre warme, kleine Hand.

Sie seufzte beinah hörbar auf, und ein verstohlenes Lächeln huschte über ihr glühendes Gesicht.

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen tun, die Blumen einmal in Ihrem Haare zu probieren?" fuhr er grausam fort, „die Haare, für die sie bestimmt sind, sehen den Ihrigen zum Verwechseln ähnlich."

„Ah — wirklich?" Ihre weißen Zähne faßten die Unterlippe — sie konnte es wahrlich kaum mehr ertragen, was der

lose Schalk ihr antat — dann drehte sie sich nach dem Spiegel um, der gerade hinter ihr sich befand, und begann die Veilchen in ihr Haar zu nesteln. Er trat so, daß er ihr Gesicht im Spiegel erhaschen konnte, und mit ihrem Spiegelbilde begann er sich zu unterhalten.

Sie wollte böse sein, das sah man ihr wohl an, recht, recht böse — aber wenn nur das Lachen nicht gewesen wäre, das ihr fast die Kehle sprengen wollte! Wenn er nur nicht so lieb und nett bei alledem gewesen wäre, der böse, böse Mensch!

Jetzt wandte sie das blumengeschmückte Haupt zu ihm herum.

„O wie wunderhübsch!" brach er, von unwillkürlicher Bewunderung ergriffen, so laut heraus, daß auch die Kassiererin aufmerksam wurde. Sie trat herzu.

„Es macht sich gut, recht gut," sagte sie, indem sie mit wohlwollender Hand noch ein wenig an den Veilchen rückte. Und so, die Hände ineinandergelegt, ganz erglühend in holder Scham, stand Hildegard nun da, und da sie sich jetzt nicht mehr den Zwang der Heimlichkeit aufzuerlegen brauchte, hob sie das Antlitz empor und schaute ihn an. Aus ihren Augen brach ein Strom des Lichtes, und ihr glückselig lächelndes Antlitz sprach zu ihm in stummer schöner Sprache: „Ich liebe dich."

„Morgen nachmittag hole ich mir das Halsband für Schnipp bei ihr ab" — das war der Entschluß, mit dem Kurt Steigendorf den Laden verließ. Der Vorsatz, mit dem er gekommen, war vergessen, verblaßt wie ein elendes Nachtlicht, das man zur Seite stellt, wenn die Sonne aufgegangen ist.

„Solch ein hinreißendes Geschöpf sein nennen zu dürfen, und es dahin geben ohne Not, bloß einer sentimentalen Schrulle zuliebe?" Ja, wenn das die Kollegen und die Welt erfahren hätten, so würde er etwas zu hören bekommen haben, was noch häßlicher klang als der Vorwurf der Tollheit; einen jammervollen Philister würde man ihn genannt haben, und das mit Recht.

Freilich, es zuckte ihm durch den Kopf, was schließlich aus all dem werden sollte? Aber — ach was — die einfältige Sentimentalität sollte ihn nicht wieder um seine Freude betrügen! Muß man denn gleich an das Heiraten denken, weil man liebt? Ist nicht die Ehe gewissermaßen eine Pensionsanstalt für die in Ruhestand gesetzte Liebe? Und junge frische Liebe sollte so von vornherein für ihr Altenteil besorgt sein? War er denn der erste und einzige, der ein liebes holdes Geschöpf in die Arme

geschlossen, auf dem Schoße gewiegt hatte, um später, wenn der Ernst des Lebens herankam, eine andere zu heiraten? Und das Mädchen selbst — wollte und verlangte es denn etwa, daß er sie heirate? Kein Gedanke! Sie war jung, er war jung, lieben wollte sie ihn und von ihm wiedergeliebt sein — und das sollte sie haben, reichlich, üppig, mit aller Fülle und allem Genuß, denn er liebte sie, o wahr und wahrhaftig, er liebte sie!

Das Herz schlug ihm bis in den Hals, als Kurt Steigendorf am nächsten Tage, zur Stunde, da die Geschäfte geschlossen waren, etwa um acht Uhr abends, die zwei Treppen in der Kronenstraße hinaufstieg. „Die Tür geradeaus," hatte sie gesagt — in der Mitte der Flurwand befand sich eine Tür — er klopfte leise an. Es verging einige Zeit, er klopfte noch einmal, etwas stärker. Im Innern der Pforte entstand ein Klappern; die Doppeltür — er hörte, daß es eine solche war — wurde nach innen geöffnet, dann griff eine Hand an den Riegel der Außenpforte, und im nächsten Augenblicke zuckte es durch sein Herz — ein blonder Lockenkopf streckte sich fragend aus der halbgeöffneten Türspalte.

Mit einem abgebrochenen Schrei ließ sie den Riegel fahren, als sie ihn erkannte, und flüchtete in das Zimmer zurück. Die Tür aber war offen geblieben, behutsam trat er über die Schwelle, indem er leise hinter sich schloß; zwischen seinen Beinen schlüpfte Schnipp in das Gemach. Soweit sie konnte, bis an die der Tür gegenüberliegende Fensterwand war Hildegard geflohen, und dort saß sie, auf einen Stuhl gesunken, das Gesicht in beiden Händen vergraben, ein Bild der bitterlichen Verwirrung und Angst. Kurt Steigendorf war unmittelbar an der Tür stehen geblieben: auch er wagte nicht zu sprechen, sein Atemholen selbst schien ihm zu laut.

Er blickte umher, scheu, als wenn er sich an unerlaubtem Orte befände.

Die Ausstattung des Raumes war die allerbescheidenste; ein Sofa mit einem Tisch davor, an der gegenüberliegenden Wand ein großer Koffer und neben diesem ein einfacher Schrank. Ein paar Stühle und in der Ecke links ein weiß zugedecktes Bett. Als einzigen Schmuck gewahrte er auf dem Tische vor dem Sofa ein Gefäß mit frischen Rosen und über dem Bette, von einem Immortellenkranze umgeben, ein Madonnenbild.

Welch tiefe Anspruchslosigkeit in dem allen und in dieser Anspruchslosigkeit welche Keuschheit! Ein Zimmer, das für keines

Fremden Augen bestimmt war! Und in diesem Allerheiligsten des jungfräulichen Weibes stand nun er, der fremde Mann, der Eindringling.

Seine Augen gingen noch einmal zu dem Madonnenbilde zurück; es war ein wertloser Stahlstich, „Ora pro nobis" stand darunter. „Bitte für uns" — er hatte diese Worte auf manchem katholischen Heiligenbilde gelesen, wie kam es, daß sie jetzt einen so ganz besonderen Eindruck auf ihn machten? Er überlegte, und plötzlich war es ihm, als träte die Seele des Mädchens, diese schlichte, reine Seele verkörpert vor ihn, als kniete sie vor ihm nieder, ihn mit angstvollen Kinderaugen anblickend, als höbe sie die gefalteten Hände zu ihm empor und spräche: „Bitte! bitte! bitte!" Was bat sie, was erflehte sie von ihm? Wußte er es nicht? Ahnte er es nicht? Vielleicht doch, denn es überkam ihn plötzlich wie das schwere Gefühl der Schuld, und ein tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Geschöpf, das zitternd und schamvoll dort drüben vor ihm saß.

Er trat auf sie zu, kniete an ihrem Stuhle nieder und versuchte von unten auf in ihr Gesicht zu blicken.

„Hildegard," sagte er, und man hörte diesem Tone an, daß er aus einem guten Herzen kam — „Hildegard, ist es dir so gar nicht ein wenig recht, daß ich zu dir gekommen bin?"

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich zu ihm herab, verbarg ihr Gesicht an seinem Halse und weinte.

Schweigend hielt er sie in seinen Armen.

Da ertönte ein leichtes Geklapper und Meister Schnipp, der nun einmal vom Schicksal bestimmt zu sein schien, den Vermittler zwischen beiden zu spielen, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Er sah, daß er sich in geschlossenem Raume befand und begriff die Rücksichtslosigkeit nicht, daß man ihn nicht von seinem Maulkorb befreite. Von dem Instinkte geleitet, der Hunden sagt, daß sie bei Frauen durch Betteln leichter etwas erreichen als bei Männern, sprang er daher an seiner Freundin empor und fing an, seinen vom Maulkorb belästigten Kopf auf ihrem Schoße zu reiben.

Unter Tränen lächelnd, wandte sie sich nach ihrem kleinen Lieblinge um und hakte ihm den Maulkorb ab, dann hob sie ihn auf ihren Schoß und streichelte ihn und küßte seinen Kopf.

Kurt von Steigendorf hatte einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand aus der Brusttasche gezogen und hielt ihr denselben lächelnd hin.

„Kennst du das?“ fragte er. Sie wickelte das Päckchen auf — es waren die Veilchen von gestern. Sie wiegte lächelnd das Haupt.

„Das hab' ich mir gestern bald gedacht,“ sagte sie, „du Schlimmer du, wie hast du mir zugesetzt.“ Sie wollte ihn vorwurfsvoll ansehen, aber indem ihre Augen sich in die seinigen tauchten, ging aller Vorwurf in tiefer, seliger Liebesfreude unter. In plötzlicher fassungsloser Hingebung sank sie an seine Brust.

„O du mein — wie bin ich dir gut,“ sagte sie, „du lieber, lieber Mann du!“

Dann sprang sie auf.

„Nun gelt? Ich soll sie doch wohl wieder ins Haar stecken?“ fragte sie; und als er es bejahte, hüpfte sie vor den Spiegel, der zwischen den Fenstern an der Wand hing. Er war hinter sie getreten, und während ihre beiden Hände droben am Haupte beschäftigt waren, umfing er sie mit seinen Armen und zog sie rücklings an sein Herz.

Sie sträubte sich, aber er nickte ihr lächelnd, Versöhnung heischend, im Spiegel zu, seine Lippen flammten auf ihren Wangen, auf ihrem Halse, sie fühlte ihren Leib an den seinen gepreßt, und in die Küsse, mit denen nun auch sie ihm Stirn und Mund bedeckte, mischte sich eine Glut, die vorher nicht auf ihren Lippen gewesen war.

„Jetzt aber das Halsband,“ rief sie, indem sie sich freimachte, „das Halsband für den Schnipp!“ Sie schlug den Deckel des Koffers zurück, griff in diesen hinein und hielt triumphierend ein blaues, mit Silberperlen gesticktes Band empor.

„Da schau her,“ rief sie, „ist's hübsch?“

Er nahm es in die Hand. „Ich bin Schnipp,“ las er, zierlich mit Perlchen darauf gestickt. „Und da unten in der Ecke,“ sagte er, „da steht ja noch etwas? Gewidmet von H. H.“ Er brach in lautes Lachen aus.

„Aber das ist ja reizend!“ rief er.

Sie stand ganz verschämt. „Gefällt's dir?“ fragte sie.

„O du kleine Künstlerin,“ erwiderte er, „das mußt du dem Schnipp gleich selber umbinden. Hier, Schnipp, komm her!“ Er setzte sich auf den Stuhl und ließ den Hund auf seine Knie springen, während Hildegard sich zur Erde kauerte, um ihm das Band um den Hals zu knüpfen. Zunächst machte Schnipp ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Was soll denn daraus wer-

den?" Dann wurde ihm die Sache unbequem und er sprang zu Boden. Sie griff nach ihm, um ihn festzuhalten, der Hund glaubte, daß sie mit ihm spielen wolle und fuhr blaffend um sie herum; bei den vergeblichen Versuchen, ihn zu erhaschen, sank sie zur Erde und so, das Haupt auf den Arm gebettet, lachend, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen, lag sie auf der Diele.

Kurt Steigendorf blickte auf sie herab; er sah ihr blumendurchflochtenes Haar, ihren wogenden Busen, ihre kleinen, mit zierlichen Morgenschuhen bekleideten Füße; in ihrer Aufgelöstheit erschien sie ihm wie eine trunkene Bacchantin, und ein Strom wilden verlangenden Blutes schoß ihm zum Herzen empor.

„Komm," sagte er, indem er mit beiden Armen zu ihr hinuntergriff und sie emporhob. Seine Stimme hatte einen heiseren unterdrückten Klang. Schnipp wurde noch einmal herangerufen, er hielt ihn fest und nun ging das Umlegen des Halsbandes ohne Anstoß vor sich.

„Jetzt schau ihn an," sagte sie, indem sie, am Boden sitzend, das Haupt zurückgebeugt, so daß es sein Knie berührte, den Hund emporhob, „gefällt dir das Hunderl jetzt?"

In der Tat sah das Tierchen allerliebst aus, man konnte keinen geschmackvolleren Putz für dasselbe ersinnen.

„Ja," sagte er, indem er sie emporzog und auf seinen Schoß setzte, „das Werk deiner Hände gefällt mir, wie deine Hände selbst mir gefallen, wie alles an dir mir gefällt, wie du selbst mir gefällst." Er drückte ihre Hände, er hob sie an seine Lippen, er preßte ihre Gestalt in seine Arme, und in all diesen Bewegungen war eine heiße, verzehrende Glut.

Anfänglich ließ sie ihn gewähren, denn das Lachen vorhin hatte sie ganz erschöpft, dann wehrte sie seinen ungestümen Händen.

„Nicht so," flüsterte sie, „o nicht doch so — sieh doch, wie die Mutter Gottes uns zuschaut."

„Wer?" fragte er überrascht.

„Dort, die Mutter Gottes," und sie nickte mit dem Kopfe nach dem Madonnenbilde hin. Seine Augen folgten der Richtung, die sie angab.

„Sieh nur, wie ernst sie ausschaut," fuhr sie fort, und sie dämpfte den Ton, als wenn das Bild sie hören und verstehen könnte. Kurt von Steigendorf schwieg und blickte sie von der Seite an.

„Du sollst mir eins sagen," hub sie nach einer Pause an, „du bist ein Berliner, also bist du auch ein Protestant, nicht wahr?"

„Allerdings," erwiderte er, „warum fragst du?"

„Ist's wahr, daß Ihr keine Mutter Gottes habt, Ihr Protestanten?"

„Ja, das ist wahr," sagte er. Sie blickte ihm in das Gesicht.

„Ach, wie schrecklich das sein muß!"

Er wollte lächeln, aber als er ihr ernstes Gesicht erblickte, zog sein Lächeln sich zurück.

„Wenn ich dächte, daß ich ohne Mutter Gottes leben sollte," sprach sie wie in Gedanken vor sich hin, „ich wüßte gar nicht, wie ich das anfangen sollte."

Er schwieg.

„Denn siehst du," fuhr sie fort, „ich hab' keine Menschenseele, aber die Mutter Gottes ist bei mir, mit ihr spreche ich alle Abende und erzähle ihr alles."

Ihr Blick hing mit sonderbar starrem Ausdrucke an dem Bilde, sie nestelte sich tiefer in seinen umschlingenden Arm, beinah als wenn sie Furcht empfände.

„Aber die da sieht auch gar so streng aus," sagte sie, „beinah bös — findest du es nicht?"

Er vermochte noch immer kein Wort zu erwidern. Sie drückte das Haupt an seinen Hals.

„Weißt," sagte sie, „wenn du — wenn du bei mir bist, werd' ich ein Tuch über sie hängen, ich meine, sie sieht's nicht gerne? Denn von der Liebe — ich meine, so wie wir uns lieb haben, du und ich — da weiß sie doch eigentlich nicht viel davon? Dazu ist sie doch viel zu fromm? Und dann, der heilige Joseph, ja nun ja, es ist wohl ein heiliger Mann, aber so alt, gar so alt — gelt?"

Kurt von Steigendorf gab keine Antwort; in lautlosem Staunen blickte er das sonderbar liebliche Wesen an, das er im Arme hielt, und lauschte ihrem Munde, der ihm plaudernd den Einblick in ein Seelenleben erschloß, wie ihm noch keins begegnet war.

„Wie merkwürdig," das war alles, was er empfand, „wie merkwürdig!" Torheit und unbewußte Weisheit durcheinander in süßem Geschwätz, wie das Rieseln einer Quelle aus dunklem, duftendem Moose hervor.

„Siehst du Bilder gern?“ fragte er.

„Ja, gern — damals, als sie einmal in München gewesen sei, da hätte sie Bilder gesehen, die wären prachtvoll gewesen und hätten ihr sehr gefallen.“

„Dann wollen wir einmal zusammen in das Museum gehen — willst du?“ Sie nickte.

„Ob sie gern ins Theater ginge?“ fragte er weiter.

Sie zuckte auf und faßte seine Hand mit beiden Händen.

„O, das Theater! Ja, da möchte sie gern, gern einmal hinein!“

„Ob sie lieber ein Lustspiel sähe?“ forschte er weiter.

„Ach nein — das möchte sie nicht; etwas Ernstes müßte es sein, etwas so recht Erhabenes, und womöglich in Versen! Ein klein wenig traurig dürfte es auch schon sein, o ja, daß man tüchtig dabei weinen könnte, aber lieben müßten sie sich in dem Stück, so recht natürlich lieben, daß man so von Herzen dran glauben könnte, und so fest müßten sie aneinander hangen, daß man so recht ein Gefühl bekäme, wie die ganze Welt um sie herum zerbrechen könnte, und es ihnen doch nichts anhaben könnte.“ Sie unterbrach sich plötzlich und schaute ihn mit verschämten Augen an.

„Ich sprech' recht einfältiges Zeugs, nicht wahr?“ fragte sie.

Er küßte sie sanft auf den Mund.

„Nein,“ sagte er, „ich könnte dir stundenlang zuhören, wie du sprichst. Dabei fällt mir ein, morgen wird der Faust im königlichen Theater gegeben — möchtest du den einmal sehen?“

Sie neigte ganz leise das Haupt.

„Gut also,“ fuhr er fort, „ich werde dir ein Billett schenken — willst du?“

Mit einem Jauchzen fiel sie ihm um den Hals.

„O du guter, guter Mann du!“ rief sie.

„Ich werde es in ein Kuvert stecken und dir im Laufe des Tages in dein Geschäft senden; um sechs Uhr mußt du im Opernhause sein, da fängt es an.“

„O je,“ sagte sie, „um sechs Uhr? Da ist mein Geschäft aber noch nicht geschlossen.“

„Kannst du dich denn nicht einmal etwas früher losmachen?“ fragte er. Sie überlegte. Dann warf sie den Kopf zurück.

„Ach was," sagte sie, „ich weiß zwar, sie sehen's nicht eben gern, aber einmal ist keinmal — ich werd' mich schon herausbringen, daß ich zur Zeit im Theater bin. Wirst du auch hinkommen?"

„Ja freilich," antwortete er, „wir sitzen nebeneinander."

„Beieinander!" und sie schlang die Arme um seinen Hals, „beieinander sitzen wir und sehen das schöne, schöne Stück in dem schönen Theater! Wie das schön sein wird! Wie ich mich freue auf morgen! — Auf morgen! Auf morgen!" wiederholte sie, indem sie tänzelnd vor Vergnügen umherhüpfte.

Er sah ihr schweigend zu; immer, wenn sie lachte, oder sich über etwas freute, geriet sie wie in einen Taumel und Rausch — daran mußte er denken, und das Bild fiel ihm wieder ein, wie sie ihm einer Bacchantin gleich erschienen war.

Seine Brust hob sich in tiefen Atemzügen, seine Nasenflügel zitterten leise — es war, als wenn er noch etwas auf der Seele, noch etwas zu sagen hätte — aber er stand auf, unwillkürlich den Kopf schüttelnd, wie wenn er eine stumme Anfrage seines Innern mit „Nein" beantwortete, wie wenn er etwas, das aus der dunklen Tiefe heraufverlangte, zurückwiese.

Er trat an das Fenster und legte die Stirn an die Scheiben; draußen war es dunkel geworden, die Laternen brannten, er sah nach der Uhr.

„Wahrhaftig," sagte er, „es geht auf zehn; sie werden gleich die Haustür schließen. Nun also denn, du meine Süße, Geliebte, leb' wohl."

Fast unbewußt waren diese Worte über seine Lippen gequollen, mit ausgebreiteten Armen stand er mitten im Zimmer, sie eilte in seine Arme und schmiegte sich hinein, an seine Brust.

„Mußt wirklich schon gehen?" fragte sie leise, „ist's gar so spät schon?"

„Ja, ja — ich muß," gab er flüsternd zur Antwort.

„Nun denn also — auf morgen?" fuhr sie fort.

„Morgen — ja morgen," sagte er, und „Morgen — morgen," wiederholte sie, indem sie ihn zu jeder Wiederholung des Wortes küßte.

Er machte sich los, er kam zurück und umfaßte sie noch einmal, er riß sich zum zweitenmal los, und während sie, im Zimmer stehend, ihm Kußhände nachschickte, ging er hinaus, die Treppe hinab, eilig, hastig, beinah als flüchtete er vor etwas;

die Haustür fiel dröhnend hinter ihm zu, er trat auf die gegenüberliegende Seite der Straße und blickte zurück, zu ihren Fenstern hinauf. Eins derselben war geöffnet, und aus demselben beugte sich etwas heraus, und in die dunkle Nacht löste sich ein weißer, leuchtender Arm hinaus, ihm nachwinkend: „Fahr' wohl, fahr' wohl!"

„O ja — fahr' wohl," lispelte er vor sich hin, und es war ihm, als er dahinschritt, als umströme ihn noch einmal der Duft der holden Gestalt, die er am Herzen gehalten hatte; in seinen Ohren klang ihr süßes „Auf morgen," und das stürmende Blut, das in seinen Ohren hämmerte und brauste, gab das Echo zurück „Morgen! Morgen!" Es schlang den Laut in seine heißen Wellen und trug ihn wirbelnd durch alle Adern und Kanäle dahin, an jedem Organe anpochend, ihm zurufend „Morgen! Morgen!" und der sanfte Laut, der wie der Hauch auf eines Engels Lippen geboren war, verwandelte sich in den gewaltsamen Schrei tobender Dämonen, die mit glühenden Gesichtern aufstanden und nach Sättigung verlangten. —

Als am Abende des nächstfolgenden Tages spät nach zehn Uhr der Vorhang des Opernhauses über Gretchens Leid und Liebe gefallen war, hörte Kurt von Steigendorf einen langen, tiefen Seufzer an seiner Seite, und das war beinah das erste Lebenszeichen, das Hildegard seit dem Beginne der Vorstellung von sich gab.

Die starren Augen auf die Bühne gerichtet, die Hände im Schoße zusammengefaltet, so hatte sie gesessen; wenn er sie in den Zwischenpausen fragte, ob sie mit ihm hinausgehen wollte, hatte sie schweigend das Haupt geschüttelt; nicht die Ausschmückung des herrlichen Raumes, nicht die Menschen rings um sie her, nur die wunderbaren Dinge waren für sie vorhanden, welche dort vor ihr sich begaben, und der großen Dichtung brausender Strom ging über sie dahin wie die Flut des Meeres, in dem sie versank und ertrank.

Sie hatten in der innersten Mitte des Parketts gesessen und mußten jetzt einen Augenblick warten, bis daß die Sitzreihe, an deren Ende ihre Plätze lagen, sich entleert hatte. Er stand neben ihr und fand Zeit, sie schweigend anzuschauen. Noch immer saß sie, wie gebannt, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der alle Herrlichkeit verbarg; in ihren Augen standen zwei große Tränen, jetzt lösten sich dieselben und flossen langsam an ihren Wangen herab.

Er beugte sich zu ihrem Ohre nieder. „Komm, Hildegard," sagte er, „wir müssen gehen."

Sie erhob sich, ohne ihn anzusehen. Draußen reichte er ihr Hut und Überwurf, dann bot er ihr den Arm.

„Ist es dir kalt?" fragte er, als sie in die Nacht hinaustraten; er hatte gefühlt, wie sie zuckte und schauerte.

„Das nicht," gab sie leise zur Antwort, „aber — ich weiß nicht — wie sagt doch das Gretchen? ‚Mir läuft ein Schauer übern Leib' — so ist mir."

Er drückte ihren Arm fester und schlug einen Weg durch möglichst einsame Straßen mit ihr ein; an einer ganz menschenleeren Stelle blieb er stehen und schlang den Arm um ihren Leib; er fühlte, wie sie zitterte.

Mit einem dumpfen Seufzer sank sie an seine Brust und blieb an seiner Brust liegen, so daß er selbst sie wieder aufrichten mußte.

„Komm," sagte er flüsternd, „komm."

Sie setzten schweigend ihren Weg fort. Als sie vor Hildegards Wohnung angelangt waren, stieg er mit ihr die Stufen zur Haustür hinauf, und mit dem Schlüssel, den sie ihm einhändigte, schloß er die Pforte auf. Dann standen sich beide im Dunkel gegenüber, vor der erschlossenen, aber noch nicht geöffneten Tür, ohne Wort, ohne Laut, so daß jeder des andern schwere Atemzüge hörte. Und dann ergriff er leise, leise ihre Hände. Sie hob das Antlitz und schaute ihn an; es war das erstemal, daß sie ihn heute abend anblickte, und es war ein wunderbarer Blick; Zukunft und Gegenwart, beides lag darin. Wie ein Gewittergewölk, das langsam aus fernen Tiefen empordunstet, die Zukunft; ein Sonnenblick, der unter der lastenden Masse um so funkelnder Himmel und Erde überstrahlt, die Gegenwart — und die Gegenwart trug den Sieg davon. Er schaute sie an — und ohne daß er ein Wort gesagt, wußte sie, daß er eine Frage an sie gerichtet hatte — sie schaute zurück, und ohne einen Laut von ihrer Seite wußte er, daß sie auf seine Frage geantwortet hatte — die Pforte ging leise knarrend auf, und hinter beiden fiel sie dumpf hallend ins Schloß. — — —

Die weit geöffnete Pforte des Hauses schlang ganze Ströme von Gästen ein; nicht Berlin allein stellte sich zu dem Abende ein, bis in die Provinzen, zum Teil nach entlegenen Orten waren Einladungen hinausgeflattert und fast jede derselben brachte einen Gast als Rückfracht heim. Es gab so manchen Gutsbesitzer und Industriellen da draußen, der allen Grund hatte zu zeigen, wie hoch er die Ehre einer solchen Einladung zu schätzen wisse.

In den prunkvollen Räumen fluteten die Menschenströme auf und nieder, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, indem sie sich zunächst dem in der Mitte gelegenen Saale zuwandten, um von dort nach rechts und links auseinander zu spritzen. In jenem Saale stand mit der Miene des Polykrates, der auf das beherrschte Samos niederschaute, Herr Großberger und empfing seine Gäste.

Ihm zur Rechten stand seine Frau, eine gleichfalls ziemlich behäbige Dame, die unter den prachtvollen Diamanten, mit denen sie geschmückt war, etwas selbstzufrieden auf die huldigenden Menschen herabblickte, zu seiner Linken eine junge Dame, seine Tochter, Fräulein Klara Großberger.

Als Kurt von Steigendorf seinen Überzieher in der Garderobe abgegeben und seine Nummermarke in Empfang genommen hatte, fühlte er sich unter den Arm gefaßt; es war der Justizrat, der ihn begrüßte.

„Kommen Sie mit," sagte er, „ich stelle Sie sogleich den Damen des Hauses vor."

Dieser Mühe aber ward er überhoben, denn sobald Großberger den jungen Mann auf der Schwelle erscheinen sah, ging er ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Charmé, Sie bei mir zu sehen," sagte er, „charmé."

„Liebe Eugenie," wandte er sich an seine Frau, „erlaube, daß ich dir vorstelle: Herr von Steigendorf — habe dir erzählt —" fügte er mit einem vielsagenden Blicke hinzu. — Die Herrin des Hauses war etwas herablassend, aber gnädig — sie hätte durch ihren Mann und den Justizrat viel Gutes von ihm gehört.

„Liebe Klara," wandte Großberger sich nach links, „erlaube, daß ich dir vorstelle: Herr von Steigendorf." Fräulein Großberger war gerade im Gespräch mit anderen begriffen, sie wandte sich daher kurz um und streifte Kurt von Steigendorf mit einem

flüchtigen, aber durchdringenden Blick; während sie leicht das Haupt zum Gruße neigte, kam es ihm vor, als ob ein Lächeln, schnell wie ein Gedanke, über ihr Gesicht dahinglitt.

„Ich bitte Sie, nachher meine Tochter zu Tische zu führen," sagte Herr Großberger mit erhobener Stimme, „wir werden das Souper in den Gärten der Semiramis nehmen."

Fräulein Klara, die ihre unterbrochene Unterhaltung bereits wieder aufgenommen hatte, wandte sich bei diesen Worten ihres Vaters noch einmal um; diesmal lächelte sie wirklich.

„Damit Sie verstehen, was Papa meint," sagte sie, „so müssen Sie wissen, daß unser Gewächshaus in gleicher Höhe mit diesem Stockwerk liegt; Papa meint, es sei ein schwebender Garten, und deshalb nennt er das Treibhaus den Garten der Semiramis."

Sie wandte sich ab; andere Gäste traten heran, begrüßten und wurden begrüßt, und von ihrem Strom erfaßt, ließ sich Kurt von Steigendorf durch die strahlenden Gemächer, die sich links und rechts in langer Flucht öffneten, dahintragen. Der massive Reichtum, der ihm hier entgegentrat, erdrückte ihn fast.

Das Licht der großen kristallenen Kronleuchter spiegelte sich in den parkettierten Fußböden und überflutete die Scharen anmutiger Frauen, die sich auf den Rundsofas, unmittelbar unter den Kronleuchtern, zusammendrängten; ungeheure Vasen von Alabaster und Malachit standen auf Tischen von vergoldeter Bronze in den Fensternischen, die Wände waren mit Bildern moderner Meister bedeckt.

Alles war vorhanden, nur eine Kleinigkeit fehlte: die Behaglichkeit. In diesen Zimmern konnte man rauschende Feste feiern, aber nicht wohnen; diese Bilder und Kunstwerke waren nicht Stück für Stück mit dem Auge des Liebhabers und Kenners ausgesucht und erstanden, man merkte, daß sie „im Ramsch" zusammengekauft waren. Irgendein Kunsthändler hatte den Auftrag bekommen, eine „Galerie" zu liefern — und da war die Galerie.

Und so wie mit der Bildersammlung, war es mit der Bibliothek beschaffen, welche am Ende der einen Zimmerreihe in einem mit prachtvoller dunkelbrauner Holztäfelung versehenen Raume aufgestellt war. Dichter aller Zeiten und Länder prangten in der gemeinsamen Farbe rotleuchtender Einbände mit Golddruck, und das Gewand der ältesten von ihnen war unberührt wie das der

jüngsten; in braunen endlosen Reihen standen die Batterien schweren Kalibers, die Werke der Geschichte und Volkswirtschaftslehre; die Naturwissenschaft trug ein dunkelgrünes Kleid. Außer dem Buchhändler, welcher den Bücherschatz besorgt hatte, schien bei der Aufstellung desselben auch ein Maler mitgewirkt und für die richtige Farbenabtönung der Einbände Sorge getragen zu haben.

Um der Dekoration nach oben einen passenden Abschluß zu geben, standen auf den Bücherschränken Büsten von Homer, Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Molière und anderen, die sich mit verdutzten Augen anschauten, als wenn sie fragen wollten: Wie kommen wir eigentlich hier herein?

Ein Rauschen und Brausen, von unzähligen redenden Menschenstimmen und wandelnden Menschenfüßen erzeugt, schwirrte und wogte durch die geschmückten Räume; die Gäste, die sich zum größten Teile heute zum ersten- und auch voraussichtlich zum letztenmal sahen, gingen aneinander vorüber, als ob sie sich in einem Gasthause oder sonstigen öffentlichen Lokale befänden.

Dann kam ein Drängen nach einem gemeinsamen Ziele in die Masse: in dem großen Saale hatten die Damen auf Stuhlreihen Platz genommen, eine einzelne Stimme ertönte in der lauschenden Versammlung; ein Improvisator ließ sich hören. Nachdem er geendet und mehrere Applausssalven geerntet hatte, fing das Schieben, Wandeln und Plaudern der Massen von neuem an, bis abermals in dem großen Saale ein neues Bild die Aufmerksamkeit fesselte: ein Zwergenpaar stellte sich auf einem in die Mitte des Saales gerückten Tisch vor. Was man sonst nur für Geld im Zirkus zu sehen bekam, bei Großberger gab es das umsonst.

Nachdem auch die Zwerge ihre Schuldigkeit getan hatten, verschwand der Wirt für einen Augenblick aus dem Saale, um gleich darauf mit leuchtendem Antlitz zurückzukehren.

„Meine Herrschaften," rief er laut und in einer Aufregung, die ihm längere Sätze verbot: „Die Siamesen!"

Ein allgemeines „Ah" rauschte durch den Saal, und gleich darauf wackelten die zusammengewachsenen ostasiatischen Brüder herein. Herr Großberger sah sich um — „ob er Feste zu geben verstand?" Er hatte jetzt in seiner Haltung etwas von Napoleon.

Kurt von Steigendorf hatte sich von der Masse in den Saal schieben lassen, und der Zufall hatte ihn so geführt, daß er nicht

weit von Fräulein Großberger stand. Er konnte ihr Gesicht mit mehr Muße betrachten als vorhin. Es war nicht häßlich, beinah hübsch, aber um wirklich hübsch genannt zu werden, fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit; ein Ausdruck von Kälte lag auf ihren Zügen, der sich beinah bis zum Mißmute steigerte. Sie hatte die Zwerge kaum eines Blickes gewürdigt und schenkte den Siamesen ebensowenig Aufmerksamkeit; indem sie ihren Vater ansah und dessen Aufgeregtheit bemerkte, ging ein unmerkliches spöttisches Lächeln über ihr Gesicht. Großberger trat jetzt auf sie zu.

„Du weißt, daß ich die Orgényi engagiert hatte, die Orgényi hat abgesagt," äußerte er mit lauter Stimme, „hat in letzter Stunde in der Oper singen müssen."

„Dann können wir ja zum Abendessen gehen," entschied Klara Großberger, indem sie sich rasch erhob. Der Ausfall der einen Programmnummer schien ihr ebensowenig Kummer zu bereiten, als die vorhergehenden ihr Teilnahme abgerungen hatten.

„Zum Souper, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf!" rief der Herr des Hauses; die Flügeltüren gingen auf, und es entstand ein Brausen und Rauschen, indem jeder Herr seine Dame suchte.

Als Klara sich nach ihrem Herrn umwandte, stand Kurt von Steigendorf bereits neben ihr. Sie nickte, wie wenn sie sagen wollte: Bravo; er ist bei der Hand, wenn man ihn braucht, ihr Gesicht aber behielt seinen gleichgültigen Ausdruck, sie ergriff seinen Arm und ließ sich von ihm führen, indem sie ihm durch leichte Drucke die Richtung andeutete, die er einzuschlagen hatte.

„Man glaubt zu führen und man wird geleitet," sagte er, als er ihre lenkenden Bewegungen spürte.

„Frei nach Goethe," erwiderte sie, „Sie sind wohl überhaupt ein großer Verehrer Goethes?"

„Weshalb? Bloß weil ich ein Wort von ihm zitiere, das jeder Mensch kennt?"

Sie blickte ihn von der Seite mit den scharfen, klugen Augen an.

„Oder sollten Sie andere Ziele als Goethe suchen, wenn Sie in den Faust gehen?" fragte sie.

Er zuckte unwillkürlich zusammen.

Unterdessen waren sie an ihren Plätzen angelangt und ließen sich nebeneinander nieder. Er konnte noch nicht wieder zu Worte kommen.

„Bitte, schenken Sie sich ein," sagte sie völlig ruhig, indem sie den Hals einer Champagnerflasche, die im Kühleimer auf dem Tische stand, nach ihm hindrehte. Er füllte schweigend ihrer beider Gläser, währenddem zog sie die Handschuhe von den schlanken, weißen Händen und blickte musternd über die Tafel. Dann hob sie das Glas an die Lippen und schaute ihm über das Glas hin ins Gesicht.

„War es hübsch neulich im Faust?" fragte sie leise.

„Also — Sie — Sie waren im Theater?" platzte er verlegen heraus.

„Es scheint fast so," erwiderte sie mit ihrem spöttischen Lächeln. „Übrigens scheinen Sie das Stück zu kennen."

„Weshalb?"

„Weil Ihre Augen viel weniger auf der Bühne waren," fuhr sie mit unzerstörbarem Gleichmute fort, „als anderswo."

„Jedenfalls aber darf man Ihnen zu Ihren Augen gratulieren," fuhr er auf, „sie scheinen Ihnen ausgezeichnete Dienste zu leisten!"

Die Art, wie sie ihn ausforschte, empörte ihn, er war heftig geworden und sah sie mit blitzenden Augen an. Sie ertrug seinen zürnenden Blick und ihr Gesicht nahm zum erstenmal einen lebendigeren Ausdruck an als bisher; er sah hübsch aus in seinem Zorn, er gefiel ihr; die reiche Tochter des reichen Großberger hörte tagaus, tagein nur Komplimente und Schmeicheleien, es war ein prickelnder Reiz, einmal von einem Manne etwas rauher angefaßt zu werden.

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe," sagte sie leichthin, „was können Sie dafür, daß der Zufall Ihnen eine so hübsche Nachbarin an die Seite gesetzt hatte?"

Er errötete bis unter die Stirnhaare und blickte stumm auf seinen Teller nieder; auf die Art entging es ihm, wie sie ihn von der Seite betrachtete.

Noch nie hatte er sich einer Frau gegenüber so verwirrt gefühlt; es war ihm aber auch noch keine so keck erschienen. Daneben überlegte er, daß sie ihn also schon vor dem heutigen Abende gekannt hatte? Er war ihr nie vorgestellt worden, sie hatte sich ihn mithin zeigen lassen? Sie hatte ihn im Theater mit den Augen verfolgt, aufmerksam verfolgt? Aus ihren Worten und Fragen klang etwas heraus, das man, wenn man wollte — Eifersucht hätte nennen können! Er fuhr vor seinen eigenen Ge-

danken zurück und traf sie mit einem zürnend staunenden, fragenden Blick. Als Klara Großberger den Blick auf ihrem Antlitz brennen fühlte, verließ sie ihre gleichgültige Kälte, eine flammende Glut loderte ihr vom Halse zu den Schläfen hinauf und ihrerseits neigte sie das Haupt.

Ein wilder sinnlicher Gedanke sprang plötzlich wie ein heißer Quell in ihrem Innersten auf: wie köstlich es sein mußte, einmal einem Manne gegenüber zu stehen, vor dem man sich fürchten könnte! Kurt von Steigendorf sah jetzt gerade so aus, als ob er der Rechte dazu sein könnte.

„Sie müssen heut alle Leiden eines Einweihungsfestes überstehen," sagte sie nach längerem Schweigen über den Rand ihres Fächers hin zu ihm, „nachher wird auch noch getanzt — tanzen Sie?"

„O ja," erwiderte er, und es fiel ihm ein, daß er verpflichtet sei, sie zum Tanz zu engagieren; seine Aufforderung wurde mit einer leisen Neigung des Hauptes angenommen.

Das Abendessen ging zu Ende, obschon es den Anschein gehabt hatte, als könnte das Gebirge von Luxus und Genuß, welches dies Abendessen darstellte, gar nicht in menschlichen Magen, und wären ihrer Legion gewesen, untergebracht werden.

Aus dem Garten drunten drang das Geräusch von gerückten Stühlen und Tischen herauf; in den Gärten der Semiramis erhob man sich gleichfalls, und in dem Augenblick schmetterten auch bereits die Trompeten der Musikkapelle die einleitenden Takte der Polonaise. An die Polonaise schloß sich ein Galopp, und als Kurt von Steigendorf Klara Großberger zu diesem in die Arme nahm, und sie sich an seine Brust schmiegte, durchrieselte es sie wie vorhin. Wie breit diese Brust war, wie stark der Arm, mit dem er sie umfing, wie hochgewachsen er sie überragte! Wer in diesem Augenblick ihr Gesicht beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie ihre Augen sich dämmernd schlossen und ihre Lippen sich leise lechzend öffneten.

Kurt von Steigendorf war ein ausgezeichneter Tänzer, er trug die leichte Gestalt des Mädchens wie im Fluge durch den Umkreis des geräumigen Saales; sie schmiegte sich fester an ihn, er führte sie zum zweitenmal dahin; als er mit ihr zu dem Ausgangspunkte zurückkam, hörte er, wie sie schwer, beinah seufzend atmete, und er fühlte, wie ihr Körper in seinem Arm heiß zu werden begann. Sie mochte wohl genug haben, aber nun schoß

auch ihm etwas Glühendes in das Blut; er dachte an vorhin, an die Pein, die er durch sie erlitten, an ihre Fragen, über die er sich geärgert hatte, sie war in seiner Gewalt — zum drittenmal riß er sie wirbelnd dahin, und obgleich sie jetzt vor Ermattung stöhnte und offenbar erschöpft war, mußte sie ihm noch ein viertes Mal rings um den Saal herum folgen.

„Hören Sie auf — hören Sie auf," sagte sie ächzend; er ließ sie frei und führte sie zu einem Sitz.

Dort sank sie nieder, das glühende Gesicht hinter dem Fächer bergend, atemlos, ermattet. Er stand neben ihr, auf sie niederblickend, sie aber senkte das Haupt, um seinen Anblick zu vermeiden. Sie befand sich in einem unbeschreibbaren Zustande, sie war außer sich; sie hatte ein Gefühl, als hätte sie einen Kampf mit ihm bestanden und sei unterlegen, und in das Gefühl der Demütigung über ihre Niederlage mischte sich die Erinnerung an die Wonne, mit der sie sich in seiner Gewalt empfunden hatte. Als er sah, daß sie der Unterhaltung mit ihm auswich, wandte er sich ab. In dem Augenblick richtete sie das Haupt auf und folgte ihm mit den Augen: ob er eine andere zum Tanze engagieren würde? Er hatte indes, so schien es, keine Lust dazu; er beschaute den wogenden Schwarm, dann verschwand er im Nebenzimmer. Sie hatte ihn betrachtet, als er so stand; keine Spur von Ermattung oder auch nur Erhitzung war an ihm wahrzunehmen gewesen.

Spät nach Mitternacht endete der Tanz und die Gäste begannen den Rückzug. Schnell wie sie sich gefüllt hatten, leerten sich die Räume, und als Kurt von Steigendorf sich von den Gastgebern verabschieden wollte, ergriff Herr Großberger seinen Arm.

„Würde mich freuen," sagte er leise, damit die übrigen es nicht hören sollten, „wenn Sie noch zu einer Zigarre bleiben wollten; man spricht gern noch ein vernünftiges Wort nach so etwas."

Kurt trat zur Seite, und bald darauf kam Herr Großberger zu ihm heran.

„So," sagte er, tief aufatmend, „nun kommen Sie, junger Freund." Er legte kordial den Arm in den seinigen und geleitete ihn nach einem Raume, wo, von duftigem Zigarrenrauche umwölkt, einige ältere Herren, vertraute Freunde des Hauses, saßen und es sich bei echtem Biere wohl sein ließen. Unter ihnen befand sich der Justizrat.

„Herr von Steigendorf," sagte Großberger, vorstellend, und wenn Kurt es nicht vorher schon bemerkt hätte, so mußte er jetzt an dem Ausdruck der Gesichter, die sich auf ihn richteten, wahrnehmen, daß er zu den Bevorzugten des Hauses gehörte.

Großberger ließ sich in einem Schaukelstuhle von amerikanischem Holze mitten im Zimmer nieder, zündete sich eine Zigarre an und knöpfte die Weste auf. Man unterhielt sich bei seinem Eintritte über Politik und Handelskonjunkturen, und nachdem er eine Weile schmauchend zugehört, griff er in das Gespräch ein. Es dauerte nicht lange, so beherrschte er das Feld. Er sprach in fließender Rede, er sprach ausgezeichnet. Kurt von Steigendorf hörte ihm staunend zu; war das derselbe Mann, der ihm während des bisherigen Abends heut einen so unbedeutenden, beinah abgeschmackten Eindruck gemacht hatte? Er hörte politische Verhältnisse mit einer Klarheit auseinandersetzen, daß ihm zumute wurde, als rollte sich die Karte Europas zum erstenmal vor ihm auf, und in diese Karte zeichneten Großbergers Eisenbahnkombinationen Verbindungswege von wahrhaft genialer Kühnheit ein.

Während er mitten im besten Sprechen war, rauschte ein Frauenkleid auf der Schwelle, Fräulein Klara trat herein; die Mutter schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Weder Herr Großberger noch einer der sonstigen Anwesenden nahm von dem jungen Mädchen Notiz; man war daran gewöhnt, daß sie sich als schweigende Zuhörerin in dem Kreise der Männer einfand. Aus einer der Schachteln, die auf den Tischen rings umher verstreut standen, nahm sie eine Zigarette und zündete sie über der Lampe an; während sie das tat, gingen ihre Augen suchend im Kreise umher — dort, in der Ecke hinten, saß er, den sie suchte.

Die nackten Schultern mit einem weißen Burnus umhüllt, nahm sie am geöffneten Fenster Platz, den Arm auf das Fensterbrett gestützt, das Haupt in der aufgestützten Hand ruhend. Sie saß ziemlich weit von den Männern entfernt, hinter dem Rücken derselben, nur einem konnte sie von ihrem Platze aus gerade ins Gesicht sehen und an dessen Gesicht hafteten ihre Augen.

Kurt von Steigendorf bemerkte anfänglich nichts davon, denn er hing mit Augen und Ohren an dem redenden Manne dort in der Mitte des Zimmers, der ihm mit jedem Worte merkwürdiger und bedeutender erschien.

Es gibt kaum etwas, was in einem jungen begabten Manne alle geistigen Kräfte schneller und energischer weckt, als wenn ihm von berufener Seite ein Bild der großen Weltverhältnisse entwickelt wird, in denen er seine Fähigkeiten gebrauchen soll. Das Gefühl des Zweckes geht in ihm auf und läßt ihn jede geistige Übung, die er bisher vereinzelt und wie als Selbstzweck hat betreiben müssen, als ein Werkzeug zur allgemeinen Kulturarbeit der Welt empfinden.

Als Kurt von Steigendorf, ganz benommen von diesem Bewußtsein, aufatmend den Kopf erhob, sah er die dunklen Augen des Mädchens, die sich von drüben her in seine Augen tauchten.

Er fühlte sich wie gebannt.

Sein Instinkt sagte ihm, daß diese Augen schon lange, ohne daß er es bemerkt, auf ihm geruht hatten, und der Ausdruck derselben war merkwürdig, anders als bisher. So wie der Vater, hatte sich plötzlich, wie es schien, auch die Tochter verwandelt. Während des bisherigen Abends waren ihre Augen ihm klein und schmal geschlitzt erschienen, jetzt waren sie groß und rund, vorher waren sie kalt, spöttisch und klug und nichts weiter als klug gewesen — jetzt war etwas Geheimnisvolles in ihnen, etwas, das in weicheren Augen schmachtende Sehnsucht gewesen wäre, und das in diesen Augen verlangendes Begehren ward.

Er konnte den Blick nicht von ihr wenden; ihre Augen wichen um keine Linie von ihrer bisherigen Richtung, im Gegenteil, sie tranken, wie der gierige Wirbel in dunkler Flut, seinen Blick in sich ein.

Und so entstand zwischen den beiden über die Köpfe der dazwischen Sitzenden hinweg eine stumme, lautlose Unterhaltung. Es war ihm, als hörte er sie fragen: „Erkennst du nun, wer eigentlich, wie eigentlich mein Vater ist? Daß er kein Narr ist, wie du gedacht hast, sondern ein kluger, ein bedeutender Mann? Ahnst du nun endlich, daß die Tochter eines solchen Mannes etwas anderes ist, als du gedacht hast? Daß sie mehr zu gewähren imstande ist, als du gedacht hast, und mehr als das kleine, alberne, blonde Geschöpf, an das du deine Blicke und deine Seele neulich im Theater verschwendetest?"

„Aber warum zieht dein Vater mich zu sich heran? Was will er? Was willst du von mir?" so fragten seine Augen

zurück. Da sah er die feinen Nasenflügel drüben sich weiten, die weißen Zähne hervortreten und in die schmale Unterlippe greifen, die ganze schlanke Gestalt des Mädchens schien sich in eine lodernde Flamme der Sinnlichkeit zu verwandeln, die nach ihm hinüberzüngelte, und „Dich selbst will ich haben," sagten die leidenschaftlichen Augen, „deine stolze, blonde adlige Männlichkeit, und dafür sollst du alles erhalten, was des Mannes Seele mit Glück und Rausch erfüllen kann: Reichtum ohne Maß und Grenze, Ansehen, Macht und Herrschaft in der Welt — denn über alle diese Schätze verfügt mein Vater und mit dem allen wird er dich, freigebig wie ein König, überschütten, weil er weiß, daß ich dich liebe, ich, sein einziges, angebetetes Kind!"

Kurt von Steigendorf senkte das Haupt und wischte sich über die Stirn, es war ihm, als käme er aus einem wachen Traume zurück. Man erhob sich zum Abschiede, und in demselben Augenblick rauschte die Portiere zum Nebenzimmer und Klara Großberger war verschwunden.

An der Seite des Justizrats ging Kurt durch die im Morgengrauen aufdämmernden Straßen.

„Ein gescheites Haus, ein enorm gescheites Haus, dieser Großberger," sagte der Justizrat. „Wie gefällt Ihnen die Tochter?"

Kurt murmelte eine unverständliche Antwort.

„Sie machen doch jetzt bald Ihr Examen?" fuhr der Justizrat fort.

„Ja," erwiderte der Gefragte kurz und bestimmt.

Der Justizrat blieb vor seiner Haustür stehen.

„Das ist recht," sagte er, „halten Sie sich daran." Er beugte sich zu Kurts Ohren und kniff ihn in den Arm. „Wenn Großberger Sie in Entreprise nimmt, und mir scheint, er hat nicht übel Lust dazu, dann ist Ihr Glück gemacht. Beschlafen Sie sich das. Adieu." Und lachend verschwand er im Hause.

Mit einem Gefühle dumpfer Trunkenheit in Kopf und Herzen wanderte Kurt von Steigendorf seiner in der Westvorstadt gelegenen Wohnung zu. Als er über den Wilhelmsplatz kam und die ersten Strahlen des neuen Tages aufleuchteten, blieb er stehen und reckte die Arme aus — es war ihm, als ginge die Welt zum erstenmal vor ihm auf, und als müßte er sie an sich reißen mit all ihrer Fülle und Unendlichkeit. —

„Es ist zwar eigentlich eine Torheit, sich zu unterbrechen,

wenn man mitten in der besten Arbeit ist," sagte Kurt von Steigendorf, als er mehrere Tage später nachmittags die Bücher zur Seite schob, über denen er seit dem frühen Morgen gesessen hatte, „aber ich hab's ihr nun einmal versprochen." Er sah nach der Uhr; dreiviertel auf neun, nun, dann durfte freilich nicht gezögert werden, wenn er Hildegard heut noch sehen wollte.

Er war nicht gerade in rosiger Stimmung, als er langsam seines Weges dahin schlenderte; Examenarbeiten und Liebe — zwei schwer vereinbare Gewalten in des Mannes Leben. Dazu kam, daß es heiß war, und aus der luftigen Vorstadt mußte er in die schwülen Straßen der inneren Stadt hinein.

„Daß sie auch gerade in der unglückseligen Kronenstraße wohnen muß, und daß man zwei steile, unbequeme Treppen erklettern muß, um zu ihr zu gelangen" — er wunderte sich, daß er das früher nicht empfunden hatte.

Es war zwischen ihnen verabredet worden, daß, wenn er sie aufsuchte, er nicht an der Tür anklopfen, sondern an der Wand daneben mit der Hand anschlagen sollte. Des Mädchens feines Ohr vernahm sein Pochen; von innen an die Wand klopfend gab sie ihm Antwort, und dann öffnete sie die Tür.

Sie hatte sich die unschuldige Spielerei so ausgedacht, er war darauf eingegangen und hatte sich jedesmal gefreut, wenn er den hastig-fröhlichen Schlag ihrer feinen Fingerknöchel an der Wand vernahm und wenn er nachher sah, wie sie, über das ganze Gesicht lachend, sich an ihrer Erfindung erfreute. Als er heute vor ihrer Tür stand, überlegte er, daß es doch eigentlich eine rechte Torheit sei, die Wand statt der Tür zu benutzen, und er pochte an letzterer an.

Die Tür blieb geschlossen — natürlich, denn das war ja doch nicht er, der so anklopfte? Und wem anders hätte die Pforte sich öffnen sollen?

Er wurde ungeduldig und schlug mit der Faust zweimal neben der Tür an die Wand. In demselben Augenblick ertönte der Gegenschlag von innen, man konnte bemerken, wie sie im Zimmer drinnen auf der Lauer gestanden hatte. Die Pforte ging auf, und in dem Rahmen der inneren Tür stand Hildegard, halb freudig, halb ängstlich, die Augen forschend auf ihn gerichtet.

„Je — bist denn du es wirklich gewesen?" fragte sie, als er eingetreten war und sie hinter ihm geschlossen hatte, „warum hast denn heut so anders angeklopft?"

„Ich — ich hatte nicht daran gedacht," erwiderte er gleichgültig, „und außerdem, es ist doch eigentlich ein bißchen unsinnig."

„Nicht unsinnig ist's," sagte sie ernsthaft, „es ist doch, damit ich weiß, ob du es bist und niemand anderes."

„Nun ja, ja," sagte er, indem er den Hut auf den Tisch warf, „aber wenn man den Kopf voll ernsthafter Gedanken hat —"

Sie hing sich mit beiden Armen um seinen Hals und schaute ihm zärtlich in das Gesicht. „Geh' her," sagte sie, „ich seh's dir am Gesicht an, du hast Sorgen? Gelt?" Er versuchte sich von ihr loszumachen, sie näherte ihr Gesicht dem seinigen. „Und so gar keine Gedanken hast mehr für mich," fragte sie leise mahnend, „daß du mir nicht einen Kuß mehr geben kannst?"

„Ja so" — sagte er zerstreut; er legte den Arm um sie und küßte sie. Hildegard ließ die Hände von seinem Nacken sinken und trat einen halben Schritt zur Seite; mit einer stummen, sorgenvollen Frage blickte sie ihn von der Seite an.

Frauenlippen haben ein gutes Gedächtnis für Küsse.

„Wo ist denn das Schnipperle heut geblieben?" forschte sie, während er sich in das Sofa setzte.

„Er war hinausgelaufen, während ich arbeitete," gab er zur Antwort, „ich hatte keine Zeit, ihn nachher zu suchen." Es war das erstemal, daß Schnipp ihn nicht begleitete.

„Wie schade," sagte sie, „ich hatt' ihm grad' heute einen ganzen Topf mit Milch besorgt."

Sie war zum Fenster, fernab vom Sofa getreten; es wurde so eigentümlich still im Zimmer, und als er aufblickte, sah er sie, hinausblickend, stehen, und zwei schwere, stumme Tränen rollten über ihre Wangen.

Ein tiefes Leid griff ihm plötzlich ins Herz, er sprang auf sie zu und schloß sie in seine Arme. „Hildegard," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang wieder wie am ersten Tage ihres Zusammentreffens, „mein süßer, lieber Engel, weine nicht! Weine nicht!" Aber nun sank sie in seine Arme und schluchzte bitterlich.

„Warum bist denn heut so gegen mich? So — so ganz anders?"

„Weine nicht," sagte er noch einmal, „das nächste Mal bring' ich dir den Schnipp mit und — und weil du ihn gar so gern hast, will ich ihn dir schenken."

Sie lächelte unter Tränen und schaute ihn mit den freundlichen Augen an.

„Du bist doch wirklich ein guter, ein zu guter Mann," sagte sie, „aber das verlang' ich und will ich ja gar nicht. Nur sagen sollst mir, was du heute hast?"

„Nun sieh," erwiderte er, „ich habe jetzt viel zu denken und zu arbeiten, ich habe ein großes, schweres Examen zu machen."

„Ein Examen?" fragte sie.

„Ja, hast du schon einmal davon gehört, was das bedeutet, wenn jemand das Assessorexamen macht?"

Sie schlug die Hände zusammen.

„Ein Assessor?" fragte sie staunend, „das bist du? Du bist ein Assessor?"

„Noch nicht," gab er lachend zur Antwort, „aber ich will einer werden."

„O du mein —" fuhr sie fort, „dann bist du ja wohl eigentlich ein ganz vornehmer Herr? Dann wirst du wohl am Ende noch gar einmal ein Exzellenz-Herr?"

Er hielt sie lächelnd im Arm.

„Wo du hindenkst," sagte er. Sie schaute zu ihm auf.

„Und das also liegt dir im Kopf," sagte sie, „das Examen; o du armes Schatzerl du, du lieber, lieber Mann!"

Ein tiefer Seufzer der Beruhigung hob ihre Brust; ihr Gesicht war wie verklärt. In dem Augenblicke hörte man leises Kratzen an der Tür draußen, und mit einem Jauchzen flog sie hin, um zu öffnen.

„Das Hunderl!" rief sie, „das liebe, gute Hunderl!" Und sie hob Schnipperl, der seinem Herrn auf dem wohlbekannten Wege nachgelaufen war, frohlockend in den Armen empor. Im Nu war er des Maulkorbes entledigt, und dann vernahm man, wie er sich mit schlappender Zunge die Milch schmecken ließ, von der sie heute einen großen Topf für ihn besorgt hatte.

Alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, sie war wieder ein fröhliches, harmloses Kind. Jetzt trat sie zu Kurt, der auf dem Sofa saß, und mit jenem Ausdruck schalkhafter Verschämtheit, der dem holden Antlitz einen so reizenden Zauber verlieh, beugte sie sich über die Lehne des Sofas zu ihm.

„Wirst nicht lachen, wenn ich dir etwas sage?" fragte sie.

„Was ist's denn wieder einmal?" meinte er.

Sie neigte sich tiefer zu ihm.

„Weißt, ich versteh' mich so ein bißchen darauf, in der Zukunft zu lesen; ich werd' dir sagen, wie's mit deinem Examen

ausgehen wird." Und bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte sie aus ihrem Koffer ein Spiel alter Karten hervorgenommen, die sie vor ihm auf den Tisch legte.

„Aber Hildegard," wandte er ein; sie stürzte jedoch auf ihn zu und verschloß ihm mit Küssen den Mund.

„Laß mich machen," flüsterte sie, „ich bitt' schön, laß mich machen; Ihr klugen Berliner wollt an so etwas nicht glauben, ich weiß schon, aber ich hab's da unten bei uns zu Hause gelernt, und ich sag' dir, sie trügen nicht, die Karten trügen nicht."

Sie zündete die Lampe an, mischte die Karten und hieß ihn abheben. Er tat es mit spöttischem Lächeln und doch mit jenem heimlichen Unbehagen, dem sich kein Mensch entziehen kann, wenn er hört, daß ihm sein Schicksal verkündet werden soll.

Dann begann sie die Karten reihenweis aufzulegen.

Sie tat es langsam und mit gespanntester Aufmerksamkeit, anfänglich stumm, dann unterbrach sie sich durch unwillkürliche Ausrufe. „Uijeh!" sagte sie, „uijeh!" Und nachdem sie die zweite Reihe bis ans Ende gelegt hatte, warf sie die Karten auf den Tisch, schlug die Hände zusammen und sah ihn mit staunenden, leuchtenden Augen an.

„Weißt, wie's wird?" rief sie, „großartig wird's! Ein großes Vorhaben steht vor dir, und großartig geht's aus! Großartig!"

„Wahrhaftig?" sagte er, und trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit war es ihm sehr viel lieber, als wenn er das Gegenteil zu hören bekommen hätte.

Mit jauchzendem Ungestüm warf sie sich über ihn, umarmte und küßte ihn. „Wie mich das freut," stammelte sie, „siehst, wie mich das freut! Wie ich dir das gönne von Herzensgrund!"

Ihre selbstlose Freude an seinem Glück war so hinreißend schön, daß er das liebenswürdige Geschöpf voll Inbrunst an sein Herz drückte.

Sein Glücksstern befand sich augenscheinlich noch immer im Steigen, denn auch die nächstfolgende Reihe schien ihr ausnehmend zu gefallen; beinah jede Karte erhielt ihren ermunternden Zuruf:

„So ist's recht — das gefällt mir, das wird ja immer besser — aber das muß ich sagen —" und als sie bis ans Ende der Reihe gekommen war, blickte sie wieder mit staunenden Augen über den Tisch zu ihm hinüber. „Wer bist denn du eigentlich?" fragte sie, „das wird ja ganz arg mit dir! Lauter Glück und

Glanz und Reichtum — o du mein — und Geld bekommst du — Geld —" Kurt von Steigendorf antwortete nicht, und um seine Befangenheit zu verbergen, lächelte er.

Sie nahm die Karten wieder auf, um sie bis an das Ende zu legen; er sah ihr zu; ihre Wangen brannten, ihre Augen funkelten vor Erregung. Plötzlich bemerkte er, wie ihre Hände langsamer, beinah zögernd zu arbeiten begannen, sie atmete schwer, aus den gesenkten Augen blickte sie verstohlen zu ihm hinüber, und als sein Blick ihr begegnete, huschten ihre Augen zurück. Es war keine Karte mehr übrig.

„Nun?" fragte er, als er sie stumm am Tische stehen sah.

Mit einem hastigen Griffe raffte sie das ganze Spiel zusammen.

„Laß," sagte sie, „ich will's noch einmal —"

Diesmal flogen die Karten ohne Unterbrechung, in stürmischer Hast auf den Tisch. Mit aufgestützten Ellenbogen neigte sie sich darüber, so daß ihre Locken die Karten berührten, dann fuhr sie zurück.

„Wahrhaftig," sprach sie tonlos vor sich hin, „ganz und gar wie das erstemal — es ist also richtig."

„Was ist denn?" fragte er. Es wurde ihm fast unheimlich zumute, als er ihren Blick schwer und fragend, als wollte sie sein Innerstes durchforschen, auf sich gerichtet fühlte. Ihr Gesicht war blaß geworden; sie wiegte das Haupt.

„Daher also käme es? Daher?"

Um den Tisch herum trat sie langsam auf ihn zu, setzte sich neben ihn auf das Sofa, und indem sie ihn mit den Armen umschlang, verbarg sie das Haupt an seiner Brust.

„Weißt, was ich in den Karten gelesen habe?" fragte sie; „eine Frau liegt dir nah, ganz nah; all ihr Sinnen und Denken ist nur bei dir!" Er versuchte die Sache ins Lustige zu ziehen.

„Die Frau, denk' ich, kenne ich —" und er schlang den Arm um sie, „sitzest du nicht nah genug bei mir?"

Sie hob das Gesicht und schaute ihn mit tiefem Ernste an.

„Spotte nicht," sagte sie, „ich bin es nicht, ich bin ein armes Mädchen, und die da, die andere, ist unmenschlich reich; von ihr kommt ja all das viele Geld."

Ein Schauer rieselte ihm durch Mark und Bein.

„Das kommt davon," sagte er unwirsch, „wenn man sich den Kopf mit törichtem Zeuge füllt! Laß doch die einfältigen Karten, wirf sie fort!"

Nur um so leidenschaftlicher aber drängte sie sich an ihn.

„Schmähe sie nicht," rief sie wild erregt, „sie lügen und trügen nicht. Du weißt es ja am besten selbst, daß sie die Wahrheit sprechen, denn du — hast ja schon daran gedacht, daß du sie heiraten willst!"

Mit einem Ruck sprang er von seinem Sitze auf; etwas Eiskaltes legte sich auf seine Brust. Wer hatte die Geheimnisse seines Inneren vor dieses Mädchens Blicken aufgetan? Wohnte in den elenden Blättern dort auf dem Tische wirklich ein geheimnisvoller Zauberspuk? Oder war es nur der Instinkt des weiblichen Herzens, der durch Eifersucht bis zur Hellseherei gesteigerte Instinkt, der ihr prophetisch die Augen öffnete? Konnte er vor sie hintreten und mit einem einfachen „Nein" ihre düsteren Orakel über den Haufen werfen? Er konnte es nicht, und wenn seine Lippen bei dem „Nein" nicht gestrauchelt wären, so hätte sein Gewissen sich erhoben und ihm zugerufen: „Du lügst." Jetzt gab es kein Sichselbstbelügen mehr, jetzt wußte er, warum ihm heute der Weg zu ihr so lästig geworden war, warum er alles vergessen hatte, was ihr Freude machte, bis auf das Küssen, an das sie ihn heut zum erstenmal hatte erinnern müssen.

Es war ihm zumute, als hätte er diese letzten Tage ein verschleiertes Bild in seiner Brust getragen, vor dessen Anblick er sich gescheut hatte. Des Mädchens Worte hatten hineingegriffen, in sein Inneres, hatten den Schleier fortgerissen und da war es nun und ließ sich nicht wieder verbergen und nicht mehr hinausdrängen, und er kannte das Gesicht, es war des reichen Mannes reiche Tochter, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er in all den Tagen nichts anderes neben seinen Büchern gedacht hatte, als daß er Klara Großberger heiraten wollte.

Ein lastendes Gefühl von Schuld umzwängte ihm die Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend trat er auf Hildegard zu, die mit verhülltem Gesicht auf dem Sofa saß, und wollte sie in die Arme schließen. Sein Schweigen aber war für sie die schrecklichste Sprache, es bedeutete, daß er sich nicht verteidigen konnte, daß es Wahrheit war, was sie geahnt hatte, und sie riß sich wie verzweifelt aus seinen Armen.

„Ich hab's gewußt," sprach sie schluchzend, „ich hab's gewußt, als du heut zu mir kamst, nach so langer Zeit zum erstenmal, als du so fremd aussahst, und so kalt zu mir warst, so kalt! So kalt!"

Sie war auf das Sofa gesunken, das Gesicht in die Kissen gedrückt, die Hände wühlten in den blonden Locken; und wie er

sie dahingestreckt liegen sah, war es ihm, als hörte er den brausenden Dampfatemzug der wilden, erbarmungslosen Welt, die auf klirrendem Wagen dahergefahren kam und über die Glieder des armen, schwachen Geschöpfes dahinging. In süßem Kindertraum befangen, hatte sie des Weges nicht geachtet und war auf das Schienengeleise geraten, wo sie zermalmt werden mußte. Und wer war es, der den Traum in diesem unschuldigen Köpfchen geweckt und genährt hatte? Er — er — er! Wie ein Verbrecher stand er vor ihr.

Er sank vor dem Sofa in die Knie.

„Hildegard," rief er flehend, „Hildegard!"

„Du willst mich verlassen," gab sie dumpf schluchzend zur Antwort, „ich weiß es, ich fühl' es, du willst mich verlassen."

„Nein," sagte er, „nein! Ich bin ja bei dir, ich bleibe ja bei dir!"

Er hatte eine von ihren Händen ergriffen, er drückte sie an den Mund, die Tränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten die kleine Hand. Da erhob sie das Haupt, wandte sich zu ihm und mit einem tiefen, stöhnenden Schrei fiel sie ihm um den Hals. Ihre Hände glitten über sein Haupt und streichelten leise sein Haar, dann bog sie ihm das Gesicht zurück.

„Wie er gut ist," sagte sie, „wie er doch gut ist," und sie küßte ihn sanft auf beide Augen. Er setzte sich an ihre Seite, sie schmiegte sich dicht an ihn und ruhte von Tränen, Kummer und Aufregung an seiner Seite aus.

„Siehst," sagte sie, „nun ich weiß, daß du so ein vornehmer großer Herr bist, weiß ich ja, daß du mich nimmer heiraten kannst — und ich will dir ja auch keine Vorschriften machen, das wär' ja unbescheiden von mir — und das Beste wird schon sein, wenn ich bald von hier gehe und dich frei mache von mir —"

„Sprich nicht so," unterbrach er sie, „du zerreißt mir das Herz — wo wolltest du denn hingehn?"

Sie wiegte sinnend das blonde Köpfchen. „Wohin? Je nun — ich meine — nach meiner Heimat zurück. — Aber was ich dir noch sagen wollte," fuhr sie nach einer Pause fort, „siehst, ob du's nun glauben magst oder nicht, aber wahr ist's einmal doch — was in den Karten steht — eh du die heiratst, die andere, überleg's dir noch einmal; denn Geld und Reichtum bringt sie dir, das ist schon wahr, aber glücklich, weißt, glücklich wirst du mit ihr nicht."

Sie hatte die Hände gefaltet in die seinigen gelegt, sie blickte vor sich hin, als schaute sie in weite, ferne Zukunft hinaus, und in den Zügen ihres Gesichtes war ein stummes, wühlendes Ringen — der Gram hatte seine Hand darauf gelegt.

Es ward ihm unerträglich, diesen schweigenden Jammer länger anzusehen.

„Laß jetzt die andere," sagte er, „laß jetzt die Sorgen und Gedanken und denke daran, daß wir beieinander sind. Morgen früh, wenn gut Wetter ist, werde ich dich abholen kommen; du liebst die schönen großen Gärten, du hast es mir gesagt, als wir zusammen in Potsdam drüben waren, morgen will ich dir einen zeigen, den du noch nicht kennst, den Schloßgarten in Charlottenburg; hast du Lust?"

Sie nickte leise, und ein Lächeln kehrte in das vergrämte Gesichtchen zurück.

„Ich muß dann freilich wieder aus dem Geschäfte fortbleiben," sagte sie, „und sie haben mir gesagt, weil's in letzter Zeit schon öfters geschehen sei, es dürfte nicht mehr oft vorkommen. — Aber — was hat's denn noch zu bedeuten? Ich geh' ja fort."

Er war aufgestanden, sie hing mit scheidendem Kusse an seinen Lippen.

„Und den Schnipp," sagte er, „den nehmen wir auch mit? Nicht wahr?"

Sie nickte wieder stumm und blickte auf den Hund nieder.

„Nenn' mich doch noch einmal so wie damals," flüsterte er, „du weißt: ‚den Herrn von Schnipp!'"

Sie sah ihm ins Gesicht.

„Du lieber — guter —" fing sie an, aber als sie weiter sprechen wollte, zitterten ihr die Lippen, Tränen liefen über ihr Gesicht, und sie wandte sich hastig ab. — —

Die tiefe, friedvolle Ruhe des köstlichen Sommermorgens, der in duftenden Wogen die breiten Laubgänge des schönen Schloßgartens zu Charlottenburg durchströmte, übte ihre heilende Macht auf die beiden Menschen aus, die gestern abend so bitter gelitten hatten und die jetzt Arm in Arm, wie Genesende, den Garten auf- und niedergingen. Äußerlich war alles zwischen ihnen wie sonst, aber wenn man ihr Gespräch belauscht und gehört hätte, wie sie nur über gleichgültige Dinge sich unterhielten, dann hätte man bemerkt, daß im Herzen eines jeden von ihnen

eine Stelle war, in die der andere nicht mehr hineinschauen sollte; und solche Flecke im Herzen sind gefährlich; sie wachsen.

„Komm," sagte Kurt nach geraumer Zeit, „nun will ich dir etwas ganz besonders Schönes zeigen, was dieser Garten enthält," und er schlug mit ihr den Weg nach dem Mausoleum ein.

„Das ist eine Kapelle, nicht wahr?" fragte sie, als sie an seiner Seite in den feierlich dämmernden Raum eintrat.

„Du kannst es immerhin so nennen," erwiderte er, „es ist das Grabmal unserer Königin Luise; hast du von der schon einmal etwas gehört?" Sie schüttelte das Haupt. „Nun, siehst du," erklärte er weiter, „sie wird bei uns zu Lande wie eine Heilige geliebt und verehrt, weil sie so gut war." Er hatte dem Aufseher gewinkt, daß er seiner nicht bedürfte, und jetzt stand er mit ihr vor dem Marmorbilde der ruhenden Königin. Plötzlich fühlte er, wie des Mädchens beide Hände seinen Arm ergriffen; er wandte sich zu ihr und sah sie halbgeöffneten Mundes mit großen Augen auf das Bildwerk niederstarren. Es war der Ausdruck, den er an jenem Abende des Faust in ihren Zügen bemerkt hatte.

„O du Heiland der Welt," sprach sie wie träumend vor sich hin, „wie sie schön ist! Wie sie schön ist!" Er zeigte ihr die neben der Königin ruhende Gestalt des Königs, die Kandelaber, aber für sie war nichts von all dem vorhanden. Sie hatte sich von ihm losgemacht, und plötzlich sah er, wie sie am Fußende der Gestalt in die Knie sank.

Er stürzte auf sie zu. „Was tust du?" rief er halblaut. Sie achtete nicht darauf, ihre Augen hafteten mit starrem Blick an den geschlossenen Augen des schönen marmornen Antlitzes. Von seinen Armen halb gewaltsam emporgezogen, richtete sie sich auf, und im Aufstehen beugte sie sich, bevor er es verhindern konnte, auf die Füße der Königin nieder und drückte ihre Lippen darauf. Dann trat sie tief aufseufzend zurück, und ihr Haupt sank auf seine Schulter.

„Glaubst du, daß sie mir böse ist, weil ich sie berührt hab'?" fragte sie leise.

„Aber Kind —" erwiderte er, und er versuchte sie hinwegzuführen.

„O bitte," sagte sie flehend, „nur einmal noch, nur ein einziges Mal noch!" Und sie versank noch einmal in den Anblick des wunderbaren Werkes. Dann kamen andere Besucher, und nun ließ sie sich von ihm hinausgeleiten.

„Hör'," sagte sie, als sie den Garten wieder betreten hatten, „ich will dich etwas fragen: Hast du acht gegeben, als wir eintraten in die Kapelle, hatte sie die Augen schon geschlossen gehabt?"

„Wie meinst du denn?" fragte er.

Sie beugte sich dichter zu seinem Ohre:

„Weißt, wie's mir vorgekommen ist? Als hätt' sie die Augen erst zugemacht, als sie mich sah."

Er blieb unwillkürlich stehen und blickte sie groß staunend an. „Hildegard," sagte er, „wie kannst du auf solche Gedanken kommen?"

„Nun ja, sieh'," fuhr sie fort, „sie ist doch eine heilige Frau — und wenn so eine vor sie hintritt, wie ich nun eine bin —"

„Sprich nicht weiter!" fiel er hastig ein, „ich will es nicht haben!" Tief erregt ging er neben ihr. „Ein totes, marmornes Bild —" hub er nach einer stummen Pause an — aber nun hing sie sich fester in seinen Arm.

„Das mußt du nicht glauben," flüsterte sie, „die Heiligen sind nimmer tot, sie hören alles, sehen alles, wissen alles! Und die da drinnen, das ist ja Eure heilige Frau? Nicht wahr?"

„Unsere — heilige Frau?" fragte er ganz betroffen.

„Du hast es ja selbst gesagt, da wir hineingingen zu ihr? Und dann hast du den Hut abgenommen, als wir drinnen standen."

Er wußte gar nicht mehr, wie er ihrem sonderbaren Gedankengange begegnen sollte. „Ich habe freilich gesagt, daß wir sie wie eine Heilige verehren," nahm er wieder das Wort. Aber sie unterbrach ihn von neuem:

„Siehst," sagte sie, „daß ich doch recht gehabt habe? Ihr Protestanten, ihr sprecht ja immer nur, daß ihr verehrt, derweil wir anderen beten; aber das kommt ja alles auf eins heraus; haben tut Ihr ja doch eine heilige Frau, und das habe ich mir bald gedacht, denn wie sollte ein Mensch denn auskommen ohne sie; aber siehst, daß sie so schön ist, Eure heilige Frau, das hätt' ich im Leben nicht gedacht, denn weißt, ich muß dir's nur sagen, ich find' sie viel schöner als meine Mutter Gottes bei mir zu Haus und hab' sie viel lieber, viel lieber als die!"

Er war völlig verstummt; ihre Worte erinnerten ihn an

jenen Augenblick, da sie, auf seinem Schoße sitzend, das Madonnenbild über ihrem Bett betrachtet hatte — aber wie anders war sie ihm damals erschienen als jetzt. Damals ein süß plauderndes, träumerisches Kind — jetzt ein tief erregtes, fieberhaft redendes Weib. Ein Grausen stieg in ihm auf, langsam aber unabweislich, bis an sein Herz, und plötzlich war ihm, als ob eine Stelle in seinem Herzen, die vordem warm gewesen war, kalt würde wie ein abgestorbener Fleck.

Sie waren in die Stadt zurückgekehrt, und durch die Straßen dahingehend, blieben sie vor einem Bilderladen stehen. Da fühlte er, wie sie an seinem Arme zuckte, und aufblickend gewahrte er eine photographische Abbildung vom Denkmal der Königin Luise.

„Schenk' mir das!" flüsterte sie, „o bitte, schenk' mir das!"

Es war das erstemal, daß sie ihn bat, ihr etwas zu schenken, und das, worauf ihre erste Bitte sich bezog, war nicht Geld, kaum Geldeswert.

Einen Augenblick später war das Bild in ihren Händen, und die Augen unabläßig darauf gerichtet, ließ sie sich von Kurt von Steigendorf nach Haus begleiten.

In ihrer Wohnung angelangt, stellte sie das Bild auf den Tisch, indem sie es an das Glas anlehnte, in welchem sich auch heute frische Rosen befanden, dann setzte sie sich auf das Sofa davor, und, die Hände faltend, versank sie im Anschauen desselben. Er stand mitten im Zimmer und sah ihr schweigend zu.

„Fesselt das Bild dich denn gar so sehr?" fragte er endlich. Da erhob sie sich, trat auf ihn zu und legte beide Hände auf seine Schultern.

„Siehst," sagte sie, „wenn ich nun weit, weit fort sein werde, so weit, daß wir nimmer mehr zueinander kommen können, dann werd' ich das Bild anschauen und werde beten zu der heiligen Frau und werde denken, daß auch du zu ihr betest, und dann wird doch eins noch auf der Welt sein, worin unsere Gedanken sich begegnen."

Ihre Stimme hatte einen wunderbar tiefen, feierlichen Klang, und es war ihm zumute, als müßte er in die Knie sinken, als stünde das Heiligtum vor ihm, vor welchem des Mannes Seele sich schauernd beugt, das Heiligtum der hingebenden weiblichen Liebe.

„Willst du denn wirklich fort?" fragte er zögernd.

„Es ist ja wohl am besten so," gab sie tonlos zur Antwort, „meinst du nicht auch?"

Sie hatte bei dieser letzten Frage das Haupt an seine Brust gelegt, als wollte sie erlauschen, was sein Herz darauf antworten würde. — Er schwieg.

Ahnte er nicht, was dieser Augenblick für ihre Leibes- und Seelenseligkeit bedeutete? Er schwieg.

Da ließ sie die Hände von seinen Schultern gleiten, senkte das Haupt und trat zur Seite.

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen und dir eine andere, schönere Abbildung deiner heiligen Frau mitbringen," sagte er, „wird dir es Freude machen?"

Schweigend, ohne ihn anzusehen, nickte sie „Ja."

„Und dann," fuhr er fort, und die Kehle schnürte sich ihm zusammen, so daß er es nur ganz leise hervorbrachte, „dann — wenn du nun einmal reisen willst — wirst du Reisegeld brauchen — nicht wahr — ich darf dir welches mitbringen?"

Sie gab keinen Laut von sich, eine dunkle Röte wogte in ihrem Gesichte auf, und auch ihm färbte sich das Antlitz mit Glut. Er trat auf sie zu.

„Bist du mir böse?" fragte er; sie schüttelte schweigend das Haupt. Er schloß sie in die Arme — sie leistete keinen Widerstand — er küßte sie — sie ließ es geschehen — und als er ihre Hand ergriff, lag dieselbe wie ein welkes Blatt in seiner Hand.

Die Seele von namenlosem Jammer zerrissen, ging er davon.

„Und doch muß es so sein," sagte er zu sich selbst, „doch ist es das einzig mögliche, daß sie fortgeht von hier, denn ein Ende muß die Sache nehmen!" Und doch fühlte er gerade in diesem schrecklichen Augenblick, daß Ströme des Mitleids, mit denen man ein Herz begießt, in welchem die Liebe gestorben ist, nicht mehr im stande sind, auch nur ein Blättchen der Wunderblume hervorzutreiben, die sich freiwillig erschließen muß, um Himmel und Erde mit ihrem Dufte zu erfüllen.

Am andern Tage brachte er ihr das in Elfenbeinmasse ausgeführte Bildwerk der Königin Luise. Als er das kleine und in seiner Kleinheit dennoch wunderbar liebliche Kunstwerk auf den Tisch ihres Zimmers stellte, schob er ein verschlossenes Kuvert unter das Postament desselben.

Wieder wie gestern saß sie lange, lange Zeit schweigend davor, dann legte sie sich auf das Sofa, streckte die Glieder und

schloß die Augen. Sie hatte die Arme über der Brust gekreuzt, die Füße übereinander gelegt — er sah, daß sie die Gestalt der Königin in der Haltung ihres Leibes nachahmte.

Mit keinem Laut unterbrach er ihr seltsames Tun; endlich, nach langer stummer Pause beugte er sich zu ihr nieder.

„Was machst du, liebes Kind?" fragte er.

Sie tat die Augen nicht auf.

„Wenn ich einmal gestorben sein werde," sagte sie, und die Lippen waren das einzige, was an ihr sich regte, „dann wollt' ich, daß sie mich so in das Grab legten."

Er drückte sein Gesicht auf ihre Brust.

„Sprich nicht so," sagte er schluchzend, „wenn du mich nicht elend machen willst für Zeit und Ewigkeit."

„Und doch wär' es weit am besten so," erwiderte sie.

„Hildegard," sagte er leise und inbrünstig, „tu' die Augen auf, ich bitte dich."

Sie tat wie er gebeten hatte, aber ihr Blick ging an ihm vorbei, hinauf in den leeren, öden Raum.

Von einer tiefen plötzlichen Angst erfaßt, ergriff er ihre Hände.

„Versprich mir, daß du mir schreiben willst," sagte er. Sie erwiderte nichts. Er warf sich vor dem Sofa auf die Knie.

„Versprich mir, daß du mir schreiben willst," sagte er noch einmal, „wenn du jemals in Not bist, wenn du je eines Menschen bedarfst, und keinen findest, der dir hilft!"

Da wandte sie sich zu ihm, und in ihren Augen war ein Leuchten gleich dem der Sonne, die nach einem dufterfüllten Frühlingstage niedergeht.

„Ja," sprach sie, „du guter Mann, du teurer Mann, ich will dir schreiben."

„Schwör' es mir," rief er, „schwör' es mir, hier, bei deiner und meiner heiligen Frau!"

Er rückte ihr das Bildwerk näher, und sie legte die Hand darauf.

„Ich gelobe es dir," sagte sie ernst und feierlich.

Auf dem Kuvert, welches unter dem verschobenen Postamente des Bildwerks hervorblickte, schrieb er ihr seinen Namen und seine Adresse auf, dann erhob er sich.

Und das war die Stunde, in welcher beide voneinander gingen. —

Wenn es je einen Menschen gegeben hatte, für den sich die Qual der Arbeit in Labsal verwandelte, so war es Kurt von Steigendorf.

An dem Tage, als er, zum letztenmal von Hildegards Wohnung heimkehrend sein Zimmer betrat, verschwand er für die Welt; wie in ein Bergwerk stieg er in seine Arbeit hinunter, und tief darin vergraben, bemerkte er kaum den Wandel der Jahreszeit, die vom Sommer zum Herbst und vom Herbste zum Winter weiterging.

Was für andere die Hauptsache bei solcher Arbeit ist, Aneignung von Kenntnissen, erlangte er so gewissermaßen nebenbei, und was für ihn die Hauptsache war, erreichte er gleichfalls: Vergessen.

Anfänglich unablässig, dann in größeren und immer größeren Pausen gingen seine Gedanken zu ihr zurück, und endlich kam der Zeitpunkt, da ihr Bild in seiner Seele zu erblassen anfing.

Sie war ja nun längst in ihrer Heimat, weit, weit fort von Berlin, und das dumpfe, mechanische Gesetz der räumlichen Entfernung übte seine einschläfernde Macht auf sein Gemüt.

Im Anfange hatte er es vermieden, durch die Kronenstraße, bei ihrer einstigen Wohnung vorüberzugehen, jetzt, als es Winter geworden war, fühlte er kein Widerstreben mehr. Es war ein dämmernder Nachmittag, als ihn sein Weg dort entlang führte, und unwillkürlich hob er die Augen zu den einst so wohlbekannten Fenstern empor. „Wer wohl jetzt dort oben wohnen mag?“ fragte er sich in Gedanken; es hatte ihm geschienen, als stände jemand hinter den Scheiben des Fensters, — wenn er geahnt hätte, wer es war!

Hildegard war nicht aus Berlin gegangen.

Im ersten Augenblicke des bitterlichen Wehs hatte sie wirklich fort gewollt; dann hatte sie es gesagt, um ihn, für den sie sich nur noch als Last empfand, von sich zu befreien, und als die Tür zum letztenmal sich hinter ihm schloß, hatte sie gewußt, daß sie nicht fort konnte.

War es nur das Gefühl, daß sie die Stadt nicht verlassen konnte, in der er wohnte? Vielleicht; aber es kam noch etwas hinzu, eine öde, tote Gleichgültigkeit an allem, eine dumpfe Unfähigkeit, sich zu etwas zu entschließen. „Wozu nach der Heimat reisen, wo niemand ihrer wartete, wo man sie nur verlachen würde?“ Aus dumpfem Schlafe hatte sie sich am andern Morgen

erhoben, und ohne sich anzukleiden, den ganzen Tag brütend in ihrem Zimmer gesessen. Am nächsten Tage kam ein Brief aus dem Putzmachergeschäft, in dem ihr mitgeteilt wurde, daß sie nicht wiederzukommen brauchte — gleichgültig warf sie die Kündigung beiseite — „wozu denn auch noch Geld verdienen?" Und so bei allem, allem kam es immer wieder, das schreckliche, leere: „Wozu denn noch? Wozu?"

Als sie kein Geld mehr hatte und Hunger empfand, griff sie zum erstenmal nach dem Kuvert, das er auf ihren Tisch gelegt hatte, und als sie es öffnete, fand sie eine Summe darin, wie sie sie noch nie in Händen gehabt hatte. Da zog sie sich an, um Mittag essen zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein Mädchen, das sie von früher her kannte, eine ehemalige Kollegin, der sie aus dem Wege gegangen war, weil sie wußte, daß sie liederlich geworden war; heute redete sie dieselbe an.

„Willst mit mir essen gehen?" fragte sie.

„Hast du denn Geld?" fragte die andere.

„Muß doch wohl," gab sie trocken zur Antwort, und darauf ließ sie sich von ihrer Begleiterin in eine Restauration führen und aß mit ihr und trank mit ihr Champagner. So ging das fort, wochenlang, bis in den Winter; an die eine Begleiterin hingen sich andere, die von ihrem Gelde mitaßen und tranken, und obschon sie recht wohl merkte, wie sie hinter ihrem Rücken sich über sie lustig machten, kümmerte sie sich nicht darum — „wozu denn auch?"

Nur eins bewahrte sie, eine Gewohnheit: Jeden Nachmittag bei gutem Wetter und bösem ging sie die Straße entlang, an dem Hause vorbei, wo er wohnte; dann blickte sie zu seinen Fenstern empor, und immer sah sie das Licht seiner Lampe und immer, immer und immer saß er und arbeitete und niemals, niemals ahnte er, wer in Nacht und Dunkel unter ihm vorbeiging und mit sterbender Seele zu ihm hinaufschaute.

Als der Winter zu Ende ging, machte Kurt von Steigendorf sein Examen; es fiel glänzend aus. Und als er aus dem Examinationsgebäude heraustrat und Freunde und Kollegen ihm gratulierend die Hand drückten, da war in seinem Herzen kein Raum für etwas anderes, als für Glück und Stolz und strömende Lebensfreude.

Bei dem Justizrat, dem er Bericht über seinen Erfolg brachte, fand er Herrn Großberger, und lächelnd willigte er ein,

als dieser ihn sofort in seinem Wagen nach Hause zum Essen mitnahm.

Daß Fräulein Klara so herzlichen Anteil an seinem Glücke nehmen würde, das hatte er kaum erwartet, und daß sie im Hauskleide so hübsch aussehen könnte, hatte er nicht gedacht — acht Tage darauf las Hildegard in der Zeitung, daß Herr Assessor Kurt von Steigendorf und Fräulein Klara Großberger sich verlobt hatten.

Seit dem Tage ging sie nicht mehr an seiner Wohnung vorbei.

Einige Zeit darauf, als die jungen Brautleute Arm in Arm die Leipzigerstraße entlang schritten, sah Kurt eine weibliche Gestalt vor ihnen hergehen und um die Ecke der Mauerstraße biegen — „und wenn er nicht gewußt hätte, daß sie weit fort, in ihrer Heimat war, so hätte er doch wirklich glauben können —" und Schnipp, der vor ihnen herlief, schien etwas Ähnliches zu denken; er nahm die Fährte auf und bog im Galopp in die Mauerstraße ein — und jetzt sah Kurt, wie der Hund an dem Weibe emporsprang — „und das Gesicht — aber nein — das — das war doch nicht Hildegards Gesicht?"

Er wußte freilich nicht, was unterdessen ihr begegnet war und was dieses Gesicht so furchtbar verwandelt hatte, daß er die einst so holden Züge nicht wieder erkannte.

Die Polizei war infolge ihres Verkehrs mit den Dirnen auf sie aufmerksam geworden; man wußte, daß sie keinen Erwerb durch Arbeit hatte, sie sollte sich über die Quellen ausweisen, aus denen ihre Einnahmen flossen, und da sie nicht sagen wollte, wer es war, von dem sie das Geld empfangen hatte, so wurde sie wie eine Dirne behandelt und unter Aufsicht gestellt. Man schickte ihr eine gedruckte Verfügung in das Haus, in welcher ihr vorgeschrieben war, was sie zu tun und zu lassen hätte, und in diesem, im Tone mittelalterlicher Brutalität gehaltenen Schriftstück war eine Stelle, in der ihr verboten wurde, eine Wohnung zu nehmen, die in der Nähe einer Kirche gelegen sei. — In der Nacht, welche dem Empfange dieser Verfügung folgte, hatte sie einen bösen, schrecklichen Traum: Sie stand mit Kurt von Steigendorf im Mausoleum draußen, vor dem Bilde der heiligen Frau.

Es war eine tiefe beängstigende Stille um sie her, und plötzlich öffnete die heilige Frau die Augen und sah sie mit einem furchtbaren, vernichtenden Blicke an. Da tat sie einen lauten,

gräßlichen Schrei und fuhr auf und merkte, daß sie im Traume wirklich geschrien hatte. Sie sprang aus dem Bette, mit zitternden Gliedern, und stürzte auf das Sofa, mit zerrauftem Haare, und die Tränen, die sie ein langes halbes Jahr hindurch lautlos hinuntergewürgt hatte in ihr stummes Herz, brachen hervor in der Nacht, alle, alle, alle, wie ein Meer des unermeßlichen Jammers, in welchem Glaube, Hoffnung, Leben und ewige Seligkeit ertranken.

Einige Tage später fand eine Matinée bei Herrn Großberger statt; mehrere der ersten Musikkräfte Berlins hatten zugesagt. Kurt von Steigendorf durfte selbstredend nicht fehlen. Als er sich ziemlich spät am Morgen erhoben hatte, denn er genoß die Ruhe nach den Anstrengungen des Examens, fand er auf seinem Tische einen Brief von unbekannter und unbeholfener Hand, in zerknittertem schlechtem Kouvert — offenbar ein Bettelbrief, „Hat Zeit —" sagte er und legte ihn beseite.

Er durchflog die Morgenzeitung — unter dem Lokalteile stand eine längere Geschichte; er fing gleichgültig an, sie zu lesen; es war eine sonderbare Geschichte:

„Am gestrigen Tage" — hieß es — „ereignete sich im Schloßgarten zu Charlottenburg ein eigentümlicher Vorfall; im Mausoleum daselbst erschien ungefähr zur Mittagsstunde eine Unbekannte, welche das Bildwerk der Königin Luise zu sehen verlangte. Der Aufseher, dem ihr verstörtes Wesen auffiel, behielt sie im Auge und bemerkte, wie sich dieselbe plötzlich am Fußende der Statue niederwarf, die Füße derselben umklammerte und in ein lautes Weinen ausbrach. Als er hinzutrat, raffte sie sich auf und verließ eilend das Mausoleum, indem sie die Richtung nach der Spree einschlug."

Die Zeitung erbebte in des Lesenden Hand. —

Mechanisch sah er nach der Uhr; es war höchste Zeit, zur Matinée aufzubrechen. Halb unwillkürlich raffte er Zeitung und Brief in seine Tasche und verließ das Haus. In der Droschke zog er das Blatt wieder hervor; unter Rubrik: „Polizeibericht" stand eine weitere Notiz:

„In der Spree bei Charlottenburg wurde gestern der Leichnam einer unbekannten, etwa zwanzig Jahre alten weiblichen Person gefunden; offenbar liegt Selbstmord vor."

Kurt von Steigendorf fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen — da fühlte er den Brief — er riß ihn auf und las:

„Dein Weib kann ich nicht werden,
Dein Lieb nicht länger sein,
So will ich auf der Erden
Nun auch nicht länger sein.

Fahr' wohl, Du mein Herzliebster,
Den ich so sehr geliebt,
Dich küßt, die Dir in Tränen
Den letzten Abschied gibt.

Hildegard."

Große runde Flecke, wie von Tränen herrührend, bedeckten das Papier und löschten stellenweise die Tinte aus: in der Ecke unten stand noch etwas: „Grüße den Schnipp von H. H."

Kurt von Steigendorf sank in die Kissen des Wagens zurück — er riß das Fenster auf — „Halt!" schrie er dem Kutscher zu, „halt!" Und wenn er nicht gerufen hätte, würde ihm die Brust gesprungen sein; er stieg aus — es war gerade an der Ecke der Kronenstraße — er wollte zu Fuße gehen — wohin? — zur Matinée — zu Großberger — in die Welt — in den Reichtum — in die Wüste.

Der Astronom

I

Am Skattische, an dem seit zwei Stunden der Amtsrichter des Orts, der Kreisphysikus und der Wasserbauinspektor an der Arbeit saßen, war eine Pause eingetreten; die Karten lagen auf dem Tisch. Jeder der Kämpfenden benutzte die Ruhe des Waffenstillstandes nach seiner Art.

Der Amtsrichter hatte die Zigarrentasche geöffnet; mit der schmunzelnden Wichtigkeit des verwöhnten Rauchers hielt er Musterung über den Inhalt, und mit gespitzten Fingern hob er eine der braunen Jungfern aus der Reihe der übrigen heraus; der alte Kreisphysikus, seit zwanzig Jahren im Städtchen ansässig und im Amt, folgte altväterischer Überlieferung und stopfte sich eine frische Pfeife Varinas; der Wasserbauinspektor widmete sich gröberem Genuß. Er hatte sich eine Portion italienischen Salat kommen lassen, denn es war elf Uhr abends vorbei, und die Wirtschaftsküche gab keine warmen Speisen mehr her.

Alle drei hatten ihr Bier ausgetrunken; dem Kellner, welcher den Salat gebracht, wurden die leeren Krüge behufs frischer Füllung mit Pschorr-Bräu anvertraut.

Das Münchener Echte, welches sich jetzt in weitverzweigten Strömen über ganz Norddeutschland ergießt, hatte damals in der kleinen Stadt erst diese einzige Bierstube für sich erobert, und auch diese nur halb, denn neben ihm behauptete sich noch das einheimische Gebräu. Magerer von Körper und bläsſer von Gesicht als jenes, schien es vor Neid über den Erfolg des bayrischen Nebenbuhlers immer gelblicher und immer dünner zu werden, nur ein mächtiger Bundesgenosse war es, der es am Leben erhielt, ein mächtiger, wenn schon gemeiner, der billigere Preis.

In das kleine Hinterzimmer jedoch, in dem die Skat spielenden Herren saßen, wagte sich der untergeordnete Stoff nicht mehr hinein; hier floß nur der Quell des Echten, Wahren, Guten.

Wer in dieses, durch den Flur vom großen Ausschankſaale getrennte Zimmer eintrat, übernahm schweigend die Verpflichtung, höheren Bierzins zu erlegen; dafür genoß er aber sodann des Anrechts, zu den oberen Zehn des Städtchens gezählt zu werden.

Der Raum war dementsprechend mit einer gewissen vornehmen Ruhe ausgestattet; von der Decke hing eine einzige Gaslampe hernieder, die über dem Skattische schwebend, denselben

hell beleuchtete, während die übrigen Teile des Zimmers, namentlich die Fensterecke hinter dem Tische, sich in Schatten hüllten.

Der Kellner war noch nicht zurückgekehrt, der Amtsrichter war eben dabei, mit einem Schneidemaschinchen neuester Art und Mode seine Zigarre an der Spitze kunstgerecht einzukerben, als auf dem Flur vor der Tür des Zimmers ein neuer Gast erschien.

Es war ein Mann, dem man etwa vierzig Jahre geben mochte, von kräftigem Körperbau, mit kurz gehaltenem blondem Vollbart und Haupthaar von derselben Farbe.

Er hatte den Raum einen Augenblick mit prüfendem Blick überschaut; dann, als er sah, daß der Tisch in der Fensterecke noch frei war, drehte er sich um und nickte einem, der anscheinend hinter ihm auf dem Flure stand, ermunternd zu; mit kurzem „Guten Abend!" trat er ein.

Beim Erscheinen des anderen, der jetzt hinter dem ersten drein kam und mit schüchtern-höflicher Verbeugung an dem Spieltische vorüberging, blickten die Skatspieler unwillkürlich überrascht auf.

Es war ein junger, dem Anschein nach sehr junger Mann, und ein auffallend schöner Mensch.

Ein schlanker Körper trug einen herrlich geformten Kopf, und dieser war von langem, weichem, dunkelbraunem, beinah schwarzem Haar umgeben.

Das Gesicht war blaß, aber seine Blässe war nicht die der Kränklichkeit, sondern des Wachstums; Blut und Säfte waren zu den inneren Organen geeilt, um die Entfaltung des blühenden Gewächses zu heizen und zu ernähren.

Alle Wärme und Glut aber, die so von der Oberhaut hinweggerufen war, schlug, wie in einer Flamme vereinigt, aus den Augen wieder zutage. Es waren zwei prachtvolle, dunkle Augen, die in schwärmerischer Weichheit aus dem Antlitz des Jünglings herausblickten.

Der Kellner, der mit drei Krügen gegangen war, kehrte mit fünfen zurück; zwei derselben trug er an den Tisch in der Fensterecke, an welchem die beiden Ankömmlinge Platz genommen hatten.

„Wer ist denn das?" fragte der Amtsrichter, der mit dem Rücken gegen die Fremden saß, halblaut über den Tisch.

„Kennen Sie die nicht?" kaute der Wasserbauinspektor, der den Teller in der linken Hand hielt und mit der gabelbewehrten

Rechten sich den Salat in den Mund schaufelte, zur Antwort, „das ist der große und der kleine Lama vom Sonnenberg."

„Was?" fragte der Amtsrichter, indem er die frisch angebrannte Zigarre aus dem Munde nahm, „wer? Der — Lama?"

„Wissen Sie, was buddhistische Lamas sind?" erwiderte der Wasserbauinspektor, indem er den abgeräumten Teller in die Hände des harrenden Kellners zurückgab.

„Sind mir nicht näher vorgestellt," versetzte der Amtsrichter, „aber ich denke, so nennt man die Mönche in Tibet?"

„Das stimmt," sagte der Wasserbauinspektor, der seine Zigarre wieder anrauchte, „tibetanische Mönche, einigermaßen verrückte Heilige, die zu einem oder zweien in Einsamkeit und Abgeschiedenheit leben und ihr Leben damit hinbringen, die Gebettrommel zu drehen und dem Dalai-Lama, wie sich bekanntlich ihr Oberhaupt betitelt, göttliche Verehrung darzubringen. Da hinten, der große Blonde, sehen Sie, das ist der Dalai-Lama, und der kleine Schwarze, das ist der Lama-Novize, der seinen Herrn und Meister anbetet."

„Erklären Sie sich etwas deutlicher," sagte der Amtsrichter, indem er die Karten aufnahm und zum neuen Spiel zu geben begann, „Sie scheinen zu vergessen, daß wir uns in den Hundstagen befinden, und daß es unerlaubt ist, den Menschen bei der Hitze mit Rätseln zu peinigen."

„Sie sind noch nicht lange am Ort," erklärte der Wasserbauinspektor, „aber was der Sonnenberg ist, werden Sie doch wissen?"

„Meinen Sie die Anhöhe, auf der die Sternwarte steht?" fragte der Amtsrichter.

„Allerdings, und der große Blonde da ist der Direktor von der ganzen Geschichte."

„Ah so, dann weiß ich Bescheid," sagte der Amtsrichter, „von dem habe ich schon gehört, wie heißt er doch gleich?"

„Professor Doppnau," mischte sich jetzt der alte Kreisphysikus ins Gespräch, „und es soll ein sehr bedeutender Astronom sein."

„Ein Licht der Wissenschaft," fuhr der Wasserbauinspektor in seiner Erklärung fort, „eine Leuchte der Astronomie; darum hat ihm die Regierung auch die Warte da oben ganz nach seinen Angaben erbaut und ihm Vollmacht über Sonne, Mond und Sterne gegeben. Er führt Buch über die großen und kleinen Planeten, kreidet unpünktliche Kometen wegen Verspätung an, und mit der Sonne hat er ein ganz intimes Verhältnis."

„Beobachtung der Sonne," nahm der Kreisphysikus wieder das Wort, „darin soll er ganz Besonderes leisten."

„Vollständig verheiratet soll er mit ihr sein," sagte der Wasserbauinspektor, „ein ganz neues Fernrohr hat er erfunden, mit dem er sie photographiert, und seitdem wird sie nach allen Richtungen abkonterfeit; nächstens, sagt man, wird er hinaufsteigen und die Sonnenflecke putzen." Der Wasserbauinspektor lachte laut und befriedigt über seinen Witz.

„Sie sind heute schauerlich geistreich," sagte der Amtsrichter, „trotzdem verstehe ich noch immer nicht, wie Sie dazu kommen, ihn einen Lama zu nennen."

„Die Sache ist aber sehr einfach," erklärte der Wasserbauinspektor, „er lebt nämlich mit seinem Bruder, dem kleinen Lama, in totalster Weltabgeschiedenheit da oben auf seinem Sonnenturm."

Der Amtsrichter war unwillkürlich halb mit dem Kopfe herumgefahren. „Wie denn?" sagte er überrascht, „der junge Mensch, das ist sein Bruder?"

„Na freilich," nickte der Wasserbauinspektor.

„Das hätte ich aber nicht für möglich gehalten," fuhr der Amtsrichter fort, „zwei Brüder, die sich so gar nicht ähnlich sehen — außerdem muß der andere ja beinah zwanzig Jahre jünger sein als er?"

Der Kreisphysikus klemmte das Mundstück seiner Pfeife zwischen den Zähnen fest und beugte sich etwas weiter über den Tisch.

„Ungefähr kommt es auch so 'raus," sagte er behutsam flüsternd. „Der Vater der Professors ist früh gestorben und die Mutter hat lange Jahre als Witwe gelebt; nachher hat sie sich noch einmal verheiratet."

„Und das war das Signal für den kleinen Lama," unterbrach der Wasserbauinspektor, „auf der Bildfläche der Welt zu erscheinen."

„Zum Henker mit Ihrem ewigen Lama," sagte fast ungeduldig der Amtsrichter, „leben denn die Eltern noch?"

„Beide längst mit Tode abgegangen," erwiderte der Wasserbauinspektor.

„Und nach dem Tode der Eltern," mischte sich der Kreisphysikus wieder ein, „hat der Professor die Erziehung des Jungen ganz allein in die Hand genommen. Vermögen scheint nur wenig dagewesen zu sein, und man sagt, er hätte nicht geheiratet, bloß damit er alles an den Bruder wenden könnte."

„Das ist ja aber ganz famos," meinte der Amtsrichter.

„Na ja," sagte der Wasserbauinspektor, indem er den Stummel seiner Zigarre aus der Bernsteinspitze pustete, „geheiratet hätte der aber so wie so nicht, dazu hat er ja gar keine Zeit."

„Der junge Mensch," fuhr der Kreisphysikus fort, „besucht jetzt das Gymnasium hier; er sitzt in Prima und wird zu Michaelis, wie ich gehört habe, sein Examen machen; er soll ebenfalls sehr begabt sein."

„Ein vierdimensionaler Hecht," ergänzte der Wasserbauinspektor, „er tut den ganzen Tag nichts als arbeiten und hilft dem Dalai-Lama, wie ich mir habe sagen lassen, schon bei seinen astronomischen Rechnungen. Er soll nämlich ganz toll mit seinem Bruder, dem Professor, sein und ihm geradezu abgöttische Verehrung darbringen. ‚Mein Bruder hat dies gesagt — mein Bruder hat das gesagt' — das ist sein drittes Wort; wenn der Professor morgen zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften gemacht würde, der kleine Lama würde es nur grade in der Ordnung finden."

„Nach dem, was der Bruder an ihm getan hat, finde ich das ganz begreiflich," wendete der Amtsrichter ein, „aber Sie sagten, daß die beiden in klösterlicher Abgeschiedenheit dort oben leben? Das scheint doch nicht ganz zu stimmen, da man sie beim Biere trifft."

„Das notier' ich auch nachher in meinem Kalender," sagte der Wasserbauinspektor, „solange ich in die Kneipe komme, habe ich den Großen nur ein einziges Mal hier gesehen, den Kleinen noch nie; Sie haben Glück, daß Ihnen gleich beide in den Schuß laufen."

„Ich denke mir beinah," nahm der Kreisphysikus das Wort, „sie werden heute abend bei meinem Kollegen Doktor Allbach gewesen sein; er ist mit dem Professor befreundet von der Universität her, und ich weiß, daß er heute Gesellschaft gehabt hat; ich sollte auch dabei sein, habe aber abgesagt."

„Was sehr achtungswert von Ihnen ist, da es mir Gelegenheit gibt, Ihnen ein Grand ouvert anzukündigen," sagte der Wasserbauinspektor, indem er seine Karten offen auf den Tisch legte.

Die beiden Gäste in der Fensterecke waren unterdessen so gänzlich ineinander versunken gewesen, daß sie nicht geahnt haben würden, wie angelegentlich man sich am Skattisch mit ihnen be-

schäftigte, auch wenn das Gespräch daselbst weniger gedämpft geführt worden wäre, als es geschah.

Professor Doppnau hatte aus der Westentasche ein Stück Bleistift hervorgeholt, dessen abgegriffener Form man ansah, daß es ihn selten oder nie verließ, und mit diesem schrieb er auf der glatt gescheuerten Fläche der hölzernen Tischplatte Zahlenreihen auf, die zu irgendeiner astronomischen Berechnung dienen mochten. Den Kopf in die Hand gelehnt und den Ellenbogen auf den Tisch gestützt, folgte der jüngere Bruder in schweigender Aufmerksamkeit der schreibenden Hand.

Der Professor richtete den Kopf auf. „Den Rest," sagte er, „erkläre ich dir zu Hause, ich wollte dir nur andeuten, wie ich dazu gekommen bin — ist es dir klar geworden?"

Das dunkle Haupt des Jünglings beugte sich noch einmal tief auf die Zifferreihen nieder, dann erhob er das Gesicht und mit einem Blick, der vor stummer Bewunderung leuchtete, nickte er dem Professor zu.

Doppnau ließ den Bleistiftrest in die Tasche zurückgleiten, dann tat er einen tiefen Zug aus seinem Bierkruge. Mit der linken Hand griff er darauf zu dem des Bruders hinüber und schlug den Deckel zurück. „Dacht' ich es doch," sagte er lächelnd, indem er in das Gefäß hineinblickte, „da sitzt der Junge wieder die ganze Zeit und hat noch nicht einen Schluck getan. Klemens, Klemens, wie soll das werden, wenn du unter die Studenten kommst. Prosit, Junge, trink' einmal." Er stieß mit seinem Kruge an den des Bruders. Klemens erhob seinen Krug und senkte die gespitzten Lippen in den Schaum des Bieres, indem er dem Bruder lächelnd zunickte.

„Das ist ja aber gar nichts," sagte dieser, als er sah, daß der andere absetzen wollte, „das heißt doch nicht Bescheid tun? Einen langen, ordentlichen, gehörigen Schluck will ich sehen."

Klemens stieß einen Seufzer aus, dann hob er zum zweiten Male den Krug zum Munde, während des Trinkens zu dem Bruder hinüberschielend, ob dessen Strenge sich nicht erweichen würde.

Der Professor aber blieb unerbittlich und ließ ihn saugen und saugen. „Geschenkt," sagte er endlich, und nun setzte der andere den Krug nieder, indem er sich mit dem ganzen Leibe schüttelte.

„Siehst du," fuhr der Professor fort, „das nennt man bei den Studenten ‚jemand in die Kanne steigen lassen'; das

werden sie dir schon beibringen, wenn du erst Fuchs in Heidelberg bist."

Klemens schüttelte den Kopf, so daß die dunklen Locken ihm um Stirn und Schläfen flogen.

Doppnau brach in ein gedämpftes Lachen aus.

„Aber da hört doch alles auf," sagte er, „schüttelt sich der Junge wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, bloß weil er Bier trinken soll. Klementine hätte man dich taufen sollen, als du geboren warst, nicht Klemens, denn du bist wirklich, glaub' ich, ein zimpferes Mädchen. Wie ist's, willst du eins rauchen? Versuch's, du mußt es doch einmal lernen!"

Er hielt ihm die geöffnete Zigarrentasche hin; beinah entsetzt stieß Klemens sie zurück.

„Aber Peter," sagte er mit verlegenem Lächeln, „wie bist du denn heute nur?"

„Wie bin ich denn?" fragte der Professor, „anders als gewöhnlich?"

Klemens schaute ihm einen Augenblick stumm lächelnd ins Gesicht, dann, als er sah, daß der Bruder sich eine Zigarre aus der Tasche genommen hatte, riß er eilfertig ein Schwefelholz aus dem Behälter, der auf dem Tische stand, strich es an und hielt es ihm zum Anrauchen hin. Seine Finger waren lang, weiß und zart.

„Na also?" nahm Doppnau das Gespräch wieder auf, „was ist denn heute so Besonderes an mir? Wie bin ich denn?"

„Ich weiß nicht," erwiderte Klemens stockend, „so — wie soll ich sagen — so lustig."

„Bin ich denn sonst ein Kopfhänger?" fragte der Professor.

„Nein, nein," fiel der andere ein, „aber — ich weiß nicht — so wie heute habe ich dich noch nie gesehen."

Der Professor hatte den Kopf hintenüber geworfen und lächelte stumm vor sich hin.

„Sprich dich nur aus," sagte er, als der Bruder schwieg.

„Daß du plötzlich durchaus noch in die Kneipe gehen wolltest —" fuhr dieser zögernd fort.

„Wenn man aus einer Gesellschaft kommt," erwiderte Doppnau, „in der man soviel süße Bowle hat trinken müssen; und du versäumst doch auch nichts; du hast ja Ferien."

Er trommelte mit den Fingern der rechten Hand leise auf der Tischplatte. Ein längeres Stillschweigen trat ein, Klemens

blickte ihn stumm von der Seite an und wagte nicht, seine Gedanken zu stören.

Der Professor war kein schöner Mann; eher hätte man ihn häßlich nennen können. Der kunstlos gehaltene blonde Bart umrahmte ein eckiges, nüchternes Gesicht, das Gesicht eines Arbeiters, eines harten Arbeiters. Die Nase, die kurz und stumpf aufgesetzt war, ritt in die Welt hinaus, wie ein Gaul, der besser Trab als Galopp geht, freilich ein guter Traber und ein ausdauernder, der mit der Zeit weiter kommen mochte, als mancher rasch anspringende, feingliedrige Hengst. Kopf und Stirn waren stark, beinah mächtig ausgearbeitet; aber es war grobes Holzschneidewerk, ein Baukasten für kantige mathematische Gedankenbausteine, ohne die weichen Rundungen, welche die Phantasie am Haupte des Menschen wölbt, um darin zu ruhen und zu träumen.

Die wasserblauen Augen hatten einen festen, geraden Blick; Augen des Beobachters, die keinen Schleier zwischen sich und dem Gegenstand duldeten, den sie ergriffen hatten.

Heute abend aber war etwas darin, was ihnen für gewöhnlich fremd sein mochte, ein weiches Sinnen, ein lächelndes Träumen.

Er hatte jetzt die Beine übereinander geschlagen, so daß sein Rücken an der Stuhllehne lag, die Hände in die Hosentaschen versenkt, und sein Kopf wiegte, wie im Selbstgespräch, auf und nieder.

Plötzlich fuhr er auf, es sah aus, als käme er aus weiter Ferne zurück. Seine Hand griff nach der Uhr, dann tippte er den Bruder auf das Knie. „Na, Klemens, alter Junge?“ sagte er, indem er ihm lächelnd ins Gesicht sah. Der kurze Satz blieb unvollendet; es war wie ein unartikulierter Laut des Herzens, arm an Worten, reich an Gehalt; wohlwollende Güte verklärte sein ganzes breites Gesicht und strömte wie eine warme weite Welle zu dem jungen Bruder hinüber.

„Was meinst du?“ fuhr er fort, „es ist Zeit, wollen wir nach Hause gehen?“

Er hatte noch kaum geendet, als Klemens schon aufgesprungen war. Mit einer beinah drolligen Hast riß er seinen und des Professors Hut vom Nagel. „Freilich,“ sagte er, „wir wollen gehn, wir wollen gehn.“

Als die Brüder auf die nachtdunkle Gasse hinausgetreten waren, hing Klemens sich in den Arm des Älteren. „So,“ sagte

er, indem er sich mit weicher Zärtlichkeit an ihn schmiegte, und dieses „so" klang, als hätte er sagen wollen: „Nun hab' ich dich endlich wieder."

Schweigend verfolgten sie ihre Straße, die, langsam steigend, aus der Stadt zu dem Berge hinaufleitete, auf dem die Sternwarte stand.

„Wie hat es dir denn eigentlich heute abend bei Allbachs gefallen?" unterbrach Doppnau endlich die Stille.

„Langweilig," erwiderte Klemens kurzweg.

„Langweilig? Warum denn?"

„Ich habe gar nicht gewußt, was ich da sollte," antwortete Klemens, „gegessen und getrunken hab' ich, weiter nichts."

„Nun, nun, es gibt auch noch schlechtere Beschäftigungen im Leben," begütigte der Professor.

„Und du warst gar nicht für mich da," fuhr Klemens schmollend wie ein eifersüchtiges Mädchen fort, „du böser Peter du!"

Doppnau brach in ein lautes Gelächter aus.

„Du brauchst nicht zu lachen, es ist mein Ernst," murrte Klemens.

„Ich lache gar nicht über dich," versetzte Doppnau; „ich mußte nur daran denken, wie Fräulein Lucie heut abend lachte, als sie erfuhr, daß ich Peter hieße."

Klemens ruckte unwillkürlich am Arme des Bruders. „Darüber hat sie gelacht?" fragte er mit dem Tone vorwurfsvollen Staunens; „was ist denn aber dabei zu lachen?"

„Sie besitzt nämlich einen Dompfaffen," fuhr der Professor fort, der in seiner guten Laune die Betroffenheit des Bruders gar nicht bemerkt hatte, „ein unglaublich possierliches Kerlchen, wie sie mir erzählte, und der heißt auch Peter, und als sie hörte, daß wir Namensvettern wären, wollte sie sich ausschütten vor Lachen."

Klemens blieb plötzlich stehen und sah den Bruder mit großen Augen an. „Das finde ich aber unglaublich taktlos," sagte er.

„Ach, mach' doch keine Geschichten," erwiderte Doppnau, „es war ja ganz reizend und allerliebst, wie sie es herausbrachte."

Er hatte den Arm des Bruders, der ihm entschlüpft war, wieder fester in den seinen geklemmt und setzte den Weg

mit ihm fort. Klemens ging in schweigender Erregtheit neben ihm her.

„Das begreife ich aber nicht," sagte er nach einiger Zeit, „wie man auf solche Vergleiche kommen kann, wenn man die Ehre hat, neben einem großen Gelehrten zu sitzen."

„Dummes Zeug," versetzte der Professor, „es gibt für den großen Gelehrten wie für den Menschen überhaupt gar nichts Gesunderes, als sich von Zeit zu Zeit in liebenswürdiger Weise auslachen zu lassen."

Klemens wagte keine Einwendungen mehr; schweigend gingen sie einige hundert Schritte weiter; der Professor räusperte sich einige Male, wie jemand, der zum Sprechen ansetzen will und das, was er auf dem Herzen hat, nicht herausbringt. Mit möglichst gleichgültigem Tone sagte er endlich: „Du hast Fräulein Lucie Immenhof heute zum ersten Male gesehen? Hm?"

„Ja," antwortete Klemens einsilbig.

„Na, was hat sie für einen Eindruck auf dich gemacht?"

„Gar keinen," versetzte Klemens trotzig.

„Rede doch nicht solches Zeug," fuhr der Professor unwillkürlich aus seinem gleichgültigen Tone herausfallend, auf.

„Schlecht hat sie mir gefallen," rief jetzt ganz hitzig Klemens, „schlecht!"

„Ach, was das heißen soll!" sagte Doppnau, indem er seinerseits stehen blieb und den Arm des Bruders fahren ließ. „Das ist doch der reine Trotz, der aus dir spricht, der geradezu kindische Trotz!"

Klemens ließ den Kopf hängen und stand, ohne ein Wort zu erwidern, regungslos an seinem Fleck.

„Na komm, wir wollen vernünftig sein," sagte der Professor, gutmütig lachend. Er schob den Arm des Bruders wieder in den seinen, und abermals setzten sie schweigend ihren Weg fort.

„Daß sie aber auffallend hübsch ist, das kannst du doch nicht leugnen," brach er nach längerer Stille wieder heraus; seine Gedanken waren also noch immer bei demselben Gegenstand.

„Mag ja sein, daß sie manchem gefällt," maulte der Gefragte zur Antwort.

Der Professor räusperte sich wieder; es ließ ihm offenbar keine Ruhe, er mußte von Fräulein Lucie sprechen, aber es wurde ihm nicht leicht, das merkte man.

„Herrliche Augen," sagte er vor sich hin, laut aber kühl, als teilte er einem Kreise von Hörern das Ergebnis eines Rechenexempels mit.

„Furchtbar grell," stieß Klemens kurz und borstig heraus.

Abermalige Pause im Gespräch, beiden Brüdern stieg die Hitze in den Kopf; mit geröteten Wangen trotteten sie stumm nebeneinander hin.

„Eine ganz reizende Figur," vertraute sich nach einiger Zeit abermals ganz laut, aber so, als ob der Bruder gar nicht vorhanden gewesen wäre, der Professor an.

„Sehr lang," kam es sofort, wie ein Federball vom Rackett, knurrend von Klemens' Seite zurück.

Dem Professor riß wieder die Geduld.

„Wenn ich nur begriffe, was eigentlich mit dir ist," sagte er, abermals stehen bleibend.

„Und wenn ich nur begriffe, warum du mich so quälst," erwiderte mit weinerlich verzweifeltem Tone Klemens. „Was in aller Welt geht mich denn Fräulein Lucie Immenhof an?"

Doppnau sah ihn einen Augenblick stumm verwundert an, dann schritten sie, ohne sich unterzufassen, weiter.

Der Abhang des Berges, auf welchem die Sternwarte stand, war mit buschigem Strauchwerk bedeckt, das, je höher hinauf, um so dichter wurde; die Sternwarte selbst stand inmitten eines ausgedehnten Gartens.

Die reine Luft, die den beiden Wanderern von Blättern und Bäumen entgegenrauschte, kühlte ihre erhitzten Nerven; nachdem sie noch einige Schritte getan, standen sie vor einer Gitterpforte am Eingange des Gartens.

Klemens sprang voraus, stieß die Tür nach innen auf, und sobald der Bruder nach ihm eingetreten war, drehte er den Schlüssel zweimal im Schlosse herum und schob einen Riegel vor die Planken.

Es sah aus, als hätte er einen Überfall erwartet, gegen den er den Garten schützen wollte.

Sobald dies besorgt war, riß er den leichten Sommerrock, den er trug, von den Schultern, und nun, in Hemdsärmeln, lief er wie ein junges Füllen an dem Professor vorbei, den Laubgang, in dem sie sich befanden, entlang, den Rock über dem Kopf schwingend und ausschüttelnd, wie man ein Tischtuch nach vollbrachter Mahlzeit ausschwenkt.

Doppnau blieb laut lachend stehen.

„Aber du närrischer Kauz du," sagte er, als Klemens in langen Sätzen vom Ende des Laubgangs zu ihm zurückkam, „welcher Teufel regiert dich? Was treibst du?"

„Fort Tabaksqualm," rief Klemens, ganz außer Atem, „fort Biergeruch, fort Kneipenluft, fort der ganze Abend! Ihr gehört nicht herein in unseren Garten, bleibt draußen! Hier ist es rein, hier ist es schön, hier bist du, hier bin ich, unsere Bäume, unsere Pflanzen und unsere Sterne! Hier soll nichts weiter herein und niemand anderes und nichts!"

Er hatte die starken jungen Arme um die Schultern des Bruders geschlungen und preßte ihn an sich; der Hut war ihm beim Laufen vom Kopf geglitten, das lange Haar hing über sein Gesicht; er war wie besessen von einer wilden Leidenschaft.

„Hehehe," sagte Doppnau, indem er sich lachend gegen diese erdrückende Zärtlichkeit wehrte, „laß mich los, du erstickst mich."

„Nur, daß ich recht habe, sollst du sagen," schrie Klemens, noch immer keuchend vor Atemlosigkeit, „daß du fühlst, daß es hier besser ist, als in der Gesellschaft und in der Kneipe und irgendwo anders!"

„Ja doch, ja, ich ergebe mich," antwortete Doppnau, indem er die Arme des jungen Wilden von sich losmachte, „mit dir ist ja heute einmal nicht zu rechten."

Er stand vor ihm mit schweigendem, kopfschüttelndem Lächeln; dann strich er ihm die Locken aus dem glühenden Gesicht. Das Licht der Sterne spiegelte in den großen schwärmerischen Augen; das schöne Antlitz leuchtete im Helldunkel der Sommernacht.

„Du seltsames Kind," sagte Doppnau, „du sonderbares Kind."

Aus dem offenen Hausflur, zu dem sie jetzt über einige Stufen hinaufstiegen, leuchtete wie ein verlorenes Glühwürmchen die Flamme eines Lichtes in die Nacht heraus, das in einer kleinen blankgeputzten Laterne auf einem Tisch aufgestellt war.

„Aha," sagte der Professor, „die alte Agathe hat sich über unser langes Ausbleiben gewundert und offenbar gemeint, solchen Nachtschwärmern müsse man heimleuchten." Er nahm die kleine Leuchte auf, deren Vorhandensein in der Tat der Vorsorge der Alten zu danken war, welche als einziges dienendes Wesen die

Wirtschaft für die beiden Brüder führte; dann öffnete er die gegenüberliegende Tür und trat mit Klemens ein.

Es war das Arbeitszimmer des Professors, in dem sie sich befanden, ein großer Raum mit drei Fenstern, die sich auf den, dem Flureingange entgegengesetzten Teil des Gartens öffneten.

Während der Professor den Hut auf einen Stuhl warf, hatte Klemens die Hängelampe, die von der Mitte der Decke niederhing, herabgezogen; ein Schwefelholz flammte über dem Zylinder, und mit einem dumpfen „buff" schlug die Gasflamme empor. Ihr rotgelbes Licht strömte auf die viereckige Platte eines mächtigen Schreibtisches nieder, der so massig inmitten des Raumes stand, daß man hätte denken können, das Zimmer sei um ihn herum gebaut worden. Die Wände ringsumher waren von Bücherregalen eingenommen, die bis an die Decke hinaufreichten.

Auf dem Schreibtische sah es ungefähr wie auf einer Schiffswerft aus, wo in scheinbarer Verworrenheit tausend Bestandteile umherliegen, aus denen schließlich zum Staunen des Uneingeweihten ein wohlgeordnetes festes Ganze hervorgeht.

Papiere in allen Formen, welche das erfinderische Bedürfnis des Augenblicks gebiert, lagen kunterbunt in Massen verstreut. Große Foliobogen, auf denen sich ungeheuere Zahlensäulen türmten, größere und kleinere Papierfetzen mit angefangenen Berechnungen, mit hieroglyphenartig hingekritzelten Notizen. Und mitten auf diesem Papiermeer schwamm etwas, das Klemens jetzt aufgefischt hatte und emporhielt.

„Sieh doch hier," rief er aufgeregt, „eine telegraphische Depesche!"

„Donner —," fuhr der Professor auf, „das kommt aus Madras."

Mit einem Schritt war er heran und hatte die Depesche dem Bruder aus der Hand gerissen; beinah zitternd vor Aufregung verfolgte dieser das Gesicht des Lesenden.

Die Züge des Professors hatten sich verwandelt; seine Nasenflügel weiteten sich; wie mit Zangen packten seine Augen den Inhalt des Telegramms an.

Mit einem „Hurra" schwang er das Blatt empor: „Es ist gelungen," rief er, „höre das an." Mit einer vor Erregung stockenden Stimme las er dem atemlos Lauschenden in hastiger Übersetzung des englischen Textes den Inhalt der Depesche vor.

Derselbe lautete: „Habe gestern abend, Ihren Anweisungen entsprechend, beobachtet, den Kopf eines Kometen im Sternbild des Kentauren gefunden; grüße und beglückwünsche Sie."

Klemens stieß einen jauchzenden Schrei aus, flog auf den Bruder zu, umarmte ihn voll stürmischer Freude und küßte ihn. „Peter!" stammelte er, „Peter, großer Mann!"

Diesmal wehrte Doppnau der Zärtlichkeit des Jünglings nicht; ein stolzes Lächeln ging über sein Gesicht; die Depesche brachte ihm Kunde von einem großen Siege, den er für die Wissenschaft errungen.

Vor einigen Tagen hatte er einen ungewöhnlich starken Sternschnuppenfall bemerkt. Eine solche, im Monat Juli an sich ungewöhnliche Erscheinung hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt. Die ganze Nacht hindurch hatte er das Phänomen beobachtet und den Gang der Sternschnuppen so genau als möglich, ihrem Anfangs- und Ausgangspunkte nach, in die Sternkarte eingezeichnet. Mit unermüdlicher Ausdauer war ihm Klemens dabei zur Hand gegangen, und erst der helle, lichte Morgen hatte die beiden Brüder von der Warte fort in die Betten geschickt. Das Ergebnis war gewesen, daß sämtliche Sternschnuppen aus einem und demselben Punkt am nordwestlichen Himmel hervorbrachen und mit geringen Abweichungen in der Richtung nach Ostsüdost verschwanden. Diese Wahrnehmung hatte den Astronomen auf die Vermutung gebracht, daß der Sternschnuppenfall den Schweif eines Kometen darstellte, dessen Bahn dicht bei der Erdbahn vorübergezogen sein müsse, und nach wenigen Stunden Schlafs hatte er sich daran gemacht, die Bahn des Vermuteten zu berechnen. Wie Herkules mit dem Riesen, so hatte er einen ganzen Tag lang mit der furchtbaren Aufgabe gerungen; es war ein Tag gewesen — die alte Agathe meinte, „so einen Tag würde sie Zeit ihres Lebens nicht mehr vergessen. Mittags war der Herr Professor gar nicht zum Essen gekommen, und was der junge Herr Klemens gegessen hatte — das trug auch die Katze auf dem Schwanz fort."

Klemens war in der Tat den ganzen Tag hindurch nicht aus der Aufregung herausgekommen; auf den Fußspitzen schlich er im Hause hin und her, und mit verhaltenem Atem lauschte er von Zeit zu Zeit an der Tür zu des Bruders Arbeitszimmer. Hineinzutreten und ihn zu stören, wäre ihm wie Tempelschändung erschienen.

Am Nachmittage endlich war die Tür des Heiligtums von innen aufgetan worden und der Professor, ganz rot im Gesicht von der Anstrengung, auf der Schwelle erschienen. Er hatte den Hut bereits auf dem Kopfe gehabt, zum Ausgange fertig. „Komm mit," sagte er zu Klemens, „ich telegraphiere nach Madras; dort muß der Kopf des Kometen zu erblicken sein, wenn meine Rechnung stimmt."

Und sie stimmte. Heute abend beim Biere hatte Doppnau sie dem Bruder in kurzen Andeutungen skizziert, und jetzt hielt er die Bestätigung des Gelingens in Händen.

Wie zu einem höheren Wesen blickte Klemens zu ihm auf; er war zurückgetreten und seine Augen ruhten mit dem milden Ausdruck unbegrenzter Ehrfurcht auf dem Gelehrten.

Doppnau hatte die Depesche wieder zusammengelegt und auf den Tisch geworfen.

„Na, aber jetzt," sagte er, „zu Bett, zu Bett, es ist hoch Schlafenszeit." Der Sturm der Erregung war vorübergebraust, sein Gesicht hatte wieder den einfachen Ausdruck gewöhnlicher Stunden angenommen.

Klemens kam wie aus einer Verzückung zu sich.

„Schlafen?" murmelte er, „kann man denn nach so etwas schlafen?"

„Erst recht," erwiderte Doppnau kräftig, „bei Nacht soll der Mensch schlafen und meinetwegen träumen, und bei Tage wachen und arbeiten." Er legte die Hand auf des Jünglings Haupt und strich über das lange, weiche Haar hinunter, „hast du gehört, Kerlchen? Bei Tage nicht träumen, nicht träumen!"

Klemens nickte stumm.

„Übrigens dank' ich dir noch für die Assistentendienste," fuhr der Professor fort, „du hast deine Sache famos gemacht, sicher beobachtet und richtig eingezeichnet — du weißt, ich lobe nicht leicht."

Daß letzteres wahr sein mochte, sah man an der freudigen Überraschung, die leuchtend über des Jünglings Gesicht ging. Er faßte die Hand des Bruders mit beiden Händen.

„Wirklich?" sagte er leise, „bist du zufrieden mit mir gewesen? Mühe habe ich mir redlich gegeben, das kann ich bezeugen."

„Ja wirklich, ich bin zufrieden gewesen," versicherte Doppnau, „und ich bin überzeugt, daß einmal ein tüchtiger Astronom

aus dir wird; darum aber jetzt zu Bett; du hast bei der Gelegenheit eine Nacht um die Ohren geschlagen, und das ist noch nichts für solchen jungen Spatz, wie du einer bist — also gute Nacht."

Er hatte ein Licht angezündet, die Lampe ausgelöscht und ging auf sein Schlafzimmer zu, das an den Arbeitsraum stieß; die Flurtür schloß sich hinter Klemens, welcher zum oberen Stockwerk hinaufstieg, wo sein Wohn- und Schlafzimmer lag.

Tief in der Nacht wachte Doppnau auf. Er griff nach dem Schnupftuch, das er auf den Nachttisch neben dem Bett zu legen pflegte, und bemerkte, daß er es im Rock hatte stecken lassen, der im Arbeitszimmer lag. Er stand auf, und als er in den Nebenraum trat, glaubte er zu hören, wie jemand von der Treppe her mit leisen Schritten bei der Tür vorüberschlich. Lauschend stand er; die Schritte verloren sich den Flur entlang, und nach einigen Augenblicken hörte er in der Ferne eine Tür gehen; es war dem Schalle nach die Pforte, die in den großen Kuppelsaal führte, wo die Fernrohre und sonstigen astronomischen Instrumente aufgestellt waren.

„Was hat denn das zu bedeuten?" sprach er vor sich hin. Hastig kleidete er sich an, dann trat er auf den Flur hinaus, um dem nächtlichen Wanderer nachzugehen. So behutsam als möglich öffnete er die Tür des Saales, und betroffen blieb er auf der Schwelle stehen.

Der ganze weite Raum war von einer mächtigen, drehbaren Glaskuppel überwölbt, durch welche hindurch man in den sternfunkelnden Nachthimmel hinausblickte, der wie eine zweite ungeheure Wölbung die Kuppel umfing.

Es war ein wunderbarer Anblick, der das Gefühl erweckte, als befände man sich hier im Vorgemach des Himmels. Die riesigen Teleskope, die wie schwarze Schatten regungslos in der Nacht standen, sahen aus wie Sprachrohre, emporgerichtet, um die Stimme der Erde aufzunehmen und hinauszusenden in den unermeßlichen Weltraum, hinüber zu den Planeten, die lautlos, die glühenden Augen auf die Erde gerichtet, durch den Weltraum dahinzogen.

Und an einem dieser großen Rohre saß Klemens, in den Himmel blickend, so ganz in sein Tun versunken, daß er nicht hörte, wie sich die Pforte in seinem Rücken öffnete.

Doppnau blickte in der Richtung des Teleskops empor; in grünlich flimmerndem Licht schwamm dort oben der Jupiter. Das

nächtlich geheimnisvolle Treiben des Bruders machte ihn selbst für einige Augenblicke sprachlos.

„Aber Klemens!“ sagte er dann mit lauter Stimme.

Der Angerufene fuhr auf, Überraschung und Schreck durchzuckten seine Glieder, sein Antlitz erschien leichenblaß.

„Bei Nacht aufstehen und hierher schleichen?“ fuhr Doppnau herantretend fort, „und sich halb angekleidet hersetzen und in den Himmel starren? Junge, Junge, was machst du mir für Geschichten?“

Es war, wie der Professor sagte: so wie er aus dem Bett gesprungen, war Klemens, so schien es, hergeeilt, in Unterbeinkleidern und Strümpfen, nur einen leichten Rock über das auf der Brust offene Nachthemd geworfen.

Er legte beide Hände an die Stirn und strich sich langsam über die Schläfen hinunter. „O Peter,“ sagte er, „Peter, die Sterne lassen mich nicht schlafen.“

„Und da sitzt er und beobachtet den Jupiter,“ sagte der Professor, „als hätte er ihn nicht hundertmal schon durch das Teleskop betrachtet.“

„Aber sieh ihn doch nur an!“ rief Klemens, „und sieh, wie wunderbar er aussieht! Peter, ich glaube, die Sterne wachsen, sie werden alle Tage größer und herrlicher!“

Seine laut gesprochenen Worte widerhallten in der Wölbung, es gab einen verworrenen Schall, der wie in einem großen, dumpfen Seufzer endete.

Doppnau hatte sich unter das Fernrohr gesetzt und blickte hindurch; in wundervoller Klarheit erschien die grünlich leuchtende Kugel des Planeten, von seinen Trabantenmonden umtanzt. Nach einiger Zeit erhob er sich. „Es ist aber wirklich gar nichts Außergewöhnliches heute zu sehen,“ sagte er ruhig, indem er sich von seinem Sitz erhob.

Klemens trat auf ihn zu, legte die Hände auf seine Schultern und blickte ihn mit den leuchtenden Augen an, während ein geheimnisvolles Lächeln seinen Mund umspielte.

„Nichts Außergewöhnliches zu sehen?“ fragte er, die Worte des Bruders wiederholend, langsam und schwer, „o ja doch, Peter, doch. Es sind die Augen der unermeßlichen Welt — kann man denn noch an andere Augen denken, wenn man einmal da hineingesehen hat?“ Der Professor wollte etwas erwidern, aber Klemens ließ ihm nicht Zeit dazu. Er beugte sich zu ihm hinüber

und flüsterte ihm ins Ohr: „Weißt du, was mir klar geworden ist, Peter? Die Sterne sind Götter und dulden keine anderen Götter neben sich; wer sich ihrem Dienste geweiht hat, muß sich ihnen ganz hingeben, ganz und ausschließlich und darf nicht —"

Er stockte, der Professor machte sich ärgerlich los. „Träumer!" sagte er verweisend, „Träumer und Phantast! Wenn du zu den Sternen hinauffliegen willst, wirst du dir das Genick brechen. Ich habe dir die Leiter gezeigt, auf der man hinaufklettert, sie heißt: die Wissenschaft. Daß es unbequemer und prosaischer sein mag, Stufe nach Stufe zu erklimmen, anstatt sich mit einem Flügelschlage der Phantasie hinauf zu versetzen, mag sein; jedenfalls aber ist es sicherer. Man weiß, wohin man gelangt, und verläuft sich nicht da oben; man behält seinen Zusammenhang mit der Erde, zu der man wieder zurückkehrt, und vergißt nicht, daß man der Erde und der Wirklichkeit angehört." Er hatte seinerseits den Bruder an der Schulter gefaßt und schüttelte ihn; „verstehst du, Herr Nachtwandler? Der Wirklichkeit, wie sie war und ist und sein wird! Deren Anforderungen sich jeder zu beugen hat, jeder, mag er sein, wer er will und wie er will! Und nun zur Ruh und zu Bett! Es ist mein Ernst. Du siehst jetzt schon aus, als hättest du dir ein Fieber an den Leib erkältet."

Er knöpfte dem Jüngling, dessen halbnackter Körper in der kühlen Luft des dämmernden Morgens zu schauern begann, wie einem Kinde den Rock über der Brust zusammen; dann trat er mit ihm auf den Flur hinaus und verschloß hinter sich die Tür des Saales.

Mit einem leisen „Gute Nacht" schlüpfte Klemens der Treppe zu und verschwand nach den oberen Räumen des Gebäudes.

II

Im Hause des Doktor Allbach sah es seit einigen Tagen etwas anders aus als bisher, und zwar seitdem Fräulein Lucie Immenhof als Gast in dasselbe eingezogen war und darin wohnte. Der Schwerpunkt der Hausordnung war verschoben; für gewöhnlich ruhte derselbe in der Person des Hausherrn, jetzt stellte Fräulein Lucie ihn dar. Sie hatte aus Berlin, wo sie früh verwaist, ohne Eltern und Geschwister in der Gesellschaft einer alten An-

standstante wohnte, ihre großstädtischen Lebensgewohnheiten mitgebracht, und die stimmten nicht ganz mit denen des Städtchens überein. In kleinen Städten geht man früh zu Bett, um früh aufzustehen — in Berlin macht man es umgekehrt.

Den Morgenkaffee, den Doktor Allbach zu früher Morgenstunde in Gemeinschaft mit seiner Frau einzunehmen pflegte, mußte er jetzt meistens allein trinken, da seine Gefährtin um diese Zeit mit tausend kleinen Besorgungen für den noch schlummernden Gast beschäftigt war. Sie hatte an Luciens Schlafzimmertür zu lauschen, ob sie auch noch schliefe, den Mädchen anzuempfehlen, daß sie leise sein und den Gast nicht stören sollten; manchmal hatte sie auch ganz heimlich in das Gemach zu schlüpfen, um einen frischen Blumenstrauß hinein zu befördern, der die Erwachende begrüßen sollte.

Doktor Allbach ertrug sein Schicksal jedoch, ohne zu murren. Er war noch jung und empfand das heimlich süße Gefühl, das es dem Manne bereitet, einem weiblichen Wesen in seinen vier Pfählen Schutz und Obdach zu gewähren; namentlich, wenn dies weibliche Wesen schön ist, wie Fräulein Lucie Immenhof es war. Das Haus, das der Mann sich gründet, ist sein Reich, und es ist ein Gefühl ritterlichen Stolzes, den Frieden dieses Reiches einem schönen Geschöpf zuteil werden zu lassen, das sich ihm so ganz anvertraut, daß es sich darin entkleidet und zu Bett legt, und sich ihm in aller Hilflosigkeit des Weibes dahingibt.

Als Freundin der Frau Allbach, mit der sie sich seit den Kinderjahren kannte, war Lucie ins Haus gekommen, als Freundin des Herrn und der Frau Allbach wohnte sie jetzt darin; denn der Doktor brachte dem schönen, geistvollen Mädchen aufrichtige Verehrung dar.

Noch nie hatte er eine Frau gefunden, mit der er sich über wissenschaftliche Fragen so zu unterhalten vermochte, wie mit Lucie; er bewunderte das Interesse, mit dem sie ihm zuhörte, und den scharfen Verstand, mit dem sie Fragen stellte und Meinungen äußerte. Und zu dem allen kam jener unbestimmbare Hauch der großen Welt, den sie wie einen feinen Duft um sich verbreitete, der aus der feinen Fügung ihrer Worte herausklang, in der freien Leichtigkeit ihrer körperlichen Bewegungen sichtbar wurde, und der den Bewohner der kleinen Stadt gewissermaßen berauschte.

Doktor Allbach war ein pünktlicher Mann in seinem Beruf

und daher auch an dem Morgen des Tages früh aufgestanden, welcher dem Abend folgte, an dem die Gebrüder Doppnau bei ihm zu Gaste gewesen waren.

Er war schon bei der zweiten Tasse und der Zigarre, als Frau Allbach hereingeschlüpft kam, „um sich doch auch einmal nach ihrem vernachlässigten armen Alten umzusehen."

Sie fand ihn in die Morgenzeitung vertieft, die er bei ihrem Eintritt sofort beiseite legte.

„Wie steht's?" fragte er, „bist du schon bei Fräulein Lucie gewesen?"

Frau Allbach hatte bereits zu ihr hineingespäht — Lucie schlief noch ganz fest; sie mußte, ihrer Gewohnheit nach, gestern abend noch lange gelesen haben, denn das Licht sei ganz herabgebrannt gewesen.

Die Erdbeerbowle gestern abend würde ihr doch hoffentlich gut bekommen sein? forschte der Arzt.

Frau Allbach hoffte dasselbe.

Der Doktor blickte eine Zeitlang schweigend in die Rauchwolken seiner Zigarre, dann sprang er auf. „Weißt du," sagte er, „was mich geradezu in Erstaunen setzt? Daß das Mädchen noch nicht geheiratet hat."

Er ging im Zimmer auf und ab.

„Du kennst sie ja seit lange," fuhr er fort, „sie hat wohl schon eine gehörige Menge Körbe ausgeteilt? Hm?"

„Ich habe nie etwas davon gehört," erwiderte Frau Allbach.

Ganz überrascht blieb er stehen. „Was? Nicht? Es hätte noch niemand um sie angehalten?"

„Ich glaube, nein," versetzte sie.

„Aber wie ist das möglich?" fuhr Allbach auf, „sag' mir nur, wie ist das möglich? Ich will ganz davon absehen, daß sie schön ist, daß sie Verstand hat für zehn, aber daneben, denk' ich, hat sie von ihrem Vater ein ganz hübsches Vermögen mitbekommen; sie steht ganz allein in der Welt, bringt ihrem Manne keine Familienverpflichtungen mit, keine Schwiegereltern —"

Frau Allbach zeigte ein etwas ungeduldiges Gesicht; er ging zu ihr und küßte sie.

„Du weißt ja, Annchen," sagte er begütigend, „deine Eltern sind so — so — das sind gar keine Schwiegereltern, sondern nur Eltern, überhaupt — aber was sind denn das für junge Männer in Berlin, wenn keiner sich das Mädchen holt?"

Frau Anna war ans Fenster getreten und blickte sinnend hinaus; jetzt wandte sie sich zurück.

„Ja siehst du," sagte sie, „es ist ein eigen Ding — alles was du sagst, ist ganz richtig, und ich will auch gar nicht behaupten, daß Lucie die Männer gleichgültig ließe, aber, es ist merkwürdig aber wahr, die verheirateten Männer interessieren sich weit mehr für sie, als die unverheirateten — und das kann ihr schließlich nichts nützen," fügte sie auflachend hinzu.

„Was du sagst —" erwiderte ungläubig der Doktor.

„Du kannst es mir glauben," fuhr sie fort, „ich habe es mehr als einmal bemerkt und mich selbst darüber gewundert; die verheirateten und die sehr viel älteren Männer, das sind ihre Anbeter; die jüngeren kommen an sie heran, flattern eine Zeitlang um sie herum — und plötzlich sind sie wieder fort."

Allbach stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Hab' ich es nicht immer gesagt," rief er, „unser deutsches Männergeschlecht ist im Niedergang begriffen! Ein neuer Beleg für meine Behauptung. Auf der einen Seite geißelt man mit schalen Witzeleien die sogenannten Emanzipationsgelüste der Frauen, und auf der anderen läßt man die bedeutenden Mädchen sitzen und zwingt sie zu dem, was man ihnen vorwirft. Die Lucie ist ihnen ganz einfach zu klug und zu bedeutend, das ist des Pudels Kern; sie fürchten sich vor ihr!"

„Mag sein, daß du recht hast," entgegnete Frau Allbach, „ich habe immer das Gefühl gehabt, als wäre sie den Männern zu selbständig; sie lebt, ganz ohne irgend jemand zu fragen, gerade wie es ihr beliebt, macht Reisen in die Welt, liest Zeitungen, spricht über ernste Angelegenheiten mit, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen — und daran ist man bei uns zulande nun einmal nicht gewöhnt."

„Weil wir Deutschen uns die Frau noch immer nicht anders denken können, als mit dem Strickstrumpf oder hinter dem Herd," murrte der Doktor. „Die Herren fühlen ganz genau, daß der Mann, der mit solch einem Mädchen fertig werden soll, ein ganzer Kerl sein müßte, und das ist unbequem — natürlich."

„Ich habe mir schon manchmal recht ernste Gedanken über die arme Lucie gemacht," sagte Frau Anna. Sie blickte wieder zum Fenster hinaus: „Über die erste Jugend ist sie ja doch auch hinweg."

„Na, was das anbetrifft," erwiderte Allbach, „so wollen wir uns nur beruhigen; die Natur hat, als sie ihr das Gesicht gab, einen gut geschnittenen Prägestock gebraucht, sie hat Züge, und solch ein Gesicht hält sich länger als die Eintags-Gesichtchen, die nur von der Gnade und Barmherzigkeit der Zeit leben."

„Du brauchst dich nicht so zu ereifern," sagte Frau Anna, „es hat noch niemand etwas anderes behauptet."

Sie war rot im Gesicht geworden; der Doktor fühlte sich veranlaßt, wieder zu ihr zu gehen und ihr einen Kuß zu geben.

Dann trat eine Pause ein, Allbach zog sein Notizbuch hervor und überblickte die Reihe der Krankenbesuche, die er zu machen hatte.

„Weißt du, was ich heute vorhabe?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nun?"

„Ich werde zu Doppnau gehen und ihm sagen, er solle uns einmal seine Sternwarte zeigen."

„Uns?" fragte Frau Allbach langsam zurück, „heißt das, dir und mir?"

„Und natürlich Fräulein Lucie," entgegnete er.

Sie sah ihn mit listigem Lächeln schweigend an; der Doktor errötete ein wenig.

„Ich bin überzeugt, daß sie das sehr interessieren wird," stotterte er.

Statt aller Antwort hob sie die Hand und drohte ihm mit langgestrecktem Zeigefinger.

„Na? Was soll's?" fragte er mit erkünstelter Unbefangenheit.

„O du, du, du," sagte Frau Anna.

Allbach ließ ein kurzes Lachen hören. „Mit was für Gedanken diese Frauen immer gleich bei der Hand sind," sagte er.

Die Schlaguhr auf dem Kaminsims verkündete die neunte Stunde; Allbach wandte sich zur Tür, um sich zum Ausgehen fertig zu machen. Auf der Schwelle drehte er sich um, Frau Anna stand noch immer mit vielsagendem Lächeln mitten im Zimmer.

„Na und schließlich," erklärte er, „es ist wahr, Doppnau ist auch ein ganz famoser Kerl — oder bist du anderer Ansicht?"

„Ganz und gar nicht," erwiderte sie, „und ich bin auch überzeugt, daß es Lucie außerordentlich interessieren wird."

Der Doktor ging hinaus.

Als er auf dem Flur an der Tür vorüberschritt, hinter der Fräulein Lucie schlief, konnte er sich nicht enthalten, einen zärtlich bewundernden Blick auf die kleinen, zierlichen Stiefelchen zu werfen, welche dort, ihrer Gebieterin wartend, aufgestellt waren.

Wenige Minuten darauf trat Frau Anna bei Lucie ein.

In dem geräumigen Gemach herrschte noch das Halbdunkel; die Vorhänge an den Fenstern waren herabgelassen; vorsichtig spähte sie nach dem Bett, das quer im Zimmer stand.

„Komm nur herein," ertönte vom Lager her eine helle Stimme, „ich bin schon lange wach."

Die Arme unter dem Haupte gekreuzt, lang auf dem Rücken ausgestreckt, lag Lucie Immenhof da, mit klaren Augen ihrer Wirtin entgegenlächelnd.

„Darf ich die Gardinen öffnen?" fragte Frau Allbach.

„Nur zu," entgegnete Lucie.

Das einströmende Licht beleuchtete die Gestalt eines schönen, ruhenden Weibes.

Sie stand nicht mehr in der ersten Jugendblüte, aber unter der leichten Bettdecke zeichneten sich weiche, volle Körperformen ab, und die Züge des Gesichts, um welches sich das Federkopfkissen zu beiden Seiten emporbauschte, waren geistvoll, bedeutend und schön.

„Hast du gut geschlafen?" fragte Frau Anna, indem sie an das Bett herantrat.

„Wie ein Sack," erwiderte Lucie mit herzhaftem Gähnen — „setz' dich doch drauf," fuhr sie fort, als sie sah, wie Frau Anna nach einem Stuhl umherblickte und mit den Augen an dem Polsterschemel hangen blieb, auf dem Luciens Unterröcke und Strümpfe lagen.

„Ich zerdrücke dir ja deine Sachen," entgegnete diese „sieh nur, welche Pracht."

Mit der sachverständigen Neugier der Hausfrau und Kleinstädterin betrachtete sie Luciens elegante Kleidungsstücke; sie ließ den spitzenbesetzten Saum des weißen Unterrocks durch ihre Finger gleiten, dann strich sie mit der flachen Hand über die langen Strümpfe von feiner weißer Baumwolle.

„Wie Seide," sagte sie bewundernd, „wie Seide; ist das Berliner Arbeit?"

„Freilich," erwiderte Lucie, die, ohne ihre Stellung zu verändern, der Freundin gleichgültig lächelnd zusah.

Endlich hatte Frau Allbach einen noch freien Stuhl entdeckt, den sie neben das Bett rückte. Lucie drehte sich auf die Seite, indem sie das Haupt, dessen schönes dunkles Haar lang aufgelöst herniederhing und das Kopfkissen überflutete, in die aufgestützte rechte Hand lehnte.

„Und du sorglich waltende Hausfrau bist natürlich schon lange wieder auf den Beinen?" sagte sie, die klugen Augen, in deren Tiefen der Schlaf noch wie ein verfliegendes Gewölk lag, auf Anna gerichtet.

„Man hat für seinen Mann zu sorgen," versetzte Frau Allbach, beinah als ob sie sich entschuldigen müßte, „und für sein Haus —"

„Und für seinen faulen Logierbesuch," unterbrach Lucie sie lachend, „o du Heinzelmännchen! Von Gottes und Rechts wegen müßt' ich mich in Grund und Boden vor dir schämen."

Sie hatte den Oberleib aufgerichtet und umschlang den Hals der Freundin; die weiten Ärmel des Nachthemds glitten von den weißen, nackten Armen zurück; Frau Annas kleinbürgerliches Gesicht sah aus wie ein dürftiges Porträt in einem prachtvollen Rahmen.

Lucie hing sich mit der ganzen Wucht ihres vollen Oberleibes um Annas Nacken, so daß diese wie eine Weidenrute herabgebeugt wurde und sich mit den Händen auf die Bettkante stützen mußte, dazu lachte und kicherte sie wie ein neckischer Kobold.

„So," sagte sie, indem sie Anna auf die sanften Augen küßte, „nun hab' ich wie ein Feinschmecker dein Gesicht genossen, deine Augen sind darin das Hübscheste."

Sie ließ sich in die Kissen zurücksinken und reckte und streckte die Glieder.

„O dies Talent zum Schlafen," sagte sie, „ich glaube, es ist das einzige, das ich besitze."

„Du hast wohl gestern abend noch lange gelesen?" fragte Frau Allbach, indem sie zu dem Nachttisch hinüberblickte, der neben dem Bette stand. Neben unzähligen zierlichen Kleinigkeiten, die eine elegante Frau mit sich führt, um sie nicht zu gebrauchen, lag ein ziemlich dickleibiges, uneingebundenes Buch.

„Ja," sagte Lucie gähnend, „ich habe einen Roman zu Ende gewürgt, um dann um so sicherer einzuschlafen."

„Hübsch?“ fragte Frau Anna.

„Ein deutscher Roman,“ antwortete Lucie, „also versteht sich ja alles übrige von selbst. O diese deutschen Romane! Diese fürchterlichen deutschen Romane!“

Sie hatte die Füße gegen die untere Bettwand gestemmt und stampfte ungeduldig dagegen.

„Immer dieselbe Leier, mit ein paar neuen Modulationen, ohne eine neue Melodie. Zurechtgeschnitten wie Rechenexempel; statt des großen Ganges, den die Dinge ihrer Natur nach gehen müßten, immer der spanische Stiefelgang, den der Herr Verfasser sie machen läßt, damit sie hübsch artig an das Ziel gelangen, an dem er sie haben will. Und der unglückliche Leser, der dieses Ziel von der ersten Zeile an mit Händen greift! Wahrhaftig, man kommt sich vor wie ein Wanderer auf einer langweiligen Chaussee, der den Kirchturm auf eine Meile Entfernung sieht und die Pappeln zählt, die er noch hinter sich bringen muß, um bis ins Dorf zu kommen. Diese Männer, die in Druckform denken nnd in Aufsätzen reden! Und nun gar erst die Frauen! Diese Frauen! Das nennen sie das Leben! Das nennen sie Menschen! Diese Übermasse von Bildung und Büchergelehrsamkeit, und dieser gräßliche Mangel an Welterfahrung, an Lebenskühnheit und an Phantasie!“

Frau Anna saß ganz stumm und verschüchtert; sie fühlte sich zu fremd auf diesem Gebiete, um mitzureden.

Lucie lag wieder auf dem Rücken ausgestreckt, das Gesicht emporgerichtet; ihre Augen hafteten an der Stubendecke. Und diese eben noch so lächelnden Augen erschienen verändert, ganz dunkel, und aus ihren Tiefen blickte die schmachtende Seele eines einsamen Weibes.

„Ich habe mir immer gewünscht,“ fuhr sie wie mit sich selbst sprechend fort, „einmal in einem Buch eine Frauengestalt zu finden, bei der ich mir hätte sagen können: ‚das bist du‘ — ich hab’ es mir so schön gedacht, sich einmal von einem wirklich bedeutenden Mann so bis in die tiefste Tiefe durchschaut zu fühlen; er hätte vielleicht nicht viel Gutes gefunden, ich glaub’s beinah selbst, aber er hätte mich auch nicht zu schonen brauchen, unbarmherzig hätte er mit mir umgehen können, nur daß er mir wirklich über sei, nur daß er wirklich und wahrhaftig die Wahrheit sagte, nur das hätte ich fühlen müssen — aber ich habe nichts gefunden. Ich habe gelesen — puh, es ist gräßlich

darüber nachzudenken — ganze Leihbibliotheken, glaub' ich — aber ich habe nichts gefunden."

„Aber es wird doch gewiß manches Schöne und Gute geschrieben?" wagte Frau Anna beschwichtigend einzuwenden.

„Laß mich mit dem Schönen und Guten," rief Lucie ganz wild, „das sind Etiketten für gemanschten Wein! Ein Buch, das ich lese, soll mir etwas nützen, und unsere deutschen Romane nützen uns nichts! Nein, es ist mir klar geworden, die Kraft des deutschen Geistes wohnt heutzutage nicht in der deutschen Literatur; sie hat sich auf einen anderen Körperteil der deutschen Seele geworfen, auf die Wissenschaft."

Frau Anna fuhr wie elektrisiert auf. „Siehst du," rief sie, „siehst du, genau dasselbe hat neulich einmal, bevor du kamst, Professor Doppnau zu meinem Mann gesagt, als sie über solche Geschichten sprachen."

Lucie hatte wieder die Arme unter den Kopf geschoben; ein feines spöttisches Lächeln umkräuselte ihren Mund. „Professor Doppnau, das Orakel," sagte sie langsam.

„Aber wirklich beinah mit denselben Worten," versicherte Anna.

In Luciens Augen waren von neuem alle Kobolde des Mutwillens aufgewacht; sie wälzte den schönen, trägen Leib wieder auf die Seite und schaute die Freundin mit blinzelndem Lächeln an.

„Aber dein Professor Orakel," sagte sie, „ist in der Sache Partei; was der sagt, das zieht nicht."

„Professor — Orakel?" fragte Frau Anna.

„Ist er denn Euer Hausorakel etwa nicht?" entgegnete Lucie. Sie schob sich mit halbem Leibe aus dem Bett und legte den Kopf auf Annas Schoß. „Aber siehst du, Anna," sagte sie flüsternd, mit tief ernstem Ton, „was die deutschen Gelehrten anbetrifft, so muß ich dir etwas beichten, etwas Geheimes, etwas Schauerliches —"

„Was meinst du denn?" fragte Anna, die ganz unruhig wurde.

Lucie hob das Gesicht empor: „Sie sind langweilig, Anna, über die Maßen, furchtbar langweilig!" Sie umfaßte Anna und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Nun, es wird doch wohl Ausnahmen geben," wandte Frau Anna etwas empfindlich ein.

Lucie aber war nicht zu bändigen; wie ein wilder Wassernix schüttelte sie das flatternde Haar um den Kopf. „Traue einer Erfahrung von so und soviel Berliner Abend- und Mittaggesellschaften," rief sie; „ich habe im vorigen Winter in einer Bankierfamilie, in welcher der Küchenzettel neben den frischesten Sommergemüsen stets die neuesten Berühmtheiten der Saison aufweist, zu Mittag gegessen und neben einem Afrikareisenden von orchestraler Berühmtheit gesessen. Keine Zeitung, die nicht spaltenlange Artikel über ihn gebracht hätte; der Herr des Hauses in lauter Wonne zerschmelzend wie Butter, die man an die Sonne stellt; alle Gäste in flüsternder Ehrfurcht und ich selbst, von der man schmeichelhafterweise angenommen hatte, daß ich den imposanten Gast am besten unterhalten würde, mit allen gezogenen Registern meines armen Geistes an seiner Seite — und siehst du, nie im Leben habe ich mich öder gelangweilt, als in jenen Stunden! Ich weiß, daß hundert andere in meiner Lage sich ebenso gelangweilt haben würden wie ich, und dann aufgestanden wären und ‚welch ein interessanter, welch ein bedeutender Mann!' gelispelt hätten — aber ich konnte es nicht sagen und hab' es nicht gesagt und will's nicht sagen; denn die Wahrheit ist, daß der berühmte Reisende langweilig war wie ein unaufgeschnittenes Buch! Unzugänglich, wie sein schwarzer Erdteil selbst! Unausgiebig wie ein Barren Erz, den man einer Hausfrau in den Schoß legt, mit der freundlichen Aufforderung, damit ihre Wirtschaftsbedürfnisse zu besorgen!"

„Ja, ich weiß schon, was du sagen willst," schnitt sie Anna, die den Mund zu einer Erwiderung spitzte, das Wort ab, „daß der Barren Gold ist; natürlich, das nehm' ich auf Treue und Glauben an, aber was nützt mir ein Riesenwust von Wissen und Gelahrtheit, wenn nie ein Körnchen davon abfällt, um mich armes hungerndes Menschenkind zu füttern? Der Mensch soll dem Menschen nützen! ‚Lies seine Werke,' entgegnet man mir — aber ich will nicht immer lesen und lesen! In Deutschland wird schon viel zu viel gelesen! Ein bedeutender Mann soll nicht nur schreiben, sondern auch sprechen können! ‚Salongeschwätz!' ruft man mir von oben herunter zu. ‚Unter der Würde eines großen Geistes,' aber man braucht im Salon nicht zu schwatzen, man kann im Salon sehr gut reden, und die Männer sollten uns Frauen dankbar sein, die wir sie dazu nötigen. Ein gutes gesprochenes Wort ist mehr wert und bleibt lebendiger im Ge-

dächtnis, als zehn Seiten guten geschriebenen Inhalts; wer schreibt, ist wie der Prediger auf der Kanzel, er hat immer recht; wer spricht, muß sich auf Einwendungen gefaßt machen. Und die Prediger auf der Kanzel sind langweilig und die Schreibemenschen desgleichen, und wer seinen Nebenmenschen langweilt, der — der begeht ein Verbrechen an der Menschheit, denn Langeweile tötet nicht bloß, sie richtet zugrunde, ruiniert, moralisch, geistig und körperlich! Langeweile ist gräßlich, fürchterlich, entsetzlich!"

Lucie hatte das Gesicht in das Federpolster gedrückt; dadurch bekam der erstickende Schall ihrer Worte etwas Dumpfes, Rauhes.

War das Scherz? War das Ernst? Es klang beinah wie eine verzweifelte Klage. Mit den Füßen stieß sie um sich wie ein wildes, ungebärdiges Kind, so daß die Decken umherflogen und die sorgliche Anna hinzutreten und ihren entblößten Körper zudecken mußte.

„Aber Lucie," sagte sie, „du wirst doch nicht so ungerecht sein und alle deutschen Gelehrten für langweilig erklären, weil du einmal neben einem gesessen, der es vielleicht zufällig war?"

„Er war der erste nicht und nicht der letzte," erwiderte Lucie, indem sie abermals den feierlichen Ton anschlug, durch den sich die gute Anna regelmäßig in die Falle locken ließ, „siehst du, Anna, Freundin, Vertraute, da war ich vor kurzem bei Freunden zum Besuch, in einem Städtlein, so da liegt etliche Meilen von dem großen Berlin, und in dem Städtlein wohnte ein weiser Mann, welcher da kannte die Sonne, den Mond und den Gang aller Gestirne; und sie hatten ihn eingeladen zu einer Abendgesellschaft und hatten vor ihn hingestellt eine Erdbeerbowle, auf daß sein Herz fröhlich werde und sein Mund übergehen sollte von der Weisheit, so da in ihm aufgespeichert war, und mich hatten sie an seine Seite gesetzt, daß ich profitieren sollte von der Weisheit, so von ihm ausginge. Und er tat den Mund auf und siehe da — er war fürchterlich langweilig."

Annas Augen waren ganz rund geworden vor staunendem Entsetzen.

„Das — geht wohl gar auf Professor Doppnau?" stammelte sie endlich.

Statt aller Antwort brach Lucie von neuem in schmetterndes Gelächter aus. Anna war kleinlaut geworden und zupfte an ihrem Kleide.

„Aber liebe, liebe Lucie," brachte sie nach längerem Schweigen schüchtern hervor, „wo willst du denn schließlich die Menschen finden, mit denen du leben kannst?"

Ein plötzliches Zucken ging über Luciens Gesicht, ein Schatten sank über ihre Augen.

„O Weisheit," sprach sie langsam und dumpf, „du sprichst wie eine Taube und wie Anna Allbach. Es ist schrecklich, wenn einem nichts und niemand imponiert."

Sie hatte die Arme über dem Gesicht verschränkt und lag so eine geraume Zeit, ohne einen Laut von sich zu geben. Dann fuhr sie mit einem Ruck empor und schwang sich mit beiden Beinen aus dem Bett.

„Genug jetzt des Träumens," rief sie, „jetzt wollen wir leben, und dazu gehört zunächst, daß man aufsteht!" Mit einem Satz stand sie mitten im Zimmer und reckte und streckte ihre schöne Gestalt, welche das Nachtkleid bis zu den Knöcheln umfloß.

„Erkälte dich nur nicht," sagte Frau Anna, indem sie auf Luciens Füße blickte, die nackt auf den Dielen standen.

Lucie streckte beide Arme aus: „Für wen soll ich mich denn aufsparen?" sagte sie, „ich arme, einsame, stachlige Agave!"

Das Haupt in den Nacken geworfen, die Arme, mit aufwärts gerichteten Handflächen in der Luft schwebend, begann sie plötzlich mit hallender Stimme zu deklamieren:

„Der Strauch im Walde, welchen der Frühling weckt,
Vergißt des Winters, schmückt sich mit frischem Grün,
Er beugt sich flüsternd zu den Genossen
Und freut sich mit ihnen des kommenden Sommers.
Für mich kein Lenz, kein Sommer, noch Wandel der Zeit,
Mich kleidet immer das gleiche, nie wechselnde Grün,
Und immerdar schreckt mit stachligen Blättern
Ewig jungfräulich die herbe Agave."

Anna hatte ihr mit wortlosem Staunen zugehört. „Hast du das gemacht?" fragte sie.

„Es ist mir so eingefallen," erwiderte Lucie leichthin, „weil es mir so auf mich zu passen scheint."

Jetzt stürzte Anna auf die Freundin zu und schloß sie in leidenschaftlicher Inbrunst in ihre Arme.

„Nein!" rief sie, indem sie den schönen, vollen Leib, der so gar nichts von der Rauheit der Agave hatte, an sich drückte, „so soll es nicht sein, Lucie, so soll es nicht sein!"

Mit zärtlichen Küssen bedeckte sie Luciens Gesicht.

Lächelnd blickte ihr diese in die Augen. „Oder soll ich mich aufsparen für ihn?“ fragte sie, „für deinen Professor Orakel, den Sterndeuter?“

Anna wurde feuerrot. Lucie legte ihr beide Hände auf die Schultern, und indem sie sie so in einiger Entfernung von sich festhielt, weidete sie sich an ihrer Verlegenheit.

„Ach Lucie,“ sagte Frau Anna, „ich weiß nicht, was ich dir sagen soll, nur glücklich möchte ich dich sehen, recht innerlich glücklich. Und wahr ist es ja,“ fuhr sie stockend fort, „es ist ein sehr bedeutender und ausgezeichneter Mann. — Allbach sagt es auch.“

Lucie drehte sich mit kurzem Lachen auf den Hacken um.

„Nun, wenn es so steht,“ rief sie, „dann merke ich, daß Ihr freilich viel früher aufgestanden seid als ich! Geh jetzt und mach' mir eine Tasse Tee; ich will so rasch nachholen, als ich kann; ich komme dir nach.“

Während Lucie sich auf den Bettrand setzte, um die Strümpfe anzuziehen, ging Frau Anna hinaus, Frühstück für sie zu bereiten.

III

Ein so verdutztes Gesicht hatte die alte Agathe vielleicht in ihrem ganzen Leben noch nicht gemacht, wie heute, zwei Tage nach der Abendgesellschaft bei Allbachs, als sie aus des Professors Arbeitszimmer trat. Er hatte nach ihr gerufen und gleich, als sie eingetreten, war er ihr „so besonders, so anders als sonst“ erschienen, „beinah so wie jemand, der was auf'm Gewissen hat“. Er war vom Schreibtisch aufgestanden, ans Fenster getreten, hatte ihr den Rücken zugedreht, die Hände in die Hosentaschen gesteckt und dann gesagt: „Sagen Sie mal, Agathe, wenn man nachmittags Damen zum Besuch hat, ist es dann richtiger, daß man Kaffee oder Schokolade vorsetzt?“

„Aber wer hat denn Damen zum Besuch?“ war Agathe, nachdem sie die Sprache wiedergefunden hatte, herausgeplatzt.

„Ich will nämlich in den nächsten Tagen Herrn Doktor Allbach mit seiner Frau einladen“ — hatte er darauf gesagt — dann war er ganz rot geworden, „und vielleicht ist auch noch eine andere Dame dabei.“

Da war's heraus! Diese „andere Dame" ging wie ein Brummkreisel in Agathens Hirn herum, so daß sie kaum die genügende Geistesgegenwart zusammenraffen konnte, um ihr Gutachten auf Kaffee abzugeben. Aber ihre Prüfungen waren damit noch nicht beendet. Denn eine halbe Stunde, nachdem sie des Professors Zimmer verlassen hatte, klopfte es an ihr eigenes Zimmer, in dem sie halb beleidigt und ganz verstört saß, und der Professor erschien auf der Schwelle.

„Sagen Sie mal Agathe," fing er wieder an, „mir ist eingefallen, steht nicht auf dem Boden oben eine ganze Kiste voll Porzellan von meinen Eltern her?"

Allerdings stand dort oben eine solche, und nun mußte Agathe mit dem Herrn Professor hinaufsteigen, und beide rückten aus einem Winkel eine Kiste hervor, auf der uralter Staub in faustdicken Schichten lag. Der Deckel wurde mit Anstrengung aufgebrochen, und aus der Kiste entstieg, in den Strohverpackungen, in denen es vor vielleicht zwanzig Jahren hineingelegt worden war, ein schönes altes Familienporzellan: Teller, Schüsseln, Terrinen und Tassen.

„Das ist ja eine vollständige Ausstattung," sagte Doppnau, der ganz verblüfft vor seinem ungeahnten Reichtum stand. „Und da ist ja noch eine zweite Kiste? Ob da auch Sachen drin sind?"

Auch diese zweite wurde aus dem Winkel gezerrt; sie war etwas kleiner, aber ebenso schwer wie die erste, und als Inhalt derselben enthüllten sich feine alte Damast-Tischtücher, Servietten und schweres altes Tafelsilberzeug für mehrere Bestecke.

„Ist denn so etwas erhört?" sagte der Professor; „da stehen all die Herrlichkeiten hier oben und verkommen. Damit kann ich ja eine Gesellschaft von hundert Personen geben!"

Er hatte eins der Tischtücher aus der Kiste genommen und ausgebreitet.

„Wahrhaftig," sagte er, „ein Glück, daß ich einmal darüber herkomme; der Damast fängt schon an zu vergilben und zu stocken; er muß ans Licht und an die Luft."

Agathe hockte schweigend am Boden und entfernte die Strohhüllen von den einzelnen Porzellanstücken; der Professor trat hinzu und legte selbst mit Hand an. Ein bisher ungekanntes Wohlgefühl ging von seinen arbeitenden Fingerspitzen bis in sein Herz, das des Besitzes. Aus der lange verschlossenen Kiste

stieg der Hauch der alten Zeit; das Porzellan war von altmodischer Gestalt; an viele der einzelnen Stücke knüpften sich Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, die lange versunken und vergessen, jetzt beim Anblick derselben plötzlich wieder auftauchten. Da war eine alte Sauciere, mit einem sonderbar geschweiften, in einem Vogelkopf endigenden Griff, deren er sich gar wohl entsann; hier eine alte Mostrichbüchse. Er betrachtete heimlich lächelnd den Deckel derselben, auf dem ein Türkenturban von Porzellan als Knopf angebracht war.

War es denn möglich, so etwas so gänzlich zu vergessen? Der Turban war blau gemalt gewesen, und der Kopf, den er umschloß, rot; die Farbe war nur in schwachen Andeutungen noch erkennbar, und er erinnerte sich, wie seine eigenen Kinderhände dazu getan hatten, sie abzugreifen. Denn so oft er das Mostrichbüchschen auf dem Tische erblickte, hatte er danach geampelt und gestrampelt.

Und jetzt, indem eine alte Obstschale sich aus dem Stroh herausschälte, war es ihm, als sähe er die Hände seiner Mutter wieder, die sie hielten, die schlanken Hände, an deren einem Finger ein schmaler Goldreif blinkte, wie ein nie verlöschender Liebesblick seines längst verstorbenen kaum gekannten Vaters. Es war ihm, als tauchte über der alten Schale ihr Gesicht wieder auf, die blasse Stirn, von feinen, tiefen Furchen durchzogen, die er mit kindlich ahnungslosem Finger so manches Mal tastend nachgezählt, während sie still dazu gelächelt hatte. — Das leise Rauschen ihres Kleides glaubte er wieder zu hören, in das er so oft sich hineingedrückt; der Duft, der aus der alten Kiste stieg, umfing ihn wie der Duft der alten Heimat, wie die stille, eingeschlossene, anheimelnde Luft des häuslichen Lebens — und das alles so in den Winkel geschoben, so versunken während langer, langer Jahre, vergessen unter rastlosem Arbeiten und Ringen und Schaffen! Es überkam ihn plötzlich etwas, das er nie bisher gekannt, etwas wie ein unbestimmtes großes Sehnen, das ihm die Brust weitete, das ihm vom Herzen emporschwoll bis in den Hals — und er stand auf und ging stumm hinaus.

Mit nachdenklichen Blicken schaute die alte Agathe hinter ihm drein.

Hastigen Schrittes durchmaß der Professor das ganze Haus; Klemens war ausgegangen; es erschien ihm so geräumig und so einsam. Zum ersten Male fiel es ihm ein, daß es eigentlich

eine Wohnung für eine Familie war; die Regierung hatte offenbar darauf gerechnet, daß der Direktor der Sternwarte ein verheirateter Mann sein würde. Jetzt mußte er beinahe lachen, indem er daran dachte, wie verschwenderisch er mit dem Raume umgegangen war: sein Arbeitszimmer war ein Salon; Klemens' Stube über der seinigen gleichfalls ein Salon, und das zweifenstrige Zimmer, in dem die alte Agathe nach der Seite hinaus wohnte, konnte man füglich ebenso nennen.

Zum Herbste kam die Zeit, da Klemens auf die Universität ging — dann würde es noch einsamer als jetzt, und er mit der alten Agathe allein sein.

Und indem er so vom Flur in das Zimmer und aus dem Zimmer wieder auf den Flur ging und dem Widerhall seiner Schritte lauschte, überkam es ihn wieder, wie vorhin beim Anblick der alten Kiste, und der Gedanke stieg in ihm auf, wie anders das alles sein würde, wenn ein Frauenkleid in diesen öden Räumen rauschte, wenn der leichte Schall weiblicher Füße auf der Treppe und im Flur sich vernehmen ließe.

Es trieb ihn hinaus in den Garten. Die Bäume standen dunkelgrün im wolkenverhangenen, dämmernden Nachmittagslicht, regungslos wie in der Erwartung eines kommenden Ereignisses, vielleicht eines Gewitters, und die schwere, warme Luft trug ihm den Duft der Levkojen zu. Mit tiefen Atemzügen sog er den süßen Hauch, und plötzlich war es nicht der Duft der Blumen mehr, sondern ein anderer, heißerer, ein Duft, der in seiner Erinnerung geschlummert hatte und nun daraus hervorquoll, seine Nerven überrieselnd, seiner Sinne sich bemeisternd, so wie ein plötzlicher Trunk Wein einen fastenden Asketen berauscht, der Geruch der Menschheit, der Atem, den das eine Geschlecht zum anderen Geschlecht hinübersendet, der Duft des Weibes, neben dem er gesessen hatte vor zwei Tagen.

Er blieb jählings stehen, wie ein Mensch, dem etwas Ungeahntes begegnet; er blickte umher, als fürchtete er, daß irgend jemand da sei, der irgend etwas gehört oder erraten haben könnte, und dann, von leidenschaftlicher Unruhe ergriffen, stürzte er ins Haus, setzte den Hut auf und schlug sich durch die hintere Gartenpforte hinaus in den Wald, der, unmittelbar am Garten der Sternwarte beginnend, auf Meilen weit das hügelige Gelände der Umgebung bedeckte. Stürmenden Schrittes ging er dahin, durch die köstliche, grüne Fichteneinsamkeit; rot hinter den fernen Stämmen leuchtete

die Glut der untergehenden Sonne, die mit letzten Strahlen durch die Wolken brach, und dieser Wald, den er so gut kannte, verwandelte sich ihm in ein Gebiet des Märchens und des Geheimnisses. Es war ihm, als müßte etwas Niegesehenes, Wunderbares in seinen Tiefen verborgen sein, und als würde er es sein, der es fände, sähe, entdeckte, wenn er nur hineindränge, immer tiefer, eifriger, und jetzt, indem er an eine Waldblöße gelangt war, auf welcher der Abendnebel zu steigen begann, würde er nicht gestaunt haben, wenn dort vor ihm Erlkönigs Tochter mit ihren Gespielinnen den Reigen geschwungen hätte.

Er wußte ja nun, wie es aussah, das bestrickende Weib: mit dunklen, blaugrünen Augen, halb gut und halb bös, halb sehnend und halb abstoßend, halb klug wie die Schlange und halb träumend wie ein Kind. — Er wußte ja nun den Namen der Zauberin, den niemand noch gekannt, und indem er sich aufatmend an den Stamm einer mächtigen Kiefer lehnte und mit träumerischer Hand von der schuppigen Rinde Stückchen abbrach, sprach er ihn vor sich hin: „Lucie, Lucie, Lucie."

IV

Unter der kleinen Veranda, die sich an der Rückseite des Allbachschen Hauses auf den Garten öffnete, saßen, des stillen, schönen Nachmittags genießend, die beiden Damen mit Handarbeiten beschäftigt. Frau Allbach zeichnete mit rotem Garn Nummern in neu gekaufte Staubtücher; Lucie stichelte an einer buntfarbigen Stickerei, deren Hauptzweck anscheinend darin bestand, niemals fertig zu werden. Zwischen beiden stand ein weißgedeckter Tisch; Frau Anna hatte dem feineren Naturgenuß durch derbere Mittel eine feste Grundlage verliehen; aus einer dickbauchigen Kanne goß sie sich die zweite Tasse Kaffee ein, während Lucie, die keinen Kaffee trank, seit einer Stunde an einer Tasse Tee nippte.

Ihre Beschaulichkeit wurde durch das energische Klappen der Tür und durch den Schall hastiger Tritte unterbrochen, welche durch den Salon kamen; es war der Herr des Hauses, der, vom Nachmittags-Rundgang bei seinen Patienten heimkehrend, zu ihnen trat.

Doktor Allbach war aufgeregt; er trug die eben angekom-

mene Abendzeitung in der Hand; eine Stelle in dieser schien es zu sein, die ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

„Es ist doch ein merkwürdiger Mensch!" begann er, nachdem er Fräulein Immenhof die Hand geküßt und Annas Stirn mit den Lippen berührt hatte. „Ein großartiger Mensch!" Er rückte sich einen Stuhl an die Treppe, die zum Garten hinunterführte, und begann einen Absatz aus der Zeitung vorzulesen, wo mit Posaunenklängen rühmender Bewunderung die Entdeckung eines Kometen am südlichen Sternhimmel angezeigt und der Name dessen verkündet wurde, dessen genialer Berechnung man sie verdankte, des großen Astronomen Professor Doppnau.

Frau Anna hatte das eben angefangene Staubtuch in den Schoß sinken lassen und hörte mit weit geöffneten runden Augen zu; Lucie stichelte, tief niedergebeugt, an ihrer Stickerei weiter; ein leises Erröten überhauchte ihr Gesicht.

„Da komme ich auf seine Sternwarte," fuhr der Doktor fort, indem er die Zeitung zusammenkniffte, „und ob der Mann mir auch nur ein Wort von dem allen sagt? Auch nur eine Silbe davon, daß er eben einen großartigen Triumph errungen hat und ein berühmter Mann für alle Zeiten geworden ist? Kein Gedanke! Spricht mit mir, als wenn nicht das geringste vorgefallen wäre, läßt mich gehen, ohne mir das mindeste zu verraten — nein, diese Anspruchslosigkeit! Es ist famos! Wirklich famos!"

Eine Pause trat ein.

„Es ist wahr," sagte Lucie, „man wird stolz auf die deutsche Natur, wenn man so etwas hört."

„Nicht wahr?" rief der Doktor, und er sah zu ihr hinüber, als wenn sie ihm ein Geschenk gemacht hätte. „Übrigens," fuhr er fort, „bin ich mit einem Auftrag versehen, dessen ich mich bei keiner besseren Gelegenheit entledigen könnte; Professor Doppnau hat uns zu morgen nachmittag eingeladen, die Sternwarte zu besuchen, er selbst will den Führer und Erklärer machen."

Lucie hatte die Augen wieder tief auf ihre Stickerei gesenkt; sie fühlte, wie die Blicke der beiden sich stumm auf sie richteten; ein heißes Erröten ging über ihre Wangen. War das ein Plan, der gegen sie geschmiedet wurde? Beinah schien es so; ein unwillkürlicher tiefer Atemzug schwellte ihre Brust.

„Von unserer Seite steht gewiß nichts im Wege," sagte Frau Anna rasch und kurz abbrechend.

Lucie erhob lächelnd das Haupt. „Warum unterstreichst

du das ‚unsere' so?" fragte sie; „wenn Herr Professor Doppnau mich in seine Einladung eingeschlossen hat, so hoffe ich, daß du mich nicht ausschließen wirst?"

Allbachs wechselten einen raschen Blick, dann stand der Doktor auf, um Doppnau in einigen kurzen Zeilen mitzuteilen, daß seine Einladung angenommen sei.

Der Brief kam am Morgen des nächsten Tages auf die Sternwarte und wirkte dort ungefähr mit der Gewalt einer elektrischen Feuerglocke, berauschend auf den Professor, vernichtend auf Agathe. Beide gingen den Vormittag hindurch wie im Traum, der Professor in einem selig entzückenden, die Alte in einem dumpf grollenden. Sie fühlte sich gekränkt, betrogen, in ihren Rechten und Gewohnheiten bedroht. Als sie Klemens das Frühstück auf sein Zimmer brachte, machte sie ihrem belasteten Herzen Luft.

„Na, junger Herr," sagte sie, „wir können nu bald Abschied voneinander nehmen, die alte Agathe wird man nu nicht mehr lange hier gebrauchen."

Klemens blickte von seiner Arbeit auf. „Was meinen Sie?" fragte er.

„Na — wenn doch nu bald eine Frau ins Haus kommt," erwiderte sie mit einem rauschenden Seufzer.

Klemens blickte sie wortlos an.

„Wir haben ja heute Gesellschaft," fuhr sie fort, „Doktor Allbachs und noch eine Dame."

„Fräulein Immenhof?" fuhr Klemens heraus; er sprang vom Stuhle auf.

Agathe horchte auf; das also war der Name.

„Wenn sie so heißt," sagte sie, „dann wird sie's wohl sein," sie wischte mit ihrer Schürze über einen Stuhl, auf dem kein Staub lag, „ja, ja, ja" — stöhnte sie — „wer so etwas gedacht hätte."

„Was reden Sie denn?" sagte Klemens, heftig auf- und abgehend, „das ist ja alles Unsinn!"

„Ach ne, Herr Klemens," erwiderte Agathe, indem sie wieder einen rasselnden Seufzer aus der Brust steigen ließ, „ich kenne das; wenn sich ein Mann in den Jahren von unserm Herrn Professor das Heiraten erst einmal in den Kopp gesetzt hat, denn ist partout kein Halten mehr, denn geht's los, bis die Geschichte fertig is."

Sie ging kopfschüttelnd hinaus und ließ Klemens in einem merkwürdigen Zustand allein.

Er ging noch immer, wie betäubt, im Zimmer auf und ab, seine Fäuste ballten sich. „Die Diebin!“ murmelte er, „die elende Kokette!“ Ein wütender Haß gegen Lucie Immenhof erfüllte sein ganzes Wesen. Tränen traten in seine Augen; sein Leben schien ihm zerstört. Wie schön, wie reich, wie voller Poesie war dieses Leben in der Einsamkeit mit dem Bruder gewesen! Und nun drängte sich diese Fremde herein, dieses Weib, das ihm vom ersten Augenblicke an unheimlich gewesen war, und wollte ihm seine geliebte Einsamkeit stören, seine Träume verscheuchen! Mit der ganzen Eigensucht fanatischer Liebe hing er an dem Bruder; alle Welt sollte ihn ehren und verehren, aber lieben sollte ihn keiner dürfen, als nur er allein! Und jetzt kam dieses Weib und wollte ihm den Bruder entwenden? Wollte wohl gar von ihm wieder geliebt sein? Wer gab ihr dazu das Recht? Sie hatte seinen Bruder umgarnt, seinen herrlichen, großen Bruder, der nichts von Hinterlist wußte und ahnte!

Er hatte sie ja neben ihm sitzen sehen bei Tische an jenem Abend; und diese kühle, vornehm elegante Dame mit dem spöttisch lächelnden Munde, mit den scharfen beobachtenden Augen, die sollte sich wohlfühlen können hier oben in der heiligen Einsamkeit? Das sollte die Frau sein für seinen Bruder?

Beim Mittagessen, bei welchem die Brüder zum erstenmal während des heutigen Tages zusammentrafen, kam es zwischen ihnen zu einem heftigen Auftritt — es war vielleicht das erstemal im Leben. Klemens hatte die Absicht geäußert, gleich nach der Tafel einen weiten Spaziergang zu unternehmen und erst zum Abend heimzukehren — der Professor hatte erklärt, daß das heute unmöglich sei.

Mit erheucheltem Staunen hatte Klemens nach dem Grunde gefragt und der Professor erwidert, daß heute nachmittag Gäste kommen würden.

„Was geht denn mich das an?“ murrte Klemens unwirsch.

„Aber mir kommt es darauf an,“ entgegnete scharf und gereizt der Professor, „daß du nichts Unpassendes tust.“

Schweigend aßen sie zu Ende, und schweigend gingen sie nach der Mahlzeit auseinander.

Um fünf Uhr nachmittags rollte eine Droschke an der Gitterpforte des Gartens vor; im nämlichen Augenblick kam hastigen

Schrittes, beinah laufend, der Professor aus einem Laubgange heran. Er hatte das Knirschen der Räder im Sande des Weges gehört, und der gedämpfte Schall war ihm durch Mark und Bein gegangen; das Herz schlug ihm bis zum Halse, und sein Gesicht war dunkelrot, als er die Ankömmlinge begrüßte.

Doktor Allbach war bereits aus dem Wagen gesprungen und half seinen Damen beim Aussteigen; das Haupt mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, landpartiemäßig ausgerüstet, kletterte Frau Anna hinunter, hinter ihr kam Lucie Immenhof; sie trug einen kleinen Hut und schützte sich mit einem Sonnenschirmchen von dunkelblauer Seide gegen die Sonnenstrahlen; ihr Kleid von buntgeblümtem hellgelbem Seidenstoff hob sich leuchtend von Annas grauer, auf Staub berechneter Gewandung ab.

Verlegen wie ein großer Junge stand der Professor an der Pforte und überließ zunächst dem Doktor alle Handreichungen. Dann riß er den runden Filzhut vom Kopfe und verbeugte sich mit steifem Rücken erst gegen Frau Allbach, die ihm freundschaftlich derb die Hand schüttelte, dann gegen Fräulein Immenhof, die sich anmutig lächelnd verneigte. Erröten steckt bekanntlich an, und daher mochte es kommen, daß, als sie dem Mann sich gegenübersah, der sie glühenden Gesichtes mit großen Augen anstarrte, auch ihre Wangen sich röteten. Unwillkürlich senkte sich ihr Blick, und dieser Ausdruck schamhafter Verlegenheit verlieh ihrem Antlitz, das für gewöhnlich so keck und überlegen in die Welt hinausschaute, einen neuen, eigenartigen Liebreiz.

„Nun denk' ich, zeigen Sie den Damen zunächst den Garten," sagte der Doktor, der sich berufen fühlte, dem schüchternen Freunde zu helfen; die Gesellschaft setzte sich in Bewegung, den Laubgang hinunter. Das Gespräch aber blieb höchst einsilbig; der Professor fand durchaus keinen Anknüpfungspunkt; was sollte man denn an einem Garten erklären?

„Darf ich die Damen bitten, hier entlang zu kommen?" sagte er endlich, indem er aus der Allee in einen Seitenpfad zur Rechten abbog. Man ging zwischen zwei Reihen von Glaskästen, unter denen seltene Gewächse gezogen wurden und auf denen der grelle Sonnenschein lag. Lucie, die unter dem Schatten der Bäume ihren Schirm eingezogen hatte, spannte ihn, beinah seufzend, wieder auf.

„Darf ich die Aufmerksamkeit der Damen hierher lenken?"

sagte Doppnau, indem er an einem großen viereckigen Kasten stehen blieb und den Deckel zurückschlug.

Man erblickte in demselben eine Sammlung von Kakteen aller Art und Gestalt.

„Ich habe mir hier eine Sammlung von seltenen Exemplaren dieser Ordnung angelegt," sagte der Professor, „und sie sind sehr schön fortgekommen."

Um jede der Pflanzen war ein Bändchen geschlungen, an welchem ein Blatt steifen Pergaments in peinlich sauberer Schrift den Namen verkündete.

„Hier zunächst einige Rhipsalideen," erklärte der Professor voll Eifer, „die bekanntlich in den meisten Fällen nur parasitisch auf Bäumen wurzelnd erscheinen; hier daneben einige recht schöne Melokakteen und hier ein besonders schönes Anhalonium." Er wies auf einen Kaktus von rübenförmiger Gestalt. „Dort endlich sehen Sie eine Ficus indica, einen Feigen-Kaktus."

„Kann man die Feigen essen?" forschte Frau Anna.

„Sie werden in unserem Klima nicht reif," erklärte der Professor.

Lucie lächelte leicht. „Wer wird bei einer wissenschaftlichen Sammlung gleich mit so opportunistischen Gedanken bei der Hand sein?" sagte sie. In Wahrheit schien ihr aber die Frage ihrer Freundin gar nicht dumm, denn die „wissenschaftliche Sammlung" erweckte ihr nicht das mindeste Interesse. Die fleischigen, stachligen Pflanzen von kugeliger und strunkiger Gestalt, die breiten Blätter des Feigen-Kaktus, die wie grün angestrichenes Leder aussahen, erschienen ihr abscheulich, die Reihen von Pergamentstreifen mit halb unverständlichen, gelehrten Bezeichnungen langweilten sie; zudem brannte die Sonne, und ihre zartbeschuhten Füße glühten in dem heißen Sande.

Der Professor aber hatte ihre Äußerung augenscheinlich ernst genommen. „Das ist ein seltener Fall," sagte er leuchtenden Blickes, indem er den Deckel wieder niederlegte, „daß man bei einer Dame solchen Ernst für wissenschaftliche Zwecke findet."

Lucie war ganz überrascht von diesem übertriebenen Lob. Ein Gedanke huschte durch ihre Seele: wie leicht ist es, solchen ernsten Mann glauben zu machen, was man will — und tun zu lassen, wie man will, setzte ein Echo in ihrem Innern hinzu.

„Ich glaubte, zu einem Astronomen zu kommen," sagte sie

lächelnd, „und finde, Herr Professor, daß man Sie auch als Botaniker bewundern muß."

Die Gesellschaft war wieder in den Laubgang zurückgekehrt nnd setzte ihren Weg in demselben fort. Plötzlich blieb Lucie stehen. „Wie herrlich ist das!" rief sie. Durch die Bäume hindurch bot sich ein prachtvoller Ausblick auf die Landschaft; man sah den breiten Strom, der am Fuße des Berges dahinzog, und jenseits desselben erhoben sich die Türme und Häuser der Stadt.

Die anderen waren stehen geblieben, weil Lucie stehen blieb; sie mochten die Aussicht von früher her kennen, denn auf keinen machte der Blick solchen Eindruck wie auf sie.

„Wie schön," sagte Lucie leise, „wie schön." Sie schien im Begriff, in tief beschauliche Träumerei zu versinken.

„Wenn Sie mir erlauben wollen, gnädiges Fräulein, Sie weiter zu führen," sagte der Professor, „so glaube ich, Ihnen von der Plattform der Sternwarte denselben Blick in noch verstärkter Schönheit versprechen zu können."

Lucie wandte sich rasch um und ließ ein kurzes, beinah ungeduldiges Lachen hören. „O diese unersättliche Zeit, in der wir leben," rief sie; „sie verwandelt uns den Genuß in eine Pflicht; man darf bei Schönem nicht verweilen, wenn man nicht das Schönste gesehen hat!"

Doktor Allbach stieß seine Frau in stummer Bewunderung an; Doppnau schritt hastig an ihre Seite.

„Was Sie eben sprachen, gnädiges Fräulein," sagte er, „trifft mein tiefstes Empfinden; niemand kann Ihnen mehr beipflichten als gerade ein Mann der Naturwissenschaft. Denn wir, die wir das Große und das Kleine in der Welt mit gleicher Liebe beobachten, wissen, daß das Kleine in seiner Art ebenso groß und wunderbar ist wie das Große, und daß nur der oberflächliche Sinn es ist, der die Bezeichnungen ‚größer' und ‚schöner' wie falsche Etiketten in die Welt gesetzt hat."

Er hatte ohne Verlegenheit, mit tiefer, leiser Eindringlichkeit gesprochen, als sollte nur sie ihn hören, und in seiner Stimme war eine verhaltene, zitternde Glut.

Lucie fühlte plötzlich einen großen Respekt. Sie empfand, daß sie einem Manne gegenüberstand.

„Und wenn ich heute von meinem Grundsatze scheinbar abweiche," fuhr Doppnau fort, „so müssen Sie es mir verzeihen;

ich bin heute in der Lage des Fremdenführers und möchte, daß die Herrlichkeiten, die zu meinem Reiche gehören, einigen Eindruck auf Sie machten."

Der Ton der Stimme vereinigte sich mit dem Inhalte des Gesprochenen, um die Huldigung, die in diesen Worten lag, zu einer vollständigen zu machen.

Lucie blickte ihn an, und ein anmutiges Lächeln überglänzte ihr schönes Gesicht; seine Entschuldigung war angenommen, seine Absicht mit Dank verstanden.

Unterdessen war man auf den freien Platz hinausgelangt, auf dem sich das Hauptgebäude der Sternwarte mit den umgebenden Nebengebäuden wie ein turmgeschmückter Palast erhob.

„Aber, Herr Professor," sagte Lucie, indem sie überrascht emporschaute, „Sie wohnen ja wie ein König?"

„Dann gestatten Sie, daß ich an der Schwelle meines Königreichs Zoll erhebe," erwiderte Doppnau. Er war die Stufen der Eingangstür voraufgesprungen wie ein Turner und stand, den Hut in der Hand, an der Pforte; indem Lucie hineintrat, ergriff er ihre Hand und führte sie an die Lippen. Die innere Beglücktheit verklärte sein Gesicht, ohne dasselbe freilich zu verschönen; aber sie verlieh seinem ganzen Wesen eine ungewohnte Geschmeidigkeit und strahlte auf alle Anwesenden über.

In fröhlichster Laune ward Beratung gehalten, ob man jetzt gleich zum Imbiß schreiten wollte, oder erst später.

„Die materiellen Genüsse nachher," entschied Lucie, indem sie mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf die Flurdielen stampfte, „wir sind gekommen, um dem Geiste zu dienen."

„Famos!" rief Doppnau. „Famos!" Hinter dem Rücken Luciens stürzte er sich auf den Doktor, packte dessen Arm und drückte ihn, so daß dieser beinah aufschrie.

„Sie sind uns die Sonne schuldig," fuhr Lucie fort, indem sie den Schirm pathetisch emporstreckte, „geben Sie uns die Sonne, Herr Professor, geben Sie uns die Sonne!"

Doppnau beugte sich zum Ohr des noch immer verankerten Doktors, „es ist ein Weib!" rasaunte er hinein, „Doktor, es ist ein Weib!"

Allbach schaute auf. „Der Rest ist Schweigen," fuhr der Professor fort, „der Rest ist Schweigen!" Schweißtropfen

perlten von seiner Stirn, sein ganzes Wesen schäumte vor Begeisterung.

„Geben Sie uns die Sonne," fuhr Lucie, ihre eigenen Worte nachdenklich wiederholend, fort, „wo hab' ich denn das nur her? Richtig, das sonderbare Stück von Ibsen, die Gespenster, endigt ja so: ‚Mutter, gib mir die Sonne!'" Sie wandte sich an den Professor, „Kennen Sie Ibsens Sachen?"

„Ibsen —" sagte der Professor, „— Ibsen? Ein schwedischer Dichter, wenn mir recht ist?"

„Oho!" rief Lucie mit komischem Entsetzen, „ein Schwede? Ein Norweger ist es."

„Na, das liegt aber doch beides nicht so weit auseinander," wandte Frau Anna etwas nüchtern ein.

„Ein Norweger," fuhr Lucie fort, „ein Wikinger, wie er im Buch steht; so wie seine Vorfahren die Welt vorzeiten mit Feuer und Schwert verwüsteten, so überfällt er heutigentags die Menschheit mit seinem Pessimismus! Ich sage Ihnen, ein schrecklicher Mensch; er nimmt uns armen Deutschen allen Zucker aus dem Nachmittagskaffee. Sie haben nichts von ihm gelesen?"

„Bei meinen Arbeiten komme ich wenig zur Literatur," entgegnete Doppnau.

Lucie blickte vor sich hin; dann fuhr sie auf. „Eigentlich haben Sie recht," sagte sie, „wenn ich ein Mann wäre, ich glaube wahrhaftig, ich läse heutzutage auch keine Literatur. Also zur Wissenschaft! Wo bleibt sie?"

„Wir sind darin," erwiderte Doppnau lächelnd. Mit diesen Worten öffnete er die Tür, welche zum Kuppelsaale führte — mit einem unwillkürlichen Ausruf blieb Lucie auf der Schwelle stehen.

„Das ist aber großartig," rief sie, indem ihr staunender Blick an den gewaltigen Teleskopen hinauf- und herabstieg, „das ist ja ein vollständiges Arsenal."

„Aber nur friedlichen Zwecken bestimmt," sagte der Professor, indem er die Tür hinter den Eingetretenen schloß.

Er begann nun zunächst damit, seinen Hörern in fließendem Vortrage das Fernrohr im allgemeinen zu erklären, und zwar geschah dies in gründlichster Weise, indem er von der ersten Erfindung desselben anhebend durch die allmählichen Vervollkommnungen des Instruments hindurch bis in die Entwickelung der Neuzeit fortschritt.

Der Vortrag war äußerst belehrend, aber etwas lang; die beiden Damen ließen sich daher auf Stühlen nieder, während Doktor Allbach, eine derartige Bequemlichkeit verschmähend, mit untergeschlagenen Armen dem gelehrten Freunde lauschte.

Lucie gab sich anfänglich die größte Mühe, sich den Unterschied zwischen Konvex- und Konkavgläsern zu verdeutlichen, über den Begriff des Brennpunktes, der Brennweite, des Okulars und Objektivs, und wie die wissenschaftlichen Ausdrücke lauten mochten, ins klare zu kommen, schließlich aber fing sie an, durch die Nase zu gähnen. Die Julisonne schickte versengende Strahlen durch die Glaskuppel hernieder, die Rede des Professors, der ganz bei seinen Teleskopen und gar nicht mehr bei den Menschen war, floß wie ein ewig gleichmäßiger, plätschernder Bach dahin, und plötzlich fühlte sie eine verhängnisvolle Schwere in den Augenlidern.

Gewaltsam rückte sie sich zusammen; ihr Blick ging zu Anna, welche weit vorgebeugt mit runden Augen zuhörte und soeben mit zustimmendem Nicken des Kopfes den Unterschied in sich aufnahm, der zwischen dioptrischen und katoptrischen Fernrohren besteht. Lucie fühlte etwas wie Bewunderung vor ihrer Freundin, indem sie sich gestand, daß sie nahe daran gewesen war, einzuschlafen; aber langweilig war es wirklich, darüber kam sie nicht hinweg, herzhaft langweilig.

Wie eine Erlösung klang es ihr daher, als der Professor endlich die Damen aufforderte, heranzutreten, um nun selbst durch die Fernrohre hindurch zu schauen. Sie sprang auf; endlich gab es doch etwas zu sehen, nicht bloß zu hören.

Ihre Geduld wurde aber nochmals auf die Probe gestellt, denn vorläufig begab sich der Professor daran, ihnen die Schrauben zu zeigen und zu erläutern, mit denen die Bewegung der Teleskope in senkrechter und wagerechter Ebene geschieht. Die Damen legten, seinen Anweisungen folgend, selbst Hand mit an, und anfänglich war es wirklich vergnüglich zu beobachten, wie die mächtigen Instrumente, einer leisen Fingerdrehung gehorchend, die Häupter senkten und hoben und sich auf ihren Achsen drehten. Endlich aber hatte man auch das zur Genüge durchgekostet, und in Lucien regte sich immer entschiedener der Wunsch, nun endlich wirklich den Himmel zu sehen, aus den Vorbereitungen herauszukommen. Sie war nahe daran, ihrer Ungeduld lauten Ausdruck zu geben, aber die Scheu vor dem ernsten Mann, der unfehlbar

und unermüdlich wie eine Maschine von einem zum andern fortschritt, nichts überging und immerfort erklärte und erklärte, hielt sie zurück.

Endlich war er soweit. „Wenn Sie jetzt an das Okular treten wollen, gnädiges Fräulein," wandte er sich an Lucie, „so werden Sie die volle Sonne im Fernrohre erblicken."

Aufgeregt, als stände sie vor einer Offenbarung, tauchte Lucie ihre Augen in die Röhre — eine blutrote, durch das geschwärzte Glas des Okulars aller Strahlen beraubte Scheibe schwamm vor ihren Augen Das war alles?! Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht einen Ausruf der Enttäuschung hören zu lassen.

„Wenn Sie mit den Augen nach der östlichen Peripherie der Sonne gehen," fuhr der Professor belehrend fort, „das heißt nach rechts, so werden Sie eine dunkle Stelle finden, von einem etwas weniger dunklen Schatten umgeben."

„Ganz recht," bestätigte Lucie, „es sieht beinah aus wie ein schwarzes Loch."

„Wie ein Loch mit gezackten Rändern," setzte Doppnau in ihre Worte ein, „das ist ein seit drei Tagen sichtbar gewordener Sonnenfleck."

„So, so," sagte Lucie, „aber es ist wohl nur ein kleiner?"

„Die Erde würde zweimal darin Platz finden," antwortete der Professor mit unveränderlichem Tone.

Lucie fuhr von dem Teleskop zurück. „Die Erde — zweimal?" schrie sie auf, „und das sagen Sie so ruhig?"

Sie glaubte einen Schwindelanfall zu bekommen, das Bewußtsein überkam sie von der Riesenhaftigkeit der Verhältnisse, in die sie hineinblickte, und an denen sie mit tändelndem Unverstand genascht hatte; ihre Phantasie war überwältigt, erdrückt. Und da stand ein Mann vor ihr, der diese ungeheuren Maße kannte, der sie in seinem Bewußtsein mit sich trug und aussprach mit der kühlen Ruhe, mit der man eine Tatsache ausspricht, die man beherrscht — ja er beherrschte die unermeßliche Welt! Und plötzlich war es ihr, als ob sich der einfache, nüchterne Mann vor ihren Augen verwandelte, als ob sein Haupt emporwüchse, Ehrfurcht gebietend, majestätisch, ausgerüstet mit einer Macht, die ungeheuer sein mußte, da sie das Ungeheuere bewältigte, und ihre Seele beugte sich vor ihm und seiner Macht, wie ein staunendes, schauerndes Kind.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie den Vortrag des Professors langweilig gefunden hatte; sie erschien sich kindisch und töricht, und als er sich jetzt wieder zu ihr wandte und immer wieder an sie seine Worte, immer wieder an sie seine Erklärungen richtete, fühlte sie den süßen Kitzel der geschmeichelten Eitelkeit. Ihr ganzes bisheriges Dasein zuckte, wie in einem Brennspiegel zusammengefaßt, in diesem Augenblick an ihr vorüber; sie sah sich wie einen flatternden Schmetterling von Erscheinung zu Erscheinung taumeln, ohne jemals Halt, ohne jemals Genuß zu finden — und jetzt plötzlich war es ihr, als griffe eine gewaltige Hand nach ihrer Hand, und obschon sie bei der eisernen Berührung zusammenzuckte, jauchzte sie innerlich über den Zwang auf, dem sie sich unterworfen fühlte.

Da war Kraft, da war Halt, vor ihren Füßen war ein Weg, da war Lebensführung und Lebensklarheit — wahrhaftig, er hatte ihr die Sonne gegeben.

„Werde ich die Damen nicht ermüden?" fragte der Professor jetzt, „wenn ich Ihnen vorschlage, nun die photographischen Sonnenbeobachtungen in Augenschein zu nehmen? Wir müßten dazu in die oberen Räume der Warte hinaufsteigen."

Er hatte seine Frage wieder an Lucie gerichtet.

„Nein," entgegnete sie hastig, „ich bin gar nicht müde und möchte mehr, immer mehr lernen."

Sie blickte ihn an, ihre Worte zitterten auf ihren Lippen, und in ihren Augen, die in feuchter Wärme weich geworden waren, stand jenes Wort geschrieben, das den Mann berauscht, wenn es die Seele des Weibes ihm entgegenhaucht: „Du bist mein Herr."

Die Sonnenphotographien bildeten den interessantesten Teil von allem, was der Professor seinen Gästen vorzuführen hatte. Sie wurden hergestellt vermittels eines außerordentlich sinnreich erfundenen, mit einem Spiegelreflektor versehenen Fernrohrs, welches, wie Doktor Allbach Lucien heimlich zuflüsterte, wesentlich dem Professor selbst seine Entstehung verdankte. Vor den Augen der Damen veranstaltete Doppnau eine Aufnahme der Sonnenscheibe, und ein allgemeines Freudengeschrei entstand, als auf der Glasplatte die mattgrau gefärbte Sonnenscheibe und auf dieser in schärfster Abgrenzung der Sonnenfleck erschien, den man vorhin durch das Teleskop beobachtet hatte.

Der Professor zeigte auf einen bis an die Decke reichenden

offenen Schrank, in dessen Fächern Glasplatten der erwähnten Art massenhaft dicht aneinandergereiht standen.

„Sehen Sie," sagte er, „jedes dieser Fächer enthält die Sonnenaufnahmen, die während eines Jahres gemacht werden; wenn irgend möglich, geschieht eine solche an jedem Tage. Auf diese Weise erhält man ein fortlaufendes Bild von der Sonne und von allem, was sich auf derselben begibt. Jeder Sonnenfleck zum Beispiel läßt sich hiernach in jedem Wechsel seiner Gestalt und in jedem Augenblick seiner Bewegung verfolgen."

„O, das ist herrlich!" fiel ihm Lucie, ganz durchdrungen von der Bedeutung der geistvollen Methode, ins Wort; „das ist wundervoll! Auf diese Art führen Sie geradezu Buch über die Sonne?"

„Famos!" rief der Professor, „und wahrhaft merkwürdig, daß Sie gerade die Bezeichnung gefunden haben, mein —" er wollte sagen ‚gnädiges', sprang aber über in „‚verehrtes' Fräulein! Wissen Sie, wie ich den Schrank getauft habe? Die Sonnenbibliothek."

Frau Anna klatschte in die Hände. „Bravo," rief sie, „bravo! Ihr lebt noch ein Jahr zusammen!"

„Ach was," rief der Doktor, „ein Jahr ist kein Jahr! Zehn, zwanzig —" er brach im Satze ab.

Die Familie Allbach war wie berauscht; vor ihren Augen sahen sie ja die beiden Menschen, die sie nun einmal durchaus zueinander bringen wollten, sich mit jedem Worte, mit jedem Blick näher und näher kommen. Der Professor lachte etwas verlegen, aber übermäßig laut und vergnügt, und Lucie fühlte sich wie in einem Taumel weiter und weiter gerissen. Ein stummes Lächeln und ein heißes Erglühen ihrer Wangen war ihre einzige Antwort.

Sobald er in Begeisterung war, fing der Professor mit verdoppeltem Eifer an, zu erklären.

„Sehen Sie dies," rief er, indem er aus einem der untersten Fächer eine Platte herausgriff, „das ist das interessanteste Blatt in meiner Bibliothek; Sie finden hier die Wiedergabe einer bedeutenden Sonnenprotuberanz, die im vorigen Jahre stattgefunden hat."

„Was ist das?" fragte Lucie.

„Man versteht darunter Ausbrüche," erklärte er, „die von der Sonne ausströmen. Wahrscheinlich sind es Gasmassen, die aus dem Sonnenkörper ausgestoßen werden, und zwar mit solcher

Gewalt, daß sie Tausende von Meilen weit über die Peripherie hinausdringen."

Lucie hielt die Tafel in Händen; über dem Rande der Sonnenscheibe sah man eine Spitze senkrecht wie ein Horn emporragen, von welchem sich leichte, lange Fäden abzweigten.

„Wenn Sie den Montblanc vierzigtausendmal übereinandersetzen, dann haben Sie ungefähr die Höhe des Horns," sagte er.

Lucie blickte ganz entsetzt auf die Platte. „Mein Gott," sagte sie, „das sind ja alles wahrhaft grauenhaft ungeheure Verhältnisse. Der Gedanke allein, daß man solch ein Ereignis aus der Nähe betrachten könnte, läßt einem ja das Blut gerinnen; man meint, man würde ein Getöse hören, daß man sofort tot niedersinken müßte — und das alles zeichnet sich dem Menschen auf einer kleinen Glasplatte auf, und man kann in Ruhe nnd Behaglichkeit in seinen vier Wänden sitzen und das furchtbare Schauspiel betrachten, wie man die Photographie eines Hauses betrachtet." — Sie gab die Platte in seine Hand zurück, ihre staunenden Augen waren weit geöffnet; die Phantasie schwamm darin wie ein dunkles Gewölk. „Welch ein Leben muß das sein," sprach sie träumerisch vor sich hin, „so immer unter der Last des unermeßlich Großen dahinzugehen."

Doppnau stand dicht neben ihr.

„Könnten Sie sich — ein solches Leben — schön denken?" fragte er tief aus der Brust heraus.

Lucie schrak zusammen; ihr Blick irrte über ihn hin.

„Ich denke," erwiderte sie stockend, „es gehört viel, viel Kraft dazu."

Durch eine Glastür trat man nun auf eine offene Plattform hinaus, die in der Höhe des zweiten Stockwerks neben dem Wohngebäude lag.

„Hier," sagte der Professor, „kann ich nun endlich mein Versprechen einlösen und Ihnen die verheißene, noch schönere Aussicht zeigen."

In der Tat bot sich ein bezaubernder Blick auf die Landschaft ringsumher.

Man sah auf der einen Seite auf Strom und Stadt hinunter; nach der anderen Seite schweifte das Auge über ein unabsehbares, rauschendes Meer von dunkelgrünen Nadelholzwaldungen hin.

Lucie war bis in die Mitte der Plattform getreten, unwillkürlich breitete sie die Arme dem würzigen Lufthauche entgegen, der vom Walde herübergerauscht kam. Der leichte Wind spielte in ihren langen Nackenhaaren und hob den Saum des luftigen Kleides von ihren kleinen Füßen empor. — Doppnau stand wie angewurzelt und verschlang die liebreizende Gestalt mit stummen, glühenden Blicken.

„Jetzt aber haben wir uns den Kaffee redlich verdient," erklärte laut Frau Anna.

Doppnau kam zur Welt zurück. „Sehr wahr," sagte er, „sehr wahr; die Agathe wird schon ganz ungeduldig geworden sein." Eilend verschwand er nach dem Innern des Gebäudes.

„Komm, Lucie," sagte Frau Anna, indem sie die Freundin, die noch immer traumverloren stand, kurzweg unter den Arm nahm, „man erkältet sich leicht hier oben, wenn man warm geworden ist."

Als die Gäste den Flur erreicht hatten, kam soeben Agathe mit einer großen Kanne von der Küche heraufgestiegen; sie ging quer über die Diele bei den Damen vorbei, Lucie mit weit aufgerissenen Augen von der Seite musternd. Kaffeegeruch erfüllte den Raum.

Lucie rümpfte die Nase, sie liebte den Kaffee nicht; sein Geruch erinnerte sie an kleinbürgerliche Häuslichkeit; doppelt zuwider war er ihr in diesem Augenblick, da er sie aus ihren Sonnenphantasien in die häßliche Alltäglichkeit zurückversetzte.

„Sagen Sie meinem Bruder, daß wir beim Kaffee sind," gebot der Professor, der mit Agathe aus dem Zimmer, in welchem angerichtet war, auf den Flur heraustrat.

Er ging den Damen entgegen, um sie zum Vespertische zu führen. Auf dem Wege bis dahin boten sich indessen noch zwei Hindernisse dar in Gestalt von zwei großen Glaskasten, von denen der eine eine Schmetterlings-, der andere eine Muschelsammlung enthielt.

„Interessieren Sie sich für Schmetterlinge und Konchylien?" fragte Doppnau, indem er erklärungslustig an den ersten Kasten herantrat.

„O ja, ja," erwiderte Lucie zögernd, „aber —" sie wandte das Haupt ab; es schauderte ihr bei der Erinnerung an die Kakteensammlung und bei dem Gedanken an eine abermalige langatmige Erklärung. Anna kam ihr diesmal zu Hilfe.

„Nein, nein, Herr Professor," rief sie, „jetzt kommen zunächst die materiellen Genüsse an die Reihe!"

Doppnau lachte, und man trat ein, um sich an dem weißgedeckten Tische niederzulassen.

In der Mitte desselben stand, wie eine alte fette Henne in der Schar ihrer Küchlein, die große Kaffeekanne zwischen den Tassen. Zur einen Seite derselben erblickte man einen mächtigen, frisch angeschnittenen Napfkuchen, zur anderen einen Teller, auf dem Schnitten von Streußelkuchen aufgetürmt lagen. Ein Blumenstrauß vervollständigte die Tafelausrüstung.

Agathe, welche jetzt wieder eintrat, ließ einen zufriedenen Blick über das Ganze dahingehen; dann schaute sie Lucie mit herausforderndem, den Professor mit vorwurfsvollem Ausdruck an, als ob sie sagen wollte: Kann man es denn besser haben, wenn man verheiratet ist?

Lucie erhielt ihren Platz an der Schmalseite des rechteckigen Tisches; zu ihrer Rechten saß Doktor Allbach, links von ihr der Professor und an dessen Seite Frau Anna; neben dem Doktor war ein Platz noch leer.

Frau Allbach wollte sich eben der Kaffeekanne bemächtigen, als Agathe ihr mit kurzem, aber entschiedenem Griffe zuvorkam. Das hätte noch gefehlt, daß ein anderer an ihrem Tische den Kaffee einschenkte!

Das braune Getränk dampfte in den Tassen, und während die anderen demselben eifrig zusprachen, nippte Lucie an dem ihrigen, um den Rest stehen zu lassen. Agathe, die kein Auge von ihr verwandte, sah das mit stummer Empörung an; ihr Kaffee war ihr wohl nicht einmal gut genug?

Alsdann setzte sich der Napfkuchen in Bewegung; mit feierlicher Langsamkeit schritt er von Hand zu Hand um den Tisch herum, um demnächst mit gewaltig klaffender Bresche an seinen Standort zurückzukehren.

Im Augenblick, da Lucie mit der Kuchenschüssel beschäftigt war, klappte die Tür.

„Na, da ist ja der Herr Klemens," rief Doktor Allbach, „hier kommen Sie her." Er wies auf den Stuhl an seiner Seite.

„Mein Bruder Klemens ist Ihnen vorgestellt?" hörte Lucie des Professors Stimme neben sich.

„Wir haben uns ja neulich kennen gelernt," erwiderte sie.

Sie erhob den Blick — und ließ ihn nicht wieder sinken. In Wahrheit sah sie ihn heut zum erstenmal, denn in der Abendgesellschaft bei Allbachs hatte er am unteren Ende des Tisches, unter anderen Gästen verloren, gesessen und war für sie kaum dagewesen.

Das lange Haar war in den Nacken zurückgestrichen; Stirn und Antlitz erschienen blaß wie Elfenbein, und in den dunklen Augen flackerte eine unstete Glut.

Mit einer linkisch stummen Verbeugung begrüßte er die versammelte Gesellschaft, dann machte er Miene, sich auf seinen Platz neben dem Doktor zu setzen. Frau Anna jedoch streckte ihm die Hand zu und nötigte ihn auf diese Weise, einen Augenblick zu verweilen. Im Glauben, daß sie seiner knabenhaften Schüchternheit entgegenkommen müsse, reckte auch Lucie hinter dem Doktor herum ihm die Hand entgegen.

„Kommen Sie, Herr Doppnau," sagte sie mit liebenswürdigem Lächeln, „wir haben uns neulich so gut wie gar nicht kennen gelernt; wir müssen heute nachholen."

Es entstand eine augenblickliche Verlegenheit, da Klemens, regungslos, mit tief gesenktem Blick, hinter dem Tische stehend, keine Miene machte, die dargebotene Hand zu ergreifen.

Der Professor schoß einen Blick zu ihm hinüber; eine Blutwelle stieg ihm in die Stirn, er räusperte sich. Jetzt trat Klemens hinter dem Sessel des Doktors einen Schritt auf Lucie zu, seine eiskalten Fingerspitzen berührten ihre Hand, und indem er sich steif und förmlich verneigte, richtete er für einen Moment die Augen auf sie. Lucie schrak innerlich zusammen — was war das gewesen? Aus den düsteren Augen zuckte ein flammender Strahl von Groll und Haß zu ihr hinüber. Im nächsten Augenblick hatte er sich auf seinem Platz niedergelassen und führte schweigend, ohne jemand anzusehen, die Tasse zum Munde.

Der Professor vermochte die peinliche Verlegenheit kaum zu verbergen, in die ihn der sonderbare Auftritt versetzt hatte; er schlug krampfhaft in seinem Geiste nach, um rasch irgendeinen Gesprächsstoff zu finden, und da ihm das nicht gelingen wollte, half ihm der Doktor, der seinen Zustand bemerkte, nach.

Mit erhobenem Zeigefinger drohte er zu ihm hinüber. „Sie hinterhaltiger Mann," sagte er, „jetzt sollen Sie uns einmal erzählen, wie Sie zu Ihrem Kometen gekommen sind, von dem natürlich Ihre Freunde wieder zuletzt etwas erfahren haben."

Das war Hilfe in der Not; der Professor griff zu, und die Unruhe, die sein Gemüt eben erregt hatte, glättete und verlief sich im breiten Strom des ausgiebigen Vortrags, mit dem er seinen Gästen Anfang, Weg und Ende seiner Entdeckung erklärte.

Unterdessen beugte sich Doktor Allbach zu Lucien hinüber. „Sie müssen es ihm nicht übelnehmen," flüsterte er, „der junge Mann arbeitet zu seinem Abiturientenexamen, und ich fürchte, er übernimmt sich dabei. Ich habe seinen Bruder schon öfters gebeten, darauf zu sehen, daß er sich nicht überarbeitet."

„Der arme Junge," sagte Lucie leise vor sich hin.

Sie blickte zu Klemens hinüber, der, auf das Tischtuch niederstarrend, ihr das Profil seines Gesichtes zukehrte. Welch ein herrlich schönes Gesicht und welch ein leidvolles Weh darin!

Ein tiefes Mitleid überkam sie, gleichzeitig aber empfand sie es wie eine Beruhigung, daß es nur allgemeine nervöse Erregung gewesen war, was diesen schönen Augen einen so furchtbaren Ausdruck verliehen hatte. War sie doch nahe daran gewesen, zu glauben, daß er sie persönlich haßte.

Ihre fröhliche Laune kehrte zurück, mit Aufmerksamkeit folgte sie den Entwicklungen des Professors, und als er geendet, war sie es, die lachend die Tasse erhob und den Vorschlag machte, auf den Entdecker und seine Entdeckung anzustoßen.

„Nein, nein," entgegnete eifrig der Professor, „wenn Sie mir solche Ehre antun wollen, so soll es mit edlerem Stoffe geschehen! Klemens, alter Junge," wandte er sich an diesen, „geh, spring in den Keller hinunter und hol' uns eine Flasche alten Rheinwein herauf."

Klemens erhob sich und ging hinaus.

„Na und Sie, Agathe," fuhr er zu der Alten fort, „haben Sie uns keine Genüsse weiter vorzusetzen?"

„Ich wollte nur warten, bis das gnädige Fräulein mit dem Kaffee fertig sein würde," entgegnete Agathe spitzig, indem sie mit den Augen auf Luciens noch immer gefüllte Tasse deutete.

„O, darauf warten Sie nicht," sagte diese, „ich bin keine Kaffeeschwester."

„Nein, das weiß Gott," rief Doppnau lachend und triumphierend. Er nahm die Tasse, die Lucie von sich geschoben hatte,

auf und reichte sie Agathe hin. „Fort mit dem schnöden Saft," sagte er, „wir wollen beim Glase Wein auf den Tisch schlagen, — heißt es nicht so bei Goethe?"

„Bravo," antwortete Lucie, „Sie machen Fortschritte in der Literatur."

„Das habe ich noch aus meiner Studentenzeit," sagte er, und plötzlich hob er an: „mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmlisches Behagen," — er brach ab und verschluckte den Rest des Gedichts in einem mächtigen Lachen. Er war wie trunken, noch bevor der Wein gekommen war, und die Stimmung der anderen gab der seinen nicht viel nach. Alles war in ausgelassener Fröhlichkeit bis auf Agathe, die sich durch das Benehmen des Herrn Professors auf das tiefste gekränkt fühlte. Sie setzte jetzt eine große Schüssel Himbeeren mit Schlagsahne auf den Tisch und begleitete die Spende mit einem Gesicht, daß es zu verwundern war, wenn die süße Sahne nicht sauer wurde und gerann.

Inzwischen war auch Klemens, eine Weinflasche in der Hand, wieder eingetreten.

Doppnau sprang vom Stuhle auf. „Gib her, Junge," rief er, „mit Wein und Bier verstehst du nicht umzugehen." Er nahm ihm die Flasche aus den Händen, riß den Pfropfen heraus, daß es knallte, und schenkte fünf Gläser voll; dann blieb er am Tische stehen, indem er sich wie zu einer Tischrede räusperte.

„Halt, halt," unterbrach ihn Lucie, „wir wollten ja zuerst auf Sie selbst anstoßen."

„Das hat Zeit," erwiderte der Professor, „zunächst gestatten Sie mir, daß ich mich bei den Damen für ihren Besuch bedanke und für das Interesse, das Sie für meine Wissenschaft gezeigt haben." Er unterbrach sich und lächelte pfiffig vor sich hin: „Eine schöne Dame," fuhr er dann fort, indem er sich mehr und mehr zu Lucie wandte, „ist — ist eben etwas Schönes." — „Sehr wahr!" unterbrach Doktor Allbach. — „Eine schöne und liebenswürdige Dame ist — wenn ich mir die mathematische Form erlauben darf, gewissermaßen eine Dame in der zweiten Potenz." — „Hört, hört!" rief Doktor Allbach dazwischen. — „Aber eine schöne und liebenswürdige und geistvolle Dame —" — „Das ist eine Kubikdame!" schrie der Doktor, indem er jauchzend auf die Tischkante schlug. — „Die Kubikdame soll leben!" Er erhob das Glas und stieß an das Glas seiner Nachbarin; Lucie, über die sonderbare mathe-

matische Huldigung lächelnd, hielt das ihrige in die Höhe und ließ die Gläser der anderen daran anklingen.

„Na, Klemens?" rief der Professor kurz und beinah scharf. Klemens, der teilnahmlos dagesessen hatte, erhob sich wortlos und stieß erst mit Frau Allbach, dann mit Lucie Immenhof an; seine Lider waren gesenkt, so daß sie diesmal nichts von seinen Augen sehen konnte.

Mittlerweile war die Zeit vergangen; die Sonne war gesunken, und als sollte dem Inhalt dieses reichen Tages noch ein glänzender Schlußpunkt angefügt werden, erhob sich über den Bäumen des Fichtenwaldes der sommerlich rote, langsam steigende Mond.

Der Vorschlag wurde laut, noch einmal auf die Plattform zu steigen und eine Stunde in der Abendkühle zu verbringen.

Stühle wurden hinausgebracht, der Doktor und der Professor zündeten sich Zigarren an, und während dieselben durch das Dunkel glühten, versank Lucie in den Anblick der mächtig und friedlich umgebenden Natur.

Ob es die Nachwirkung der Huldigungen war, die heut so überströmend ihr zu Füßen gelegt worden waren? Indem sie von ihrem hohen Sitze in die Tiefen ringsumher blickte, erschien sie sich wie eine Königin, der dieses alles zu sagen schien: Wolle — und dieses alles ist dein. Nur zu wollen brauchte sie, nur die Lippen zu öffnen und das Wort heraustreten zu lassen, das hinter ihren Lippen stand — das Zauberwort — ihr schauerte; sie empfand die Macht, die dem schönen, bedeutenden Weibe über die Welt verliehen ist, und fühlte die Entscheidung des Augenblicks, wenn die Frau das Zauberwort spricht, den Talisman dahingibt, der sie feiete, dahingibt an den einen, der nun der Gewaltige wird über sie.

V

Wie tief die Erregungen dieses Nachmittags gewesen waren, das wurde Lucie erst ganz klar, als die Nacht gekommen war und sie im Bette lag.

Sie verfiel in jenen merkwürdigen, an das Wunderbare grenzenden Zustand, den man Halbschlaf nennt.

Wenn es eine Möglichkeit gäbe, sich die Seele eines Verstorbenen vorzustellen, die nach dem Tode umgeht, so müßte sich

diese in solchem Zustande befinden; man empfindet sich selbst und sein Bewußtsein — und dennoch schläft man; man denkt — und das Denken ist Traum.

So erging es Lucien.

Ihre Gedanken kehrten zu den Dingen zurück, die heut an ihr vorübergezogen waren, aber diese Dinge wurden zu greifbaren Bildern, ihr Verstand vermochte sie nicht mehr zu beherrschen, und sie nahmen schreckende, wüste Gestalten an.

Sie sah sich am Rande einer endlos ungeheuren schwarzen Tiefe stehen und wußte, daß es der Sonnenfleck war, den sie heut im Teleskop gesehen hatte. Dazu vernahm sie eine bleierne, gleichgültige Stimme, die unaufhörlich die Worte wiederholte: „Die Erde hätte zweimal Platz darin," und was das Furchtbarste war, hinter ihr war es wie eine drängende Macht, wie eine Hand in ihrem Rücken, die sie näher und näher an die gähnende, unergründliche Tiefe schob.

Dann wieder sah sie sich einsam im öden, unermeßlichen Weltraum; ein heulendes Tosen durchschütterte die Lüfte und jeden ihrer Nerven, und dies Getöse ging von dem ungeheuren Ball aus, der sich mit fürchterlicher Gewalt dicht vor ihren Augen drehte — sie wußte, das war die Sonne. Und plötzlich war es, als zerbärste die riesige Kugel, und mit donnerndem Krachen und Sausen und Zischen schoß eine Feuergarbe daraus empor, eine Säule, ein Turm, immer weiter, immer höher, immer gewaltiger, daß es aussah, als müßte das ganze Weltall zerstoßen und in Brand gesteckt werden.

Und dann kam eine neue, schreckliche Erscheinung: der flammende Ball nahm menschliche Züge an, verwandelte sich in ein furchtbares menschliches Gesicht, in ein Gesicht, um welches lange Haare flatterten, und aus dem zwei vernichtende Augen auf sie starrten; sie las in diesen Augen eine stumme zermalmende Frage: Was willst du hier, warum drängst du dich in meine Nähe? Und sie wußte plötzlich, daß es Klemens' Antlitz war, das sie vor sich sah, der Ausdruck seiner haßerfüllten Augen, der aus diesen Augen blickte. Und während der eisige Schreck ihr über den Leib schauerte, konnte sie doch nicht lassen, in dieses wunderbar herrliche Antlitz zu schauen, mit aller Kraft in der Tiefe dieser Seele zu forschen, um zu ergründen, warum er sie haßte. Dabei hatte sie ein Gefühl der Demut, wie sie es noch vor keinem Menschen empfunden hatte; es war ihr, als müßte

sie niederknien, die Hände zu ihm erheben und sprechen: Hasse mich nicht, ich habe dir kein Leides getan. Ein wildes Verlangen war in ihr, diesen Haß brechen, diese eisige, keusche Kälte schmelzen zu sehen, und als der wüste Traum sie dahin gebracht hatte, daß sie flehend die Arme nach ihm ausstreckte — da fuhr sie entsetzt im Bette empor. Sie war erwacht, zu sich selbst gekommen und schüttelte das Haupt, als wollte sie die Bilder des tollen Spuks hinausschütteln.

„Der dumme Junge," murmelte sie ärgerlich vor sich hin. Es fiel ihr ein, was Doktor Allbach ihr gesagt hatte, daß er sich bei den Arbeiten zum Abiturientenexamen übernommen hätte — ein Schuljunge — war es möglich? Das hatte sie von ihrem gutmütigen Mitleid, daß sie sich mit solchen abgeschmackten Bildern herumschlagen mußte! Und noch dazu ein recht ungezogener Schuljunge, denn als sie die Sternwarte verließen, war er einfach verschwunden gewesen, statt, wie es sich geziemt hätte, den Gästen Adieu zu sagen. Sie ärgerte sich aufrichtig; der Ärger schlug die Wallungen ihres erregten Blutes nieder; sie drehte sich auf die Seite und schlief tief und fest ein. —

Zwei Tage nach dem Besuche auf der Sternwarte, als Lucie, die bereits ihre Rückkehr nach Berlin vorzubereiten begann, vormittags mit Anna unter der Veranda saß, ertönte am Allbachschen Hause die Klingel.

Die Augen der beiden Freundinnen huschten gleichzeitig zueinander hinüber, um sofort wieder niederzusinken; ein und derselbe Gedanke schien sie bewegt zu haben. Professor Doppnau wurde gemeldet.

Jedes entscheidende Ereignis kommt, auch wenn es erwartet wurde, im letzten Augenblick doch überraschend; Lucie fühlte, wie sich ihr das Herz eine Sekunde lang zusammenzog, sie wurde leichenblaß, und die Gedanken stürmten ihr durch den Kopf.

In dem krampfhaften Bestreben, sich einen Halt in der wirbelnden Flucht zu verschaffen, tauchte ihr, kaum daß sie wußte, wie und woher, das Bild der alten Tante in Berlin auf, mit faltig zerknittertem, grämlichem Gesicht, mit einem endlosen Strickstrumpf in Händen — eine Verkörperung der Langeweile — und dieses Bild wiederholte sich, ungefähr wie in der durch zwei gegenüberhängende Spiegel hervorgerufenen Perspektive, bis ins

Unendliche; hinter der Tante saß die Tante wieder und dann wieder und dann noch einmal und immerfort, hundertmal, tausendmal, unzähligemal, immer dasselbe Gesicht, immer derselbe Strickstrumpf — o schrecklich! nein! nein! nein!

Die Tür des Vorsaals klappte; Professor Doppnau erschien im langen schwarzen Gehrock, den hohen Zylinderhut in der Hand und die Hände in hellilafarbene Glacéhandschuhe eingeknöpft.

Er war im Sonntags-Ausgeh-Anzuge; Luciens erste Empfindung war, daß ihn der Alltag besser kleidete, sie mußte unwillkürlich an ihren Tischlermeister in Berlin denken, wenn ihr derselbe Sonntagnachmittags im Tiergarten begegnete.

Man befand sich noch im Juli; vielleicht war es die Hitze, die den Professor nötigte, sich mehrmals, nachdem er Platz genommen, die Stirn zu wischen, möglicherweise aber auch die Verlegenheit, denn er war sehr verlegen, sehr.

Frau Annas Anwesenheit hatte jedenfalls mit dem Zwecke seines Besuchs wenig oder nichts zu schaffen, dennoch wäre es ihm schrecklich gewesen, wenn sie nicht dagewesen wäre, und er richtete seine ersten Worte und Fragen ausschließlich an sie.

Der neuliche Besuch würde den Damen hoffentlich gut bekommen sein?

„Vortrefflich," versicherte Frau Anna, „und es war ja so interessant."

Würden sich auch hoffentlich nicht auf der Plattform erkältet haben?

O nein, aber man müßte sich in der Tat etwas in acht nehmen da oben; es wäre etwas zugig.

Ja, ja, es wäre etwas zugig.

Aber so schön! Die Aussicht!

Jawohl, ein außerordentlich schöner Blick.

Nachdem sich das Gespräch in dieser bewegten Weise noch eine Strecke weitergequält hatte, stand Frau Anna auf, „um doch einmal zu sehen, ob ihr Mann zu Hause wäre," von dem sie eben so genau wie der Professor und Lucie wußte, daß der Doktor erst in einer Stunde heimkehren würde.

Wie ein Alp legte es sich auf die beiden Menschen — sie waren allein.

Nach endloser Pause gelang es dem Professor, die ersten Worte aus der Kehle zu würgen.

„Sie äußerten neulich, gnädiges Fräulein," sagte er mit heiserer Stimme, „daß es ein wunderbares Leben sein müsse, so immer unter der Last des unermeßlich Großen zu leben."

Lucie wandte das Haupt nach dem Garten und nickte stumm; so genau hatte er ihre Worte bewahrt.

Er sammelte Kraft zu einem zweiten Satze.

„Ich erlaubte mir — Sie zu fragen, ob Sie sich — ein solches Leben schön denken könnten — mein gnädiges Fräulein —"

Lucie bestätigte mit schweigender Neigung des Hauptes.

„Und Sie sagten darauf, Sie meinten, es gehöre viele Kraft dazu."

Sie wußte wohl, daß sie so gesprochen hatte.

Er holte aus zum letzten, entscheidenden Anlauf.

„Und — und — würden Sie mir die Kraft zutrauen, Ihnen Stütze zu sein, um ein solches Leben zu ertragen?"

Lucie hatte plötzlich ein Gefühl, als wäre in der ganzen unermeßlichen Welt eine tiefe Stille eingetreten, in der man nur einen Laut hören würde: die Antwort, die sie gab. An ihr war es jetzt zu sprechen — der Mann hatte seine Frage gestellt.

Und wie gut hatte er das gemacht, wie trefflich hatte seine Verlegenheit ihn geleitet. Wenn es auf der Welt einen Mann gab, dem sie die Kraft zutraute, ihre Stütze zu sein in dem Leben, das ihr dort oben aufgegangen, so war es er; wenn es eine Frage gab, die sie ehrlichen Herzens mit „ja" beantworten konnte, so war es diese. Eine freudige Sicherheit erfüllte ihr Herz, sie wandte das Haupt zu dem harrenden Mann herum, und indem sie ihn mit feurigen, mutigen Augen ansah, sprach sie laut und bestimmt: „Ja."

Doppnau sprang auf. „Fräulein Lucie!" rief er. „Ich — ich —" er wollte noch mehr sagen, schluckte aber alles hinunter und endete mit einem nochmaligen „Lucie!" und ergriff ihre beiden Hände, die er küßte und wieder küßte. Ein Strom von Wonne, Herzensgüte und Liebe brach aus seinen Augen und floß wie eine warme Lebenswelle über Lucie dahin, sie umhüllend von Kopf bis zu Füßen, und als sich ihre schöne Gestalt langsam, halb widerstrebend zu Anfang, zu ihm beugte und, von seinen Armen umfangen, an seine Brust senkte, da fühlte sie, daß sie eingegangen war in das große Herz eines trefflichen, bedeutenden, guten und gütigen Mannes.

Die haarscharfe Pünktlichkeit, mit der Frau Anna gerade in diesem Augenblick zurückkam, hätte den Verdacht erwecken können, daß sie nicht übermäßig weit von der Außenseite der Tür fortgewesen sei, und ein müßiger Beobachter hätte auch daraus verdächtige Schlüsse ziehen können, daß sie, in der Verstellung ungeübt, die Tür schon mit einem Jubelschrei aufriß, eigentlich bevor sie noch etwas wissen konnte; aber die beiden Leutchen unter der Veranda befanden sich in einem jener seltenen Augenblicke des Lebens, da der Mensch keine Zeit und keine Lust zur Kritik hat, und dankbar und erfreut nahmen sie die Küsse und die Händedrücke der lieben Frau hin.

Unnötig und unmöglich ist es, den Freudenorkan zu beschreiben, der bald darauf ausbrach, als der Doktor nach Haus kam. Er stürzte auf Lucie zu, ergriff sie an beiden Händen und schaute ihr mit feuchtglänzenden Augen ins Gesicht; dann fiel er auf den Professor, umarmte ihn, hielt ihn an beiden Schultern von sich ab, blickte ihn mit feuchtglänzenden Augen an und erklärte, daß er ihm den Glauben an das männliche Geschlecht Deutschlands zurückgäbe. Dann fühlte er sich veranlaßt, Frau Anna einen Kuß zu geben und im Gebietertone „sofort eine Flasche Champagner" zu verlangen.

Daß der Professor zum Essen dableiben mußte, verstand sich von selbst. Bei der Tafel wurde beraten, wann, wo und wie die Hochzeit stattfinden sollte.

„Im Herbst," sagte der Professor, „geht mein Bruder auf die Universität, dann werden seine Zimmer frei, und es würde sich dann ganz von selbst machen, wenn Sie —"

„Du! du! du!" unterbrach ihn der Doktor.

„Wenn also — du," fuhr Doppnau etwas stockend und errötend fort, „dann einzögest."

Allen leuchtete es ein, daß zum Herbste Hochzeit sein müßte. Nur Lucie empfand ein peinliches Gefühl bei dem Vorschlage.

„Das würde mir vorkommen," sagte sie, „als ob ich ihn verdrängte und mich gewissermaßen an seine Stelle setzte."

„Ah, kein Gedanke," beruhigte der Doktor.

„Aber ich fürchte wirklich, daß er es so empfinden wird," fuhr sie fort; „er scheint mir von großer Zartfühligkeit zu sein."

Doppnau, der ihr gegenüber am Tische saß, blickte sie in schweigendem Staunen an; wer hatte sie gelehrt, so in der Seele des seltsamen Jungen zu lesen? Er streckte ihr die Hand über

die Tafel zu. „Klemens ist noch ein Kind," sagte er, „ein schwärmerisches Kind, und du weißt, daß die Schwärmer die weichsten und zugleich die sprödesten Naturen sind; es bedarf nur eines Augenblicks, und sie springen von Abneigung zur Verehrung über."

Lucie hörte ihm leise nickenden Hauptes zu.

„Siehst du," sagte sie, „ich habe also doch recht gehabt, als ich glaubte, er könne mich nicht leiden."

Doppnau faßte ihre Hand fester. „Trage ihm das von neulich nicht nach," sagte er erschrocken, „ich habe wohl bemerkt, wie seltsam er sich benahm; aber glaube mir, er ist gut, seelensgut angelegt. Er ist rein und durchsichtig wie Kristall, und darum sieht man in jedem Augenblick jede Regung seiner Seele. Es ist möglich, und ich glaube es beinah selbst, daß er sich noch nicht recht an den Gedanken einer Schwägerin, und daß ich nicht mehr für ihn allein auf der Welt bin, gewöhnen kann, aber siehst du, ich bin ganz außer Sorge, er ist an Liebe gewöhnt und durch Liebe zu allem Guten zu bringen, du mußt ihn eben zu dir bekehren."

Lucie hatte mit gesenkten Augen zugehört, wie er so warm und liebevoll für den törichten jungen Bruder sprach, und ein tiefes Gefühl ging in ihr auf, in welcher Innigkeit diese beiden reinen Menschen bisher zusammengelebt haben mochten. Sie drückte leise die Hand des Verlobten. „Er ist an Liebe gewöhnt," wiederholte sie leise seine Worte, „das soll gewiß nicht anders werden." Tränen traten in ihre Augen, indem sie ihn anblickte.

Der Doktor aber ließ keine Sentimentalität aufkommen. Er riß die Champagnerflasche aus dem Eiskühler, daß es klapperte, und füllte die Gläser.

„Kurz und gut," rief er, „es kommt darauf hinaus, daß Sie den Jungen ein wenig in sich verliebt machen, Fräulein Lucie! Und wenn ich nach mir urteilen darf, so wird Ihnen das nicht schwer fallen — nicht wahr, Annchen, wir verstehen uns?"

Frau Anna drohte mit gerecktem Zeigefinger über den Tisch, der Professor lachte laut auf.

„Na komm, Alte," sagte der Doktor, „du siehst ja selbst, daß leider keine Gefahr mehr dabei ist; unser Brautpaar soll leben!"

Die Gläser klangen aneinander; Lucie war bei den Worten des Doktors bis über die Stirn errötet.

Es blieb also dabei, daß sie in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehren, und daß ihr Frau Anna in acht Tagen dahin folgen sollte; sie würde bei Lucie wohnen, und beide Freundinnen wollten dann im Verein die Beschaffung der Aussteuer in die Hand nehmen. Die Hochzeit blieb für den Herbst festgesetzt.

Frau Anna brachte den Gedanken an eine Hochzeitsreise zur Sprache, aber sie fand keinen rechten Anklang damit. Der Professor schwieg, und Lucie erwog, daß man in den anbrechenden Winter würde hinreisen müssen. Der herrliche Blick von der Sternwarte, meinte sie, und das für sie noch ganz unbekannte Land der Waldungen hinter derselben, das würde ihr den Genuß einer Reise ersetzen.

Doppnau nickte ihr lächelnd Beifall; man würde auf weiten Spaziergängen Forschungs- und Entdeckungsreisen in den Wäldern machen. „Bei Tage führst du mich auf der Erde umher," schloß sie, indem sie dem Professor die Hand reichte, „und abends am Himmel, zwischen Monden und Planeten, das soll unsere Hochzeitsreise sein? Ja?"

Er schlug in ihre Hand ein. „Es soll gelten," antwortete er.

VI

Nun kamen Wochen voll körperlicher Unruhe und seelischer Erregung für Lucie und den Professor.

Für erstere freilich war es eine lustige Unruhe, denn mit Anna von morgens früh bis abends spät durch die Berliner Kaufläden zu schweifen, dann zu Hause zu sitzen, die erworbenen Schätze zu mustern und sie mit eigener Hand zum künftigen Hausgebrauch zuzurichten, das gab Beschäftigung und Gesprächsstoff in Fülle. Für Anna war es eine Lehr- und Lernzeit, da sie der Freundin mit ihrer Hausfrauenerfahrung zur Seite stand und anderseits durch Luciens überlegenen Geschmack bereichert wurde; für Lucie war es eine Reihe von erheiternden Augenblicken, wenn sie Annas kleinbürgerliches Staunen und Entsetzen über die Verschwendung wahrnahm, mit der sie, ihrer Ansicht nach, in allen diesen Dingen verfuhr.

Die einzige Seelenerregung, welche diese Zeit Lucie brachte, war vielleicht die Entlassung der Tante, die nun ihr Werk als Anstandsdame getan hatte.

Wenn es aber eine Erregung war, so ging sie nicht tief; ein innerliches Verhältnis hatte zwischen beiden nicht bestanden. Der Hochzeit sollte die Tante noch beiwohnen und dann sich selbst gehören; denn sie gewissermaßen als Stief-Schwiegermutter ihrem Manne mitzubringen, daran dachte Lucie nicht.

Weniger erquicklich gestaltete sich diese Zeit für den Professor; er hatte weniger zu besorgen, aber mehr zu bewältigen als Lucie. Der Sturm war vorübergebraust, der seine Natur aus ihren Grundfesten gehoben hatte, und diese Natur, welche ruhig aber unablässig war wie der langsam stoßende Wasserstrom, verlangte nach ihrem Recht; die große Leidenschaft des Mannes, Arbeitsbedürfnis, regte sich mit verdoppelter Kraft. Vorläufig aber war keine Aussicht, sie zu befriedigen, und das war schlimm.

Zwar war er mit Lucie übereingekommen, daß sie sich nicht gegenseitig durch Briefgeschwätz die Zeit beeinträchtigen wollten; auch war ihm die Unterlassung von Besuchen in Berlin beinah zur Pflicht gemacht; aber er mußte sein Haus verändern, den Boden umwerfen, auf dem es seit soviel Jahren fest und ruhig gestanden und Wurzel geschlagen hatte, und er fühlte mit ganzer Schwere die Lasten, welche dem spät heiratenden Manne die Einleitung zum Ehestande auferlegt.

Der Egoismus der Trägheit, dessen Wurzeln von Anbeginn an in der Seele des Mannes liegen, ist mit dreißig Jahren ein Halm, mit vierzig Jahren eine Staude und im fünfzigsten Jahre ein Baum, den nichts mehr entwurzelt.

Und bei der Bewältigung dieser schweren Aufgabe half ihm niemand; im Gegenteil, er stieß auf Widerstand. Zunächst in äußerlicher Beziehung bei Agathe, deren Wesen sich ganz verändert hatte. Sie betrachtete es einfach als eine Treulosigkeit, beinah wie eine Unsittlichkeit, daß der Professor heiraten wollte.

Sie war noch aus seinem elterlichen Hause in seine Junggesellenwirtschaft mit hinübergezogen, und bisher war er ihr noch immer, in der Erinnerung an die Knabenzeit, als junger Mann erschienen. Der Professor war für sie „der große junge Herr" im Gegensatz zu Klemens, „dem kleinen jungen Herrn". Jetzt fragte sie sich plötzlich grollend, zu was Gutem es denn führen sollte, „wenn ein Mann in solchen Jahren sich noch mit so einem

Lottchen zusammentäte? Das tat nicht gut, nein, das wußte sie besser, das tat nicht gut."

Und dieser schweigende Groll brach in tobende Heftigkeit aus, als der Professor ihr eines schönen Tages verkündigte, daß sie ihr großes zweifenstriges Zimmer räumen müsse, weil er es für Klemens brauche, dessen Zimmer wieder für seine Frau bestimmt würden.

Also das mußte ihr auf ihre alten Tage passieren? Und um so einer willen?!

Dies „um so einer" machte wieder den Professor aufflammen, ein Wort gab das andere, und das Schlußergebnis war, daß Agathe mit nächstem Vierteljahr aufpacken und ausziehen zu wollen erklärte — und daß der Professor sie nicht hielt. —

Es war ein häßlicher Anfang für das neue Leben, aber es war noch nicht das Schlimmste. Drückender war für den Professor die Art und das Verhalten seines Bruders. Er konnte sich nicht mehr verhehlen, daß etwas zwischen sie getreten war, und dieses Etwas war das Weib, das er sich erwählt hatte.

Klemens hatte die Nachricht von seiner Verlobung dumpf und ohne Glückwunsch hingenommen, und seit dem Tage ging er stumm verschlossen seinen Weg, nur noch mit seinen Arbeiten beschäftigt.

Er hatte zu dem Bruder aufgeblickt wie ein Apostel zum Meister; er war ihm Inbegriff und Ideal alles Großen, Männlichen gewesen. Und nun hatte sich der Held vom Weibe besiegen lassen, wie alle anderen, und es hatte eine Stunde gegeben, da er ihn nicht wiedererkannt hatte, da er ihm — unwürdig erschienen war. Das war neulich gewesen, als der Professor vor der Gesellschaft von seiner Entdeckung des Kometen gesprochen hatte.

Wie eine Offenbarung hatte Klemens die große Geistestat in seiner Seele getragen, und nun mußte er anhören, wie der Vollbringer derselben beim Kaffee, bei Himbeeren und Schlagsahne vor Weibern davon sprach, die ihm halb gelangweilt zuhörten und mit demselben oder vermutlich noch größerem Vergnügen eine andere Kaffeeklatsch-Geschichte entgegengenommen hätten.

Es war ihm, als wäre ein Licht ausgelöscht, das bisher in der Welt geleuchtet hatte, und dieses leidenschaftliche Jünglingsgemüt litt die furchtbare Qual einer jungen Seele, in der zum erstenmal ein Glaube und ein Ideal verblaßt.

Doppnau mochte die verzweifelten Stürme ahnen, die in des Bruders Seele wühlten, aber er mußte sie schweigend gewähren lassen; was konnte er anders tun, als schweigen? Sollte er etwa um die Gunst des Knaben betteln? Sich gewissermaßen bei ihm entschuldigen, daß er eine Frau nehmen, ein Leben begründen wollte? Lächerlich! Bei dem bloßen Gedanken an eine derartige Zumutung stand sein ganzer männlicher Stolz voller Empörung auf.

Aber dann kamen einsame Stunden, schlaflose Nächte, wie er sie früher nicht gekannt. Lucie war fern, der Zauber, den ihre körperliche Nähe auf ihn übte, war für den Augenblick machtlos, seine phantasielose Natur besaß nicht die Fähigkeit, in die Ferne zu wirken und sich den Reiz des geliebten Weibes zu vergegenwärtigen; er fühlte nur, was er verlor, nicht was er erwarb. Und in solchen Augenblicken erwachten alsdann düstere Fragen, peinigende Zweifel.

Ob nicht der Instinkt des Bruders, den er so einfach als töricht verwarf, vielleicht wirklich recht hatte? War nicht sein bisheriges Leben in sich befriedigt, voller Erfolg und glücklich gewesen? Hieß es nicht vielleicht das Schicksal herausfordern, daß er das jetzt willkürlich ändern wollte? Denn willkürlich war es, daß er in den Funken augenblicklichen Gefallens hineingeblasen hatte, um ihn zur Flamme anzufachen, die das ganze Leben durchleuchten sollte. Würde die Glut dazu ausreichen? Das Feuer zum Herdfeuer werden? Hatte ihn nicht vielleicht ein sinnlicher Rausch betrogen? Würde sie wirklich die Frau sein, dazu angetan, sein einsames, arbeitsames Leben zu teilen? Dies verwöhnte Kind der großen, eleganten Welt? Konnte er sich verhehlen, daß er in ihrer Nähe trotz aller Verliebtheit von einer gewissen Beklemmung nicht frei wurde? Er hatte es auf seine Schüchternheit geschoben — aber war es nicht vielleicht eine tiefere Regung seiner Natur? Eine innere Stimme, die ihm sagte, daß sie nicht zusammengehörten? Daß sie Anforderungen an ihn stellen würde, die er nur mit Aufopferung seines eigensten Wesens, mit Hintansetzung seiner Lebensaufgabe, seiner Arbeit würde erfüllen können?

Dann aber ballte er unwillkürlich die Faust; nein, das sollte nicht geschehen! In dem wüsten Taumel quälender Fragen, die in seiner Seele auf- und niedergingen, gab es für ihn nur einen Halt, nur einen Ruhepunkt, nach dem er wie der sturmverschlagene

Seefahrer auf den Leuchtturm immer und immer wieder hinausschaute: seine Arbeit, seine geliebte, große Arbeit. Wie er nach ihr lechzte! Wie er sich danach sehnte, daß diese schrecklichen Wochen des Verlobtseins, der Unruhe überstanden sein, daß sie Mann und Frau sein möchten! Und wie er den kommenden Winter zur Arbeit benutzen wollte! Wie er sich in sie hineinstürzen, in ihr vergraben wollte, daß nichts anderes mehr an ihn heranzudringen vermöchte, kein Gram um Verlorenes, keine Sorge um Zukünftiges, nichts! nichts! nichts!

So vergingen die Tage, die Wochen, die Monate.

In der Zwischenzeit machte Klemens sein Examen und bestand es mit Glanz. Ein eigenhändiges Briefchen überbrachte ihm Luciens Glückwünsche zu dem Erfolg, und es sah drollig aus, wie er das zierliche Kuvert in Gegenwart des Bruders öffnete und den rosaroten kleinen Briefbogen, welcher einen lieblichen Duft ausströmte, unbehilflich in Händen hielt und durchlas.

Auf seinem einsamen Zimmer angekommen, hob er den Briefbogen unwillkürlich noch einmal ans Gesicht — der Duft, der von ihm ausging, gefiel ihm eigentlich — im nächsten Augenblick hatte er das Papier in tausend kleine Fetzen gerissen und in den Papierkorb geworfen.

Und so nahte denn endlich die große Stunde, die Lucie Immenhof zur Frau Professorin Doppnau machen sollte.

Ihr Bräutigam hatte ihr Visitenkarten mit ihrem neuen Namen stechen lassen, und als sie das „Frau Professor Doppnau" schwarz auf weiß las und sich sagte, daß sie damit gemeint sei, überrieselte es sie seltsam, komisch und unheimlich zugleich.

Seit ihrer Kinder- und Schulzeit hatte sich ihr das Bild eingeprägt, daß eine Professorin eine lange, dürre, säuerliche Frau sein müßte, die morgens nie ohne eine ungeheure Haube auf dem Kopf, nachmittags nie ohne eine schwarze Mantille um die Schultern zu denken sei — und nun war sie selbst eine. Sollte das auch so mit ihr werden? Sie sprang vom Stuhle auf, faßte Anna um die Taille und riß sie vor den Spiegel. „Habe die Ehre, dir Frau Professor Doppnau vorzustellen!" sagte sie. Dann streckte sie ihrem Gegenüber im Spiegel plötzlich die Zunge heraus.

„Aber Lucie!" rief Frau Anna ganz entsetzt.

Lucie schwang sich mit ihr herum und lachte wie ein Kobold.

VII

Die Hochzeit fand zu Berlin im engsten Kreise statt; der standesamtlichen Handlung folgte eine kirchliche Einsegnung. Lucie hatte es so gewünscht, weniger aus religiösem als aus ästhetischem Bedürfnis. Die Ziviltrauung sagte ihr dem Gedanken nach durchaus zu, in der äußeren Erscheinung aber war sie ihr abscheulich. Alles, was Zahl und juristische Form hieß, war ihr unverständlich und verhaßt, und sie wollte nicht durch eine halbunverstandene Vertragsformel ihr Leben dahingeben.

Auf ihren besonderen Wunsch fand die priesterliche Trauung in der Marienkirche statt; sie behauptete, die Kirchen Berlins seien so häßlich, ärmlich und stimmungslos, daß es völlig unmöglich wäre, in Berlin fromm zu bleiben. Die alte Marienkirche war noch die einzige, die sie halb und halb gelten ließ; da war doch wenigstens ein Hauch von Geschichte, und der Genius Andreas Schlüters war hindurchgegangen und hatte das Denkmal seiner Schritte in Gestalt der marmornen Kanzel zurückgelassen.

Die übliche Schar neugieriger Frauen und Mädchen, die bei keiner Trauung in Berlin fehlen, hatte sich in der Kirche und an der Tür derselben gesammelt und musterte die Ankommenden.

Die zunächst erscheinenden Hochzeitsgäste, unter denen sich Herr und Frau Doktor Allbach befanden, erweckten wenig Interesse; dann kam eine Kutsche, welcher eine auffallend alte Dame und ein auffallend junger Mann entstiegen: Luciens Tante und Klemens.

Die Ellenbogen stießen aneinander und ein wisperndes „ach, sieh doch bloß mal den!“ ging wie ein leise rauschender Seufzer des Staunens und Verlangens durch die Schar der Zuschauerinnen, als Klemens erschien.

Der, welchem die Bewunderung galt, ging schweigend, die Augen zur Erde gesenkt, neben der Tante einher, offenbar ohne eine Ahnung des Eindrucks, den er erweckte.

Endlich kam das Brautpaar selbst.

Sobald der Wagen hielt, wurde der Schlag von innen aufgestoßen, dann sprang ein großer blonder, erregt aussehender Mann heraus, der sich beeiferte, der Gefährtin beim Aussteigen behilflich zu sein. Ein kleiner Fuß in weißseidenem Strumpf und weißem Atlasschuh senkte sich auf das Trittbrett nieder, und

eine in prachtvollen weißen Stoff gehüllte Frauengestalt stieg langsam, vornehm und schön herab, den Arm des Bräutigams, den dieser hastig darbot, mit ruhiger Gemessenheit annehmend. Ihr Antlitz war blaß wie das Kleid, das sie trug; heiß gerötet war das des Bräutigams.

Indem Lucie an Doppnaus Arm durch die Kirche dahin zum Hochaltare schritt, an welchem sich die Geladenen bereits versammelt hatten, schaute sie auf, und ihr Blick fiel auf eine hochaufgerichtete schlanke Gestalt, welche dort vorn, das bleiche Antlitz düster zur Erde gerichtet, stand. Ein plötzlicher Schauer ging ihr durch Mark und Bein. Er erschien ihr verwandelt, gewachsen, bedeutender als früher. Und doch, gerade in dieser verwandelten Gestalt mußte sie ihn schon einmal gesehen haben — wo war das gewesen?

Dieser Gedanke, diese Frage hielt sie fest, wider ihren Willen, unablässig. Die Worte des Predigers gingen halb ungehört an ihrem Ohre vorüber — wo hatte sie diese Erscheinung bereits gesehen?

Jetzt fiel es ihr plötzlich ein, und sie zuckte beinah zusammen: auf einem alten italienischen Bilde hatte sie eine Darstellung des Todesengels gesehen, in der Gestalt eines wunderbar schönen und wunderbar trauervollen Jünglings. Tief hatte sich das geheimnisvolle Bild ihrer Seele eingeprägt; die erloschene Fackel zur Erde gesenkt, stumm auf sie niederblickend, so hatte der Furchtbare auf dem Bilde gestanden; ohne Erbarmen in den strengen, gewaltigen Zügen, und voll namenloser Trauer darüber, daß er erbarmungslos sein mußte.

Ganz wie das Bild hatte Klemens in diesem Augenblick ausgesehen, es war keine Täuschung ihrer Sinne. Und mit Gewalt mußte sie ihre Seele auf das richten, was vor ihr vorging, denn es war wie eine Hand in ihrem Nacken, die ihr das Haupt umwenden wollte nach dem Bilde, vor dem ihr graute, und nach dem sie verlangte.

Nach Beendigung der Feierlichkeit fuhr man nach dem Kaiserhof, wo durch die Fürsorge Doktor Allbachs ein Hochzeitsmahl bereitet war.

Es sollte kein großes, lärmendes Fest, sondern, wie es den Verhältnissen entsprach, eine mehr freundschaftliche Vereinigung sein; man versammelte sich in einigen kleineren Zimmern, an welche sich der geschmückte Speisesaal anschloß.

Als die Neuvermählten erschienen, drängten sich Herren und Damen nochmals grüßend und beglückwünschend um sie; die Damen umarmten Lucie, die Herren küßten ihr die Hand. Als letzter trat auch Klemens heran.

Lucie entfernte rasch den Handschuh und streckte ihm die nackte rechte Hand zu.

„Nun, Klemens," sagte sie, „von heut an müssen wir uns du nennen, und man kann sich nicht du nennen, wenn man nicht gut Freund ist — also gute Freundschaft? Ja?"

Der Professor hatte den Arm um sie geschlungen, er freute sich des ernsten, ruhigen Tons, mit dem sie sprach und des ernsten Ausdrucks ihres bedeutenden Gesichts.

Klemens ergriff ihre Hand und hielt sie einen Augenblick in der seinigen. Er drückte sie nicht, aber Lucie war es als wenn er sie, beinah prüfend, mit der seinigen umspannte. So war es in der Tat; er fühlte mit unwillkürlichem Staunen, wie klein diese Hand war. Dann beugte er sich nieder, um sie mit den Lippen zu berühren. Auf der zarten Haut des Handrückens hatte sich die Naht des Handschuhs wie ein Muster abgedrückt — einen Moment ruhten die Augen des Jünglings auf dem eigentümlichen Anblick, dann trat er, ohne die Augen zu den ihrigen zu erheben, zurück.

Doktor Allbach, der die Plätze verteilt, hatte es sich nicht nehmen lassen, an der schmalen länglichen Tafel dem jungen Paare gerade gegenüber zu sitzen. Als Hausfreund fühlte er sich dazu berechtigt.

An seine rechte Seite hatte er Klemens genommen, so daß dieser der neuen Schwägerin schräg gegenübersaß.

Das seltsame Wesen, das der junge Mann in letzter Zeit zur Schau trug, machte dem Doktor, der zugleich ärztlicher Berater auf der Sternwarte war, Gedanken. Er war der Ansicht, daß er sich von der Überanstrengung der Examenarbeiten erholen müsse, und meinte, daß sich kein besserer Anfang für diese Kur finden ließe, als das heutige Fest, bei dem er den Jungen einmal lustig machen wollte. Wenn er auch wirklich ein Glas Champagner über den Durst tränke, es würde kein Unglück sein.

Die Unterhaltung kam bald in munterſten Fluß; der Prediger hatte die übliche Tischrede gehalten, Doktor Allbach hatte einen Riesentoast in die Welt gesetzt, bei dem er, von den Planeten des Himmels ausgehend, allmählich zur Erde herabgestiegen war,

um auf der Sternwarte bei der Familie Doppnau zu enden; noch andere Toaste waren gefolgt; Lucie war angeregt, heiter und liebenswürdig geistvoll wie selten.

Mitten im Gespräch wandte sie sich plötzlich halb zur Seite — es war ihr gewesen, als wenn jemand sie von dort mit langem, ernstem Blick betrachtet hätte. Es waren Klemens' Augen, die sich jetzt eilend zurückzogen, die sie aber noch auf der Flucht erhaschte. Sein Blick hatte stumm beobachtend auf ihr geruht, in seinen Wangen begann ein leises Lebensrot aufzusteigen, der Ausdruck seines Gesichts war heller geworden als zuvor.

Eine heiße Freudigkeit schwoll jählings in Lucie empor, und einer unwillkürlichen Eingebung gehorchend, riß sie aus dem Strauße von weißen Rosen, die sie an die Brust gesteckt hatte, eine Rose heraus und warf sie zu Klemens hinüber. Die Blume fiel gerade auf den Teller, der vor ihm stand; eine glühende Röte überflammte plötzlich sein ganzes Gesicht. Er war so verlegen, daß er nicht wußte, was er tun sollte; endlich ergriff er sein mit Champagner gefülltes Spitzglas, erhob es, gegen Lucie gewandt, und indem er sich über das Glas hin verneigte, trank er es aus.

Der Professor fuhr lachend auf.

„Lucie!" rief er, „du hast es fertig gebracht, daß der Junge jemand zutrinkt? — Du bist eine Zauberin!"

Alles stimmte ihm jubelnd zu; der Doktor, dessen Begeisterung wuchs, füllte alles, was von Gläsern in seinen Bereich kam.

„Doppnau," rief er, „Sie sind ein großer Astronom, aber diesen Stern habe ich zuerst entdeckt! Frau Lucie soll leben! Hoch! Hoch! Hoch!"

Lucie war der strahlende Mittelpunkt der hier versammelten kleinen Menschenwelt; sie fühlte es mit Entzücken. In ihren Adern glühte das Blut, in ihrer Seele war ein tief innerliches Jauchzen, in ihren Nerven ein süßes Sehnen, über dem von ferne, von ferne wie ein Traum die Ahnung einstiger Gewährung schwebte. War es das Bewußtsein, daß sie die vergötterte Frau eines Mannes geworden war, den sie verehrte? Vielleicht. Aber sie konnte jetzt, wollte jetzt darüber nicht nachdenken — sie war wie im Rausch, und über den Rausch denkt man erst nach, wenn er vorüber ist.

Sie erhob das Glas und streckte den Arm über den Tisch zu Klemens hinüber. Der weite Ärmel schob sich zurück; bis

an das Ellbogengelenk entblößt lag der prachtvolle weiße Arm auf dem weißen Tafeltuch.

„Komm," rief sie, „stoß mit mir an, daß es dir gut ergehe im alten Heidelberg, du junges Blut!"

Ihre leuchtenden Augen lagen wie die Sonne auf seinem Antlitz.

Verwirrt erhob er das Glas, um an das ihrige zu stoßen; es zitterte in seiner Hand, der Doktor hatte es bis an den Rand gefüllt, eine Champagnerwelle floß über und auf Luciens Handgelenk.

„O, ich bitte um Verzeihung," murmelte er, indem er hastig nach der Serviette griff, um ihr die Hand zu trocknen.

Lucie aber setzte ihr Glas aus der Hand und hielt lachend die Serviette fest.

„Pfui doch!" sagte sie, „so etwas trocknet man mit den Lippen."

Glühend stand Klemens von seinem Sessel auf, hob vorsichtig ihre Hand in beiden Händen empor und sog mit den Lippen die perlenden Schaumtropfen von dem weißen schlanken Handgelenk.

Die ganze Tischgesellschaft hatte dem eigentümlichen Schauspiele zugesehen, jetzt klatschte der Doktor laut in die Hände.

„Bravo," rief er, „bravo! Frau Lucie zähmt die Gebrüder Doppnau! Erst den großen, und jetzt auch den kleinen!"

Der Professor aber wandte sich zu ihr und drückte ihr unter dem Tische die Hand.

„O du Engel," sagte er leise und zärtlich, „ich verstehe dich und danke dir."

Hatte er ihr vielleicht die Hand zu stark gepreßt? Bei seinem „ich verstehe dich" war etwas wie der Hauch eines Schattens über Luciens Gesicht gehuscht.

Die Mahlzeit war beendigt, man erhob sich, um in den anstoßenden Gemächern den Kaffee zu nehmen.

Die Gespräche wurden ruhiger.

Nach einiger Zeit trat Klemens an den Bruder heran. Es war beschlossen, daß er unmittelbar nach der Hochzeit nach Heidelberg abreisen sollte — in einer Stunde ging der Zug. Er kam, um dem Bruder Lebewohl zu sagen; es war das erstemal im Leben, daß beide sich auf längere Zeit voneinander trennten.

Mitten in aller Freude griff dem Professor der Schmerz

in das Herz, als er die dunklen Augen des Jünglings in tiefer Wehmut auf sich gerichtet sah. Er umschlang ihn mit beiden Armen, und die Brüder lagen sich einen Augenblick schweigend Brust an Brust.

„Mein Junge, mein alter Junge," sagte der Professor, „du weißt ja, daß da, wo dein Bruder ist, du eine Heimat hast, und daß es immer die alte Heimat ist, und daß es immer so ist, wie es früher war. Nicht wahr? Das weißt du? Das weißt du?"

Klemens nickte stumm.

Der Professor wandte sich zu Lucie um; sie trat heran; währenddessen zogen sich die Gäste, um den ernsten Vorgang nicht zu stören, in das Nebenzimmer zurück.

Der Professor legte den rechten Arm um Lucie, den linken um Klemens' Schultern.

„Lucie, mein geliebtes Weib," sagte er, „ich habe dir zu danken, du hast mir heute meinen Bruder wiedergegeben. Er weiß, daß er zu uns gehört, er hat es mir gesagt, er wird sich nicht wieder verlieren. Ihr seid jetzt Bruder und Schwester; Ihr seid soweit auseinander gewesen, kommt, zeigt mir, daß Ihr jetzt um so näher beieinander seid, gebt Euch einen Kuß."

Als er dies gesprochen hatte, fühlte er, wie die beiden Menschen, auf denen seine Arme ruhten, zu gleicher Zeit zusammenzuckten.

Klemens senkte in lautloser Befangenheit das Haupt; zitternd drängte sich Lucie an ihren Gatten.

„Das mußt du nicht verlangen," flüsterte sie kaum hörbar in sein Ohr, „das nicht."

Doppnaus Gesicht umwölkte sich.

„Habe ich dich denn so falsch verstanden?" wandte er sich halblaut an Lucie, „ich glaubte, du hättest dich überzeugt, daß er dich nicht hat kränken wollen, und hättest ihm alles verziehen?"

Lucie gab keinen Laut von sich — was sollte sie auf solche Frage antworten?

Eine Pause entstand; kopfschüttelnd betrachtete Doppnau die beiden, die voneinander abgewandt, ratlos gesenkten Hauptes standen.

„Kommt doch," sagte er dann laut, „wenn Ihr mir nicht die schönste Stunde meines Lebens verderben wollt, so zeigt mir, daß zwischen Euch Friede und Freundschaft ist, gebt Euch einen Kuß."

Nun warf Lucie das Haupt in den Nacken und trat einen halben Schritt auf Klemens zu. „Also komm," hauchte sie.

Noch immer zögerte Klemens.

„Klemens!" mahnte der Professor. Ein Schauer ging dem Jüngling über den Leib, er trat auf Lucie zu und legte beide Hände um ihren Leib. Zuerst so leise, daß er sie kaum berührte, dann stärker, dann drückte er sie an seine Brust. Er hörte das leise Knistern ihres Gewandes an seiner Brust, es überkam ihn wie ein Taumel, wie ein Rauschen des Meeres; der süße Duft, den er geatmet hatte, als er den Brief erbrach, umströmte ihn wie ein laues Gewölk.

Totenblaß waren ihrer beider Gesichter; ihre Lippen senkten sich aufeinander, dann wandten sie gleichzeitig das Haupt und traten zurück.

Alles dies war das Werk eines Augenblicks gewesen; mit einer letzten leidenschaftlichen Umarmung stürzte Klemens auf den Bruder zu; dann schloß sich die Tür hinter ihm.

Doppnau lachte laut und zufrieden.

„Na, war es denn nun so schrecklich?" fragte er, indem er Lucie in die Arme schloß.

Sie gab keine Antwort, sie blickte nicht zu ihm auf, sie zitterte am ganzen Leibe.

VIII

Nach den Erregungen dieser letzten Stunden wirkte die tiefe Ruhe und Stille, welche die jungen Eheleute auf der einsamen Sternwarte empfing, wohltätig und erquickend. Man befand sich in der zweiten Hälfte des Oktobers, aber die Tage waren noch schön, und der Herbst kleidete die Landschaft in prächtige Farben. Lucie richtete ihre Zimmer im oberen Stockwerk ein, und nachdem sie die tausend Sachen und Sächelchen, die ihre Umgebung bildeten, untergebracht hatte, machte sie sich daran, dem ganzen Hause, welches junggesellenmäßig öde und verwahrlost aussah, Häuslichkeit und Behaglichkeit zu verleihen. Flure und Treppen wurden mit Teppichläufern belegt, an den kahlen Flurfenstern Gardinen angebracht, Hängelampen an den Decken befestigt.

Endlich wagte sie sich bis in die Gemächer ihres Mannes, um zu sehen, was sich diesen Gutes antun ließe; aber sie zog sich

von solchen Versuchen wieder zurück, als sie bemerkte, wie wenig dem Professor damit gedient war. In seinem Arbeitsraume sollte alles genau so bleiben, wie es gewesen war; kein Stück durfte umgestellt, kein Fetzen Tuch neu angenagelt werden; schon das Gehen und Klopfen, das der Tapezier auf dem Flur verursacht hatte, war ihm lästig gewesen. Lucie beschied sich, aber sie tat es nicht gern; sie fand, daß es ungepflegt bei ihm aussah und überlegte, daß es überhaupt für die Bedürfnisse des Haushalts zweckmäßiger wäre, wenn sein Arbeitszimmer im oberen Stock läge. Der einzige Salon, in dem sie unter Umständen Gäste empfangen konnte, war durch ihn in Beschlag genommen und für die Geselligkeit unmöglich gemacht.

Vorläufig freilich sah es mit der Geselligkeit noch sehr dürftig aus, und es war auch nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß es in absehbarer Zeit anders damit werden würde. Der Professor hatte seine Arbeit und seine Bücher und brauchte keine Menschen; Lucie war lediglich auf den Professor angewiesen. Allbachs waren zu den Eltern Annas gereist und sollten erst im November zurückkehren.

Zunächst empfand Lucie die Einsamkeit nicht gerade lästig. Die Neuheit ihres Zustandes gab ihr Beschäftigung, sie hatte den schönen ausgedehnten Garten, in dem sich in dieser Jahreszeit freilich nicht mehr viel tun ließ, für den sie aber, sobald es Frühling sein würde, alle möglichen Pläne schmiedete. Dazu kam der herrliche Blick von der Plattform, den sie täglich mehrmals mit immer neuer Freude genoß, und endlich hatte sie noch einige unaufgeschnittene englische und französische Romane auf ihrem Zimmer, zu denen sich schlimmstenfalls flüchten ließ.

Der Professor widmete sich ihr mit Eifer, beinah mit Anstrengung. Er ging mit ihr im Garten auf und ab, er saß mit ihr auf der Plattform, und nachmittags nach dem Essen setzte er den runden Filzhut auf, hing eine Botanisiertrommel um und führte sie in den Wäldern spazieren. Lucie verstand nichts von Botanik; um so mehr Gelegenheit für ihn, sie darin zu unterrichten. Die Spaziergänge wurden zu Wandervorträgen.

Anfänglich staunte sie über die Unerschöpflichkeit der Natur und das allumfassende Wissen ihres Mannes. Jede Fichtennadel gewann Bedeutung, jedes Sandkorn wurde ihr lebendig. Dann regte sich verstohlen die Sehnsucht, daß die Natur weniger unerschöpflich sein möchte, damit sie einmal ein Ende der unauf-

hörlichen Belehrung absähe, und schließlich ging sie zu den Spaziergängen mit dem Gefühl eines Schulmädchens, das tagaus, tagein denselben Weg zur Schule trottet — sie wurden ihr langweilig.

Der wenigst angenehme Teil des Tages waren die Abendstunden. Beide Gatten saßen sich nach dem Abendessen ziemlich wortkarg gegenüber. Doppnau besaß keine Gabe für die Unterhaltung, und Lucie getraute sich nicht recht heraus. Über wissenschaftliche Dinge wagte sie nicht mit ihm zu sprechen, und alles andere erschien ihr ihm gegenüber so unbedeutend. Für Literatur hatte er ja leider kein Interesse. Sie hatte einmal den Versuch gemacht, ihn dazu zu bekehren und aus ihrer kleinen Bücherei Goethes Gedichte hervorgeholt. „Da," sagte sie, indem sie das Gedicht ‚An den Mond' aufschlug und ihm das Buch hinschob, „lies mir das einmal vor."

„Aber wozu denn?" erwiderte er, indem er das Buch zurückschob, „du kennst es ja sicherlich auswendig."

Aber sie bestand darauf; es wäre so schön, und sie hörte es so gern.

Er sträubte sich darauf noch etwas, dann wurde er rot wie ein Schuljunge, und mit einem verlegenen Lächeln ergriff er schließlich das Buch.

Er hatte die erste Strophe kaum zu Ende gelesen, als Lucie ihm das Buch aus der Hand riß.

„Hör' auf," rief sie, „du verdirbst mir das ganze Gedicht!"

Er hatte die Verse wirklich trostlos abgeleiert. Doppnau lachte, aber der Ärger klang durch sein Lachen hindurch.

„So sind die Frauen," sagte er, „immer inkonsequent; ich hatte dir ja gesagt, daß das nichts für mich wäre."

Seitdem gab sie weitere Versuche in dieser Richtung auf. Sie hatte Goethe erwählt, weil das ihrer Meinung nach der einzige Dichter war, den die Männer der Wissenschaft noch gelten ließen — wie würden ihre modernen Lieblinge erst weggekommen sein.

Von da an trat eine schweigende-Vereinbarung zwischen ihnen ein, daß, wenn das Abendessen beendigt war, jeder der Gatten ein Buch für sich nahm, und daß sie lesend eine oder zwei Stunden bei der gemeinsamen Lampe saßen.

Mit den ersten Tagen des November meldete sich der Winter in Gestalt des ersten Schneefalls an. Es war nur eine leichte

Decke, die sich über Höhen und Tiefen breitete und der Landschaft einen neuen Reiz verlieh, der Lucie entzückte; kurze Zeit darauf hing er in glitzernde Tropfen verwandelt an Sträuchern und Bäumen.

Acht Tage später aber wurde es wirklicher ernsthafter Winter. Ein eisiger, trockner Wind machte die Erde im Frost erstarren und blies alles, was von verkrümmten, verkümmerten Blättern noch an den Bäumen hing, herunter, dann kam ein mächtiger, dichtflockiger Schneesturm, und diesmal blieb der Schnee liegen.

Als Lucie eines Morgens zum Fenster hinausblickte, sah sie die Fichtenkronen im nahen Walde mit schweren weißen Haufen belastet und rings um das Haus eine glatte weiße Fläche.

Zuerst schlug sie bei dem blendenden Anblick vergnügt wie ein Kind in die Hände — dann bekam sie einen Schreck. Man war ja völlig eingeschneit hier oben und konnte keinen Schritt mehr aus dem Hause tun! Doppnau, dem sie ihre Not klagte, lächelte sie schmunzelnd an und meinte, daran müsse sie sich nun eben gewöhnen, das wäre hier im Winter nicht anders.

Lucie schlug abermals die Hände zusammen.

„Aber was soll man denn nun machen?“ rief sie.

Er sah sie an, als verstände er sie nicht. „Wieso? Was man machen soll?“

„Nun ja, wenn man abgeschieden ist von aller Welt?“

„Sehr einfach,“ entgegnete er, „man arbeitet.“

Sie zuckte mit den Achseln. „Du denkst an dich,“ sagte sie.

Er schaute sie prüfend von der Seite an. „Ich denke, im Wörterbuch der Frau stehe das Wort Arbeit auch,“ meinte er, „und beschäftigen kann sich eine Frau auch!“

Er sprach etwas gedehnt; Lucie fühlte sich zur Rede gestellt, geschulmeistert; die Röte der Ungeduld stieg ihr in die Stirn.

„Ich bin dir sehr dankbar für deine guten Lehren,“ sagte sie mit einem kurzen Lachen, „aber man kann nicht den ganzen Tag kochen, waschen, stricken und sticken.“

„Man kann auch lesen,“ gab er kurz zur Antwort.

„Man kann auch nicht immer lesen,“ erklärte sie, „man muß als Mensch mit Menschen verkehren.“

Der Professor strich sich durch den Bart. „Allbachs kommen ja nächstens zurück.“

„Ja, um Gottes willen," rief sie, „sollen wir denn immer und immer nur mit Allbachs verkehren? Werden wir mit gar niemand anderem zusammenkommen?"

Er ging eine Zeitlang schweigend im Zimmer auf und ab.

„Vorläufig nicht," sagte er.

„Aber warum denn nicht?"

Er unterbrach seinen Gang, blieb vor ihr stehen und sah ihr in das ärgerlich erregte Gesicht.

„Weil ich diesen Winter zu arbeiten habe, viel zu arbeiten, und weil das in erster Linie kommt; ich hoffe, daß wir darüber einig sind."

Er hatte mit scharfer Betonung gesprochen; Lucie wandte sich ab und erwiderte nichts.

Doppnau ging in sein Arbeitszimmer und blieb gedankenvoll an seinem Schreibtische stehen. Die düsteren Sorgen, die ihn in schlaflosen Nächten heimgesucht hatten, kehrten zurück: Die verwöhnte Frau aus der großstädtischen Welt, war sie die Gefährtin im arbeitsvollen Dasein eines einsamen Gelehrten?

Dann schob er mit energischem Ruck den Stuhl zurück und setzte sich an den Tisch; mit der flachen Hand schlug er darauf, als gäbe er sich selbst eine stumme Beteuerung; mochte es kommen, wie es wollte, hier war sein Reich, und daran sollte ihm niemand rühren!

Er schob die Papiere zurecht; ihr Rauschen und Knistern tönte ihm wie eine bekannte Stimme; seine Arbeit sprach zu ihm, und sie war mit ihm zufrieden. Er hatte für sie gekämpft und gesiegt, er hatte sich den Winter erobert und nun konnte er arbeiten, arbeiten, arbeiten.

Dieser Gedanke gab ihm die Seelenruhe wieder und stimmte ihn schließlich ganz heiter. Nun brauchte er nicht mehr auf der Plattform zu sitzen und nach Unterhaltungsstoffen zu suchen, nicht mehr im Walde spazieren zu gehen und über Botanik Vorträge zu halten, während er an Ekliptik und Parallaxen dachte.

Ein ganzer Haufe von Tätigkeit lag vor ihm: neben seinen täglich fortlaufenden Beobachtungen und Aufzeichnungen wollte er neue Sonnentafeln entwerfen, zur Vervollständigung der vorhandenen Himmelsatlanten neue Sternkarten zeichnen, dazu Aufsätze für verschiedene astronomische Jahrbücher schreiben und mit beinah lüsterner Vorfreude tasteten seine Gedanken bereits an einem großen allgemeinen Werke herum, in dem er die Sonne in bezug auf ihre stoffliche Zusammensetzung, ihren Umfang, ihre

Bewegung und ihr Verhältnis zum Weltraum umfassend darzustellen beabsichtigte.

Zu dem allen gehörte Zeit und Ruhe, aber Gott sei Dank, er hatte ja nun beides. Seine Nerven waren durch die letztvergangenen Monate tiefer erregt worden, als er anfänglich geglaubt hatte; er spürte das an manchen äußeren Anzeichen — jetzt sollten sie durch regelmäßige Arbeit wieder in Ordnung gebracht werden. Und so puppte er sich in Arbeit und Behaglichkeit wie eine Raupe in ihrem Gehäuse ein.

Anders war es mit Lucie bestellt.

Mit Mühe und Not hatte sie sich in unmittelbarer Nähe des Hauses und auf den nächsten Wegen des Gartens den dicken Schnee zur Seite fegen lassen, so daß eine Wandelbahn entstanden war, auf der sie wenigstens einige Schritte ins Freie tun konnte. Sie benutzte die kärgliche Freiheit, so oft sie vermochte, aber schließlich mußte sie doch immer wieder ins Haus zurück, und dieses Haus gähnte sie an.

So spät wie möglich stand sie des Morgens auf, um dem Tag nur nicht zu früh ins Antlitz blicken zu müssen; sie wußte ja, daß es genau so aussehen würde wie das des vorigen. Doppnau war dann schon lange aus den Federn, hatte sein Frühstück genommen und saß bereits seit Stunden an der Arbeit.

Zum Mittagessen sahen sich die Gatten zum erstenmal, denn sie fühlte, daß sie dem Professor kaum einen Gefallen bereitet hätte, wenn sie ihn vormittags in seinem Zimmer aufsuchte und begrüßte.

Doppnau brach alsdann aus seinem Zimmer hervor, begrüßte Lucie mit einem Kusse und setzte sich mit ihr zu Tisch. Wohlwollend erkundigte er sich nach ihrem Befinden, ob sie die Nacht gut geschlafen hätte — aber er brachte seine Arbeit im Kopfe mit, sie verließ ihn keinen Augenblick, und beinah mechanisch aß er herunter, was Lucie ihm vorsetzte.

Wie für alle feineren Genüsse des Lebens, hatte Lucie auch für Speise und Trank einen entwickelten Sinn, daher betrübte es sie, daß ihre Kochkünste so achtlose Aufnahme fanden. Wenn sie ihrem Mann täglich Rindfleisch mit Brühkartoffeln vorgesetzt hätte, er würde kaum bemerkt haben, daß er immer dasselbe aß.

Es gibt für eine Frau kaum etwas Schrecklicheres als einen ganz bedürfnislosen Mann; für das, was sie liebt, muß die Frau sorgen können. —

Der Haushalt, den Lucie zu führen hatte, war an sich nicht groß; nun wurde die Beschäftigung mit demselben natürlich noch geringfügiger.

Sie hatte sich im stillen so darauf gefreut, sich soviel hübsche kleine Augenblicke warmer häuslicher Tätigkeit davon versprochen. Als sie die schönen ungepflegten Räume das erstemal gesehen, hatte ihre Phantasie ihr ein Bild vorgezaubert, wie sie das ganze Haus umschaffen, mit dem weiblichen Sinn der Behaglichkeit erfüllen, wie sie es aus einer Behausung in ein Heim verwandeln wollte — und aus dem allen sollte nun nichts werden.

Schüchtern hatte sie einmal während des Mittagessens bei ihrem Manne anzurühren gewagt, wie es wäre, wenn er sein Arbeitszimmer nach oben verlegte? Doppnau aber war geradezu entsetzt vor diesem Vorschlage zurückgeprallt.

Jetzt, wo er seine Sternkarten aufgenagelt hatte, umziehen? Der Gedanke war gräßlich an sich, aber jetzt vollständig unmöglich! Als er Lucies üble Laune bemerkte, faßte er beschwichtigend ihre Hand: „Meinetwegen wollen wir es zum Frühjahr überlegen, aber nur jetzt laß mich mit solchen Geschichten in Ruhe. Übrigens," fuhr er nach einiger Zeit fort, „können wir die Sache dann zum Frühjahr so einrichten, daß wir ganz und gar mit den Stockwerken tauschen; du wohnst und schläfst hier unten, ich oben; bist du einverstanden damit?"

Lucie blickte lächelnd auf ihren Teller.

„Gewiß," sagte sie, „auf die Art bist du vor mir am sichersten."

So blieb denn nichts übrig, als auf das einsame Zimmer hinaufzugehen und die Romane aufzuschneiden, die unaufgeschnitten dort oben lagen. Wenn sie dann so in dem behaglichen Raume im bequemen Lehnstuhl am Fenster saß, überlegte sie wohl, daß es jetzt gerade wieder so war, wie vor ihrer Verheiratung; nur, daß sich die Tante in ihren Mann verwandelt hatte.

Über die Seiten des Buches, in dem sie las, gingen ihre Blicke in die verschneite Landschaft hinaus, und die Öde, welche draußen lastete, zog hinein in ihr Zimmer und in ihr Gemüt, und es ward darin öde, dumpf und leer. Über ihrem Leben stand, wie mit großen, grauen Buchstaben ein Wort geschrieben, ein häßliches Wort: Langeweile.

Nachdem die Romane ausgelesen waren, griff sie wieder nach ihren alten Büchern, und dabei fiel ihr das schreckliche

Stück wieder in die Hände: „Die Gespenster.“ Noch einmal las sie die schauerlichen Worte des Schlusses: „Gib mir die Sonne.“ Einst hatte sie geglaubt, er würde sie ihr geben — war es geschehen? Sie fühlte, daß die Wissenschaft kalte Hände hat, und daß die Gaben, die aus diesen Händen kommen, nicht für das Herz bestimmt sind.

Allbachs waren von ihrer Reise zurückgekehrt, und weiß wie ein Schneemann trat Frau Anna eines schönen Tages bei Frau Lucie ein.

Sie hatte die Freundin seit der Hochzeit nicht gesehen und stürzte nun, strotzend von Lebensfreudigkeit, mit einem Schwall neugierig wohlgemeinter Fragen über Lucie her. Lucie beantwortete sie, so gut es ging; aber ihr war nicht wohl dabei: Sie fühlte das Unbehagen der feineren Natur, die sich mit ihrem Leiden der gröberen, gesunden nicht verständlich machen kann.

„Na, und dein Mann?“ fragte Anna, „bis über die Ohren in der Arbeit, nicht wahr?“

Lucie nickte stumm.

„Das hab' ich mir gedacht,“ sagte Anna, „es ist nur ein Glück für den Mann, daß er eine so bedeutende Frau bekommen hat; spricht er oft mit dir von seinen Arbeiten?“

„Nicht sehr viel,“ entgegnete Lucie, der es widerstrebte, zu sagen, daß Doppnau nie ein Wort zu ihr über sein Schaffen verlor.

„Das muß dich nicht grämen,“ meinte Anna, „so sind die Gelehrten; Allbach erzählt mir auch nicht viel von seinen Patienten.“

Sie blickte im Zimmer umher. „Wie das wieder reizend und gemütlich bei dir ist!“ sagte sie, „was liesest du denn da?“

Sie hatte das aufgeschlagene Buch vom Tische aufgenommen und ließ es fallen. „Dantes Hölle? Aber Lucie!“

Lucie lachte unwillkürlich über das Entsetzen auf, das sich in ihren Zügen malte; dann ging ein Schatten über ihr Gesicht.

„Ich habe gefunden,“ sagte sie, „daß Dante bei all seiner Phantasie doch etwas ausgelassen hat.“

Anna sah sie stumm erstaunt an.

„Er hätte einen Kreis schildern müssen,“ fuhr Lucie fort, „in dem die Verdammten nichts weiter tun, als sich langweilen — das wäre die allerschlimmste Höllenstrafe gewesen.“

Sie klappte das Buch zu und lachte laut. Frau Anna fand, daß ihr Lachen eigentlich nicht hübsch klang.

Dieser erste Besuch Annas blieb für längere Zeit ihr letzter. Der fußtiefe Schnee, der nicht wankte noch wich, lag wie eine trennende Schranke zwischen den beiden fern voneinander belegenen Wohnungen; Doppnau zeigte immer weniger Bedürfnis nach geselligem Verkehr, und Doktor Allbach ging von der Ansicht aus, daß man junge Eheleute nicht zu oft durch Besuch stören dürfte.

„Endlich ein Brief von Klemens," sagte der Professor eines Tages, als er zum Mittagessen aus seinem Zimmer trat. Es war das erstemal, daß der Name wieder genannt wurde.

„Kommt er zu Weihnachten?" fragte Lucie.

„Nein," erwiderte Doppnau, in dem Briefe lesend, „er will uns zu den Pfingsttagen besuchen." Dann lächelte er. „Sieh, sieh," sagte er, „der Junge wird immer menschlicher, er bittet, daß wir ihm als Weihnachtsgeschenk unsere Bilder schicken."

„Unsere?" fragte Lucie etwas gedehnt.

„Ja, ja," versicherte der Professor, „und er läßt dich auch grüßen."

„Sehr gnädig," meinte Lucie mit einem leichten Lächeln.

„Ich muß wirklich überlegen," sagte Doppnau, „ich glaube, mein letztes Bild ist vor fünf Jahren gemacht; aber du hast dich ja nach unserer Verlobung photographieren lassen; ein reizendes Bild, willst du ihm das schicken?"

„Gewiß," erwiderte sie, „aber komm jetzt, die Suppe wird kalt."

Sie hatte in gleichgültigem Tone gesprochen; als sie nun aber auf ihrem Zimmer droben den Kasten öffnete, in dem die Photographien lagen, empfand sie ein eigentümliches Behagen. Die Bilder, auf denen sie munter und keck in die Welt hinausblickte, sahen ziemlich eines wie das andere aus; dennoch wählte sie lange, bis sie sich entschied, und nachdem sie endlich gewählt hatte, hielt sie das Bild sinnend in der Hand.

Wenn man sie gefragt hätte, ob sie während dieser letzten Wochen an Klemens gedacht, sie würde es kaum gewußt haben. Jetzt aber kam ihr die Erinnerung an jenen Augenblick nach dem Hochzeitsmahl zurück, an jenen merkwürdigen Augenblick; und wie die Vorgänge jener Stunde in ihren Einzelheiten vor ihrer Seele

wieder auftauchten, fühlte sie, wie eine schwüle Glut aus ihrem Innern bis in ihre Wangen emporstieg, und heiß errötet, als ob hundert fremde Augen auf sie blickten, saß sie in ihrem einsamen, weltfernen Zimmer. Sie hielt das Bild unabläßig in Händen, und unwillkürlich malte sie sich den Augenblick aus, wenn er es in die seinigen nehmen und die Augen darauf richten würde. Ob er sie wieder mit jenem düsteren Blicke des Hasses anschauen würde wie damals? Seltsam, daß ihre Gedanken immer und immer wieder zu jenem Augenblick zurückkehren mußten, und doppelt seltsam, daß sie bei der Erinnerung immer wieder denselben unheimlich-süßen Schauer durch ihre Nerven rieseln fühlte.

War es ihr doch gewesen, als ob ihr ganzer Leib in eine Flut getaucht würde, von der sie nicht sagen konnte, ob sie heiß oder kalt war, von der sie nur empfand, daß sie darin eingehüllt war vom Kopf bis zu den Füßen wie in einem umstrickenden Wirbel.

Wäre es Liebe gewesen, die aus diesem Blicke auf sie niederströmte, so hätte sie die wollüstige Wärme ja begriffen, die er in ihr weckte — aber so — konnte man sich denn am Haß sonnen?

Aber dann der Blick, den sie über die Tafel hin beim Hochzeitsmahle erhascht hatte. Und dann endlich jener letzte, geheimnisvolle Augenblick, von dem sie sich jetzt fragte, ob sie ihn wirklich erlebt hätte, jenes bewußtlose Zittern, als sie fühlte, wie seine Hände sich um ihren Leib legten und seine Lippen die ihrigen berührten. Wie anders war das gewesen, als jetzt, wenn Doppnau sie küßte! Wie anders!

Bei den Küssen ihres Mannes fühlte sie kaum dessen Mund, nur seinen harten Bart, der ihr in die Haut stach; in Klemens' Berührung war etwas so Weiches gewesen, etwas so Sprödes und unbewußt Verlangendes — sein Hauch war zu ihr hinübergeweht, rein und kühl wie die Luft, die durch den knospenden Frühlingswald geht, und wie er sie fester und fester an sich gepreßt hatte, war es ihr gewesen, als hielte sie ein marmornes Götterbild in den Armen, das allmählich zum Leben erwachte.

Sie schüttelte das Haupt, steckte die Photographie in ein Kuvert und ging zu ihrem Mann hinunter.

„Hier," sagte sie, „die kannst du ihm schicken, und wenn du ihm schreibst —"

„Soll ich ihn von dir grüßen?“ fragte er.

„Ja,“ sagte sie kurz. Sie trat an die Bücherregale und musterte mit scheinbarer Aufmerksamkeit die Titel der Bücher. —

Zum Weihnachtsfest bot sich für Lucie die Gelegenheit, dem Professor klar zu machen, daß es nötig sei, sein Arbeitszimmer nach oben und die Gesellschaftsräume nach unten zu verlegen. Sie hatte einen Weihnachtsbaum besorgt und stellte denselben in ihren Zimmern auf. Die Zimmer aber waren so viel niedriger als die im unteren Stock, daß sie ein beträchtliches Stück von dem schönen Baum absägen mußte.

Sie machte ihn auf „diesen Fingerzeig der Natur“ aufmerksam, und Doppnau versprach ihr lachend als Weihnachtsgeschenk, daß, sobald er mit seinen Sternkarten fertig sein würde, und spätestens zum kommenden Frühjahr die Verlegung der Räume nach ihrem Wunsche stattfinden sollte.

Das Fest ging im übrigen ziemlich ruhig vorüber; die einzige Aufregung, die es dem Professor brachte, bestand darin, daß er sich den Kopf darüber zerbrach, was er seiner Frau schenken sollte.

Er hatte keine Ahnung von ihren Wünschen und Bedürfnissen und natürlich auch keine Zeit, um allzulange darüber nachzudenken. In seiner Not flüchtete er schließlich zu Frau Allbach, und mit deren Hilfe kam dann ein Kleiderstoff für den nächsten Sommer, ein Paar niedlich gestickte Morgenschuhe und der Stoff zu einem Türvorhange zustande. Im letzten Augenblick fügte der Professor noch Rankes Weltgeschichte hinzu.

Lucie war in bezug auf ihren Mann in nicht geringerer Ratlosigkeit; auf seinem Platze erschien am Abende der Bescherung ein gefütterter Schlafrock, ein Fußteppich vor den Schreibtisch, eine neue Studierlampe und gleichfalls ein Paar Morgenschuhe.

Am ersten Feiertage waren Doppnaus bei Allbachs, am zweiten Allbachs bei Doppnaus.

Der Professor unterhielt sich mit dem Doktor über seine Arbeiten; Frau Anna strickte, Lucie stickte, und wenn sie merkte, daß ihr das Gähnen kam, bot sie der Freundin Süßigkeiten und Pfefferkuchen an und steckte selbst Pfefferkuchen in den Mund. Es wurde auf diese Weise viel Pfefferkuchen gegessen.

IX

Das Fest war vorüber, und wie es vor Weihnachten gewesen war, so wurde es nach Weihnachten wieder. Der Winter schritt dahin, von Woche zu Woche, ohne Hast und ohne Rast, und während er dem Professor wie ein Wundertäter vorüberging, der ihm schweigend eine Gabe nach der anderen in den Schoß legte, sah das Weib des Professors in ihm einen greisenhaften Bettler, vor dessen ödem Angesicht ihr graute, und dessen schlurfender Schritt ihr Entsetzen einflößte.

Endlich aber ward es Frühling; die Wärme, die so lange der Kälte das Feld hatte räumen müssen, machte ihre Rechte energisch geltend, und mit frühlingsrauschendem Besen fegte sie den verhaßten Winter vom Erdboden hinweg.

Einem warmen April folgte ein heißer Mai, und als der Juni anbrach, lag sommerliche Glut über Stadt und Land. Für alle, welche zu Pfingsten hinausfuhren, war heißes Reisewetter. Darum wählte Klemens zu seiner Fahrt die Nacht. Er berechnete, daß er dann in den ersten Nachmittagsstunden auf der Sternwarte eintreffen würde. Angekündigt hatte er sein Kommen ja bereits im Winter; einer nochmaligen brieflichen Anmeldung hielt er sich, in Übereinstimmung mit seiner Brieffaulheit, für überhoben.

Als er sich auf der Bank im Eisenbahncoupé ausstreckte und den Sommermantel, den er über den Arm getragen hatte, unter den Kopf schob, fühlte er einen leichten Druck. In der Brusttasche des Mantels, in dem er seine Reise nach Heidelberg gemacht, und den er seitdem nicht mehr angelegt hatte, mußte etwas stecken. Er griff in die Tasche und zog eine ganz vertrocknete, hart gewordene Rose hervor; am Stiele derselben befand sich noch ein Überbleibsel von Silberpapier, das sich jetzt ablöste. Wo kam denn die her? Konnte er sich doch gar nicht besinnen — endlich fiel es ihm ein. Es war ja die Rose, die Lucie ihm damals über den Tisch zugeworfen hatte. Er erinnerte sich, wie er die Blume während der ganzen Zeit nachher in der geschlossenen Hand gehalten und dann beim Weggehen in die Brusttasche seines Mantels gesteckt hatte; dort hatte sie bis heute geschlummert, und heute erstand sie wieder auf.

Eine Zeitlang drehte er die vertrocknete Blume gedankenlos zwischen den Fingern, dann erhob er sich, um sie hinauszuwerfen.

Das Coupéfenster sperrte sich, als er es hinunterlassen wollte, er mußte mit beiden Händen zugreifen und nahm währenddem den Stengel zwischen die Lippen. Nun deuchte ihm, als ginge von den vertrockneten Blättern ein leiser, letzter Duft aus — konnte das sein? Er prüfte genauer — und wirklich — es war kein Blumengeruch mehr, sondern ein anderer, der Duft, den er geatmet hatte, als er Luciens Brief geöffnet, und der ihn angeweht hatte aus ihrem Kleide — damals — nach dem Hochzeitsmahle — als er sie —

Er zog das Fenster wieder hinauf; die Rose ward nicht hinausgeworfen, er verschränkte die Finger über ihr und legte sich wieder nieder.

Und als er nun so mit geschlossenen Augen durch die laue Sommernacht dahinfuhr, war es ihm, als verwandelte sich das einförmige Klappern der Räder in ein weiches, leises, unabläßiges Rauschen, als umwehte ihn fortwährend der feine, berauschende Duft, und als bewegte sich in weiter Ferne vor ihm etwas Weißes, Knisterndes — halb wie ein Schwanenfittich anzusehen und halb wie ein bräutliches Frauengewand.

Wachte er? Träumte er? Er wußte es nicht. Er sah nur, wie er dem weißen Gewölk näher und näher rückte, und fühlte nur in seinen Adern den heißen, schweren Schlag seines Blutes.

Vom Bahnhofe, an dem er um drei Uhr nachmittags anlangte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach der Sternwarte. Überraschend wollte er kommen, kein Wagengerassel sollte ihn verraten; außerdem war eine fröhliche Ungeduld in ihm, die es ihm unmöglich machte, sich, nachdem er so lange gesessen, wieder in Wagenpolster zu setzen. Ein Gepäckträger sollte im Laufe des Nachmittags seinen kleinen Handkoffer hinaufbefördern. So schritt er, das Herz ganz erfüllt von der Wonne des Wiedersehens, den altbekannten Weg zwischen den Anlagen dahin. Büsche und Bäume standen regungslos in der schwülen, brütenden Mittagssonne, geflügelte Käfer schwammen in der weichen Luft; die ahnungsvolle Stille des Sommermittags, in der man das leise Jauchzen des Erdinnern aus unendlicher Tiefe zu vernehmen glaubt, lag über die Fluren gebreitet.

Mit geräuschlosem Druck öffnete Klemens die Gitterpforte — und da lag er vor ihm, der schöne, geliebte, schattenreiche Garten — noch einige hastige Schritte — und da war es, das

Heimatshaus, das mit den freundlichen Fenstern wie ein teures, vertrautes Antlitz auf ihn herniederblickte.

Kein Laut regte sich in dem Gebäude, mittägliche Ruhe, so schien es, umfing alle Insassen.

Mit zwei Sprüngen war er die Stufen zur Eingangspforte hinauf, und nun stand er klopfenden Herzens auf dem Flur, vor der Tür zum Arbeitszimmer des Bruders.

Offenbar hielt der Professor Mittagsrast, er wollte ihn nicht zu hastig stören; vorsichtig drückte er die Klinke nieder, zog die Tür auf — und mit weitgeöffneten Augen blieb er auf der Schwelle stehen. Einen Augenblick — dann drückte er die Tür ebenso vorsichtig wieder ins Schloß und trat zurück. Seine Brust atmete tief — flammende Röte bedeckte sein Gesicht.

Er hatte etwas gesehen — etwas Unerwartetes, Wunderbares.

Der Raum, in den er hineingeblickt, war nicht mehr das Arbeitszimmer seines Bruders — eine Frau wohnte darin, und diese Frau hatte er gesehen — gesehen, wie er noch nie ein Weib gesehen hatte.

Auf einem Ruhebett, das gerade gegenüber der Tür vor dem Mittelfenster stand, hatte Lucie, aufgelöst im Schlafe, gelegen. Von der Hitze belästigt, hatte sie die Schuhe von den Füßen gestreift und das Kleid geöffnet, und auf ihre nackte Brust war Klemens' erster Blick gefallen.

Er hatte zurückspringen, hatte fliehen wollen — aber es hatte ihn festgehalten wie mit Gewalt, und mit einem aus Grausen und Entzücken gemischten Gefühle hatte er das Bild des Weibes in sich aufnehmen müssen, das berückende Bild. Er hatte gesehen, wie ihr rechter Arm unter das Haupt geschoben war, so daß ihr Antlitz ihm, dem Eintretenden, halb zugewendet erschien, während der linke Arm vom Lager niederhing. Und dieses Gesicht — war es nur die Wonne der Ruhe, die ihm solchen Zauber verlieh, oder hatte er früher denn keine Augen gehabt?

Mit hämmernden Schläfen schritt er im Flure auf und ab; leise, leise, indem er auf dem Teppichläufer ging, damit er die Schlafende nicht störe.

Was sollte er tun? Fort und zum Bruder hinauf? Das mußte er, das fühlte er. Er wandte sich zur Treppe, die in die oberen Räume führte; aber als er die Hand ans Geländer legte, blieb er stehen und blickte zu der Pforte zurück, hinter der sie lag.

War es seine Schuld gewesen, daß er sie in diesem unbewachten Augenblick geschaut? Nein. Was ihm heute der Zufall geboten, würde er es je im Leben wieder finden, wieder genießen? Nein! Nein!

Von der Treppe wandte er sich um; auf den Fußspitzen, wie ein Verbrecher, kam er den Weg zurück; an der Tür blieb er stehen, das Ohr zum Schlüsselloch gebeugt, ob er ein Geräusch, auch nur die Ahnung eines Geräusches vernehmen würde — nichts regte sich in dem Gemach — und mit fiebernder Hand ergriff er noch einmal die Klinke, und leise, leise, leise öffnete er noch einmal die Tür.

Sobald Klemens das erstemal die Pforte hinter sich geschlossen hatte, war die Schläferin dort drinnen erwacht. Hatte sie geträumt oder war es Wirklichkeit, daß jemand soeben hereingeschaut hatte und dann lautlos verschwunden war? Nein, sie hatte deutlich noch gesehen, wie sich die Klinke langsam wieder hob, und hatte das leise Einschnappen des Schlosses gehört. Wer konnte es gewesen sein? Ihr Mann? Oder einer von den Dienstboten? Unmöglich, die wußten, daß sie den gewohnten Schlaf nach der Mahlzeit hielt, und würden sie nicht gestört haben. — Wer war es gewesen? Indem sie noch darüber nachdachte, war es ihr, als käme es draußen mit unhörbaren Schritten wieder an die Tür geschlichen; dann glaubte sie einen heißen, verhaltenen Atemzug am Schlüsselloch zu vernehmen. Sollte sie aufspringen? Das mußte sie, das fühlte sie. Aber ein unbezwingliches Verlangen, zu erfahren, wer der unbekannte Lauscher sei, hielt sie bleiern an das Lager gefesselt.

Jetzt sah sie die Klinke langsam niedergehen; ein letzter Instinkt sagte ihr, daß sie genau die vorige Stellung bewahren müsse, um den Anschein zu erwecken, als hätte sie geschlafen; nur eine unmerkliche Öffnung des geschlossenen Augenlides ließ ihr den Blick frei, den Eindringling zu erkennen. Und jählings ging ihr ein strömender Schauer vom Nacken bis in die Fußspitzen — auf der Schwelle stand Klemens, mit weit aufgetanen Augen, das ganze Gesicht bis über die Stirn, bis unter die Haare mit lodernder Glut bedeckt.

Nun hieß es aushalten; nun hieß es, die zitternden Nerven zur Ruhe zu zwingen und das pochende Herz, damit keine verräterische Glut in ihren Wangen aufstiege und ihm ihr Wachen verkündete.

Sie drückte die Augen fest zu; ihre ganze Willenskraft raffte sie zusammen und regungslos lag sie da, in einem Zustande dumpfer Qual und dumpfer, betäubender Lust.

Klemens stand wie gebannt auf der Schwelle; aber über den Raum hin wirkte seine Seele zu ihr hinüber; trotz der geschlossenen Augen fühlte sie, wie sein Blick auf ihr lag, sie umfaßte von Kopf bis zu Füßen, so daß ihre ganze Gestalt wie in Glut gebadet war, und endlich fühlte sie, wie ihre Kraft zu versagen begann, wie die Glut der Scham in heißer Welle ihre nackte Brust überströmte — sie seufzte unwillkürlich auf und bewegte sich — im nämlichen Augenblick huschte er von der Schwelle hinweg, und die Tür ging lautlos ins Schloß.

Lucie setzte sich auf, drückte das heiße Gesicht in die Hände, und die krampfhafte Spannung ihrer Nerven löste sich in einem Tränenstrom auf.

Nach Verlauf einer halben Stunde klopfte es an ihre Tür.

„Lucie, bist du munter?“ ertönte die Stimme des Professors, „wir haben Besuch bekommen.“

Sie öffnete selbst; draußen stand Doppnau, Klemens an der Hand haltend.

„Willkommen und herein!“ sagte sie, indem sie dem jungen Schwager, der gesenkten Hauptes vor ihr stand, unbefangen die Hand bot. Alle drei traten ein. „Du findest einige Veränderungen bei uns,“ wandte sie sich an Klemens, indem sie sich auf das Ruhebett setzte, auf dem sie vorhin gelegen, „ich wohne jetzt hier, wie du siehst; wirst du nicht böse sein über solche Entweihung des Allerheiligsten?“

Klemens ließ die Augen im Zimmer umhergehen, das unter Luciens Pflege zu einem Raum voll Anmut und Behaglichkeit geworden war.

„Nein,“ sagte er, „ich finde es reizend hier.“

„Aber nun sag' mir nur, warum du uns wie ein Dieb in der Nacht überfallen mußtest,“ sagte der Professor, der mit übereinandergeschlagenen Beinen bequem im Lehnstuhl saß.

„Weil ich Euch überraschen wollte,“ entgegnete Klemens.

„Nun, das ist dir gelungen,“ meinte lachend der Professor, „es ist der reine Glückszufall, daß du nicht bei Lucie eingebrochen bist; wie bist du denn gleich auf den Gedanken gekommen, mich da oben zu suchen? Wir hatten dir, soviel ich weiß, nichts von dem Umzuge geschrieben?“

Klemens verstummte einen Augenblick; seine Augen bohrten sich auf das Ruhebett, auf welchem Lucie saß. Voller Spannung, die sie unter einem gleichgültigen Lächeln verbarg, und nicht ohne eine gewisse grausame Neugier blickte ihn Lucie an. Was würde er sagen?

„Ja, siehst du," sagte Klemens nach einiger Zeit, indem er an den Augen des Bruders vorbeisah, „es muß die alte Gewohnheit gewesen sein, die mich wie früher dort oben hinauf trieb; und dann — vielleicht —" er sah den Bruder lächelnd an — „hatte ich mir gedacht, daß es so kommen würde."

Doppnau schlug sich lachend aufs Knie. „Das muß ich sagen," rief er, „so hast du den Pantoffelhelden in mir vorausgeahnt?"

Luciens Augen ruhten schweigend auf Klemens, der jetzt feuerrot geworden war. Sie verstand dies Erröten; es war das des Schuldbewußtseins.

Aber sie zürnte ihm nicht, im Gegenteil, eine geheimnisvolle lüsterne Freude stand in ihrem tiefsten Innern auf: der Panzer keuscher Unnahbarkeit, der ihn dereinst umhüllte, war gesunken, zerschmolzen im Gluthauche der erwachten Sinne; der kalte Marmor war Fleisch geworden, zugänglich für das Verlangen, zugänglich für Sünde und Schuld.

War nicht in ihrer Seele einstmals ein Sehnen gewesen, daß diese Mannesknospe, die sich so streng verschloß, die Blätter öffnen und ihr den Duft ihres Kelches spenden möchte? Jetzt war ihr, als klopfte ein unsichtbarer Finger an ihr tiefstes Herz, und als flüsterte es da drinnen: „Die Stunde ist gekommen." Zwischen ihnen beiden war etwas Gemeinsames, für keinen Dritten Bestimmtes, ein Geheimnis — war es bereits eine Schuld? Sie gab sich noch keine Rechenschaft darüber; als sie sich aber jetzt vom Ruhebett erhob und die mechanische Bewegung ihrer in der Seelenspannung erstarrten Glieder empfand, fühlte sie, daß eine dunkle Gewalt in ihr Leben getreten war, die sich dahin gesetzt hatte, wo vordem ihr freier Wille gewesen war, und die sie treiben würde — wohin —?

„Wollen wir in den Garten gehen?" fragte sie, zu Klemens aufblickend.

„Gern," erwiderte dieser. „Kommst du mit?" wandte er sich an den Professor.

„Geht voraus," antwortete Doppnau, „ich komme Euch nach."

In stummer Befangenheit wandelten Lucie und Klemens den breiten Laubgang nebeneinander dahin, dann bogen sie in den engen Seitenweg, der zu den Blumenanlagen führte; hier blieb er hinter ihr zurück.

Lucie hatte keinen Hut aufgesetzt; sie deckte das Haupt mit dem kleinen Seidenschirm; Klemens, der hinter ihr herging, keinen Blick von ihr verwendend, sah, wie die leise Luft in ihrem schönen Haar spielte, wie die volle, weiche Gestalt sich im Schreiten wiegte, fest getragen von den kleinen Füßen, die er vorhin, nur von den weißen, beinah durchsichtigen Strümpfen bedeckt, auf dem Ruhebette anmutig übereinander gelegt gesehen hatte.

Tiefe, regungslose Stille herrschte ringsumher; das leise Rauschen ihres Kleides, das an die Hecken des Weges streifte, war das einzige Geräusch, das man vernahm. Klemens fühlte sich von einem beinah unwiderstehlichen Verlangen erfaßt, dies Kleid nur einmal mit der Hand berühren zu dürfen. Er war wie in einer Verzauberung. War das wirklich dasselbe Weib, das er einstmals gehaßt?

An einem Nelkenbeete machte Lucie halt.

„Siehst du," sagte sie zu Klemens, der an ihre Seite trat, „hier beginnt das Feld meiner Tätigkeit; es waren so wenig Blumen im Garten; ich habe alle möglichen Arten davon gepflanzt, und mit Nelken habe ich angefangen. Liebst du Nelken auch?"

„Sehr," erwiderte er eifrig, „sehr! — und daß du unserem Garten soviel Aufmerksamkeit zuwendest," fuhr er hastig fort, „dafür muß ich dir ganz besonders danken; ich hatte es gar nicht erwartet, und mein Bruder hat nie Zeit gehabt, sich darum zu bekümmern, und ich fürchtete schon, er würde ganz verwildern, wenn ich fort wäre."

Lucie hörte ihm mit halbem Lächeln zu. Sein Lob kam so ungeschickt heraus, und gerade das gefiel ihr; es war so aufrichtig. „Du solltest recht oft kommen und nachsehen, ob du mit mir zufrieden sein darfst," sagte sie mit anmutigem Kopfnicken.

Sie setzten ihren Weg fort.

„Aha — jetzt kommen wir an die Rosen!" rief Klemens. Sie bogen vom Wege durch eine Öffnung in der Hecke zur Rechten ab und umwandelten ein breitläufiges Rund, das ringsherum mit Rosenstöcken besetzt war.

Als sie wieder in den Weg einbiegen wollten, blieb Klemens am letzten Stocke stehen.

„Da wir bei den Rosen sind, so — so möchte ich dir doch einmal zeigen —"

Lucie, die in der Heckenöffnung stand, blickte zu ihm zurück; sie sah, wie er in die Brusttasche griff. „Du wirst es kaum mehr erkennen," fuhr Klemens fort, indem er auf sie zutrat und einen grauen Gegenstand auf der offenen Handfläche ihr entgegenhielt.

„Was hast du denn da?" fragte sie, da sie das Klümpchen wirklich nicht erkannte.

Er versuchte zu lächeln, aber ein flammendes Erröten brannte das Lächeln von seinem Antlitz fort. „Die Rose," brachte er stockend hervor, „die du mir damals zugeworfen hast."

Mit einem Griff hatte Lucie die vertrocknete Rose an sich gerissen — sie gab keinen Laut von sich, ihr war, als hätte ein elektrischer Funke ihren ganzen Leib durchzuckt.

„Die hast du aufbewahrt?" fragte sie mit heiserer Stimme. Dann schlug sie ein Gelächter an, aber es klang grell und kurz und kam nur aus dem Halse, nicht aus dem Herzen. „Wer wird sich an den Staub hängen?" sagte sie und warf die verdorrte Blume seitwärts ins Gebüsch. Klemens machte eine Bewegung. „Ich werde dir eine frische dafür geben," beruhigte sie ihn.

„Aber jetzt wachsen keine Rosen," wandte er ein.

Lucie, die sich wieder in Gang gesetzt hatte, blieb plötzlich stehen und sah ihm voll ins Gesicht. „Also komm zum Sommer wieder," sagte sie, „wenn die Rosen blühen."

Sie waren aus dem schmalen Wege in einen breiten Laubgang gelangt. „Komm," wandte sich Lucie an ihn, „es ist warm, gib mir deinen Arm." Sie hing sich in seinen linken Arm.

Klemens hielt ihren Arm in dem seinigen, mit einer Vorsicht, als fürchtete er ihn zu zerbrechen. Lucie spürte es und lächelte vor sich hin. Sie lehnte sich auf ihn, sie fühlte, wie das Herz in seinem jungen Leibe schlug.

„Du bist müde?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nein," sagte sie. „Weshalb? Bin ich dir zu schwer?"

„O nein — nein!" entgegnete er; der abgebrochene Ton seiner Worte klang beinah wie ein Jauchzen.

Man hatte die Stelle erreicht, von wo sich der schöne Blick über Fluß und Stadt bot, den Lucie so liebte; an dieser Stelle hatte sie eine Bank anbringen lassen, und hier nahm sie mit Klemens Platz. Lange saßen sie schweigend nebeneinander.

„Sieh da," sagte Klemens alsdann, indem er nach vorn zeigte, „da ist ja die alte Agave noch; das freut mich, daß ich die wiederfinde."

Lucie sah ihn von der Seite an. „Liebst du die Agaven?" fragte sie. „Es sind doch eigentlich traurige Gewächse; ohne Duft und ohne Blüte?"

„Sag' das nicht," rief Klemens voller Eifer, „sie treiben Blüten! Freilich, nur einmal — und an der Blüte sterben sie —"

„Daran sterben sie," wiederholte sie gedehnten Tones — „nun, ist das nicht ein trauriges Leben?"

„Nein," erwiderte er, „gerade das gefällt mir! Die Blüte, die die Agave treibt, siehst du, ist vier-, fünfmal so hoch als sie selbst, ein vollständiger Baum. Alle Kraft, die sie seit Beginn ihres Daseins gesammelt hat, setzt sie daran und gibt sie aus — und nun es erreicht ist — was soll sie dann noch weiter leben?"

Lucie sah ihn unverwandt an, während ihm die Worte von den Lippen schossen, und sagte sich, daß sie nie einen schöneren Menschen und nie einen schöneren Ausdruck in eines Menschen Antlitz gesehen hatte. „Das nenne ich stolz gedacht," sagte sie langsam.

„Es ist auch wahr," fuhr der Jüngling fort, „solche Agave erscheint mir immer wie ein Mann, so wie ich mir einen Mann denke: er fragt nicht, ob Sommer oder Winter, gut Wetter oder böses ist, er steht für sich selbst, fühlt nur, wie die Kraft in ihm wächst und gärt, sein ganzes Leben ist ein Warten auf den einen Augenblick. Und wenn dann die Stunde gekommen ist —" Klemens breitete unwillkürlich beide Arme aus — „dann vollbringt er das Werk seines Lebens — und dann — nun er sein Werk vollbracht hat —" er ließ die Arme sinken und lächelte vor sich hin, während seine Augen blitzten.

Lucie hatte ihn mit keinem Laute unterbrochen; ihr war, als säße sie an einer Quelle, und als ginge der frische Lufthauch belebend über sie hin. In dieser verständigen, vernünftigen, langweiligen Welt gab es also wirklich noch träumende, schäumende Überspanntheit? Die Phantasie ihrer eigenen Seele, die sie unter den schweren Füßen der Weisheit und Wissenschaft hatte zertreten lassen wollen, stand jählings auf und streckte wie trunken die Arme aus.

„Aber die Agave ist doch weiblich?“ sagte sie nach langem Schweigen. „Du sprichst immer nur vom Mann. Läßt sie sich nicht mit der Frau vergleichen?“

Klemens blickte in die Ferne.

„Eine Frau?“ sagte er mit leisem Lächeln, „ja weißt du, wenn ich ehrlich sein soll —“

„Du hast noch nicht viel an Frauen gedacht?“ ergänzte sie seine Worte.

Er wandte das Antlitz langsam zu ihr; während er sie anschaute, wurden seine Züge ernst; man sah, in diesem Augenblick dachte er an eine Frau.

„Jawohl,“ sagte er dann laut, beinah heftig, „gerade mit der Frau läßt sie sich sehr gut vergleichen: das müßte eine Frau sein, die nur einmal in ihrem Leben liebt!“

Er hatte sich von ihr abgewandt, und indem er dieses Wort herausstieß, verfinsterte sich sein Gesicht, und es stieg darin der alte düstere, fanatische Ausdruck wieder auf, der Lucie einstmals erschreckt hatte.

„Nur einmal,“ wiederholte er, „und nur einen; allen anderen müßte sie gegenüberstehen, als seien sie für sie nicht auf der Welt, meinetwegen stachlig, so daß sie sich vor ihr fürchteten, müßte nicht in einem Frühling dem einen, im anderen dem andern eine Blüte schenken, aber wenn sie dann einmal liebt, dann — dann müßte es auch so sein —“

„Daß sie daran stirbt,“ fiel Lucie rasch und dumpf ein.

Er warf das Haupt zu ihr herum; ihr Gesicht war totenblaß, ihre starr geöffneten Augen blickten ihn mit angstvollem Ausdruck an.

Es überkam ihn wie eine plötzliche Ahnung, wie eine Glut, die so mächtig war, daß sie ihn wie Eiseskälte anschauerte, er wollte aufspringen.

„Bleibe doch,“ sagte sie heiser, indem sie seine Hand ergriff.

Er sank auf den Sitz, er fühlte ihr Handgelenk in seiner Hand, und plötzlich beugte er sich nieder, bedeckte ihre Hand mit Küssen, schob mit den Lippen den Ärmel ihres Kleides zurück und preßte ihr Handgelenk und ihren entblößten Unterarm an seinen Mund.

„Um Gottes willen,“ flüsterte sie angstvoll.

Er ließ ihren Arm los, und beide sanken an die Rücklehne der Bank, so daß ihre Schultern einander berührten. Lange saßen sie stumm, mit wogender Brust.

„Klemens," sagte sie nach einiger Zeit, und ihr Mund war so nah an seinem Haupte, daß er den Hauch ihrer Lippen an seiner Wange spürte, „du bist ein Dichter, aber ein grausamer."

„Weshalb?" fragte er leise.

„Du verdammst die Menschen zum Tode, die du liebst."

Er gab keine Antwort.

„Weißt du, was ich mir wünschte?" hob sie von neuem an, „hier an dieser Stelle einmal begraben zu sein."

Mit ganzem Leibe drehte sich Klemens zu ihr.

„Warum sprichst du so?" stammelte er, „warum sprichst du so?" Er hatte ihre niederhängende Hand mit beiden Händen ergriffen, er neigte sich zu ihr, so daß sein düster glühendes Antlitz dicht über dem ihrigen war; sie fühlte, wie das Verlangen in ihm tobte, die Lippen auf ihren Mund zu drücken — ein Zittern überfiel sie. Vielleicht hatte er es bemerkt, vielleicht erbebte auch er vor diesem Äußersten — er fuhr zurück.

In diesem Augenblick knirschte der Kies des Weges unter Schritten, die vom Hause herkamen, beide sprangen auf; am unteren Ende des Laubganges erschien der Professor. Sie gingen ihm entgegen.

„Es wird kühl hier draußen," sagte er, „du tätest gut, ein Tuch umzunehmen, Lucie." Dann zog er die Uhr heraus. „Übrigens glaube ich, daß es bald Zeit zum Abendessen sein muß, und Meister Klemens, denke ich, wird Appetit mitgebracht haben."

„Ich danke dir, daß du mich erinnerst," erwiderte sie lächelnd, „für einen so seltenen Vogel muß man sich etwas Besonderes ausdenken, damit er das Wiederkommen nicht vergißt."

Sie sprach mit einer Ruhe und Unbefangenheit, als käme sie von den gleichgültigsten Dingen her; staunend hörte Klemens es mit an.

Alle drei wandten sich dem Hause zu; der Professor ging zwischen seiner Frau und seinem Bruder. Indem Klemens ihn von der Seite betrachtete, kam es ihm vor, als ob der Bruder gealtert wäre, sein Rücken war gebeugter als früher, wie der eines Menschen, der unablässig am Schreibtisch oder unter dem Teleskop gebückt sitzt, das Haar an den Schläfen war ergraut.

„Du hast wohl scharf gearbeitet diesen Winter hindurch?" fragte Klemens, als Lucie in das Haus getreten war und er mit dem Professor in den Garten zurückging.

„Barbarisch," antwortete Doppnau. Er gähnte laut und nervös, dann holte er eine Zigarre hervor. „Rauchst du immer noch nicht?" wandte er sich an Klemens. Dieser schüttelte das Haupt. „Du wirst es mit der Zeit doch noch lernen," meinte Doppnau, indem er seine Zigarre anzündete, „es gibt nach harter Arbeit gar nichts Erquickenderes; ich muß jetzt immer schwerere Kaliber rauchen, ich bin wirklich etwas fertig mit meinen Nerven."

Er war auf eine Bank zugesteuert, obschon sie noch nicht weit gegangen waren, dort saßen sie nieder.

„Ob du nicht zum Sommer eine Erholungsreise machen solltest?" fragte Klemens.

„Frühestens kann ich zum Herbst fort," entgegnete Doppnau; „zum Sommer bin ich noch nicht fertig; es liegt noch eine Masse vor mir."

Er gähnte von neuem, im Ton seiner Stimme lag eine schwere Ermüdung.

„Und wie steht es denn mit dir für den Sommer?" wandte er sich an Klemens, „hättest du nicht Lust, eine größere Reise während der Ferien zu machen?"

Klemens blickte stumm vor sich nieder.

„Wegen des Geldes brauchst du dich nicht zu genieren, das weißt du."

„Ich hatte wohl daran gedacht," sagte Klemens, „aber —"

„Na — aber?" forschte der Professor beinahe ungeduldig.

„Aber ich finde es wieder so hübsch hier —"

„Daß du zu den Ferien wieder ins alte Nest kriechen möchtest?"

Klemens schwieg.

„Du Hausschwalbe du," sagte Doppnau lächelnd, „meinetwegen mach's, wie du willst."

Er hatte auch früher manchesmal zu dem gelächelt, was Klemens gesagt oder getan hatte, aber es war liebenswürdiger herausgekommen als heute.

„Und dann hatte ich gemeint," hob Klemens schüchtern wieder an, „ich würde dir vielleicht bei deinen Beobachtungen hier und da behilflich sein können?"

„Die Idee ist ganz gut," entgegnete der Professor, indem er den Filzhut vom Kopfe nahm und sich durch das Haar strich. „Außerdem ist's mir ganz lieb, wenn Lucie, die nun auch den ganzen Sommer hier sitzen muß, nicht so gänzlich allein ist; also abgemacht, komm' nur."

Er sprang auf, Klemens folgte ihm, und sie gingen weiter durch den Garten.

„Was Lucie für schöne Blumenanlagen gemacht hat," sagte Klemens.

„So?" fragte Doppnau zerstreut.

Klemens war einigermaßen überrascht.

„Hat sie dir nichts davon gesagt?"

„Ja, ja, ich glaube schon," erwiderte er, „aber du weißt ja, ich mache mir so sehr viel nicht aus Blumen."

Inzwischen war der Abend angebrochen, und man versammelte sich im Speisezimmer zum Abendessen. Auf dem weißen Tisch prangte eine Fülle von Schüsseln und Schüsselchen mit kaltem Fleisch, Salaten und fein beschmierten Brötchen und sobald man sich gesetzt, erschien ein großer Eierkuchen mit eingebackenem Schinken.

„Wie man ihn in Süddeutschland ißt," sagte Lucie, indem sie Klemens ein großes Stück auf den Teller legte; „ich habe ihn vorzeiten dort unten kennen gelernt an dem geliebten Bodensee, in Konstanz."

„Gott sei Dank, daß du endlich einmal jemanden hast," spottete der Professor, „der deine Kochkünste zu würdigen verstehen wird. Ihr drittes Wort," wandte er sich an Klemens, „ist eine Lamentation über mein schlechtes Essen und die Kritiklosigkeit, mit der ich ihre Gerichte aufnehme."

Lucie lächelte und erwiderte nichts; Klemens wurde etwas verlegen. Was der Bruder gesagt hatte, war ja nicht kränkend, aber der Ton, in dem es herauskam, war nicht hübsch.

„Übrigens teile ich dir mit," fuhr der Professor zu seiner Frau fort, „daß du zum Sommer Gelegenheit finden wirst, alle Tiefen deines Kochbuches ans Tageslicht zu fördern; Meister Klemens will die großen Ferien bei uns zubringen."

„Das ist gescheit," sagte Lucie.

Sie hatte eine Schüssel aufgenommen und bot sie Klemens an. Indem dieser die Hand darunter legte, um sie in Empfang zu nehmen, griffen seine Finger über Luciens Finger, und sie fühlte deren Druck. War es Absicht? War es Zufall? Ein flatterndes Erröten ging gleichzeitig über beider Gesicht.

„Und nun," sagte der Professor, indem er sich nach beendigter Abendmahlzeit vom Tische zurückschob, „kannst du dir ein besonderes Verdienst erwerben, Klemens, indem du Lucie etwas

aus Goethe vorliest; meine Versuche in dieser Richtung sind nicht gerade glücklich gewesen."

Klemens blickte Lucie fragend an.

„Willst du denn nicht zuhören?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Meinetwegen," erwiderte er, „ich will mich wenigstens überzeugen, ob er es besser macht als ich."

Man war in Luciens Zimmer gegangen, und der Professor bestand darauf, daß sie Goethes Lied an den Mond hervorholte, wie an jenem Abende.

Klemens hielt das aufgeschlagene Buch in Händen. „Wenn du aber nur deshalb zuhören willst," sagte er zu dem Bruder, „dann kann ich das Gedicht nicht lesen." Doppnau stand lachend auf. „Ihr paßt zueinander," sagte er, „ihr zartbesaiteten Wesen — also lest allein, ich habe sowieso alle Hände voll zu tun."

Lucie und Klemens blieben zurück in einer sonderbaren Stimmung. Sie fürchteten sich vor dem Alleinsein, und nun wurden sie dazu geradezu gedrängt. Dazu gedrängt von eben demjenigen, um dessenwillen sie sich vor dem Beisammensein scheuten, und der ganz offenkundig zu verstehen gab, wie angenehm es ihm war, daß er der Mühe überhoben war, seine Frau zu beschäftigen.

Klemens schritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab; er erschien sich plötzlich erfahrener als sein soviel älterer, so bewunderter Bruder.

„Nun?" forschte Lucie, die am Tische saß, „willst du nicht lesen?"

Klemens trat hinzu. „Ach," sagte er, „das Gedicht ist mir heute gar zu zahm." Er blätterte weiter im Buche. „Aber da wir einmal bei Goethe sind, — das hier paßt mir besser für die Stunde." Er hatte aus dem westöstlichen Divan Mahomets Gesang nach der Schlacht von Bedr aufgeschlagen. Mitten im Zimmer stehend, begann er mit tönender Stimme die herrlichen Anfangsstrophen des Gedichts zu sprechen:

Seine Toten mag der Feind betrauern;
Denn sie liegen ohne Wiederkehren:
Unsre Brüder sollt ihr nicht bedauern;
Denn sie wandeln über jenen Sphären.

Die Planeten haben alle sieben
Die metallnen Tore weit getan,
Und schon klopfen die verklärten Lieben
Paradieses-Pforten kühnlich an.

Er las weiter; seine Augen flammten, und als er zu dem Verse gekommen war —

Und nun bringt ein süßer Wind von Osten
Hergeführt die Himmels-Mädchen-Schar;
Mit den Augen fängst du an zu kosten,
Schon der Anblick sättigt ganz und gar.

blickte er Lucie mit einem festen, strahlenden Lächeln in die Augen.

Sie senkte die Augen nicht, sie hing mit allen Blicken und Sinnen an dem Jüngling, der wie ein Herold der Begeisterung vor ihr stand, und von dessen Lippen die Verse niederrollten wie ein brausender Strom.

Noch zwei Strophen las er weiter, dann warf er das Buch auf den Tisch. „Mehr aber," rief er, „lese ich nicht; der Schluß des Gedichts ist ebenso trostlos, wie der Anfang herrlich; den Anfang hat ein junger Gott geschrieben, den Schluß ein hüstelnder Greis!"

Lucie nahm das Buch auf und las das Gedicht für sich zu Ende. „Wirklich," sagte sie dann, „du hast recht."

„Komm her," fuhr Klemens fort, „ich will dir etwas lesen, wo der Gott ganz Gott geblieben ist von Anfang bis zum Ende."

Er war an Luciens Bücherspind gegangen und hatte den Faust herausgerissen. „Szene im Kerker" wollte er anfangen; in dem Augenblick aber sprang Lucie auf.

„Nein," sagte sie, indem sie die Hand auf das Buch legte, „ich bitte, ich beschwöre dich, lies das nicht!"

Sie stand dicht vor ihm, ihr Gesicht war leichenblaß, ihre Augen brannten und ihr Busen wogte ungestüm.

Kein Laut regte sich im Zimmer, so daß man den schweren Atem der beiden Menschen vernahm, die sich schweigend gegenüberstanden.

Dann legte Klemens den rechten Arm um ihren Leib. Er beugte sich nieder. „Soll ich wiederkommen zum Sommer?" flüsterte er leise in ihr Ohr.

Lucie erwiderte nichts; er fühlte, wie ihr Leib in seinen Armen erschauerte.

„Lucie," flüsterte er noch einmal, „soll ich wiederkommen zum Sommer?"

Ihr Haupt senkte sich an seine Brust. „Ja," hauchte sie kaum vernehmbar.

Sein Arm schloß sich fester um ihre Hüfte, enger drückte er sie an sich, dann tauchte sein Mund sich in ihr Haar, mit den Lippen, die er auf ihre Stirn drückte, bog er ihr Antlitz nach hintenüber, ihre Augen schlossen sich unter seinen Küssen, dann ging ein Zucken durch seine Brust, ein Zittern über ihren Leib, und in langem, verzehrendem Kuß ruhten seine Lippen auf den Lippen des Weibes.

X

Die Pfingstferien waren kurz, aber die einzelnen Tage waren lang, lang für Klemens, dem es seit jenem Abend wie eine drückende Last auf Kopf und Herzen lag. Wie und wo er konnte, mied er das Haus, denn ihm war, als blickten ihn aus Ecken und Winkeln die Geister vergangener Stunden mit staunenden Augen an, als fragten sie ihn: „Bist du derselbe, der einst unter uns gewohnt?" — Und war er denn noch derselbe? Er, der sich jetzt freute, daß der Bruder nicht vom Schreibtisch fortkam, weil er ihm nicht in die Augen hätte sehen können? Der des Abends in die Stadt hinunterging, nur um nicht wieder mit dem Weibe allein zu bleiben, und der sich dennoch, wenn er nachts zur Ruhe ging, eines Wonneschauers nicht erwehren konnte bei dem Gedanken, daß ein und dasselbe Dach es war, welches über seinem Lager war und über ihrem?

Was er in der tiefen Erregung seiner Seele am wenigsten begriff, das war die gleichmäßige Ruhe, welche Lucie während dieser Zeit bewahrte.

Es faßte ihn wie Ingrimm, daß sie bei Tische, wenn sie zu dreien beisammen saßen, harmlos plaudern, lächeln und scherzen konnte. Hatte sie vergessen, was sie in ihm aufgerührt und entzündet hatte? Oder war das alles nur ein Spiel für sie gewesen? Er fing an, es zu glauben, er wollte sich in Grimm und Groll gegen sie hineindenken und fühlen, und er glaubte es wirklich bis zum Augenblick, da er, zur Abreise nach Heidelberg fertig, ihr die Hand zum Abschied bot.

Denn als er nun ihre bebende Hand in der seinigen fühlte, als er die sonst so geläufigen Lippen lautlos zucken und die sonst

so kecken Augen in hilflosem Flehen auf sich gerichtet sah, da erkannte er, wie tief das Herz dieses Weibes aufgewühlt war, und welch verzweifelten Kampf sie während dieser letzten Tage mit diesem ihrem Herzen bestanden hatte.

„Auf Wiedersehen im Sommer," sprach er leise; und daß es erst im Sommer sein sollte, erfüllte ihn mit Weh. Er konnte sich nicht von der seltsamen Vorstellung befreien, daß sie ihm in der Zwischenzeit verloren gehen könnte. Immer kehrten seine Gedanken zu der Stunde zurück, als sie zusammen auf der Bank gesessen hatten, und Lucie erklärt hatte, daß sie an der Stelle begraben zu sein wünsche. Es hatte eine Zeit gegeben, da er Lucie für eines jener Geschöpfe gehalten hatte, die zu kalt sind, um jemals unglücklich zu werden — und nun hatte er mit eigenen Augen gesehen, wie unglücklich sie war.

Wie er in der Nacht gekommen war, so reiste er in der Nacht zurück, und wie ihr Bild ihn bei der Herreise begleitet hatte, so begleitete es ihn bei der Heimreise.

Nicht nur das weiße Kleid aber war es mehr, das rauschend vor seinen geschlossenen Augen gaukelte, sondern das Weib selbst, das Weib, das er in dem verhängnisvollen Augenblick gesehen hatte, vom Schlafe aufgelöst, mit der wogenden nackten Brust.

Ein dumpfes Fieber hatte seine Seele ergriffen; seine Sinne und Gedanken reckten sich wie inbrünstige, sehnende Arme nach der Gestalt des schönen Weibes aus.

Und dieses Fieber verließ ihn keinen Tag und keine Stunde mehr. Seine Arbeit ward ihm zur Last, und er, der einst so fleißige Jünger der Wissenschaft, trieb sich jetzt planlos und ziellos in den Umgebungen Heidelbergs herum und sog aus ihrer Anmut jenen gefährlichen, verweichlichenden Rausch ein, mit welchem die Schönheit der Natur eine haltlos gewordene Seele vergiftet.

Er hatte mit sich gerungen, aber endlich hatte es ihn übermannt; er hatte an sie geschrieben. Einen Brief voll wütender, stammelnder Glut. Dann, als nach langem Harren eine Antwort von ihr gekommen war, hatte er das duftende Papier des Briefes wie ein Trunkener an die Lippen gedrückt und in die Brusttasche gesteckt, und dort, über seinem Herzen, trug er ihren Brief wochen- und monatelang.

Endlich brach der Ferienmonat an, der August, und es nahte die Zeit, welcher zwei Menschen mit dem dumpfen Vorgefühl

entgegenblickten, daß sie ihnen eine letzte, furchtbare, vielleicht tödliche Entscheidung bringen würde.

So wenigstens waren Luciens Empfindungen; denn wohin anders als zur Vernichtung sollte er sie reißen, der Strom des Verbrechens, der ihre Sinne und Seele zusammengewühlt hatte zu einem gärenden Gemisch, und der sie dahintrieb, dem Absturz entgegen, dessen Getöse sie von ferne vernahm.

Klemens hatte ihr noch einmal geschrieben und sein Kommen angezeigt; mit erbleichenden Lippen legte sie seinen Brief aus der Hand. Ihre Gedanken wurden plötzlich zu dem Bilde zurückgerissen, auf dem sie den Todesengel geschaut, und zu der Stunde in der Kirche, als sie den Furchtbaren in Klemens wiedererkannt hatte.

„Der Todesengel naht," flüsterte sie vor sich hin. Auf dem Bilde war eine Seele dargestellt gewesen, auf welche der Engel die Hand legte; und so wie jene sich bleich und stumm in das rauschende Gewand des Gewaltigen schmiegte, so ergab sie sich, widerstandslos, nach Hilfe nicht verlangend, bebend vor der Vernichtung und zugleich durchschauert von einer tiefgeheimen, unaussprechlichen Wonne.

Klemens erschien, und als er ihr, keines Wortes mächtig, schweigend die Hand drückte, erkannte sie in seinem Antlitz die Spuren, welche die verzehrende Leidenschaft während der letzten Wochen hineingegraben hatte.

Im Verhältnis der beiden Gatten fand Klemens keine Veränderung vor, sie gingen nebeneinander her wie immer. In der äußeren Erscheinung des Bruders aber nahm er einen erschreckenden Verfall wahr. Er hatte sich überarbeitet, das war klar, und er überarbeitete sich immer noch, denn seine Tätigkeit war jetzt eine rastlose, vollständig aufreibende.

„Ich muß fertig werden," das war die stets wiederholte Erklärung, mit der er den leisen Mahnungen des Bruders begegnete, „ich muß fertig werden." Tonlos fügte er hinzu: „Wer weiß, wie lange es noch hält." Er fühlte sich vor dem Zusammenbruch all seiner Kräfte; er war wie ein Schiffsführer, der die Maschine überheizt, um den Hafen zu erreichen, bevor der Sturm ihn einholt.

Der getroffenen Verabredung gemäß übernahm Klemens für den Bruder die nächtlichen Himmelsbeobachtungen; insbesondere kam es dem Professor zur Vervollständigung seiner neuen Stern-

karten darauf an, daß die Sternschnuppenfälle des August genau beobachtet und eingezeichnet wurden. Er hatte die Zuverlässigkeit seines Bruders in dieser Hinsicht bei früherer Gelegenheit kennen gelernt und übertrug ihm diese Arbeit mit vollem Vertrauen.

Am Abend, als Klemens sich von Lucie verabschiedete, um auf seinen Posten zu gehen, sah er ihre Augen mit stummer Bitte auf sich gerichtet. Er wartete, was sie ihm zu sagen haben würde.

„Dein Bruder," begann sie stockend, „hat mich nicht ein einziges Mal des Nachts mitgenommen und mir die Sterne gezeigt —" Sie schwieg.

„Und du möchtest, daß ich es tue," ergänzte er ihre Worte.

Statt aller Antwort erhob sie bittend wie ein Kind die Hände.

„Lucie," erwiderte er, nachdem er eine Zeitlang unschlüssig geschwiegen hatte, „es kann nicht sein — wirklich, es kann nicht sein."

Er hatte sich von ihr abgewandt; es war ihm fast unmöglich, ihr die Bitte zu versagen, aber eine stärkere Macht regierte seine Worte. Die Sterne! Die ewigen Sterne! Sollte er auch an ihnen treulos werden?

Mit stummem Druck ergriff er ihre Hand; dann ging er hinaus, und beinah sah es aus, als flüchtete er.

Abend für Abend wiederholte sich der gleiche Kampf. Sie sagte nichts mehr, wenn er davonging, aber ihr stummer, bittender Blick folgte ihm und verfolgte ihn bis unter das Sterngewölbe. Der Gedanke ließ ihn nicht mehr los, wie berauschend es sein müßte, wenn er dem schönen, empfänglichen Weibe die Wunder der Planetenwelt erschlösse, wenn sie beide wie zwei abgeschiedene Seelen, die nichts mehr gemein haben mit der irdischen Welt, dort in tiefer nächtlicher Einsamkeit verkehrten.

So kam der Laurentiustag heran, an welchem der große Sternschnuppenfall zu erwarten stand. Klemens hatte die Sternkarte auf den Tisch genagelt; eine kleine Lampe, deren er sich zu bedienen pflegte, verbreitete ein dämmerndes Licht in dem weiten Gewölbe. Er blickte auf; eine tiefe, wundervolle Klarheit war über den ganzen Himmel gebreitet. Und plötzlich ergriff ihn mit unbezwinglicher Gewalt die Sehnsucht, Lucie heute an seiner Seite zu sehen. Vorsätze und Bedenken versanken, er beschloß, sie zu rufen.

Lucie hatte sich bereits zu Bett gelegt und war eben in den ersten Schlaf gefallen, als es leise und hastig an ihre Tür schlug. „Komm rasch," hörte sie Klemens' flüsternde Stimme, „komm!"

Sie sprang aus dem Bett, halb verwirrt vom Schlafe, mit einem Gefühl, als handelte es sich um etwas Ungeheures.

Mit einem kleinen Fernrohr bewaffnet, wollte Klemens sich eben an die Beobachtung der vorüberziehenden Himmelserscheinungen machen, als die Tür sich hinter ihm öffnete. Er wandte sich um — der Arm, der das Fernrohr hielt, sank nieder, und der Himmel und alle Gestirne des Himmels erloschen in seinem Bewußtsein, und alles, was er vermochte, war nur noch, die Gestalt anzustarren, die dort vor ihm stand.

In der Hast, mit der sie aufgesprungen war, hatte Lucie nur das Notdürftigste von Kleidungsstücken übergeworfen; mit nackten Füßen war sie in die Morgenschuhe geschlüpft; ein Sommermantel, den sie über der Brust zusammenhielt, deckte ihre Blöße.

Klemens griff mit beiden Händen an die Stirn, dann stieß er einen dumpfen Laut aus und stürzte auf sie zu.

Erschreckt wich Lucie einen Schritt zurück. „Klemens," stammelte sie; aber er hatte bereits beide Arme um ihren Leib geschlungen, unter seiner wilden Bewegung war der Mantel, den sie trug, von ihren Schultern geglitten, und nun preßte er die herrliche Gestalt, die hilflos in seinen Armen lag, an seine Brust, indem er ihr Gesicht, ihren Hals, ihre Schultern mit seinen Küssen überflutete.

„Was tust du?" stöhnte sie. Er aber warf den Arm um sie und riß sie zu einem Stuhle fort, der am Tische, auf dem die Karte aufgenagelt war, sich befand.

„Komm," flüsterte er heiser, „komm, komm!"

Sie sank auf den Sessel, zu ihren Füßen lag Klemens auf den Knien, zu ihr emporschauend mit trunkenen, verzückten Augen.

Sie hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen; mit fiebernder Hand zog er sie ihr hernieder. Und wie sie nun so in das schöne, von Liebeswonne lodernde Antlitz schaute, das zu ihr emporverlangte, warf sie beide Arme um seinen Hals, ihr langgelöstes Haar umfloß sein Haupt.

„O du," flüsterte sie, „du Geliebter, Geliebter! Daß ich sterben könnte in diesem Augenblick an deinem Herzen!" Und sie küßte ihn und küßte ihn wieder und wieder.

„Warum sterben?" stammelte Klemens, „warum sterben?"

„Weil ich weiß," hauchte sie in sein Ohr, „daß du gekommen bist, um mich zu töten."

Klemens drückte das Haupt in ihren Schoß; richtete es dann empor und starrte sie mit fragenden Blicken an.

„Denn du hassest mich," fuhr sie fort.

„Nein! nein! nein!"

„Aber du hast mich einmal gehaßt?"

Klemens ergriff ihre Hände und versenkte das Gesicht darin.

„Laß das!" flehte er, „laß das!"

Lucie aber, von dem dämonischen Drange des Weibes ergriffen, in der Stunde des Triumphes vergangene Schmerzen wieder aufzuwühlen, ließ nicht ab.

„Sag' mir, warum du mich gehaßt hast," heischte sie mit süßem Schmeicheln, „sag' es mir, sag' es mir."

Er warf das Haupt empor, er schüttelte die Locken.

„Weil ich —"

„Weil du —?"

Er preßte das flammende Gesicht an ihren Hals.

„Weil ich geglaubt hatte, daß du eine Verderberin wärest," seufzte er aus tiefster Brust.

Sie umschlang ihn mit beiden nackten Armen.

„Aber du glaubst es jetzt nicht mehr? Jetzt nicht mehr?"

Er riß das Haupt zurück, als wollte er sich aus ihren Armen befreien. Ihre Hände aber klammerten sich in seinem Nacken ineinander und hielten ihn fest in der warmen, wonnevollen Gefangenschaft.

„Glaubst es jetzt nicht mehr?"

Mit dunklen, wilden Augen starrte er sie an; seine Lippen zuckten.

„Ich — ich weiß es nicht!"

„Du weißt es nicht?" schrie sie beinah auf.

„Nein," stöhnte er, „ich weiß nur, daß du Macht über mich gewonnen hast, Macht über meinen Leib und meine Seele! Ich weiß nicht, ob zu meinem Heil oder Unheil, ich weiß nur, daß ich dich liebe, und daß ich nicht nach Seligkeit oder Verdammnis frage!"

Mit zwei Griffen hatte er die Bänder gelöst, welche ihr Hemd auf den Schultern zusammenhielten, das verhüllende Gewebe sank. Seine Arme umfingen sie. Ein letztes Ringen, ein Ächzen aus dem Munde des Weibes, und wie in der Umarmung eines Löwen zitternd lag sie da. Auf ihrem Busen fühlte sie die

Glut seiner brennenden Lippen, auf ihren Armen, ihren Knien; dann riß er die Schuhe von ihren Füßen und bedeckte die weißen Füße mit stürmischen Liebkosungen.

„Laß mich sterben," ächzte sie, „laß mich sterben; ich kann nach dieser Stunde nicht mehr leben!"

Ein schrilles Klingelgerassel zerriß plötzlich die lautlose Stille der Nacht.

Lucie und Klemens fuhren auf und starrten sich mit entsetzten Augen an, regungslos, wie von eisigem Schreck gelähmt.

Der Klingelruf kam von droben, aus dem Zimmer des Professors; beide hatten es erkannt, keiner sprach es aus.

Eine Sekunde darauf schoß Lucie, welche ihre Kleidung an sich gerafft hatte, in ihr Zimmer hinunter; Klemens ergriff die Lampe und erwartete sie auf dem Flur. Es mußte dort oben etwas geschehen sein, sie mußten hinauf und sich überzeugen, was es war.

Als sie in das Zimmer des Professors traten, fanden sie ihn lang ausgestreckt auf der Diele liegend, er war vollständig angekleidet; auf dem Schreibtische brannte die Lampe. Die Sachlage war deutlich: vielleicht noch während er beim Arbeiten saß, vielleicht im Augenblick, da er aufgestanden war, hatte ihn der Anfall überkommen. Mit schwindendem Bewußtsein war er bis an die Klingel gestürzt; unmittelbar an der Klingel war er zusammengebrochen.

Er lag mit geschlossenen Augen, bewußtlos, dumpf und schwer atmend.

Inzwischen hatte der Allarmruf die Dienstboten zur Stelle gerufen; Klemens half den Frauen den Körper des Ohnmächtigen auf das Bett heben, dann wandte er sich zur Tür.

„Ich hole den Arzt," sagte er, und ohne sich Zeit zu nehmen, den Hut aufzusetzen, sprang er die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, und keuchenden Laufes, wie ein gehetzter Hirsch, flog er in langen Sätzen den Berg hinab, zur Stadt, nach Doktor Allbachs Haus.

Eine Stunde später stand Doktor Allbach am Lager des Professors.

Ihm gegenüber, an der andern Seite des Bettes, starr und blaß wie Marmor, stand Lucie; in die Ecke des Zimmers hatte sich Klemens gedrängt. Ein Grausen schüttelte ihn von Kopf zu Füßen und raubte ihm fast die Besinnung.

Der Doktor hatte sich über den Leidenden gebeugt und ihn sorgfältig untersucht. Jetzt richtete er sich auf; seine Brust hob sich in einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

„Ich kann Ihnen gute Nachricht geben," sagte er halblaut zu Lucie hinüber, „es ist nicht, was ich befürchtet hatte, kein Schlaganfall, sondern nur eine Ohnmacht. Eine schwere Ohnmacht allerdings, die gehoben sein will, aber sie wird keine nachteiligen Folgen hinterlassen."

Als er dies gesagt hatte, fühlte er seine Hand ergriffen; Klemens war an seiner Seite in die Knie gesunken und küßte ihm unter Tränen die Hand.

„Nur jetzt keine Aufregung," sagte der Doktor, „jede Aufregung kann alles in Frage stellen. Gehen Sie, ich werde selbst die Nacht bei ihm wachen."

„Darf ich bleiben?" fragte Lucie tonlos.

„Gewiß," entgegnete Allbach, indem er ihr selbst einen Stuhl an das Lager ihres Mannes rückte. Klemens ging stumm hinaus.

Ohne mit einer Wimper zu zucken, leistete Lucie den Anordnungen Folge, die Allbach zur Wiederbelebung des Ohnmächtigen traf. Nach Verlauf einer halben Stunde schlug Doppnau die Augen auf, atmete tief und erleichtert, schloß die Augen von neuem und sank in ruhigen Schlaf.

Über das Bett hin streckte Allbach ihr die Hand zu. „Die Gefahr ist vorüber," sagte er flüsternd.

Lucie erwiderte nichts; die Hand, die sie in seine dargebotene Hand legte, war kalt wie Eis.

„Möchten Sie sich nicht lieber zur Ruhe begeben?" fragte er.

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

Das Wort des Doktors schien sich zu bewahrheiten: als Doppnau am nächsten Morgen erwachte, war er zwar so matt, daß er kein Glied zu rühren vermochte, aber das Bewußtsein war völlig klar in seinem Kopfe.

Er erinnerte sich ganz genau alles dessen, was am Abend vorher mit ihm vorgegangen war, und erkannte Lucie sowie den Doktor, denen er beiden zunickte.

„Wo steckt denn Klemens?" fragte er.

„Den unruhigen Geist lassen wir vorläufig noch draußen," entgegnete der Doktor.

„Es ist nur, daß ich ihn nach der Sternkarte fragen wollte,"

meinte der Professor. Sein erster Gedanke war wieder bei seinen Arbeiten.

„Das wird ja alles in schönster Ordnung sein," versicherte Allbach, „und tun Sie mir den Gefallen, denken Sie heut noch nicht an die Arbeiterei."

Er ging mit Lucie hinaus, ein Rezept zu verschreiben.

„Alles, worauf es ankommt," sagte er, „ist Ruhe, Fernhaltung jeglicher Aufregung und Schlaf soviel als möglich."

Lucie nahm das noch feuchte Papier in die Hand. „Morphium?" fragte sie.

„Ja," erwiderte der Doktor, „und ich möchte Sie bitten, daß Sie die Pulver in Verwahrung behalten; es ist eine ziemlich starke Dosis, ich brauche Ihnen also Vorsicht nicht weiter zu empfehlen."

Sie legte das Rezept auf den Tisch zurück. „Ein unheimliches Bewußtsein," sagte sie mit einem unmerklichen Lächeln, „daß man von einem Pulver zu viel nicht wieder aufwachen würde."

„Wenn es auch so schlimm nicht ist," meinte der Doktor, „so könnten doch drei davon einen das Wiederaufstehen vergessen machen. — Klemens kann mich begleiten," fuhr er fort, „und die Pulver gleich aus der Apotheke mitbringen."

Lucie kehrte zu ihrem Manne zurück.

„Wo ist Klemens?" fragte der Professor, sobald er ihrer ansichtig wurde.

„Er ist mit Doktor Allbach in die Stadt gegangen, eine Kleinigkeit aus der Apotheke zu holen."

„Diese Ärzte mit ihren ewigen Quacksalbereien!" sagte Doppnau ungeduldig, „mir fehlt ja gar nichts; ein bißchen überangestrengt hab' ich mich, das ist alles. Ich muß durchaus wissen, wie es mit der Sternkarte steht."

Lucie gab keine Antwort; es wurde ihr unheimlich, zu hören, wie er immer wieder auf diese Angelegenheit zurückkam. Sie wußte, daß die Sternschnuppen nicht beobachtet worden waren, und auch, warum es nicht geschehen war. Das Blut dämmte sich ihr gegen das Herz.

Der Professor trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke. „Morgen," sagte er, „schreibe ich an die Verleger; ich bin gestern abend fertig geworden; dann machen wir eine Reise, und zum Winter geht's an die große Arbeit. Nur die Sternkarte!"

Lucie wandte das Haupt nach dem Fenster.

„Du wunderst dich, daß ich immer wieder davon anfange," sagte der Professor; „aber siehst du, das ist der Punkt auf dem i; eine Kleinigkeit, wenn du willst, aber die alten Sternkarten haben die Sternschnuppenschwärme nie verzeichnet, das ist mein Gedanke, und darum ist's mir von Wichtigkeit."

Alles dies sprach er rasch, heftig und aufgeregt.

„Gib dich doch nur für jetzt zur Ruhe," bat Lucie; sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

Eine halbe Stunde später kamen die Pulver; Lucie mischte ihm ein Glas.

„Also ist Klemens wieder zurück?" fragte er. „Schick' ihn mir herein."

„Willst du nicht lieber bis morgen damit warten?"

„Nein, nein, nein!" rief er. Seine Erregung wurde so groß, daß sie keinen andern Ausweg sah, als ihm den Willen zu tun.

Draußen stand Klemens wartend auf dem Flur. „Wie geht's?" fragte er, als er ihr verstörtes Gesicht sah.

Lucie blickte ihn mit angstvollen Augen an.

„Er verlangt durchaus nach der Sternkarte," lispelte sie.

Klemens trat einen Schritt zurück. „Um Gottes willen!" murmelte er, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

Jetzt hörten sie, wie der Professor von drinnen laut nach Klemens rief.

„Soll ich mitkommen?" fragte Lucie hastig.

„Nein, bleib," erwiderte Klemens dumpf; er trat zu dem Bruder ein.

„Na, endlich bekommt man dich zu sehen," sagte Doppnau; „nun sage mir, wie es gestern nacht gewesen ist?"

Klemens verstummte; dann, als er des Bruders Augen auf sich gerichtet sah, raffte er sich zusammen. „O — es — es ist nichts Besonderes zu sehen gewesen," brachte er stockend heraus.

„Der Himmel war doch aber ganz klar," forschte der Professor.

„Das freilich — jawohl —"

„Na, so sprich doch deutlich," murrte Doppnau. „Kamen die Sternschnuppen wie gewöhnlich?"

„Aus dem Perseus, wie gewöhnlich," sagte Klemens.

„Bring mir die Karte," befahl der Professor.

Klemens stand wie angenagelt.

„Was ist denn mit dir?" fuhr Doppnau auf. „Hörst du nicht, daß ich die Karte haben will?"

„Es ist nur —" stotterte Klemens, „daß ich dir gestehen muß — daß — weil ich nichts Besonderes bemerkte — ich die Sternschnuppen nicht eingezeichnet habe."

In diesem Augenblick hörte Lucie, die mit klopfendem Herzen an der Tür draußen lauschte, einen wütenden Aufschrei im Zimmer und das Klirren von Glasscherben am Fußboden.

Doppnau hatte das Glas, das er während des Gesprächs mit Klemens in der Hand gehalten, zur Erde geschleudert und sich im Bett hoch aufgesetzt. Der sonst so ruhige, besonnene Mann war außer sich, fassungslos vor Zorn.

„Das — das ist ja aber eine Dummheit ohnegleichen! Eine Elendigkeit! Eine Borniertheit! Eine Brutalität!" schnaubte er. „Da sitzt man wochenlang, monatelang und arbeitet, arbeitet, arbeitet, und in der ganzen Zeit eine einzige Stunde, sagt man ihm: ‚Gib du einmal für mich acht', und gibt ihm eine Aufgabe, die man jedem Sextaner geben kann, und nicht für eine Stunde hat er Ausdauer und Verstand genug, zu tun, was man ihm sagt! Und läßt einen im Stich wie ein — wie ein Lump — und zerstört einem die Arbeit eines Lebens — und — und — meine Arbeit ist verloren — mein Leben — und —" Die Worte verwirrten sich auf seinen Lippen, die Sprache erlosch, sein Haupt sank in die Kissen zurück, und dumpfe, unverständliche Laute entrangen sich seiner Brust.

Die Tür des Zimmers wurde jählings von innen aufgerissen; mit aschfahlem Gesicht erschien Klemens, beide Hände in das Haar krallend.

„Er stirbt!" heulte er, „er stirbt! Und ich habe meinen Bruder umgebracht!"

Er ging den Flur hinunter, taumelnd wie ein Betrunkener. Der Anblick war so entsetzlich, daß Lucie, ohne an ihren Mann zu denken, hinter ihm dreinstürzte.

„Klemens!" schrie sie, indem sie die Arme um seine Schultern warf, „Klemens, um Gottes willen, gib dich zur Ruhe; sage, was ist geschehen?"

Er drehte das Haupt von ihr hinweg.

„Laß mich," keuchte er, „laß mich!"

Klammernd hing sie sich an ihn, so daß sie bis an die Treppe geschleift ward. „Wir werden den Arzt rufen," stammelte sie, „nur komm zur Besinnung!"

„Dahin gehe ich selbst," grollte er zur Antwort. „Laß mich los, sag' ich dir! Laß mich los!"

Er hatte ihre Hände gefaßt und zerrte daran, um sie von seinem Halse zu lösen.

„Was habe ich dir getan?" flehte sie. „Was habe ich dir getan?"

In diesem Augenblick hatte er die Klammer ihrer Hände gesprengt. Er warf das Haupt zu ihr herum, und der schreckliche Blick von einstmals, der Blick des Hasses, aber verdoppelt, verdreifacht, brach aus seinen rollenden Augen. Seine Zähne knirschten.

„Du hast meinen Bruder verderbt! Du hast mich verderbt! Geh hinweg von mir, du — du Verderberin!"

Mit wütender Gewalt stieß er sie zurück; am Geländer der Treppe brach sie zusammen, ihre Knie schlugen an den Boden; mit langen Sprüngen flog er hinunter, um den Arzt zu Hilfe zu rufen.

Als Doktor Allbach erschien, fand er Lucie damit beschäftigt, dem Professor Eisumschläge auf den Kopf zu machen. Doppnau hatte die Besinnung wiedererlangt; der Anfall war vorüber.

„An Ihnen ist ein Arzt verloren gegangen," sagte Allbach bewundernd, als er mit Lucie vor der Tür stand.

„Sie glauben nicht, daß er sterben wird?" fragte sie tonlos.

„Es ist ein so mächtiger Organismus," erwiderte er, „in ein paar Tagen, hoffe ich, ist er wieder auf den Beinen. Was hat es denn gegeben?"

„Ein Streit mit seinem Bruder," antwortete sie kurz.

Wie es bei Nervenüberreizungen zu geschehen pflegt, daß eine Entladung eine plötzliche Wendung zum Besseren hervorruft, so hatte der Auftritt zwischen dem Professor und Klemens merkwürdig günstig auf dessen Zustand gewirkt.

Der schweren Erregung war die Ermüdung gefolgt, und mit der Ermüdung kehrte ihm die Ruhe zurück.

Aus einem mehrstündigen Schlafe erwachend, verlangte er, den Bruder wiederzusehen.

Lucie wollte das Zimmer verlassen, als Klemens erschien.

„Bleib doch, ich bitte dich," sagte Doppnau.

Er streckte dem Eintretenden die Hand entgegen; Klemens sank am Lager des Bruders in die Knie, drückte das Gesicht in die Decken und schluchzte wie ein Kind.

„Es tut mir leid, daß ich so heftig gegen dich geworden bin," sagte begütigend der Professor, „du mußt es mir zugute halten, du weißt, wenn der Mensch seine Nerven nicht in der Gewalt hat."

Klemens erwiderte nichts; man hörte nur sein dumpf ersticktes Weinen.

Doppnau legte die Hand auf seinen Kopf und streichelte über sein Haar.

„Sei doch nicht so außer dir," sagte er, „es war ja nur eine Aufregung von meiner Seite. Die Sternkarte leidet ja gar nicht darunter — aber mein Kerlchen, mein altes, liebes Kerlchen —"

Bei diesen zärtlichen Worten, die wie das Echo alter Zeit an sein Ohr und Herz drangen, erhob Klemens das tränenüberströmte Gesicht, warf die Arme um den Hals des Bruders und drückte das Gesicht an seine Wange.

Regungslos, wie versteinert hatte Lucie dem Vorgang beigewohnt. Sie sah, wie ihr Mann sich auf die Seite drehte, von ihr hinweg zu Klemens, leise mit ihm plaudernd, scherzend und lachend; sie sah, wie die Brüder sich wiederfanden, und ein eisiges Gefühl stieg in ihr auf, daß zwischen diesen beiden Seelen ein Dritter nicht mehr nötig sei.

Sie erhob sich von ihrem Platze, niemand rief sie zurück; lautlos ging sie hinaus.

Als sie ihr Zimmer erreicht hatte, fiel sie auf ihr Ruhebett, das Gesicht nach unten gewandt, und wie sie so dalag, starr, ohne Regung und Bewegung, war nur ein Bewußtsein in ihr lebendig, eine Frage: Warum hast du dich hineingedrängt zwischen diese Menschen, die deiner nicht bedurften?

Sie setzte sich auf, sie sammelte ihre Gedanken.

„Von da, wo man nicht hingehört," sprach sie zu sich, „geht man eben wieder hinaus."

Aber daran schloß sich eine Frage: Wohin gehen? Ja freilich — wohin? Sie blickte über ihr Dasein hin, voraus in die Zukunft — zur Seite in die Gegenwart — nirgends etwas, wohin sie verlangte, nirgends etwas, das ihr zuwinkte — Öde ringsumher — Einsamkeit und Wüste.

Durch das Fenster, gegen das sie mit dem Rücken saß, drang das Zwielicht herein; auf dem Arbeitstischchen, das neben dem Ruhebette stand, schien sich ein fahler Lichtstrahl verirrt zu haben, von dort glänzte etwas in mattem Weiß — Lucie griff danach, und es fiel ihr ein, daß sie ihrem Manne den Schlaftrunk bereiten mußte; sie hielt die Pulver in der Hand. Sie erhob sich, und als sie hinausgehen wollte, kehrte sie noch einmal zurück, ein Tuch um die Schultern zu knüpfen; sie hatte einen fröstelnden Schauer im Rücken gefühlt.

Als sie dem Professor den Trank gemischt und er das Glas ausgetrunken hatte, blieb sie neben seinem Bette stehen. In ihrem Gesicht regte sich keine Miene, an ihrem Leibe kein Glied, unbeweglich, aufmerksam beobachtete sie sein Einschlafen.

Doppnau hatte das Haupt zurückgelehnt, die Augen geschlossen, die Erquickung der nahenden Ruhe breitete sich über seine Züge; eine Viertelstunde später atmete er in tiefem, wohltuendem Schlaf.

Ein Hauch glitt über ihre Lippen: „So leicht geht es und so sanft?"

Die ganze Nacht hindurch brannte Licht in ihrem Zimmer, und Klemens, der keine Ruhe fand, hörte in jeder Stunde der Nacht, wie sich die Tür zum Schlafzimmer des Bruders leise öffnete und wieder schloß; unablässig wie ein Uhrwerk erfüllte sie ihre Pflicht. Er hörte den weichen Schritt, der die Treppe hinabstieg, und dann das leise Geräusch der Haustür. Er stand auf und blickte in den Garten hinunter, und er sah eine dunkle Gestalt, die im Laubgange wandelte, auf und ab, auf und ab.

So verging die andere Nacht und die nächste und die folgenden Nächte.

Nach Verlauf von acht Tagen erklärte Doktor Allbach, daß der Professor aufstehen könne; alle Gefahr war gehoben.

„Jetzt aber müssen Sie durchaus etwas für sich tun," sagte er, indem er in Luciens bleiches Gesicht schaute. Ihre Wangen waren eingefallen; die Augen lagen tief im Kopfe. „Sie haben wenig geschlafen in der Zeit?" fragte er.

„Nicht viel," entgegnete sie; „Sie könnten mir von Ihren Pulvern verschreiben."

„Sie haben ja das Rezept," erwiderte er. „Ihnen braucht man ja keine weiteren Vorschriften zu machen."

Sie nickte. „Nein," sagte sie leise, „nicht nötig."

Noch acht weitere Tage vergingen; der Professor kam wieder zu Kräften; fast den ganzen Tag über ging und saß er im Garten; Klemens war sein stetiger Begleiter. Lucie hielt sich in ihrem Zimmer; Doppnau sorgte sich nicht weiter darum, er wußte ja, daß es auf Anordnung des Arztes geschah.

Nach Ablauf dieser zweiten Woche erklärte Klemens, daß er abreisen wolle. Er hatte Lucie seit jenem schrecklichen Augenblick nicht wieder gesehen, er war ihr ausgewichen, wo und wie er konnte; den Gedanken, daß er ihr jetzt bei den gemeinsamen Mahlzeiten wieder gegenübersitzen sollte, ertrug er nicht.

Am Abend vor seiner Abreise ging er noch einmal in den Garten.

Es war spät; der wachsende Mond schwamm durch den tiefdunklen Himmel, sein Licht blinkte in dem rinnenden Strom, und wie die silberne Fläche hier aufblitzte und dort in weiter und immer weiterer Ferne, sah es aus wie eine märchenhafte Straße, auf welcher die Phantasie hinauszog in eine Weite, die kein Horizont mehr umspannte, wo Licht war ohne Untergang und Freiheit ohne Schranken.

In den Anblick versunken, schlenderte er den Laubgang entlang — und plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen: auf der Bank dicht vor ihm saß jemand; eine weibliche Gestalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, unbedeckten Hauptes. Der Mond bestrahlte ihre Züge — es war Lucie.

War es das Mondlicht, das ihr Gesicht so bleich erscheinen ließ? Mit verhaltenem Atem blieb er stehen; sie regte und bewegte sich nicht. Offenbar hatte sie ihn nicht bemerkt; er konnte nicht einmal erkennen, ob ihre Augen geöffnet waren oder geschlossen. Er wagte nicht weiter zu gehen, nicht zurückzukehren; er stand ohne Laut, und nun überrieselte ihn jählings ein kalter Schauer, als er in der tiefen nächtlichen Stille eine Stimme vernahm, die er noch nie gehört hatte. War das Lucie, die da sprach? Ja wirklich, ihre Lippen regten sich, wenngleich ihr ganzer übriger Leib ohne Bewegung blieb — aber dieser Ton, dieser schwere, müde, bleierne Ton, war das ihre Stimme? Sie blickte nicht nach ihm um, sie sprach vor sich hin, in die leere Luft:

„Du willst entfliehen — es ist nicht nötig — du brauchst dich nicht mehr vor mir zu fürchten."

Zögernden Schrittes trat er zu ihr heran.

„Lucie —?" fragte er, und das war alles, was er hervorbrachte.

Sie saß, in die Ecke der Bank gelehnt; als er vor ihr stand, hob sie die rechte Hand, anscheinend mit Mühe, er nahm sie in die seine und fühlte, wie schwer und kalt ihre Hand war.

„Denk' an die Agave," sprach sie mit schwerer Zunge, „sie sammelt Kraft, bis daß sie blüht — sammle — du mußt noch lange sammeln —"

„Willst du nicht ins Haus gehen?" fragte er.

„Nein," sagte sie, „leb' wohl."

Er fühlte einen leisen Druck ihrer Finger, dann sank ihre Hand herab.

„Geh doch lieber ins Haus," bat er noch einmal.

„Laß mich — ich gehe zu Bett — laß —" ihre letzten Worte verhauchten wie in einem Lallen.

Er wußte nicht, was er tun sollte; den Bruder wecken? Aber das hätte ihm Schaden bringen können. Ratlos ging er auf sein Zimmer. Sie hatte ja versprochen, zu Bett gehen zu wollen; wenn sie wirklich noch in der warmen Sommernacht da draußen sitzen blieb, so konnte es ja keine Gefahr haben. Er blieb angekleidet, von dumpfer Unruhe bedrückt, und legte sich auf das Sofa. Dort fiel er in schweren Schlaf.

Als er erwachte, war es noch früher Morgen, aber heller Tag. Das erste, was vor seine wirren Sinne trat, war der Gedanke an Lucie.

Ob sie nun nach Haus gekommen sein mochte? Sicherlich doch. Trotzdem ließ es ihm keine Ruhe, er stieg in den Garten hinab.

Als er sich der Bank näherte, fuhr er beinah mit einem Schrei zurück; sie saß noch da.

„Lucie!" rief er und stürzte auf sie zu.

Sie war eingeschlafen, ihr Haupt auf der Rücklehne der Bank, der Morgentau lag in Tropfen, wie in Tränen auf ihrem Gesicht.

Er ergriff ihr niederhängende Hand — und mit einem Entsetzensschrei fuhr er zurück — kein Hauch ging mehr über ihre Lippen — er hatte eine Tote angerufen. —

In der Stadt war ein allgemein bedauerndes Kopfschütteln über das plötzliche Ende einer so kurzen und, wie alle Welt wußte, so harmonischen Ehe.

Die arme junge Frau! Es war so erklärlich und darum so doppelt traurig; von den Pulvern, die für ihren Mann be-

stimmt waren, auch einmal für sich selbst Gebrauch machen zu wollen, weil sie nicht schlafen konnte, und sich in der Dosis zu vergreifen.

Als einen Beweis für die Innigkeit, mit welcher die drei Leute dort oben gelebt haben mußten, erzählte man sich von dem verzweifelten Schmerz, den der junge Doppnau beim Tode der Schwägerin gezeigt hatte.

Er war ganz außer aller Fassung gewesen; mit Mühe hatte man ihn von der Leiche zu trennen vermocht, und nur der angestrengtesten Kunst des Doktor Allbach hatte man es zu verdanken, daß er an einem schweren Nervenfieber vorbeigekommen war.

Bald nach der Beerdigung war er nach Heidelberg zurückgekehrt, wo er studierte; die Bestattung hatte im Garten der Sternwarte stattgefunden.

Wie in einer Vorahnung ihres frühen Todes sollte die arme junge Frau einmal den Wunsch geäußert haben, an einer Stelle des Gartens, die ihr besonders lieb geworden war, begraben zu werden. Der Professor hatte es durch seinen Bruder erfahren, und wie sehr er seine Frau geliebt hatte, das zeigte sich an der Energie, mit der er für ihren letzten Wunsch eintrat. Die Regierung, der das Grundstück gehörte, hatte anfänglich durchaus nicht gewollt — endlich hatte sie aus Rücksicht für den verdienten Mann nachgegeben. —

Und von der Stätte, an der Lucie Immenhof einstmals zum ersten Male gestanden, und dann so manches Mal und zum letzten Male gesessen hatte, blickt nun das Kreuz Lucie Doppnaus, von rauschendem Kastanienbaum überschattet, auf Tal und Fluß hernieder.

Winter ist es geworden; der Schnee liegt auf Wegen und Stegen, und der Hügel, unter dem ein Mensch ruht, verschwindet in der eintönigen Fläche.

Droben im Zimmer sitzt ein Mann; ein einsamer Mann, aber nicht ein unglücklicher; denn der große Nerv des Mannes-lebens ist ihm lebendig, die Arbeit.

Er hat sich die Sonne in seine einsame Stube herabgeholt; aus ihrem Sein und Wesen, das er beschreibt, quillt ihm sein Werk. Manchmal vielleicht, wie im Traume, kommt ihm der Gedanke, daß andere ihn vorzeiten um die Sonne gebeten haben, und daß er sie ihnen nicht zu geben vermocht hat — dann steht

er auf, blickt in den Garten, und für einen Augenblick vergißt er die Sonne, weil er der Erde gedenkt und dessen, was die Erde birgt.

Und jede zweite Woche kommt ein Brief von fernher, der ihm verkündet, daß ein Bruder ihm lebt, in dessen Herz dereinstmals sein Herz, in dessen künftigen Werken das Werk seines Lebens weiter leben wird.

An dem Wege aber, der zu dem einsamen Kreuze führt, steht unter ihrem Glasdache eine Agave, immer gekleidet in das nie wechselnde Grün, wandellos, scheinbar leblos.

Nur wenn die Wandervögel zu ziehen beginnen, dahin, wo eine wärmere Sonne Blüten reift, dann wacht sie auf und blickt umher, und wenn sie alsdann nur Schnee um sich her sieht, Einförmigkeit und Öde, dann regt es sich in ihr wie ein dämmerndes Bewußtsein von dem Boden, dem sie eigentlich gehört, und dem man sie entrissen, wie ein dumpfes Sehnen, wie eine Frage, ob es besser sei, zu leben, zu blühen und, wenn es sein muß, an der Blüte zu sterben, oder sicher zu bleiben vor dem Tode und ewig, ohne Blüte, zu leben.

Grundlagen des Textes

Entsprechend dem Plan der Gesamtausgabe, wonach allemal die letzten, vom Verfasser selbst noch durchgesehenen Auflagen die Grundlagen des Textes bilden, kommen für diesen Band in Betracht:

1. Novellen von Ernst von Wildenbruch, (enthaltend Franceska von Rimini, Vor den Schranken, Brunhilde) 10. Auflage. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1906. 339 Seiten. 8^0.
2. Neue Novellen von Ernst von Wildenbruch (enthaltend u. a. Das Riechbüchschen, Die Danaide, Die heilige Frau). 9. vermehrte Auflage. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1902. 248 Seiten. 8^0.
3. Der Meister von Tanagra. Eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas von Ernst von Wildenbruch. 10. Auflage. Neue Ausgabe mit Bildern von Franz Stassen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1907. 185 Seiten. 8^0.
4. Der Astronom. Erzählung von Ernst von Wildenbruch. Zehntes Tausend. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1903. 167 Seiten. 8^0.

Von den ersten Drucken wurden alle in der Einleitung angegebenen verglichen, ausgenommen die in Tageszeitungen erfolgten („Franceska von Rimini"; „Vor den Schranken"), da bei diesen der Dichter nicht in der Lage war den Druck zu überwachen.

Bis an sein Lebensende hatte Wildenbruch die Gewohnheit, seine Romane und Novellen unmittelbar aus den Originalhandschriften, die in den meisten Fällen die erste Niederschrift überhaupt waren, drucken zu lassen, so daß also die Fehlerquelle einer zwischen der Handschrift und dem Druck stehenden Abschrift eines Dritten hier nahezu völlig ausgeschaltet ist.

Leider konnte nur bei vier in diesem Bande enthaltenen Novellen auf die Handschriften zurückgegangen werden. Diejenige der „Franceska von Rimini" muß nach den mir gewordenen Mitteilungen der früheren Besitzerin als verloren gelten; wo sich die Originalmanuskripte von „Vor den Schranken", „Die heilige Frau", „Der Astronom" befinden, konnte ich nicht er-

fahren. Dagegen sind folgende Originalhandschriften für den vorliegenden Band verwendet und verglichen worden:

1. Das Riechbüchschen. Die erste Niederschrift der ersten Fassung der Novelle von 1873: elf blau bezifferte Foliobogen gelben Konzeptpapiers (die letzten beiden Seiten unbeschrieben) mit vielen Korrekturen. Auf der ersten Seite über dem Text: „Das Riech (über gestrichenem: Bisam) büchschen". Eigentümerin Fräulein Joh. Schultz in Frankfurt a. O.

2. Der Meister von Tanagra. Vollständige Handschrift, bestehend:

a) aus der ersten Niederschrift, umfassend 150 Seiten; Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—38;

b) aus der teilweisen Umarbeitung der Gelagszene im Hause des Praxiteles und der Fluchtszene. (GW. S. 98, Z. 3 v. u. bis S. 109, Z. 8 v. o.) 18 Seiten; Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—6 — und zwar ist b in a in der Weise eingefügt worden, daß an die letzten Worte auf Seite 6 sich die ersten von a auf Bogen 34 anschließen. (GW. S. 109, Z 9 v. o.) In dieser Form bilden a und b zusammen die letzte Redaktion und unmittelbare Vorlage des ersten Drucks. Viele Korrekturen. Über dem Text auf der ersten Seite:

„Der Meister von Tanagra, (eine Künstlergeschichte aus Alt-Hellas)." Die ursprüngliche Bezeichnung „Novelle" gestrichen. Eigentümer: Herr Dr. Ernst Wagner, M. d. A. in Breslau.

3. Brunhilde. Vollständige Handschrift: 22 blau bezifferte Foliobogen gelben Konzeptpapiers; erste Niederschrift mit viel Korrekturen. Der Held heißt noch Reinhold Niemann. (Vgl. Deutsche Rundschau 1911. Oktoberheft S. 59.) Über dem Text auf der ersten Seite „Brunhild. Novelle". Eigentümer: der Herausgeber.

4. Die Danaide. Vollständige Handschrift. 109 Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—28. (In Bogen 27 auf einem unbezifferten Blatt eine Variante: Letzte Redaktion der Stelle GW. S. 396, Z. 17 v. o. —30.) Viele Korrekturen. Über dem Text auf der ersten Seite: „Die

Danaide"; am Schluß: „Ernst von Wildenbruch". Handschrift im Nachlaß des Dichters.

Spätestens mit dem ersten Buchdruck war in der Regel die eigentliche Arbeit an dem betreffenden Werk abgeschlossen. Doch ist bis an sein Lebensende bei Neuauflagen die feilende Hand des Dichters zu spüren. Bei den älteren Novellen galt diese Feile vor allem der Milderung und Dämpfung allzu grell oder kraß wirkender Töne und Farben, der Ausschaltung allzu starker Superlative. Von einer durchgreifenden systematischen Tätigkeit in dieser Richtung aber kann ebensowenig gesprochen werden, wie bei den rein sprachlichen Änderungen, die im Laufe der Jahre vorgenommen wurden. Manche Wendungen, die in den ersten Fassungen der älteren Werke sich regelmäßig finden, wie „der erstere", „der letztere", das demonstrativische „derselbe" u. a. sind später an vielen Stellen ausgemerzt und durch andere ersetzt worden, an ebenso vielen aber auch stehen geblieben. Dem Herausgeber stand es natürlich nicht zu, hier ergänzend einzugreifen. Ebensowenig hielt er sich für befugt die oft willkürliche, aber ganz individuelle Interpunktion einheitlich zu regeln.

133673 LC.
W6726.

Author Wildenbruch, Ernst von

Title Gesammelte Werke, hrsg. von Berthold Litzmann. Vol. 1

DATE.	NAME OF BORROWER.
Reg. 6/27	Laila C. Scott Trinity Coll.
Dec. 1/51	B, Tang